



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

AUF
DEUTSCHLANDS
HOHER
SCHULEN.

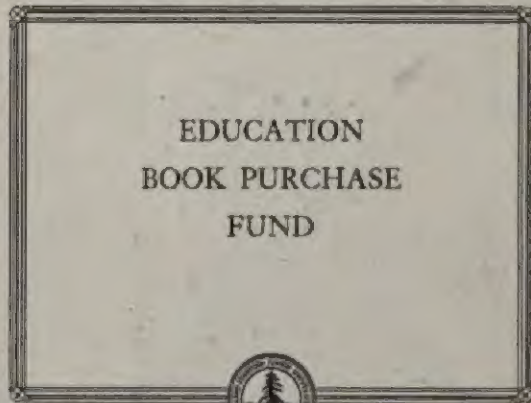


370.943
F447





SCHOOL OF EDUCATION
LIBRARY



EDUCATION
BOOK PURCHASE
FUND



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



147





VERLAG · HANS LUDWIG CHILO · BERLIN W.

Von diesem Buch sind für Bücherfreunde
200 Exemplare besonders luxuriös
ausgestattet, auf feinstem Kunst-
druckpapier gedruckt und in
Ganzleder gebunden.

Der Preis dieser
Exemplare
beträgt
20 M.



Titelzeichnung
und Zierstücke
von
Hans Baluschek.

Auf
Deutschlands hohen Schulen.

Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen
Hochschul- und Studentenseins.

Bearbeitet und herausgegeben von

Dr. R. Hick

unter Mitwirkung

von

Hanns Freiherrn von Gunppenberg * Dr. H. Langguth
Dr. Hofmeister * Dr. Paul Grabein * Jul. Kirchhoff
Dr. Joh. Noeltig * Dr. Fritz Hoffmann * Dr. Römpler
Dr. W. Fick * H. Langla * Fritz Hupfer * Otto Wendt
Dr. Doege * Dr. G. Conrad.

Mit 400 Abbildungen und Zierstücken.



Verlag
Hans Ludwig Sizzo,

Berlin * Leipzig

MDCCC

Der Nachdruck,
auch einzelner
Artikel aus diesem
Buche ist verboten.

Das Übersetzungs-
recht bleibt vorbe-
halten.



Vorwort.

Wie soll ich dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbarisches, liebliche, unharmonisches, gesangvolles, zurückstößendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre? Wie soll ich euch beschreiben, ihr goldenen Stunden, ihr Feiertlänge der Bruderliebe? Welche Töne soll ich euch geben, um mich verständlich zu machen? Welche Farben dir, du mir begriffenes Chaos! Ich soll dich beschreiben? Nie! Deine lächerliche Außenseite liegt offen, die sieht der Kaiser, die kann man ihm beschreiben, aber deinen inneren, lieblichen Schmelz kennt nur der Bergmann, der singend mit seinen Brüdern hinabfuhr in den tiefen Schacht. Gold bringt er herauf, reines, lauterer Gold, viel oder wenig, gilt gleich viel. Aber dies ist nicht seine ganze Ausbeute. Was er geschant, mag er dem Kaiser nicht beschreiben, es wäre allzu sonderbar und doch zu köstlich für sein Ohr. Es leben Geister in der Tiefe, die sonst kein Ohr erfährt, kein Auge schaut. Musik ertönt in jenen Hallen, die jedem nüchternen Ohr leer und bedeutungslos ertönt. Doch dem, der mit Gefühl und mit Gesungen, giebt sie eine eigene Weihe, wenn er auch über das Koch in seiner Mütze lächelt, das er als Symbolum zurückgebracht.

Das Burschenleben, wie es Hauff mit diesen begeisterten Worten preist, und die Stätten, an denen es sich abspielt, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer heutigen Gestalt zu schildern, ist die Aufgabe dieses Buches. Es will das studentische Leben der Gegenwart zu seiner reichen kulturgeschichtlichen Vergangenheit in Beziehung setzen und aus ihr heraus erklären, und so die akademische Welt dem Verständnis dessen, der in ihr lebt oder im Begriff steht, in sie einzutreten, näher bringen. Wie mancher, der zum ersten Mal die Schwelle der alma mater überschreitet, steht pochenden Herzens und befangen der neuen Welt gegenüber, die sich ihm eröffnet und der er von nun an angehören soll; wohl läßt ein ahnendes Vorgefühl der „akademischen Freiheit“ seine Brust schwellen, aber das unbekannte Land, in das er sich halb zögernd, halb ungeduldig vorwärts drängend hineinbezieht, ist ihm fremd und unverständlich. Dies Buch soll ihm ein Führer und zuverlässiger Berater sein. In das allmähliche Werden des heute Bestehenden, in den Geist unserer Väter, die uns als ein reiches Erbe den Schatz, den wir in unsern Universitäten besitzen, hinterlassen haben, soll es einen Einblick verschaffen, damit vor allem die heranwachsende Generation, ohne darüber die Anforderungen des heutigen Lebens zu vergessen, sich stets voll Pietät der Größe und schlichten Erhabenheit des von unsern Vorfahren geschaffenen Werkes bewußt bleibt.

Daß die Lösung dieser Aufgabe, bei dem weiten Umfange des zu bearbeitenden Stoffes und bei den Gegensätzen, die das geschichtliche und das moderne Studentenleben umspannt, nicht den Beifall aller finden wird, ist vorauszusehen. Das Buch hat eine — schon durch die Titelzeichnung verfinnbildliche — Tendenz, die

hoffentlich von vielen, namentlich unter der akademischen Jugend, gebilligt werden wird. Für solche, die in der Bethätigung eines ehrenhaften deutschen Studententums nur die Bewahrung toter Formen sehen, nicht aber den lebendigen Quell echt deutscher Volksart erblicken können, der hier so kräftig sprudelt wie nirgends, ist dies Buch nicht geschrieben; es wendet sich vielmehr an alle, die deutsch empfinden und an der Pflege deutschen Burschenlebens festhalten. An diese aber wendet es sich ohne Unterschied und mit dem Bemühen, ihnen allen gerecht zu werden, von der Voraussetzung ausgehend, daß die schöne Vergangenheit unseres Studentenlebens nicht gewissermaßen als ein Sondervorrecht einer einzelnen Gruppe, sondern als Gemeingut allen angehört, die sich als deutsche Burschen fühlen.

Wenn es trotz dieses Bestrebens den Anschein haben könnte, als seien die alten Korporationen über Gebühr berücksichtigt, so liegt das an dem ganzen Charakter des Werks, das in erster Linie eine Kulturgeschichte sein will und sich darum vor allem auf das Material, das sich aus der Geschichte dieser Verbindungen ergibt, stützen mußte. Ohne die Vorarbeiten auf diesem Gebiete, vor allem ohne die gründlichen Forschungen des Dr. W. Fabricius, dessen Werk über die „deutschen Corps“ den meisten meiner Mitarbeiter und mir eine überaus dankenswerte Hilfe gewesen ist, wäre die Herstellung des vorliegenden Buches, zumal in der kurzen mir zu Gebote stehenden Frist eines knappen Jahres, nicht möglich gewesen.

In der entgegenkommendsten Weise bin ich von Seiten der studentischen Korporationen selbst durch Übersendung von Druckschriften und Bildern unterstützt worden; ich hoffe, daß das Interesse, welches die Studentenschaft dem Buche bei seiner Ankündigung und während seines Entstehens entgegenbrachte, auch dem fertigen Buche bewahrt bleibt, und bitte auch fernerehin Verechtigungen, Ergänzungen und sonstige Mitteilungen an mich gelangen zu lassen.

Meine Mitarbeiter haben mich bei der Fertigstellung des Werkes getreulich unterstützt; ihr Anteil läßt sich im Einzelnen nicht genau abgrenzen, doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß die Darstellung des historischen Abschnitts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im wesentlichen der Feder des Herrn v. Gumpenberg entstammt, und daß die größtenteils auf handschriftlichen, bisher unveröffentlichten Quellen beruhende Arbeit über Kostock von dem Bibliothekar Dr. Hofmeister, die Monographie über Königsberg von Oberlehrer Dr. Fritz Hoffmann herrühren. Meinem Kollegen Dr. Doege, der sich auch der Bearbeitung der Bibliographie unterzogen hat, bin ich zu besonderem Danke verpflichtet, weil er mich auf die reichen Schätze der jetzt der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums unterstellten Freiherrlich v. Cipperheide'schen Kostümsammlung aufmerksam gemacht und so den Bilderschnitt des Werkes um manches interessante Blatt vermehrt hat. Der Herr Verleger, der kein Opfer gescheut hat, um den Wert des Buches durch Beschaffung eines reichen Illustrationsmaterials zu erhöhen und ihm eine glänzende Ausstattung zu geben, hat sich um die Herstellung des Buches in seiner vorliegenden Gestalt ein nicht geringes Verdienst erworben.

Berlin, im Dezember 1899.

Der Herausgeber.

Inhaltsübersicht.

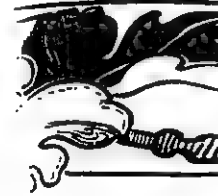
2. Teil.

Die einzelnen Hochschulen.

	Seite
Heidelberg 1586	243—252
<p>Vondschäftliche Lage — Die Stadt. — Gründung der Universität. — Einführung der Reformation. — Die Universität im 17. Jahrhundert. — Studentenleben bis 1800. Die Napoleo-Lära. Orden und Landmannschaften. Burschenschaft und Corps. Die Hochschulverbindungen. — Die politische Burschenschaft. — Schwarze Verbindungen, Turnvereine u. s. w.</p>	
Erfzig 1409	254—275
<p>Allgemeiner Charakter Erfzigs. — Die Anlage der Universität. — Die Universität im 16. und 17. Jahrhundert. — Die heutige Universität. — Der ganze Stadtleben. — Zusammensetzung der Studentenschaft. Wirtschaftliche Verhältnisse. — Beziehungen zur Burschenschaft. — Theatergesellschaften. Konzerte. — Theater. — Prose als Vorleser Student. — Tanz und Musik. — Kammler und Auszüge. — Der Majestica. — Landmannschaften und Orden. Th. Körner als Landmannschafter. — Burschenschaft und Corps. — Die Korporationen bei der 483jährigen Jubelfeier. — Die heutigen Korporationen.</p>	
Wopod 1419	274—295
<p>Gründung der Universität. — Übersiedelung nach Breisowald. — Wopod nach Cabod. — Studentenleben im 15. Jahrhundert. — Der Humanismus. — Die Reformation. Reorganisation der Universität. — Streit um das Patronat. — Tischlerverordnungen des 16. Jahrhunderts. — Das Wopod Kolleg. — Materiel der Universität im 16. Jahrhundert. — Die Nationen. — Studentenleben im 1740 — Wopod und Wopod. — Schließung der Wopod Universität. — Die Orden. — Die allgemeine Burschenschaft. — Die Burschenschaft vom Jahre 1818. — Die Burschenschaft in den 50er Jahren. — Aufblühen der Universität seit 1827. — Die heutigen Korporationen.</p>	
Greifswald 1456	296—300
<p>Alte Geschichte. — Wopod im 18. Jahrhundert. — Aufgaben unter preussischer Herrschaft. Wirtschaftliche Verhältnisse. Die Korporationen. Die Stadt und ihre Umgebungen.</p>	
Freiburg 1457	301—309
<p>Gründung der Universität. Hoher Stand der Bildung am Oberelbe. — Umstände der Gründung. — Studentenleben im 16. Jahrhundert. — Reformen zu Beginn des 17. Jahrhunderts. — Die Herrschaft der Jesuiten. — Übersiedelung nach Konstanz. — Aufschwung der Hochschule. — Studentenleben vor 1800. Die Universität unter badischer Herrschaft. Die Stadt. — Der Breisgau. Anfänge des Verbindungslebens. Die heutigen Korporationen.</p>	
Tübingen 1477	310—318
<p>Vondschäftliche Lage. — Wirtschaftliche Verhältnisse. — Gründung der Universität. — Der Humanismus. — Die Reformation. Herrschaft der Theologie. — Studentenleben im 16. Jahrhundert. — Einfluß des Wopodigen Klerus. — Vertrag Karl Ludwig. — Gründung der Hochschule. — Einwirkung der französischen Revolution. — Die Orden und Landmannschaften. — Die Burschenschaft. Die heutigen Korporationen. — Die Universität im 19. Jahrhundert.</p>	
Marburg 1527	319—327
<p>Allgemeiner Charakter der Universität. — Die Stadt. — Die Umgebungen. — Die Gründung der Universität. Die Universität im 16. Jahrhundert. Ansehen der theologischen Fakultät. Studentenleben im 16. Jahrhundert. — Streit zwischen Kassel und Isenstadt. — Demutierung der Studentenschaft nach dem 50-jährigen Kriege. — Christian Wolff. — Marburg im 17. und 18. Jahrhundert. — Studentenleben im 18. Jahrhundert. — Marburg unter weltlicher Herrschaft. — Aufschwung der Universität nach dem Befreiungskriege. — Orden und Landmannschaften. Die Landmannschaft. Corps und Burschenschaft. — Die Altkamerale. Die heutigen Korporationen.</p>	
Königsberg 1544	328—341
<p>Charakter der Universität. — Vordeschichte. — Gründung der Universität. — Herrschaft der weltlichen Philosophie. — Theologische Streitigkeiten. — Studentenleben bis zum Jahre 1700. Die Nationen. Fortschritt des wopodigen Klerus. Die 1. Jahreshälfte. — Sebastianus Wopodensis. — Christian Wolff als Rektor. — Kahl. — Studentenleben am Ende des 18. Jahrhunderts. — Ernennung und Lebensumstände Wopodensis. — Stellung der allgemeinen Burschenschaft. — Zusammenstoß der Burschenschaft. — Landmannschaften, Redaktionen und Corps. — Studentenleben in den 50er Jahren. — Wirkung der Königsberger Universität. — Studentenleben in den 30er und 40er Jahren. — Die Burschenschaft Albertina. — Politische Strömungen in der Studentenschaft. Christian Wolff als Rektor. Die heutigen Korporationen. Die Fakultät Albertina.</p>	

Jena 1558

Charakter der Universität. — Gründung. — Anfänge der Universität
zwei Jahrhunderte. — Professoren-Tische. — Die Jenerseher
Pump in Jena. — Das Sechsen. — Wandlungen des akademischen
Erinnerungswortens. — Universitäts-Institute. — Wandel
— Die Corps. — Die übrigen Borporationen. — Lande!



Würzburg 1582

Allgemeiner Charakter Würzburgs. — Baudenkmal
Juliusseßel. — Die Universitäts-Institute.
buntern. — Die Orden. — Die Gesellschaft
Burschenschaft Teutonia. — Die Germanen
am Jünglingsbund. — Die Amicitia
— Der S. C. — Der D. C. —
Borporationen.

Gießen 1607

Charakter der Stadt. —
18. Jahrhundert. — Die
Gießener „Schwarzen“
verfällt im 18. Jahrh.

Kiel 1665

Gründung der
Die Universität
Corps. —
Anfänge der
unter r.

Halle 1694

(52)

... hecken
...
...zig Gut,
...
...
... in's weite,
... des Lebens froh,
... zum Geleite.

Doch wo Du weißt auf Deiner F
Sei Herde deutscher Jugend,
Ein echter Erbe deutscher Art
Und jeder Burschentugend,
Deß Herz stets heiß entgegenstößt
Dem Edlen und dem Rechten,
Deß Arm, wenn's Burschenehre gilt,
Auch kühlich weiß zu fedzen!

Aud der mit hellem Hochgesang
All' Trübsal scheucht von dannen,
Der froh bei Sang und Gläserklang
Die Sorgen weiß zu bannen!
Wo wär' ein Fürst auf seinem Thron,
Den Glück und Gunst umbuhlen
Wie Dich, Du junger Musensohn
Auf Deutschlands hohen Schulen!

Paul Schiller.



1. Teil.

Hochschulwesen
und
Studententum im allgemeinen.





Wer ist's, des jugendheller Sang
 All' Trübsal scheucht von dannen?
 Der froh bei Sang und Bläserklang
 Die Sorgen weis' zu bannen?
 Dem Lust wird aller Mühen Lohn,
 Den Glück und Günst' umbuhlen?
 Du bist es, junger Musensohn,
 Auf Deutschlands hohen Schulen!

Als Weggenos' den kecken Mut,
 Sind allzeit die Scholaren,
 Ob Freiheit auch ihr einzig Gut,
 Purd' deutsches Land gefahren.
 So ziehst auch Du, jung Studio,
 Hinans in's Reich, in's weite,
 Der Sorgen los, des Lebens froh,
 Die Freiheit zum Geleit.

Und ob's Dich treibt zum Ostseestrand,
 Zu Neckar, Elbe und Saale,
 Ob zu des Rheines Nebenrand,
 Zu Berge oder Thale,
 Allüberall in deutschen Bau'n
 Steht Dir dein Haus bereitet,
 Die hohen Hallen stolz zu schau'n,
 Darin die Weltzeit schreitet.

Doch wo Du weilst auf deiner Fahrt,
 Sei Erde deutscher Jugend,
 Ein echter Erbe deutscher Art
 Und jeder Burschentugend,
 Des Herz stets heiß entgegenschwillt
 Dem Edlen und dem Rechten,
 Des Arm, wenn's Burschenehre gilt,
 Auch kühnlich weis' zu sechten!

Und der mit hellem Hochgesang
 All' Trübsal scheucht von dannen,
 Der froh bei Sang und Bläserklang
 Die Sorgen weis' zu bannen!
 Wo wär' ein Fürst auf seinem Thron,
 Den Glück und Günst' umbuhlen
 Wie Dich, Du junger Musensohn
 Auf Deutschlands hohen Schulen!

Wag. Scheller.



1. Teil.

Hochschulwesen
und
Studententum im allgemeinen.





Vorgeschichte.

Tam pro papa, quam pro rege
 Hbunt omnes sine lege
 Bibit constans, bibit vagus
 Bibit rudis, bibit magus
 Aus den Carmina Latina.

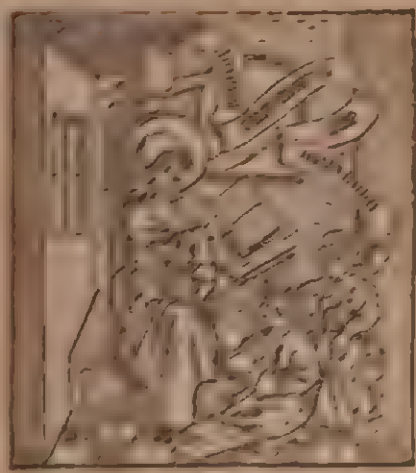
Wie fast alle Formen ihrer Kultur haben die Deutschen auch das Universitätswesen von den romanischen Nachbarn übernommen. Aber der deutsche Geist hatte von jeher mit dem umfassenden Künstlergenie die Eigentümlichkeit gemein, daß er bei der bloßen Nachahmung des Fremden nicht stehen bleibt, vielmehr bei aller offensinnigen Empfänglichkeit, seiner ursprünglichen Art getreu, das Aufgenommene umbildend sich anpaßt und zu höherer Bedeutung erhebt. Einen weiten Weg allmählicher Entwicklung mußten die deutschen Universitäten zurücklegen, heute aber wird niemand mehr bestreiten, daß unsere Sonderart ihnen zu einer ganz einzigen Stellung verholfen hat. Heinrich von Sybel konnte in einer akademischen Rede stolz darauf hinweisen, daß die deutsche Hochschule jetzt in ganz Europa den Universitäten als Muster und Vorbild gilt, nachdem das Urteil englischer und französischer Sachverständiger wiederholt ihre Überlegenheit in jeder Hinsicht anerkannte. In der That hat es nur die deutsche Hochschule verstanden, Forschung und Unterricht in fruchtbarster Weise zu verschmelzen und sich die notwendige schulmäßige Geschlossenheit zu erhalten, ohne auf den Sogen der Freiheit Verzicht zu leisten.

Die ältesten Vorbilder der Universitäten waren die großen Lehranstalten des späteren Altertums so das 280 v. Chr. von Ptolemaos Philadelphos in Alexandria ^{Alexa} gegründete Museion, ferner die seit 170 n. Chr. als Anstalt organisierte berühmte ^{Wander} Philosophenschule zu Athen und ihre „Atheneaen“ genannten Tochteranstalten in Rom, Lugdunum Lyon, Nemausus Nîmes, und Konstantinopel; außerdem wirkten wohl auch vorbildlich die von arabischen Fürsten und Gönnern ins Leben gerufenen „Medresen“ des früheren Mittelalters wo neben mohammedanischer Theologie, Jurisprudenz und arabischer Grammatik auch Medizin, Astronomie und Mathematik gelehrt wurden. Den Kern der christlichen Universitäten bargen schon die Kloster- ^{Klöster und} und Domschulen, die seit dem 8. Jahrhundert vielfach als „scholae publicae“ auch ^{Domschulen} Schüler von auswärts annahmen. Weltlichen Ursprungs war vielleicht die uralte medizinische Hochschule zu Salerno, deren Entstehen in tiefes Dunkel gehüllt ist, wir wissen von salernitanischen Ärzten aus dem elften Jahrhundert und noch früherer

1275

Die Universität zu Köln wurde im Jahre 1275 durch Papst Gregor X. in eine Universität erhoben. In demselben Jahre wurde die Universität zu Köln in eine Universität erhoben. In demselben Jahre wurde die Universität zu Köln in eine Universität erhoben.

1275



Die Universität zu Köln

Die Universität zu Köln wurde im Jahre 1275 durch Papst Gregor X. in eine Universität erhoben. In demselben Jahre wurde die Universität zu Köln in eine Universität erhoben. In demselben Jahre wurde die Universität zu Köln in eine Universität erhoben.

1275

Die Universität zu Köln wurde im Jahre 1275 durch Papst Gregor X. in eine Universität erhoben. In demselben Jahre wurde die Universität zu Köln in eine Universität erhoben. In demselben Jahre wurde die Universität zu Köln in eine Universität erhoben.

1275

der Toulouser Hochschule zugebilligt hatte. Zu den Privilegien kamen dann auch noch Immunitäten und die Freiheit von Steuern, Abgaben und Zöllen.

Unter den romanischen Universitäten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ragen vor allem Paris und Bologna hervor, jenes namentlich als die „Mutter der Scholastik“ dieses als die glänzendste Pflanzstätte der Rechtsgelehrsamkeit. Da beide insbesondere Paris, die Entwicklung des deutschen Universitätswesens vorzugsweise bestimmten, muß etwas näher auf die Verfassung und korporative Gestaltung dieser berühmten Hochschulen eingegangen werden.

Bologna war nicht die älteste Rechtschule Italiens, doch überflügelte sie ^{Bologna} im 12. Jahrhundert Pavia und Ravenna, die im 11. Jahrhundert größere Bedeutung besaßen hatten. Der Versuch der italienischen Rechtslehrer die Bestimmungen Justinians über die Rechtsschulen auf die entstehenden Universitäten anzuwenden, mißglückte. Da jene Anordnungen für die Verhältnisse des feudalistischen nicht mehr zutrafen. Die Weiterbildung des Scholarenrechts mußte daher auf dem Wege von Verträgen und Privilegien erfolgen, oder auch einfach durch Würgation. So setzten die Bologneser Scholaren bei Kaiser Friedrich I. im dem 1158 auf den Konzaltischen Feldern erlassenen Gesetz der Authentica (nach dem Anfangsworte „Habita“ genannt zuerst von allen Hochschülern ein Privileg durch, dem zufolge alle zu einer Studienanstalt beabsichtigten wissenschaftlicher Ausbildung Reisenden, namentlich aber die Studierenden der Rechtswissenschaft in den besonderen Schutz des Kaisers genommen und unterwegs wie an Ort und Stelle vor jeder Behelligung sicher gestellt wurden. Als Angeklagte sollten sie nach Verheißung ihrer Professoren oder den Bischof der Stadt zum Richter wählen. Dieses Privileg Barbarossas wurde die Grundlage aller Privilegienbriefe, welche die Universitäten später von den Kaisern und Landesherren erhielten, es gab ferner indirect Veranlassung zu einer korporativen Verbindung der Scholaren, insofern es diesen besonders zugute kam und der Zusammenfluß mehr Schutz nach außen und ungenüterer Genuß der Freiheiten verbürgte. In Bologna vereinigten sich zuerst die scholares forenses der Rechtswissenschaft. Der Charakter der Bologneser Scholarenkorporationen war zunächst der durch wechselseitigen Vertrag begründeter freier Innungen von Landsleuten am fremden Orte, ganz wie z. B. auch die deutschen Kaufleute zu ähnlichem Zweck nationale Genossenschaften im Auslande bildeten, sie zogen sich daher mit aus fremden Italienern und Nichtitalienern zusammen. Die Korporation übernahm auch für jeden ihrer Anwohner die Unterhandlung mit den Hausbesitzern über Wohnungsmiete u. s. w., eine der Hauptangelegenheiten des mittelalterlichen Scholarenrentums. An der Spitze jeder Scholarenverbindung stand ein „rector societatis“ oder „universitatis scholarium“, nach dem Mütter der italienischen Städteverfassung, nicht zu verwechseln mit dem „rector scholarum“ oder magister, der lediglich die Schule d. h. den Unterricht leitete. Gleichfalls dem italienischen Stadtwesen nachgebildet waren die consiliarii (procuratores) der Rektoren, von denen jede Nation um hier den für die älteren Studentenverbindungen gebräuchlichen Ausdruck anzuführen, einen besaß. Die Zuerkennung aller Rechte einer Genossenschaft an die Bologneser Scholaren wird um so beachtlicher wenn man bedenkt, daß in Bologna fast nur jus civile und jus canonicum gelehrt wurde, Wissenschaften, die damals nur reifere Mütter anzogen, darunter viele, die in ihrer Heimat schon Mütter bekleideten, dementsprechend wurden auch in Bologna die Scholaren ganz wie die Rechtslehrer selbst „domini“ tituliert.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts bestanden sieben vier, wahrscheinlich aber noch mehr nationale Korporationen in Bologna. Da besonders jene Scholaren zur Bildung solcher genossenschaftlichen Verbände neigen mußten, deren heimische Rechtszustände und Gewohnheiten gleichfalls von genossenschaftlichem Geiste durchdrungen waren, kamen dabei vor allem die Deutschen in Betracht, in deren Heimat das Genossenschaftsrecht um die Wende des Jahrhunderts schon in voller Blüte stand, außer ihnen noch die Franzosen und Engländer, und etwa die Provençalen und Catalaner. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bildung der

bolognesischen Scholarenverbände in erster Linie ein Werk der Deutschen war. Noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts verschmolzen diese Verbände in die zwei großen Korporationen der Transalpiner oder Ultramontaner (mit 17 Nationen) und der Cisalpiner oder Citramontaner (mit 18 Nationen) unter je einem Rektor. Der zu den Transalpinern gehörigen deutschen Nation war das besondere Vorrecht zugesprochen, daß jedes fünfte Jahr der Rektor der Ultramontani ausschließlich aus der deutschen Nation gewählt werden mußte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts war ein gemeinsamer Rektor über beide Korporationen gesetzt. In Bologna und an anderen



Aufnahme eines Neuzen in die deutsche Nation zu Bologna.

(Aus: Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis, herausgegeben von Ströbländer und Malagola.)

italienischen Universitäten ernannte von Anfang an jede Nation jährlich ihren *consiliarius* (Procurator), außerdem, wenn die Wahl eines neuen Rektors nötig wurde, einen „Elektor“; von den Elektoren wurde dann der Rektor gewählt, der den vereinigten Nationen als ausübende Person und Richter vorstand. Rektor konnte ursprünglich sowohl ein Professor als auch ein Scholar werden, doch wurde es seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Brauch, ihn aus den Scholaren zu wählen. Ebenso durfte der Rektor ursprünglich Laie sein, bis im Beginne des 14. Jahrhunderts ein Gesetz das Klerikat des Rektors forderte. Vom Fakultätswesen findet sich in Bologna wie an den nach seinem Vorbild organisierten übrigen Hochschulen Italiens nur insofern eine schwache Spur, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Nationen sich in zwei große Genossenschaften, die „Juristen“ einerseits und die „Arztisten“ (Mediciner, Philosophen) andererseits schieden, wobei aber die Nationen als Unterabteilungen der beiden „Fakultäten“ fortbestanden und die ent-

bleibende Macht in den Händen der Scholaren verblieb. Die Lehrer wurden von den Studierenden gewählt jährlich wiedergewählt oder auch schon nach einem Jahr entlassen. Sie hatten kein Stimmrecht in den Versammlungen konnten nicht zu den Nationsämtern gewählt werden, waren dagegen der Gerichtsbarkeit der Scholaren unterworfen, als bloßen Angestellten der Universitätsgemeinde war ihnen auch nicht der geringste Einfluß auf die Gesetzgebung zugesprochen. Lehrgang, Examina und Promotionen lagen wohl in der Hand eines „collegium doctorum“, allein dieses bestand nicht etwa aus dem Lehrkörper, sondern aus geborenen Bolognesern, deren Familien wenigstens seit zwei Generationen in Bologna das Bürgerrecht bejaßen und die, wenn sie auch in Bologna promoviert sein mußten, doch nur zum geringeren Teil an der Hochschule lehrten; es war lediglich eine Art städtischer Gilde, die emeritens zur Bürgergemeinde gehörte, andererseits auch der Scholarenuniversität unterstand, und deren Tätigkeit indem seit 1209 von dem Archidiaconus kontrolliert wurde.

Stellt sich die Universität Bologna als ein demokratisches Gemeinwesen dar, so bildete sich an der Universität Paris, deren Schularschaft sich vorwiegend aus Paris Klöstern und unreisen Jünglingen zusammensetzte und daher das Fortwirken des alten Klosterschulwesens ermdachte eine durchweg aristokratische Verfassung heraus.

Die Pariser Hochschule entstand im Anschluß an die Domschule auf der Seine und die Klosterschulen zu St. Geneviève und St. Viktor. Als der Ruhm des scholastischen Philosophen und Theologen Abélard in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts viele Lernbegierige nach Paris lockte, genügten diese alten Lehranstalten nicht mehr so daß sich eine Anzahl Lehrer mit ihren Schülern in ihrer Umgebung niederließen. Zwischen solchen Einzelschulen bestand zunächst kein anderer Zusammenhang, als daß alle bei dem kirchlichen Schulherren des Territoriums die Autorisation nachsuchen mußten. Dieser „Kanzler“ (in Deutschland hieß er gewöhnlich „Scholasticus“) hatte neben der Beaufsichtigung des Unterrichts in der Dom- oder Klosterschule, die er meist einem „rector“ oder „magister scholae“ übertrug, auch die Anstellung oder wenigstens Zulassung und Überwachung aller Lehrer in der Diözese inne. Bei der wachsenden Menge der Bewerber war er schließlich mit der bloßen Vorlegung von Zeugnissen zufrieden, so daß das Kanzleramt bald zu einem einfachen und häufig im Dienste der Habgier mißbrauchten Rechte herab sank und sein Einfluß, der auch die Gerichtsbarkeit über die Lehrer in sich schloß diesen ungebührig erscheinen mußte. Die Folge war, daß sich die Lehrer zu gemeinsamer Abwehr zusammenschlossen und sich mit einer Vorstellung an Papst Innocenz III. wandten, der selbst in Paris studiert hatte und wie seine Vorgänger stets bereit war, die Macht der lokalen Behörden einzuschränken. So erlangte die Pariser Lehrerschaft schon damals die thatfächliche, wenn auch noch nicht die formelle Selbständigkeit der Gesamtschule, indem 1213 durch päpstliches Schiedsgericht ein Vertrag zwischen dem Kanzler und der „universitas magistrorum et scholarium“ zustande kam, nach welchem in Erteilung der licentia docendi der Lehrerbeklag über die Entscheidung des Kanzlers gestellt wurde, 1215 bestätigte der päpstliche Legat die weitere Bestimmung, daß jeder Scholar der Gerichtsbarkeit keines Magisters unterstehen sollte. Aus der privilegierten Vereinigung aller Magister der vier in Paris bestehenden Disciplinen der Theologie, des Jus der Medicin und der artes (sc. liberales) ging also die Pariser Universität hervor, ja das „consortium magistrorum“ („collegium magistrorum“, „universitas doctorum“) war geradezu die Universität selbst, insofern nur die Magister in den Versammlungen Stimmrecht besaßen. Da nun die „Artisten“, d. h. die magistri artium liberalium, für sich und ihre Schüler ganz andere Interessen zu vertreten hatten, als die Theologen, und diese wieder andere als die Juristen oder Mediciner, schlossen sich nach und nach die Magister gleicher Disciplin enger an einander an um ihre gemeinsamen Interessen zu wahren. So erhielt der Ausdruck „facultas“, der zuerst nur eine Disciplin bezeichnet hatte, allmählich die zukunftsreiche Bedeutung eines Professorenkollegiums gleicher Disciplin. Schon 1215 zeigten die

Magister der vier Disciplinen ihre Sonderart in der verschiedenen Geltendmachung ihrer Befugnisse bei Promotionen, und kurze Zeit darauf erhielt jede Fakultät ihre eigenen Statuten namentlich auf Grund einer Bulle Gregors IX vom Jahre 1251. Theologie, Recht und Medicin standen als „obere Fakultäten“ der „unteren Fakultät“ der artes oder Philosophie gegenüber; die theologische Fakultät war von ihnen die vornehmste und angesehenste, nächst ihr die juristische, in der seit 1219 mit mehr kanonischem Recht gelehrt wurde. Das Studium in den oberen Fakultäten legte mehrjähriges Studium in den artibus voraus, ja Viele machten erst hierin das Magisterexamen, ehe sie Theologie, Jurisprudenz oder Medicin studierten. Doch hatte die Artistenfakultät nicht bloß als Vorbereitungskurs Bedeutung, sie trieb auch ihre besondern wissenschaftlichen Forschungen: in ihr entschied sich der Sieg der Dialektik über die ältere Richtung, in ihr wurden die Kämpfe um die Verächtlichmachung der aristotelischen Studien und der Streit zwischen Nominalismus und Realismus ausgefochten. Die in ihr herrschende größere Freiheit ließ Pappst Innocenz IV sogar die artes als die wahre Wissenschaft preisen, weil sie nur um ihrer selbst willen gepflegt wurde.

Hinsichtlich des Nationalismus lagen die Verhältnisse in Paris anders als in Bologna. Wohl hielten auch in Paris von Anfang an die Scholaren gleichen Volkstammes zusammen, die feste Einteilung in „Nationen“ geschah aber hier nicht auf dem Wege organischer Entwicklung sondern wurde ein nach Konsultierung der Universität künstlich vorgenommen, vor allem zum Zwecke praktischer Ordnung und übersichtlicher Gliederung der Magisterabkündigung. Man unterschied die vier Nationen der Gallici oder Franci, Franzosen, Italiener, Spanier, Griechen, Orientalen, Anglici oder, wie man sie später nannte, Alemanni Deutsche und Engländer, Normanni und Picardi. Namentlich überwogen die gallikantische und die deutsch-englische Nation, bei der Beratung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten waren alle gleichgestellt, doch nahmte zuerst die gallikantische Nation, dann die pikardische dann die normannische, zuletzt die deutsch-englische, womit eine Art Rangverhältnis gegeben war. Die Nationen umfaßten alle Scholaren nebst den Licentiaten und die magistri artium, die letzteren hatten aber gleichzeitig Sitz und Stimme im consortium magistrorum. Jede Nation zerfiel wieder in „Provinzen“ provinciae seu regna, die im Prinzip der Zusammenfassung den „Landsmannschaften“ im engeren Sinne entsprachen, jede hatte ihre eigenen Statuten jede ihre besondern feste Einnahmen und Rechte. An der Spitze jeder Nation stand ein von den zugehörigen Magistern aus ihrer Mitte gewählter Professor. In der allgemeinen Versammlung hatten die Magister der nach Nationen stimmenden artistischen Fakultät vier, jede der drei oberen Fakultäten eine Stimme. Daraus darf man indessen nicht auf eine Übermacht der Artisten schließen, denn die Nationen waren selten einig, und ebensowenig standen die oberen Fakultäten den Artisten als geschlossene Partei gegenüber: zudem wurden die vier Nationalverbände der Artisten bald genug zusammen als artistische fünfte Fakultät betrachtet und auf eine Stimme beschränkt. Anfangs hatte die Pariser Universität kein Haupt, jede der drei oberen Fakultäten unterstand einem Dekan, die Artistenfakultät einem Rektor. Seit dem dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts war der Rektor der Artisten zugleich Rektor der ganzen Universität und betrugte die Oberherrschaft der Gesamtkorporation, stand aber den Dekanen der oberen Fakultäten, die auch jetzt bei seiner Wahl nicht mitwirkten an Rang nach. Jede Fakultät trug ihre Scholaren in eine besondere Matikel ein.

In Deutschland kam es während des 15. Jahrhunderts noch nicht zur Bildung einer Universität, wenn auch damals schon manche Anlässe dazu vorhanden waren. Das litterarische Leben war auch hier schon zu achtentweiter Höhe gediehen, auch hier wirkten schon an namhaften Schulen Gelehrte die zuvor in Paris oder Bologna Wissen erworben hatten, auch trieb sich schon damals eine Menge nach Studentenart lebender Scholaren in den deutschen Ländern umher, wie unter anderem auch der namhafte Anteil der Deutschen an der in den „Carmina burana“ erhaltenen mittel-

Die Deutschen
Lehrten
[hinaus um 12
Jahrhundert]

alterlichen Studentenpoesie bezeugt. Die Gebundenheit und Abhängigkeit, worin die alten Kloster- und Kirchenschulen ihre Zöglinge gehalten hatten, wurden schon jetzt von den Scholaren durchbrochen und wichen einem freieren, übermütigen, zum Teil allerdings recht wilden Studentenleben, das sich — nach den *Carmina burana* zu urteilen — um ganz ähnliche Centren bewegte wie in späterer Zeit und in erster Linie dem Dienste des Bacchus und der Venus gewidmet war. Ganz besonders mächtig geberdeten sich die Erfurter Scholaren, die auch im 14. Jahrhundert ihre Schule bereits als „studium generale“ betrachteten; ähnliche Zustände herrschten wahrscheinlich in Trier. Dennoch kam es nach mündens zu der entscheidenden neuen Form der Verfassung, die Schulen verbarnten äußerlich im Charakter der früheren



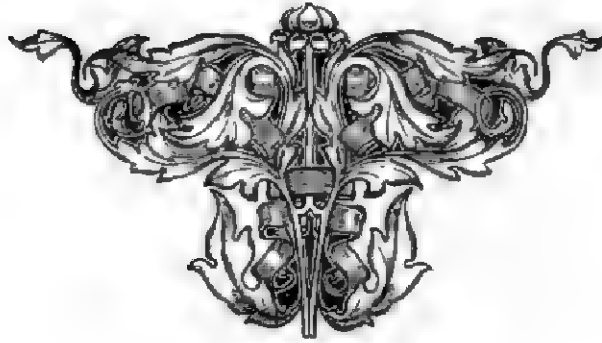
Henricus de Albronia (im *Reliqua* über *Libri* lesend.
 Delfachbild des Laurentius de Vicholua in einer Handschrift der septem libri *ethices* fratris
 Henrici de Albronia sacre theologie professoris (1370).
 Druck I. im *Bibl. Sacrae* (1470) in *Verona*.

Jahrhunderts, und wer einen akademischen Grad erwerben wollte, der zog ins Ausland, meist nach Paris oder Bologna.

Wie in Bologna, waren auch an anderen fremden Universitäten den Deutschen besondere Vorrechte eingeräumt. In der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstandenen Universität Orléans standen die der deutschen Matrikel anverwandten Studenten unter dem besonderen Schutze des Königs, waren frei von der Verpflichtung, bei der Ankunft einen Schmaus zu geben, und hatten das Recht, Waffen zu tragen. In der Universität Padua hatte unter 25 Nationen die deutsche den ersten Rang und zwei Stimmen, nur ihre Mitglieder durften bei Versammlungen den Degen tragen und, wenn sie mit anderen Scholaren in blutigen Handel gerieten,

Privileg der
 deutschen
 Studenten auf
 den fremden
 Universitäten

nicht zur Verantwortung gezogen werden, falls sie sich gütlich wieder verglichen; auch durfte man sie wegen eines unblutigen, an einem Bürger verübten Verbrechens nicht verhaften. In Siena durfte die Verhaftung eines deutschen Scholaren nur im Falle eines Mordes erfolgen; auch hatten die Deutschen hier ein eigenes Gericht, vor das man sie fordern mußte, und die Erlaubnis, Waffen zu tragen. Endlich, als in Italien, Frankreich, England und Spanien das Universitätswesen längst zu voller Blüte gediehen war, folgte auch Deutschland selbst dem Zuge der Zeit. Der wirtschaftliche Aufschwung im Verlaufe des 13. Jahrhunderts und der gesteigerte Bedarf an Klerikern trug wohl am meisten dazu bei; eine Menge neuentstandener Stadtschulen verlangte nach Magistern und Baccalarien. Doch sind, bei allem Vorwärtsdrängen der Verhältnisse, die ersten deutschen Universitäten durch förmliche Gründung entstanden.





Das Mittelalter.

Ich mache mich bedacht
 Das Sie die hundertacht
 In orden nicht abt
 Zu leben mit gram
 Den abend und den morgen
 So sind zu tadeln tre
Ende des 13. J. 1344

Kaifer Karl IV., der selbst in Paris studiert hatte, gebührt das Verdienst als King 1346 böhmischer Landesherren zu Prag die erste Universität auf deutschem Kulturgebiet ins Dasein gerufen zu haben. Papp Clement VI. stellte am 20. Januar 1347 die Errichtungsbulle aus, und am 8. April 1348 folgte die königliche Stützungsurkunde, die sich über den Zweck der neuen Hochschule folgendermaßen äußerte: „damit unser Königreich Böhmen, wie es durch Gottes Güte einer durch Gottes Gnade fruchtbareren Natur an leiblichen Gütern Überfluß hat so durch unsere Sorge und Veranhaltung auch mit einer Fülle von einflussigen Männern geschmückt werde: auf daß unsere getreuen Unterthanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaußerlich hungert, im Lande den Tadel des Males finden und es für überflüssig achten Wissenschaft suchend die Welt zu durchwandern, fremde Völker aufzusuchen oder im Auslande zu betteln, vielmehr ihren Ruhm darin sehen, Fremde zur Süßigkeit des Geruchs und zu dankbarer Beteilung herbeizuziehen.“ In dieser Urkunde wurden den Angehörigen der Universität ähnliche Privilegien, Immunitäten und Freiheiten zugesprochen, welche die Glieder der Universitäten Paris und Bologna genossen, also das Recht zu promovieren, die facultas ubique docendi zu verleihen und Statuten mit bindender Kraft aufzustellen, ferner eigene Gerichts-



Dies: C. Heidelber, Bedienter der Universität Heidelber, Prag und Wien, darstellend die ursprünglichen Traditionen der Landesmannschaften mit den Rektoren, Siegeln und Schutzpatronen.



Vorgeschichte.

Tam pro papa, quam pro rege
 Bibunt omnes sine lege
 Bibit constans, bibit vagus
 Bibit rudis, bibit magus
 Aus den Carmina burana.

Wie fast alle Formen ihrer Kultur haben die Deutschen auch das Universitätswesen von den romanischen Nachbarn übernommen. Aber der deutsche Geist hatte von jeher mit dem umfassenden Künstlergenie die Eigentümlichkeit gemein, daß er bei der bloßen Nachahmung des Fremden nicht stehen bleibt, vielmehr bei aller offenkundigen Empfänglichkeit, seiner ursprünglichen Art getreu, das Aufgenommene umbildend sich anpaßt und zu höherer Bedeutung erhebt. Einen weiten Weg allmählicher Entwicklung mußten die deutschen Universitäten zurücklegen; heute aber wird niemand mehr bestreiten, daß unsere Sonderart ihnen zu einer ganz einzigen Stellung verholfen hat. Heinrich von Sybel konnte in einer akademischen Rede stolz darauf hinweisen, daß die deutsche Hochschule jetzt in ganz Europa den Universitäten als Muster und Vorbild galt, nachdem das Urteil englischer und französischer Sachverständiger wiederholt ihre Überlegenheit in jeder Hinsicht anerkannte. In der That hat es nur die deutsche Hochschule verstanden, Forschung und Unterricht in fruchtbarster Weise zu verschmelzen und sich die notwendige schulmäßige Geschlossenheit zu erhalten, ohne auf den Segen der Freiheit Verzicht zu leisten.

Die ältesten Vorbilder der Universitäten waren die großen Lehranstalten des späteren Altertums, so das 280 v. Chr. von Ptolemäos Philadelphos in Alexandria gegründete Museum, ferner die seit 170 n. Chr. als Anstalt organisierte berühmte Philosophenschule zu Athen und ihre „Atheniden“ genannten Tochteranstalten in Rom, Lugdunum (Lyons), Nemausus (Nîmes) und Konstantinopel, außerdem wirkten wohl auch vorbildlich die von arabischen Fürsten und Söhnen ins Leben gerufenen „Medresen“ des früheren Mittelalters, wo neben muhammedanischer Theologie, Jurisprudenz und arabischer Grammatik auch Medizin, Astronomie und Mathematik gelehrt wurden. Den Keim der christlichen Universitäten bargen schon die Kloster- und Domschulen, die seit dem 8. Jahrhundert vielfach als „scholae publicae“ auch Schüler von auswärts annahmen. Weltlichen Ursprungs war vielleicht die malte medizinische Hochschule zu Salerno, deren Entstehen in nebes Dunkel gehüllt ist, wir wissen von salernitanischen Ärzten aus dem ersten Jahrhundert und noch früherer

Ältere Vorbilder

Klöster und Domschulen

freie Schulen
des zwölften
Jahrhunderts

Zeit. Von den übrigen ersten Universitäten des Mittelalters, nebst indessen seit das sie aus freien Schulen des zwölften Jahrhunderts hervorgingen, welche meist durch Erweiterung und Vervollkommnung der alten Klosterschulen zum Teil aber auch selbstständig entstanden, als der damalige lebhafteste Aufschwung der Wissenschaften, insbesondere das Emporkommen der „Scholastiken“, d. h. rationalen und dialektischen Theologie neue und bessere Lehranstalten nötig machte. Die Lehrer wie die Schüler der freien Schulen konnten jederzeit die Schule verlassen und anderswo Lehrthätigkeit oder Studium treiben; dabei zogen oft die Schüler den Lehrern die Lehrer den wanderlustigen Schülern nach, zum Ruhm der betreffenden Stadt, für welche die Anwesenheit beider einen hohen Wert repräsentierte. Aus dem Bewußtsein dieser Bedeutung und Unabhängigkeit ergab sich für Lehrer und Lernende bald das gemeinsame Bestreben, den Vorteil ihrer Stellung auszunutzen und sich unter In-

Bezeichnung
Universitäten



Wie dem Mittelalter - Studium

anspruchnahme bestimmter Vorrechte zu festen Körperschaften zusammenzuschließen. Konnten sie doch der stillschweigenden Zustimmung der Stadtbürgerschaft ebenso sicher sein wie der Bedeutung und Privilegierung seitens des Papstes, dem an jeder Ausbreitung seines Einflusses lag, und damit war ihnen dann auch in letzter Linie die bestmögliche Gleichheit des weltlichen Landesherren gewiß. So wuchsen die im 12. Jahrhundert auftauchenden französischen und italienischen Universitäten einfach aus den bestehenden Verhältnissen heraus; sie fanden nur gelegentlich die offizielle Anerkennung bei Papst und Kaiser, wurden aber nicht förmlich „gegründet“. Ebenso waren die im 13. Jahrhundert privilegierten Universitäten schon vorher als größere Schulen herabzu, und auch späterhin setzte sich noch oft genug der gleiche allmähliche Übergang. Bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hinein nannte man die Hochschule „scholae“

„studium
generale“ in
„universitas“

(scholae) wie sie ja auch gewöhnlich aus der Vereinigung mehrerer kleinerer Einzelschulen entstand, im zweiten und dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts kam der Ausdruck „studium“ dafür in Gebrauch; seit etwa 1250 wurde dann die Benennung „studium generale“ allgemein, daneben kamen auch die Ausdrücke „studium universale“, „studium solenne“ oder „locus famosus“ vor. Der Name „generale“ bezog sich lediglich auf die Studierenden, so daß man „studium generale“ ungetreue mit Lehranstalt für Alle“ übersehen mußte. Das Wort „universitas“ wurde dagegen im Mittelalter in einem weiteren Sinne gebraucht; es bezeichnete ganz allgemein jeden organisierten Verband, so sprach man auch von einer „universitas studii“ ein Ausdruck der nicht nur auf die Gesamtheit der Magister und Scholaren, sondern ebenso auf die Mitglieder einer einzelnen Fakultät angewandt wurde. Die Bezeichnung „alma universitas“ trat erst im 14. Jahrhundert unter politischem Einfluß hervor; dagegen kam der Ausdruck „mater universitas“ schon früher auf. In den deutschen Universitäten wurde dann die Benennung „studium generale“ mit „universitas“ vertauscht, zuerst in einem Urkunde Karls IV. vom Jahre 1355. Zu dem Charakter einer Lehranstalt für Alle“ tritt dann noch den Begriff der mittelalterlichen Hochschule vollendend, der einer privilegierten Lehranstalt hinzu im Gegensatz zu den Partikularschulen, die für Lehrer wie Schüler keine Privilegien besaßen. Von den Privilegien der Hochschulen waren die wichtigsten das Recht der Promotion und das der Synpredung der „facultas ubique docendi“, welches letzteres für alle Universitäten allgemein wurde, seit Papst Gregor IX. es 1255

Principien
Universitäten
und in Teil

der Toulouser Hochschule zugestimmt hatte. Zu den Privilegien kamen dann auch noch Immunitäten und die Freiheit von Steuern, Abgaben und Zöllen.

Unter den romanischen Universitäten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ragten vor allem Paris und Bologna hervor, jenes namentlich als die „Mutter der Scholastik“ dieses als die glänzendste Pflanzstätte der Rechtsgelehrsamkeit. Da beide insbesondere Paris die Entwicklung des deutschen Universitätswesens vorzugsweise bestimmten, muß etwas näher auf die Verfassung und korporative Gestaltung dieser berühmten Hochschulen eingegangen werden.

Bologna war nicht die älteste Rechtschule Italiens, doch überflügelte sie ^{Bologna} im 12. Jahrhundert Pavia und Ravenna, die im 11. Jahrhundert größere Bedeutung besaßen hatten. Der Versuch der italienischen Rechtslehrer die Bestimmungen Justinians über die Rechtsschulen auf die entstehenden Universitäten anzuwenden, mißglückte, da jene Bestimmungen für die Verhältnisse des Feudalstaats nicht mehr zuträfen. Die Weiterbildung des Scholarenrechts mußte daher auf dem Wege von Verträgen und Privilegien erfolgen oder auch einfach durch Umrpation. So leiteten die Bologneser Scholaren bei Kaiser Friedrich I. in dem 1158 auf den Konzilsfeldern erlassenen Gesetz der Authentica nach dem Anfangsworte „Habita“ genannt zuerst von allen Hochschulen ein Privileg durch, dem zufolge alle zu einer Studienanstalt beauftragte wissenschaftlicher Ausbildung Reisenden, namentlich aber die Studierenden der Rechtswissenschaft in den besonderen Schutz des Kaisers genommen und unterwegs wie an Ort und Stelle vor jeder Behelligung sicher gestellt wurden. Als Angeklagte sollten sie nach Verheeren ihre Professoren oder den Bischof der Stadt zum Richter wählen. Dieses Privileg Barbarossas wurde die Grundlage aller Privilegienbriefe, welche die Universitäten (später von den Kaisern und Landesherren erhalten, es gab ferner indirekt Veranlassung zu einer korporativen Verbindung der Scholaren, insofern es diesen besonders zugute kam und der Zusammenschluß mehr Schutz nach außen und ungehörteren Genuß der Freiheiten verbürgte. In Bologna vereinigten sich zuerst die *scholares forenses* der Rechtswissenschaft. Der Charakter der Bologneser Scholarenkorporationen war zunächst der durch wechselseitigen Vertrag begründeter freier Zünfte von Landsleuten am fremden Orte, ganz wie z. B. auch die deutschen Kaufleute zu ähnlichem Zweck nationale Genossenschaften im Auslande bildeten, sie zierten sich daher nur aus fremden Nationen und Nichtitalianern zusammen. Die Korporationen übernahm auch für jeden ihrer Angehörigen die Unterhandlung mit den Hausbesitzern über Wohnungsmiete u. s. w., eine der Hauptangelegenheiten des mittelalterlichen Scholarenstums. An der Spitze jeder Scholarenverbindung stand ein „*rector societatis*“ oder „*universitatis scholarium*“, nach dem Muster der italienischen Städteverfassung, nicht zu verwechseln mit dem „*rector scholarum*“ oder *magister*, der lediglich die Schule d. h. den Unterricht leitete. Gleichfalls dem italienischen Stadtwesen nachgebildet waren die *consilarii* (*procuratores*) der Rektoren, von denen jede Nation um hier den für die älteren Studentenverbindungen gebräuchlichen Ausdruck einzuführen einen besaß. Die Anerkennung aller Rechte einer Genossenschaft an die Bologneser Scholaren wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt daß in Bologna fast nur *jus civile* und *jus canonicum* gelesen wurde, Wissenschaften, die damals nur reifere Männer anzogen darunter viele, die in ihrer Heimat schon Aemter bekleideten, dementsprechend wurden auch in Bologna die Scholaren ganz wie die Rechtslehrer selbst „*domini*“ tituliert.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts bestanden sicher vier, wahrscheinlich aber noch mehr nationale Korporationen in Bologna. Da besonders jene Scholaren zur Bildung solcher genossenschaftlichen Verbände neigen mußten, deren heimische Rechtszustände und Gewohnheiten gleichfalls von genossenschaftlichem Geiste durchdrungen waren, kamen dabei vor allem die Deutschen in Betracht in deren Heimat das Genossenschaftsrecht um die Wende des Jahrhunderts schon in voller Blüte stand; außer ihnen noch die Franzosen und Engländer, und etwa die Provenzalen und Catalanen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bildung der

bolognesischen Scholarenverbände in erster Linie ein Werk der Deutschen war. Noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts verschmolzen diese Verbände in die zwei großen Korporationen der Transalpinen oder Ultramontanen (mit 17 Nationen) und der Cisalpinen oder Citramontanen (mit 18 Nationen) unter je einem Rektor. Der zu den Transalpinern gehörigen deutschen Nation war das besondere Vorrecht zugestanden, daß jedes fünfte Jahr der Rektor der Ultramontani ausschließlich aus der deutschen Nation gewählt werden mußte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts war ein gemeinsamer Rektor über beide Korporationen gesetzt. In Bologna und an anderen



Aufnahme eines Nothgen in die deutsche Nation zu Bologna.

(Zus: Acta nationis Germanicarum universitatis Bononiensis, herausgegeben von Friedländer und Malagola.)

italienischen Universitäten ernannte von Anfang an jede Nation jährlich ihren consiliarius (Prokurator), außerdem, wenn die Wahl eines neuen Rektors nötig wurde, einen „Elektor“; von den Elektoren wurde dann der Rektor gewählt, der den vereinigten Nationen als ausübende Person und Richter vorstand. Rektor konnte ursprünglich sowohl ein Professor als auch ein Scholar werden, doch wurde es seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Brauch, ihn aus den Scholaren zu wählen. Ebenso durfte der Rektor ursprünglich Laie sein, bis im Beginne des 14. Jahrhunderts ein Gesetz das Merkmal des Rektors forderte. Vom Fakultätswesen findet sich in Bologna wie an den nach seinem Vorbild organisierten übrigen Hochschulen Italiens nur insofern eine schwache Spur, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Nationen sich in zwei große Genossenschaften, die „Juristen“ einerseits und die „Artisten“ (Mediciner, Philosophen) andererseits schieden, wobei aber die Nationen als Unterabteilungen der beiden „Fakultäten“ fortbestanden und die ent-

überwiegende Macht in den Händen der Scholaren verblieb. Die Lehrer wurden von den Studierenden gewählt, jährlich wiedergewählt oder auch schon nach einem Jahr entlassen; sie hatten kein Stimmrecht in den Versammlungen, konnten nicht zu den Nationsämtern gewählt werden, waren dagegen der Gerichtsbarkeit der Scholaren unterworfen; als bloßen Angestellten der Universitätsgemeinde war ihnen auch nicht der geringste Einfluß auf die Gesetzgebung zugestanden. Lehrgang, Examina und Promotionen lagen wohl in der Hand eines „collegium doctorum“, allein dieses bestand nicht etwa aus dem Lehrkörper, sondern aus geborenen Bolognesern, deren Familien wenigstens seit zwei Generationen in Bologna das Bürgerrecht besaßen und die, wenn sie auch in Bologna promoviert sein mußten, doch nur zum geringeren Teil an der Hochschule lehrten; es war lediglich eine Art päpstlicher Gilde, die einerseits zur Bürgergemeinde gehörte, andererseits auch der Scholarenuniversität unterstand, und deren Thätigkeit zudem seit 1209 von dem Archidiaconus kontrolliert wurde.

Stellt sich die Universität Bologna als ein demokratisches Gemeinwesen dar, so bildete sich an der Universität Paris, deren Schülerschaft sich vorwiegend aus Jans Kleinern und unreifen Jünglingen zusammensetzte und daher das Fortwirken des alten Klosterschulwesens ermöglichte, eine durchweg aristokratische Verfassung heraus.

Die Pariser Hochschule entstand im Anschluß an die Domschule auf der Seineinsel und die Klosterschulen zu St. Genetieve und St. Viktor. Als der Ruhm des scholastischen Philosophen und Theologen Abelard in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts viele Lernbegierige nach Paris lockte, genügten diese alten Lehranstalten nicht mehr, so daß sich eine Anzahl Lehrer mit ihren Schülern in ihrer Umgebung niederließen. Zwischen solchen Einzelschulen bestand zunächst kein anderer Zusammenhang, als daß alle bei dem kirchlichen Schulherrn des Territoriums die Autorisation nachsuchen mußten. Dieser „Kanzler“ (in Deutschland hieß er gewöhnlich „Scholasticus“) hatte neben der Beaufsichtigung des Unterrichts in der Dom- oder Klosterschule, die er meist einem „rector“ oder „magister scholae“ übertrug, auch die Anstellung oder wenigstens Zulassung und Überwachung aller Lehrer in der Diocese inne. Bei der wachsenden Menge der Bewerber war er schließlich mit der bloßen Vorlegung von Zeugnissen zufrieden, so daß das Kanzleramt bald zu einem einfachen und häufig im Dienste der Bahgier mißbrauchten Rechte herabsank und sein Einfluß, der auch die Gerichtsbarkeit über die Lehrer in sich schloß, diesen ungehörig erklommen mußte. Die Folge war, daß sich die Lehrer zu gemeinsamer Abwehr zusammenschlossen und sich mit einer Vorstellung an Paps Innocenz III. wandten, der selbst in Paris studiert hatte und wie seine Vorgänger stets bereit war, die Macht der lokalen Behörden einzukränken. So erlangte die Pariser Lehrerschaft schon damals die tatsächliche, wenn auch noch nicht die formelle Selbständigkeit der Gesamtschule, indem 1213 durch päpstliches Schiedsgericht ein Vertrag zwischen dem Kanzler und der „universitas magistrorum et scholarium“ zustande kam, nach welchem in Ertelung der licentia docendi der Lehrerbefehl über die Entscheidung des Kanzlers gestellt wurde. 1215 bestänzte der päpstliche Legat die weitere Bestimmung, daß jeder Scholar der Gerichtsbarkeit seines Magisters unterstehen sollte. Aus der privilegierten Vereinigung aller Magistri der vier in Paris bestehenden Disciplinen der Theologie, des Jus, der Medicin und der artes (sc. liberales) ging also die Pariser Universität hervor; ja das „consortium magistrorum“ („collegium magistrorum“, „universitas doctorum“) war geradezu die Universität selbst insofern nur die Magister in den Versammlungen Stimmrecht besaßen. Da nun die „Artsen“, d. h. die magistri artium liberalium, für sich und ihre Schüler ganz andere Interessen zu vertreten hatten, als die Theologen, und diese wieder andere als die Juristen oder Mediciner, schlossen sich nach und nach die Magister gleicher Disciplin enger an einander an, um ihre gemeinsamen Interessen zu wahren. So erhielt der Ausdruck „facultas“, der zuerst nur eine Disciplin bezeichnet hatte, allmählich die zumstufliche Bedeutung eines Professorenkollegiums gleicher Disciplin. Schon 1215 zeigten die

Magister der vier Disciplinen ihre Sonderart in der verschiedenen Geltendmachung ihrer Befugnisse bei Promotionen, und kurze Zeit darauf erhielt jede „Fakultät“ ihre eigenen Statuten, namentlich auf Grund einer Bulle Gregors IX. vom Jahre 1231. Theologie, Recht und Medicin standen als „obere Fakultäten“ der „unteren Fakultät“ der artes oder Philosophie gegenüber, die theologische Fakultät war von ihnen die vornehmste und angesehenste, nächst ihr die juristische, in der seit 1249 nur mehr kanonisches Recht gelehrt wurde. Das Studium in den oberen Fakultäten setzte mehrjähriges Studium in den artibus voraus, ja Viele machten erst hierin das Magisterexamen, ehe sie Theologie, Jurisprudenz oder Medicin studierten. Doch hatte die Artistenfakultät nicht blos als Vorbereitungskurs Bedeutung, sie trieb auch ihre besonderen wissenschaftlichen Forschungen: in ihr entschied sich der Sieg der Dialektik über die ältere Richtung, in ihr wurden die Kämpfe um die Berechtigung der aristotelischen Studien und der Streit zwischen Nominalismus und Realismus ausgefochten. Die in ihr herrschende größere Freiheit ließ Papst Innocenz IV. sogar die artes als die „wahre Wissenschaft“ preisen, weil sie nur um ihrer selbst willen gepflügt würde.

Hinsichtlich des Nationalismus lagen die Verhältnisse in Paris anders als in Bologna. Wohl hielten auch in Paris von Anfang an die Scholaren gleichen Volkstums zusammen, die feste Einteilung in Nationen geschah aber hier nicht auf dem Wege organischer Entwicklung, sondern wurde erst nach Konstituierung der Universität künstlich vorgenommen vor allem zum Zwecke praktischer Ordnung und übersichtlicher Gliederung der Magisterakhsommung. Man unterschied die vier Nationen der Galliei oder Franci Franzosen, Mahoner, Spanier, Griechen Orientalen Anglici oder, wie man sie später nannte, Alemanni (Deutsche und Engländer), Normanni und Picardi. Numerisch überwogen die gallikanische und die deutsch-englische Nation, bei der Beratung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten waren alle gleichgestellt doch stimmte zuerst die gallikanische Nation, dann die pikardische, dann die normannische zuletzt die deutsch-englische, womit eine Art Rangverhältnis gegeben war. Die Nationen umfaßten alle Scholaren nebst den Licentiaten und die magistri artium, die letzteren hatten aber gleichzeitig Sitz und Stimme im consortium magistrorum. Jede Nation zerfiel wieder in Provinzen (provinciae seu regna), die im Prinzip der Zusammenfassung den „Landsmannschaften“ im engeren Sinne entsprachen, jede hatte ihre eigenen Statuten jede ihre besonderen feste Einnahmen und Rechte. An der Spitze jeder Nation stand ein von den nachherigen Magistern aus ihrer Mitte gewählter Prokurator. In der allgemeinen Versammlung hatten die Magister der nach Nationen stimmenden artistischen Fakultät vier jede der drei oberen Fakultäten eine Stimme. Daraus darf man indessen nicht auf eine Übermacht der Nationen schließen, denn die Nationen waren selten einig und ebensowenig standen die oberen Fakultäten den Artisten als geschlossene Partei gegenüber, zudem wurden die vier Nationalverbände der Artisten bald genug zusammen als artistische fünfte Fakultät betrachtet und auf eine Stimme beschränkt. Anfangs hatte die Pariser Universität kein Haupt, jede der drei oberen Fakultäten unterstand einem Dekan, die Artistenfakultät einem Rektor. Seit dem dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts war der Rektor der Artisten zugleich Rektor der ganzen Universität und beorgte die Geschäfte der Gesamtkorporation, stand aber den Dekanen der oberen Fakultäten, die auch jetzt bei seiner Wahl nicht nur an Rang nach Jede Fakultät trug ihre Scholaren in eine besondere Matrikel ein.

In Deutschland kam es während des 15. Jahrhunderts noch nicht zur Bildung einer Universität wenn auch damals schon manche Ansätze dazu vorhanden waren. Das literarische Leben war auch hier schon zu achtenswerter Höhe gediehen auch hier wirkten eben an namhaften Schulen Gelehrte, die zuvor in Paris oder Bologna Ruhm erworben hatten, auch trieb sich schon damals eine Menge nach Studentenart lebender Scholaren in den deutschen Landen umher, wie unter anderem auch der starke Anteil der Deutschen an der in den „Carmina burana“ erhaltenen mittel-

Die Nationen
sahen in 18
Jahrhundert

alterlichen Studentenpoesie bezogen. Die Gebundenheit und Abhängigkeit, wovon die alten Kloster- und Kirchenschulen ihre Schüler gehalten hatten, wurden schon jetzt von den Scholaren durchbrochen und wichen einem frischen, übermütigen, zum Teil allerdings recht wilden Studentenleben, das sich — nach den *Carmina burana* zu urteilen — um ganz ähnliche Leute bewegte wie in späterer Zeit und in erster Linie dem Dienste des Bacchus und der Venus gewidmet war. Ganz besonders bedeutend geberdeten sich die Erfurter Scholaren, die auch im 14. Jahrhundert ihre Schule bereits als „studium generale“ betrachteten, ähnliche Zustände herrschten wahrnehmlich in Trient. Dennoch kam es noch nirgends zu der entscheidenden neuen Form der Verfassung, die Schulen verharren äußerlich im Charakter der früheren



Heinrichs de Alemannia seu Bologna über Eitel lefend.
 Totfärbendbild des Laurentius de Voltolina in einer Handschrift des septem libri ethices tractus
 Heinrichs de Alemannia sacre theologie professoris (1310)
 (Cronica in f. l. Barberini-Bibl. Vat.)

Jahrhunderte, und wer einen akademischen Grad erwerben wollte, der zog ins Ausland, meist nach Paris oder Bologna.

Wie in Bologna waren auch an anderen fremden Universitäten den Deutschen besondere Vorrechte eingeräumt. An der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen Universität Orleans standen die der deutschen Matrikel anverleibten Studenten unter dem besonderen Schutze des Königs, waren frei von der Verpflichtung, bei der Ankunft einen Schwanz zu geben, und hatten das Recht, Waffen zu tragen. An der Universität Padua hatte unter 25 Nationen die deutsche den ersten Rang und zwei Stimmen, nur ihre Mitglieder durften bei Versammlungen den Degen tragen und, wenn sie mit anderen Scholaren in blutige Handel gerieten,

Waffen der
 Deutschen
 Studenten auf
 den Landen
 Universitäten

Magister der vier Disciplinen ihre Sonderart in ihrer Befugnisse bei Promotionen, und kurze Ser eigenen Statuten namentlich auf Grund einer Theologie, Recht und Medicin standen als der artes oder Philosophie gegenüber, die vornehmte und angesehene, nicht ihr ländliches Recht gelehrt wurde. Das S jähriges Studium in den artibus vorer eramen, ehe sie Theologie, Jurisprud Artistenfakultät nicht bloß als Vor sonderen wissenschaftlichen Fortsch über die ältere Richtung, in aristotelischen Studien und so gefochten. Die in ihr bere die artes als die wahre W gepflegt würde

Ehrwürdig des in Bologna Wohl der Volkstums zusammen auf dem Wege der Universität Kämpf überhöhtlicher B der Gallien oder oder, wie in und Pione bei der M doch mon rufen d unmaß her

und wieder verglichen, verübten Verbrechens von Scholaren nur in ein eigenes Gericht, vor tragen. Endlich, als in waren längst zu voller der Zeit. Der wirt der gesteigerte Bedarf expandener Stadtschulen ihrem Vorwärtsdrängen Grundung entstanden.





Das Mittelalter.

Ich hab' es nicht und etre
 Das sind die barocke
 A orden uelt also:
 Sie leben eine sorgen
 Den Abend und den morgen
 Sie sind die gultigsten

Siehe unten S. 100

Kaiser Karl IV., der selbst in Paris studiert hatte, gebührt das Verdienst, als Herzog von Böhmen und Kaiser zu Prag die erste Universität auf deutschem Kulturgebiet ins Dasein gerufen zu haben. Papp Clemens VI. stellte am 20. Januar 1347 die Errichtungsbulle aus, und am 8. April 1348 folgte die königliche Stiftungsurkunde, die sich über den Zweck der neuen Hochschule folgendermaßen äußerte: „Damit unter Königreich Böhmen wie es durch Geistesart einer durch Gottes Gnade fruchtbareren Natur an leiblichen Gütern Überfluß hat, so durch unsere Sorge und Veranstaltung auch mit einer Fülle von emsichtigen Männern geschmückt werde: auf daß unsere getreuen Untertanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert, im Lande den Tisch des Mahles finden und es für überflüssig achten, Wissenschaft suchend die Welt zu durchwandern, fremde Völker anzumachen oder im Auslande zu betteln, vielmehr ihren Ruhm darin sehen, Fremde zur Süßigkeit des Geruchs und zu dankbarer Verehrung herbeizuziehen.“ In dieser Urkunde wurden den Angehörigen der Universität sämtliche Privilegien, Immunitäten und Freiheiten zugesprochen, welche die Glieder der Universitäten Paris und Bologna genossen also das Recht zu promovieren, die facultas ubique docendi zu verleihen und Statuten mit bindender Kraft anzustellen ferner eigene Gerichts-



Das. C. bildhaft, Federkopier der Universität
 Heidelberg, Prag und Wien, darstellend die aufständigen
 Trachten der Landmannschaften mit den
 Keltoren, Sicilien und Schulpfaffen



Das Mittelalter.

Ich waiß ein fröh' geblede,
 Das sind die burschen;
 Ir orden ist also:
 Sie leben anz forzen
 Den abend und den morgen,
 Sie sind gar stillich fro.
 Studentenlied aus d. J. 1154

Kaifer Karl IV., der selbst in Paris studiert hatte, gebührt das Verdienst, als Prag 1348 böhmischer Landesherr zu Prag die erste Universität auf deutschem Kulturgebiet ins Dasein gerufen zu haben. Papst Clemens VI. stellte am 26. Januar 1347 die Errichtungsbulle aus, und am 8. April 1348 folgte die königliche Stiftungsurkunde, die sich über den Zweck der neuen Hochschule folgendermaßen äußerte: „damit unser Königreich Böhmen, wie es durch Geschenk einer durch Gottes Gnade fruchtbaren Natur an leiblichen Gütern Überfluß hat, so durch unsere Sorge und Veranhaltung auch mit einer Fülle von einsichtigen Männern geschmückt werde: auf daß unsere getreuen Unterthanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert, im Lande den Tisch des Mahles finden und es für überflüssig achten, Wissenschaft suchend die Welt zu durchwandern, fremde Völker aufzusuchen oder im Auslande zu betteln, vielmehr ihren Ruhm darin sehen, Fremde zur Sägigkeit des Geruchs und zu dankbarer Beteiligung herbeizuziehen.“ In dieser Urkunde wurden den Angehörigen der Universität sämtliche Privilegien, Immunitäten und Freiheiten zugesprochen, welche die Glieder der Universitäten Paris und Bologna genossen, also das Recht zu promovieren, die facultas ubique docendi zu verleihen und Statuten mit bindender Kraft aufzustellen, ferner eigene Gerichts-



Ans. C. Heidehoff, Festschilde der Universitäten Heidelberg, Prag und Wien, darstellend die ursprünglichen Trachten der Landsmannschaften mit den Rektoren, Siegeln und Schutzpatronen.

barkeit, besonderer Schutz durch Papst und Kaiser und gänzliche Steuer- und Hoflichkeit. Nach dem schematischen Vorbild der Pariser Universität erhielt auch die Prager Hochschule wie alle übrigen deutschen Neugründungen die Doppelgliederung in Nationen und Fakultäten: als Schranntat hieß sie „studium generale“ und schied sich in vier Fakultäten, als politische Körperchaft „universitas studii Pragensis“ bestand sie aus vier Nationen der böhmischen: den Böhmen, Mähren, Ungarn, ungarischen Slaven polnischen (den Polen, Schlesiern, Esbauern und Russen), „bairischen“ den Westerröthern, Schwaben Rheinländern und Franken und „sächsischen“ den Sachsen, Meißnern, Thüringern, Dänen und Schweden, doch gehörte hier jedes Glied der Universität beiden Einteilungen an. In den ersten 18 Jahren war die äußere Ausstattung der Prager Universität recht armelig die Vorlesungen mußten mangels eigener Gebäude in Privatbauern und Kirchen stattfinden. Erst mit dem Jahre 1366 trat hierin eine



W. Haideloff's Gede Maaum.

Verföderung em, indem der König das „collegium Carolinum“ gründete, wieder nach dem Muster von Paris. Dort waren nämlich seit dem 15. Jahrhundert, zuwacht zu Gunsten armer Scholaren, „collegia“ genannte Stützstätten entstanden wo unter der Aufsicht eines Graduierten einer bestimmten Anzahl von Juristen und Theologen während ihrer Studienzeit Wohnung und Unterhalt geboten wurde, mit der Zeit wurde dann auch der Unterricht mehr und mehr aus den öffentlichen Klostern in diese Kollegien verlegt. Karl IV. schenkte seinem Kollegium ein Haus und stiftete es außerdem mit fünf Dörfern aus; zwölf magistri artium sollten darin bei freier Wohnung und Verköstigung artes docieren und Theologie mideren zwei davon sollten promovierte Doktoren der Theologie sein und theologische Vorlesungen halten, die erledigten Stellen sollte das Kollegium selbst vorwachen. Ferner wurden die Kanonikate und Präbenden der Kollegienkirche Allerheiligen auf der Burg, deren Präsentationsrecht der König beiaß, mit Ausnahme der Präpositur und des De-

kanats dortort mit der Universität vereinigt. Daß in jede sich ergebende Vakanz das älteste Mitglied des Karlskollegiums vorrückte, auch dieses zweite Kollegium erhielt ein Haus. Beide Einrichtungen wurden durch päpstliche Bullen bestätigt gleichzeitig auch die Dispensation der Professoren Kanoniker von verschiedenen geistlichen Amtverpflichtungen. Die Prager Juristen konstituierten sich 1372 als besondere Körperschaft unter eigenem Rektor und erhielten gleichfalls ein Haus, ebenso entstand später ein Kollegium der Mediziner. Die Juristen und Theologen erhielten 1380 von König Wenzel ein zweites Kollegium. Im Jahre 1385 wurden die Präpöste von Mainz und Breslau und der Dekan zu Allerheiligen in Prag vom Papste zu Konservatoren der Universität ernannt mit der Verpflichtung die Anzahl, ihre Angehörigen und ihre Vorrechte gegen jedermann zu schützen.

Der Wunsch des Habsburgers Rudolf IV. seinen Unterthanen im eigenen Lande daselbe zu bieten, was sie in Schaaern nach Prag zog führte 1365 zur Gründung der Universität Wien, der herzogliche Stützungsbrief datiert vom 17. März die Errichtungsbulle vom 18. Jan. dieses Jahres. Der neidische Wettstreit mit der Prager und der 1364 errichteten Krakauer Hochschule ließ beide im Stützpunkt an einander und vertrieb den Gliedern der Neugründung neben den Privilegien der

großen französischen und italienischen Universitäten sogar die Freiheiten der höheren Schulen des alten Rom und Arben. Die Ausführung dieser hochliegenden Pläne wurde zunächst durch den unmittelbar folgenden Tod des Herzogs verzögert, zwanzig Jahre lang fristete die neue Universität, fast nur dem Namen nach bestehend, als eine Art armenischer Fakultät in Abhängigkeit an die alte Partikularschule in St. Stephan ein kümmerliches Dasein. Da kam ihr am Ende der sechziger Jahre die durch das furchtliche Schisma hervorgerufene Auflösung der Pariser Lehrerschaft und der nahe Niedergang der Universität Prag zu Hilfe, der sich seit König Wenzels Regierungsantritt infolge religiöser und nationaler Streitigkeiten vollzog und uns später noch beschäftigen wird. Herzog Rudolfs Nachfolger Albrecht gelang es, den Pariser Magister Heinrich von Langenstein einen Bissen, der 1387 viele deutschen Magister und Scholaren aus Paris führte, an die Wiener Universität zu ziehen, dieser leitete nun die Neugestaltung der Hochschule, die 1384 durch abermalige päpstliche Erhebungsbulle und neuen herzoglichen Stiftungsbrief zustande kam und der armenischen Fakultät eine theologische hinzufügte. Die neue Hochschule wurde ganz ähnlich wie die Prager mit einem Kollegium für Artisten und Theologen und Häuerbefreiungen ausgestattet, 8 Kanonikate zu St. Stephan wurden der Universität einverleibt, bald darauf errandten ein Juristenkollegium und verschiedene Stiftungskammern für unbemittelte Scholaren. Auch von der Wiener Universität wurde die in Paris wohl nur zufällige Vierzahl der Nationen (schematisch übernommen, man unterschied hier die „indische“, später: „osterreichische“, die „böhmische“, die „böhmische“ und die „ungarische“ Nation; jede von ihnen hatte ihren selbstgewählten Prokurator.



Das habsburg'sche Gedichtbuch.

Auch in den Rheinländern hatte der Niedergang der Pariser und Prager Hochschulen zwei Neugründungen zur Folge. 1387 wurde durch Palle Urbans VI. vom

25. Oktober die Universität Heidelberg errichtet, 1386 erhielt sie in der Stiftungs-
 urkunde Ruprechts I. von Kurpfalz alle Privilegien ihrer Vorgängerinnen. Am
 19. Oktober desselben Jahres eröffnete der von Paris gekommene Maistinus von
 Ingeln mit einem Prager Magister und einem Pariser Doktor der Theologie die Vor-
 lesungen, bald kamen noch zwei Prager Magister hinzu, darunter auch ein Lehrer des
 kanonischen Rechts. Die Ausstattung der Universität erfolgte nach dem Muster von
 Prag, doch erhielt sie außerdem noch die Nutzung von Abteien und einen
 Teil der Häuser Weimberge und Necker, welche die vertriehenen Juden hinterlassen
 hatten. Gleich nach Heidelberg schritt Köln zur Gründung einer eigenen Hochschule.
 Dort hatte an den vielen Stütz- und Klosterkirchen die Pariser Scholastik ihren Ein-
 gang gefunden, Albertus Magnus und Thomas von Aquin hatten hier im 13. Jahr-
 hundert gelehrt. Am 21. Mai 1388 erlangte der Rat von Urban VI. die Stiftungsbulle
 am 8. Januar 1389 konstituierten sich 21 Magister als universitas unter
 einem rector, mehr als die Hälfte von ihnen war aus Paris, drei waren aus
 Prag gekommen fast alle waren Kanoniker kolonischer Stätte, so daß die auch hier
 folgende Einverleibung von Kanonikaten durch päpstliche Wille nur das Bestehende
 gut hieß. Die Theologen hatten ihr Lehrort im Pavle des Domkapitels, die

allgemeinen Versammlungen wurden in Mestern, Kapiteln, Kirchen oder Kreuzgängen abgehalten

Erfurt 1527.

Ganz ähnlich entstand die zweite städtische Universität zu Erfurt, nur erwarb hier der Rat vorsichtiger Weise von dem Avignonener Papste Clemens VII. wie von dem römischen Papste Urban VI. eine Erichtungsbulle, erstere 1578, letztere am 5. Mai 1589. Die Vorlesungen begannen 1592. Ausgestattet wurde die Uni-

versität mit den Präbenden der Kollegiatkirchen zu St. Marien und St. Severin und einem Hause zur Bildung eines Artistenkollegiums. Die Erfurter Hochschule gelangte im 15. Jahrhundert zu hoher Blüte und wurde eine der stärksten und besuchtesten Universitäten Deutschlands.



Würzburg
1409

Auch in Würzburg versuchte Bischof Johann von Egloffstein 1405 die Gründung einer Universität, doch ging diese Hochschule bald wieder ein, erst 1527 gelang dort dem Fürstbischof Julius Echter von Meßelbrunn die Erichtung einer neuen Universität, die nach der Vereinigung Würzburgs mit Baiern den Namen „Julius-Maximilians-Universität“ erhielt.

Leipzig 1409

Die Leipziger Universität entstand aus den Trümmern der Prager Hochschule, wir müssen daher an dieser Stelle auf die schon angedeutete Katastrophe der

letzteren zurückgreifen. Die böhmische Nation in Prag hatte längst das Übergewicht der Deutschen als unleidlich empfunden, da diese die übrigen drei Nationen beherrschten und ihnen, den Embemüthen, daher bei den Abstimmungen in dreifacher Übermacht gegenüberstanden, dazu kam, daß anfangs auch fast alle Stiftungsstellen in den Händen der Deutschen waren. Als dann religiöse Gegensätze den Deutschenhaß der Böhmen noch verschärften und der Magister Johannes Hus an ihre Spitze trat, setzten sie 1409 bei König Wenzel die Umkehrung des bisherigen Abstimmungsverhältnisses durch, so daß die böhmische Nation fortan drei, die drei anderen Nationen zusammen nur eine Stimme haben sollten. Nach vergeblichem Widerstand verließen die deutschen Magister und Scholaren die Stadt, worauf die Universität schnell verödete, sie zogen größtenteils nach Leipzig, wo dank ihrer Beteiligung noch im Herbst des Jahres 1409 eine neue Hochschule mit einer „meißnischen“ einer „sächsischen“, einer „bairischen“ und einer „polnischen“ Nation entstand. Sie war aber die letzte von den deutschen Hochschulen, welche die Einteilung der Lehrer in Nationen beibehielt; die nächsten Neugründungen stellten ihre Verfassung und Verwaltung ausschließlich auf das Fakultätensystem, da man seit den Prager Vorgängen zum Nationalismus kein Vertrauen mehr hatte. Die Erichtungsbulle der Leipziger Universität erließ Alexander V. am 9. September 1409, am 2. Dezember gaben die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen Friedrich und Wilhelm die Stiftungs-urkunde. Drei Kollegien wurden der Universität beigegeben, darunter das von dem ersten Rektor Johannes von Münsterberg testamentarisch gestiftete Kolleg Unserer lieben Frauen für sieben Magister der polnischen Nation, ein viertes gründete 1411 der Cistercienserorden für seine in Leipzig studierenden Mitglieder. Die sonstige Dotierung und die innere Organisation der Hochschule erfolgte ganz nach dem Vorbild der Universität Prag.

Rathol: 111

Mit Rostock erhielt 1419 Norddeutschland und abgesehen von den ältesten

großen französischen und italienischen Universitäten sogar die Freiheiten der höheren Schulen des alten Rom und Athen. Die Anstehung dieser hochstehenden Pläne wurde zunächst durch den unmittelbar folgenden Tod des Herzogs verzögert; zwanzig Jahre lang trieb die neue Universität, fast nur dem Namen nach bestehend, als eine Art künstlicher Fakultät in Ablehnung an die alte Partikularschule zu St. Stephan ein kümmerliches Dasein. Da kam ihr am Ende der sechziger Jahre die durch das kirchliche Schisma hervorgerufene Auflösung der Pariser Lehrerschaft und der jähe Niedergang der Universität Prag zu Hilfe, der sich seit König Wenzels Regierungsantritt infolge religiöser und nationaler Strengigkeiten vollzog und was später noch beschleunigt wurde. Herzog Rudolfs Nachfolger Albrecht gelang es, den Pariser Magister Heinrich von Langenstein, einen Mann, der 1387 viele deutschen Magister und Scholaren aus Paris führte, an die Wiener Universität zu ziehen; dieser leitete nun die Neugestaltung der Hochschule, die 1384 durch abermalige päpstliche Erziehungsbulle und neuen herzoglichen Stiftungsbrief zustande kam und der künstlichen Fakultät eine theologische hinzufügte. Die neue Hochschule wurde ganz ähnlich wie die Prager mit einem Kollegium für Artisten und Theologen und Häuserstiftungen ausgestattet; 8 Kanonikate zu St. Stephan wurden der Universität einverleibt, bald darauf entstanden ein Juristenkollegium und verschiedene Stiftungskörper für unbemittelte Scholaren. Auch von der Wiener Universität wurde die in Paris wohl nur zufällige Vierzahl der Nationen (bemerklich übernommen, man unterschied hier die „sächsischen“ später: österreichische, die „sächsischen“, die „böhmisches“ und die „ungarische“ Nation, jede von ihnen hatte ihren selbstgewählten Procurator.

Auch in den Rheinlanden hatte der Niedergang der Pariser und Prager Hochschulen zwei Neugründungen zur Folge. 1385 wurde durch Bulle Urbans VI. vom 27. Oktober die Universität Heidelberg errichtet, 1386 erhielt sie in der Stiftungs-Urkunde Ruprechts I. von Kurpfalz alle Privilegien ihrer Vorgängerinnen. Am 19. Oktober desselben Jahres eröffnete der von Paris gekommene Mariäus von Ingeln mit einem Prager Magister und einem Pariser Doktor der Theologie die Vorlesungen; bald kamen noch zwei Prager Magister hinzu darunter auch ein Lehrer des kanonischen Rechts. Die Ausstattung der Universität erfolgte nach dem Muster von Prag, doch erhielt sie außerdem noch die Aufnahme von Rheinpfälzern und einen Teil der hiesigen, Wemberge und Necker, welche die vertriebenen Juden hinterlassen hatten. Gleich nach Heidelberg schritt Köln zur Gründung einer eigenen Hochschule. Dort hatte an den vielen Stütz- und Klosterschulen die Pariser Scholastik zuerst Eingang gefunden. Albertus Magnus und Thomas von Aquin hatten hier im 13. Jahrhundert gelebt. Am 21. Mai 1388 erlangte der Rat von Urban VI. die Erziehungsbulle, am 8. Januar 1389 kontrahierten sich 21 Magister als universitas unter einem rector, mehr als die Hälfte von ihnen war aus Paris, drei waren aus Prag gekommen, fast alle waren Kanoniker schenker Stifter, so daß die auch hier folgende Einverleibung von Kanonikaten durch päpstliche Bulle nur das Bestehende gut hieß. Die Theologen hatten ihr Sessorium im Dome der Domkapitel, die



Aus Hebdelers's Federkalamen.

in Klostern, Kapiteln, Kirchen oder Kreuzgängen

2. zweite städtische Universität zu Erfurt, nur er-

halten worden. Wäre von dem Avignonener Papste Clemens VII.

1527 Urban VI. eine Erriehungsbulle, erstere 1578, letztere

1592. Ausgestattet wurde die Uni-

versität mit den Präbenden der Kolle-
gialkirchen zu St. Marien und St. Se-
verin und einem Hause zur Bildung
eines Artistenkollegiums. Die Erfurter
Hochschule gelangte im 15. Jahrhundert
zu hoher Blüte und wurde eine der
stärksten Universitäten Deutsch-
lands.

Auch in Würzburg versuchte
Bischof Johann von Egloffstein 1405
die Gründung einer Universität, doch
ging diese Hochschule bald wieder ein;
erst 1582 gelang dort dem Fürstbischof
Julius Echter von Meppelbrunn die
Errichtung einer neuen Universität, die
nach der Vereinigung Würzburgs mit
Baiern den Namen „Julius-Mari-
milians-Universität“ erhielt.

Die Leipziger Universität entstand
aus den Trümmern der Prager Hoch-

schule, wir müssen dabei an dieser Stelle auf die schon angedeutete Katastrophe der
letzteren zurückgreifen. Die böhmische Nation in Prag hatte längst das Übergewicht
der Deutschen als unendlich empfunden, da diese die übrigen drei Nationen
beherrschten und ihnen, den Einheimischen, dabei bei den Abstimmungen in dreifacher
Übermacht gegenüberstanden, dazu kam, daß anfangs auch fast alle Stützstellen
in den Händen der Deutschen waren. Als dann religiöse Gegensätze den Deutschenhaß
der Böhmen noch verärgerten und der Magister Johannes Hus an ihre Spitze trat,
setzten sie 1409 bei König Wenzel die Umkehrung des bisherigen Abstimmungsverhält-
nisses durch, so daß die böhmische Nation fortan drei, die drei anderen Nationen zu-
sammen nur eine Stimme haben sollten. Nach vergeblichem Widerstand verließen die
deutschen Magister und Scholaren die Stadt, worauf die Universität schnell ver-
fiel, sie zogen größtenteils nach Leipzig, wo dank ihrer Beteiligung noch im
Herbste des Jahres 1409 eine neue Hochschule mit einer „meißnischen“, einer „sächsi-
schen“, einer „bairischen“ und einer „polnischen“ Nation entstand. Sie war aber die
letzte von den deutschen Hochschulen, welche die Einteilung der Lehrer in Nationen
beibehielt; die nächsten Neugründungen wollten ihre Verfassung und Verwaltung aus-
schließlich auf das Fakultätensystem, da man seit den Prager Vorgängen zum Natio-
nalismus kein Vertrauen mehr hatte. Die Errichtungsbulle der Leipziger Universität
erließ Alexander V. am 9. September 1409, am 2. Dezember gaben die Landgrafen
von Thüringen und Markgrafen von Meißen Friedrich und Wilhelm die Stiftungs-
urkunde. Drei Kollegien wurden der Universität beigegeben, darunter das von
dem ersten Rektor Johannes von Mänzerberg testamentarisch gemittelte Kolleg Amerer
leben Frauen für neben Magister der polnischen Nation ein viertes gründete 1411
der Exerzierorden für seine in Leipzig studierenden Mitglieder. Die sonstige
Dotierung und die innere Organisation der Hochschule erfolgte ganz nach dem Vorbild
der Universität Prag.

Hollm. 141.

Mit Nordost erhielt 1419 Norddeutschland und, abgetrennt von den ältesten

englischen Universitäten, Nordeuropa überhaupt seine erste Hochschule. Die auf Ansuchen der Mecklenburger Herzöge Johann IV. und Albrecht V. vom Paps Martin V. erteilte Bestätigungsbulle datirt vom 15. Februar 1419. Die feierliche Eröffnung erfolgte am 12. November desselben Jahres, doch bestand die vollständig nach dem Vorbilde Erfurts eingerichtete und wie dieses irgendwelchen Einfluß der Nationen auf die Verfassung und Verwaltung statutarisch ausschließende Unversität anfangs nur aus drei Fakultäten; die theologische Fakultät wurde erst 1452 von Paps Eugen IV. hinzugefügt.

Nach einer Pause von fast vier Jahrzehnten folgte die Gründung von weiteren sieben deutschen Unversitäten, namentlich unter dem Einfluß des gesteigerten Bildungsdranges, den die seit der Mitte des Jahrhunderts sich geltend machende Bewegung des Humanismus und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit sich brachten, die Zahl der kirchlichen Pfründen nahm fortwährend zu, der ärztliche Beruf wurde lohnender, und auch die römische Rechtsgelehrsamkeit kam jetzt zu Ehren, bei den deutschen Fürsten wie bei den stolz aufblühenden deutschen Städten, die damals noch den Weltmarkt beherrschten.

In Greifswald setzte Heinrich Rubenow, ein reicher Bürgermeister der Stadt Greifswald und zugleich rethorischer Magister der schönen Künste, 1456 die Gründung einer Un- 1456.
versität durch, die von ihm selbst, dem Stadtrate, dem Herzog und den benachbarten Klöstern dotirt wurde. Am 29. Mai gab Calixtus III. die Errichtungsbulle, am 18. Ok-
tober begannen die Vorlesungen. Es folgte die Gründung der Unversität Freiburg 1460.
durch Erzherzog Albert, den Bruder Kaiser Friedrichs III. In der päpstlichen Errichtungs-
bulle vom 20. April 1455 und den landesherrlichen Ausstattungs- und Freiheitsbriefen
von 1456 und 1457 kam hier zum ersten Mal ein kaiserlicher Bestätigungsbrief vom
Jahre 1456. Die Vorlesungen begannen erst im Jahre 1460, Pfarckirchen fürst-
lichen Patronats in Vorderösterreich und drei Kanonikate bildeten die Ausstattung.
Auch Basel hatte von Pius II., der als Aneas Selvius sich in der Stadt aufge-
halten hatte, am 12. November 1459 eine Unversitätserrichtungsbulle erhalten, und
beeilte sich wie Freiburg schon 1460 das Studium zu eröffnen, um diesem den Vor-
rang noch abzugewinnen. Der Bischof von Basel wurde Kanzler der Unversität,
die von der Stadt einen Freiheitsbrief und ein Haus erhielt; der Paps startete sie
mit Präbenden und Kanonikaten aus. In der ersten Zeit zog die Stadt mit schweren
Geldopfern ausländische Gelehrte, namentlich italienische Rechtslehrer, an ihre Hoch-
schule; letztere stellten bald, gestützt auf ihr Übergewicht, die Forderung, daß die
Ausübung der akademischen Disciplin wie auch die Stellung und Wahl des Rektors
nach belognesischem Muster den Scholaren überlassen werden sollte. Die Stadt zeigte
sich zwar anfangs diesen Bestrebungen geneigt, seit 1481 gewann aber doch das fran-
zösische System auch hier die Oberhand.

Herzog Wilhelm der Reiche von Baiern hatte schon am 7. April 1459 von Ingo-
stadt Pius II. die Zustimmung zur Errichtung einer Unversität in Ingolstadt erlangt, doch 1462.
konnte diese erst 1472 eröffnet werden. In der betreffenden päpstlichen Bulle fällt
die ungewöhnliche, sonst nirgends vorkommende Bestimmung auf, daß jeder Promo-
vend dem hl. Stuhl einen Treueid leisten solle; der Paps sah wohl in der bairischen
Hochschule einen der stärksten Stützpunkte seiner Interessen, und, wie die Zukunft
lehrt, mit Recht. Die arztischen und theologischen Studien hatten hier von An-
beginn den Vorrang, ältere geistliche Stiftungen der bairischen Herzöge zu Ingolstadt,
Kanonikate und Pfarreien bildeten die Ausstattung der neuen Hochschule. Schon im
nächsten Jahre wurde die Unversität Trier eröffnet, auf Grund einer Errichtungsbulle
von 1450; am 25. November 1476 folgte die Errichtung der Unversität
Main; durch Sixtus IV., auf Ansuchen des Erzbischofs Diether. Die Ausstattung
Main; 1476.
war hier wie dort die gewöhnliche. Im Herbst 1477 wurde unter Graf Eberhard
im Bart von Württemberg die Tübinger Hochschule eröffnet, auf Anregung von
Eberhards Mutter Mechthildis und kraft einer Bulle Sixtus IV. vom 9. November 1476. 1477



Wittenberg
1527

1527
1527

Allgemeine
Verhältnisse der
mittelalterlichen
Hochschulen
Deutschlands

Die erste deutsche Hochschule die nicht unmittelbar durch päpstliches sondern durch kaiserliches Machtwort ins Dasein gerufen wurde, war Wittenberg. In dem betreffenden Dekret Maximilians I. vom 6. Juli 1502 finden sich die nachstehenden Formeln wie in den päpstlichen Bullen, auch die Verleihung des Rechts, Grade in den vier Fakultäten zu erteilen. Doch handelte es sich um keine Feindschaft gegen die Kirche, denn auch der Papst gab der noch im Jahre 1502 eröffneten Universität Privilegien, Komensatoren und Præbenden und sein Legat bestätigte ihr die vom Kaiser zugesicherten Vorrechte. Die letzte von der einbeulichen Kirche begründete Universität war die Hochschule zu Frankfurt a. O. Die Bulle Julius II.

summi vom 15. März 1506, das kaiserliche Dekret vom 26. Oktober desselben Jahres, Kurfürst Joachim I. schenkte die Universität mit den nötigen Häusern im übrigen erfolgte die Dotierung durch die Kirche.

Damit ist die Reihe der mittelalterlichen Universitätsgründungen auf deutschem Kulturgebiete erschöpft. Wiewohl manche von ihnen nach zu bedeutender Wirkbarkeit gediehen, galten bis in das 16. Jahrhundert hinein die großen französischen und italienischen Hochschulen nach wie vor als die überragenden Vorbilder, zu denen jeder Hoherprebende wenigstens am kurzem Zeitpunkte, um sich womöglich an der Quelle der Gelehrsamkeit einen Grad zu holen. Die ersten deutschen Humanisten und Lehrer des römischen Rechts machten fast alle ihre Studien in Italien, und ganz allgemein war das Verlangen, ausländische Doctoren und Magister an die deutschen Hochschulen zu ziehen.

Das Verhältnis der mittelalterlichen Universitäten Deutschlands zur Kirche kann man sich kaum nahe genug vorstellen, wie sie aus kirchlichen Schulen oder im Anschluß an solche durch päpstlichen Machtspruch entstanden und ihre Lebensfähigkeit vorwiegend kirchlichen Schenkungen verdankten, so waren auch die älteren und ständigen Hochschullehrer größtenteils Kanoniker, die Scholaren der oberen Fakultäten fast durchweg Geistliche während die meisten Scholaren der Artesfakultät sich auf den geistlichen Beruf vorbereiteten, nach Lehrgang, Disciplin und Einrichtungen erschienen die Universitäten gewissermaßen nur als freier und umfassender organisierte Stiftschulen. Der Einfluß des Landesfürsten auf die Universitätsverfassung beschränkte sich dementsprechend bis gegen das Ende der Periode darauf, daß er auch den weltlichen Angehörigen der Hochschulen dieselbe Ausnahmestellung der weltlichen Gewalt gegenüber einräumte, die der Klerus inne hatte, erst im 15. Jahrhundert begannen die Landesherren gelegentlich diese Grenze zu überschreiten. So erließ Kurfürst Friedrich II. 1458 für die Universität Leipzig eine Reihe von Verordnungen welche das Promotionsverfahren und die innere Ordnung der Kollegien umgestalteten, so behielt sich ferner in Jülichstadt und Tübingen der Landesherr von Anbeginn die Bekanntschaft aller Stanten vor.

1527

Die Frequenz der mittelalterlichen Universitäten ist oft in der abenteuerlichsten Weise überschätzt worden, weil man nicht beachtete, daß nicht nur die Magister und Scholaren, sondern auch alle für die Hochschule arbeitenden Abtrichter, Manucriptoren, Maler, Buchbinder, später alle Buchdrucker und Buchbinder, sowie die Diener der Universität angehörig imnachteilhaft wurden und daß ferner viele Kanoniker, Priester, Vikare und Mönche der betreffenden Diocese sich lediglich des Privilegiengenusses halber unthätig am Hofe hielten, ohne lehren oder predigen zu wollen. Nach den Untersuchungen Panzer's war in Wälschen 9000 bis 10000 schon eine selten erreichte Frequenz, der eigentlichen Universitätsmitglieder. Von den Fakultäten war die artesfakultät überall die stärkste und die medizinische die schwächste, die Nachfrage nach gelehrten Ärzten „physici“ war bis gegen das Ende des Mittelalters in Deutschland

Das Mittelalter.

außert gering. Da sich die Kranken fast durchweg bei heilkundigen Laien („empirici“) Wats erholten. Bedeutender war die juristische Fakultät die anfangs nur die Klöster mit kirchenrechtlichen Kenntnissen versah im 15. Jahrhundert aber daneben schon das römische oder „kaiserliche“ Recht pflegte. Schwächer frequentiert war die theologische Fakultät. Weit entfernt wie heute die Vorbereitung auf ein geistliches Amt zu bieten war nämlich das theologische Studium damals das fröhliche Endresultat aller Wissenschaft überhaupt und das Doktorat in der Theologie ein Ziel, dessen Erreichung nur wenige anstreben konnten.

In den mittelalterlichen Universitäten gab es weder eine bestimmte Anzahl Lehrer und jeder besoldeter Lehrstühle noch auch einen Professorenstand als solchen, dessen lebenslänglicher Beruf die akademische Lehrthätigkeit gewesen wäre; ebensowenig gab es damals Studenten im heutigen Sinne, die nach Aneignung des nötigen Wissens ein



Das Theologiegebäude zu Paderborn a. C.
v. A. L. Götterens. F. i. Medaillen und Medaillonzeichnungen der Kunst des Mittelalters.

Staatamt hätten bekleiden wollen. Der Unterschied zwischen Professoren und Studenten zwischen Lehrenden und Lernenden bestand noch gar nicht, als Lernender fing man an zu studieren, als Lehrender und Lernender verließ man den Kursus fort als Lehrender schloß man ihn ab und trat dann gewöhnlich irgend ein geistliches Amt an. Die mittelalterliche Hochschule stellte sich gewissermaßen als ein Verband von vier gelehrten Ständen dar. Wer das „Handwerk“ lernen wollte, trat als „Scholaris“ (scholaris bei einem Meister (magister) in die Lehre, wenn er nach etwa zwei Jahren die Anfangsgründe inne hatte, machte ihn der Meister nach einer Prüfung vor der Meisterschaft zum „Sociellen“ (baccalarius) der durch den Sociellenverpflichtet wurde künftig nicht nur weiter zu lernen, sondern auch anderen die Anfangsgründe beizubringen. Wieder nach ein paar Jahren wurde der Socielle auf Grund einer zweiten Prüfung vor der Meisterschaft selbst zum Meister (magister) erhoben, indem er die Abzeichen der Meisterswürde in öffentlichem Akte erhielt. Der Meisterschloß machte ihm eine mindestens noch zweijährige Lehrthätigkeit an Ort und Stelle

Anmerkungen
zu den
Bilder
und
den
Bilder
beschreibungen

zur Pflicht, dabei hatte er jetzt das Recht, selbst „Lehrlinge“ und „Gesellen“ zu „Gesellen“ und „Meistern“ zu machen. Von dem „Lehrgeld“ (pactus) ihrer Schüler konnten übrigens nur die magistri artium einigermaßen leben, auch wenn sie nicht so glücklich waren eine der besoldeten Stellen in den „Kollogien“ zu erhalten, die oberen Fakultäten zehrten von den ziemlich hohen Promotionsgebühren und den kirchlichen Pfünden. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts wurde der landesherrliche Einfluß auf die Besetzung und Besoldung der Lehrstellen immer beträchtlicher, anfangs des 16. Jahrhunderts war man im wesentlichen schon bei dem modernen System der angestellten Professoren und der neben ihnen wirkenden Privatdozenten angelangt.

Das Leben
in den
Univ.-Häusern

Tracht

Die enge Beziehung zur Kirche machte sich in der Lebensordnung und gesellschaftlichen Stellung der Universitätsangehörigen überall geltend, in den Statuten der Wiener Hochschule hießen sie geradezu „clerus universitatis“, und das Volk nannte sie „Kalkpfaffen“. Die Universitätsleute hatten kirchlichen Charakter und wurden gewöhnlich mit einer Mütze ordiniert. Auch die Kleidung war kirchlich streng sie bestand in einem langen Rock von einfarbig dunklem Zeug, zu welchem die Scholaren Kapuze und Gürtel, die Magister ein Barett trugen. Eine Menge von Kleiderordnungen bekämpfte alle Versuche der Scholaren, die Strenge der Tracht zu durchbrechen. Viel zu dem kirchlichen Geiste der mittelalterlichen Hochschulen trug auch das ohne eigentliche Vorschriften bestehende Eölibat der Lehrer bei; es verstand sich für die meisten von ihnen ganz von selbst, insofern sie geistliche Untertanen hatten oder erstrebten. Die Mediziner gingen zuerst von dieser Gepflogenheit ab, im Verlaufe des 15. Jahrhunderts kamen dann auch Eheschließungen von Juristen und Artisten vor, bis endlich die Reformation dem Verurteil überhaupt ein Ende machte. Im früheren Mittelalter aber hatte das Leben an den Universitäten auch sonst starke Ähnlichkeit

Mittelalters
Leben in den
Kloster-
häusern.

mit dem Klosterleben. In den schon erwähnten Kollogienhäusern die auch die Eck-
toren die Versammlungsräume und eine Anzahl vermietbarer Wohnstuben für
Scholaren enthielten, hatten die Magister neben einander ihre Stuben oder Zellen
und speisten zusammen an gemeinsamen Tische, während der Mahlzeit wurde etwas
Erbauliches vorgelesen. Jeder Magister hatte einen Scholaren zum „famulus“ (ser-
vitor), der ihm Stube und Kleidung säuberte, Gänge für ihn machte und ihn bei
Ausgängen begleitete. Die Lebensweise in den mittelalterlichen Kollogien war eine
äußert bescheidene, ja armelige, Estragerichte, gebratenes Geflügel und Wein kamen
nur ein paar mal im Jahre auf den Tisch. Daraus erklärt sich auch die große
Wichtigkeit, mit der alle außerordentlichen Feiernmüsse behandelt wurden, wie sie den
einzelnen Universitätsgliedern namentlich bei jedem Fortschritt in der akademischen
Karriere zur Last fielen.

Alter
der Scholaren

Das durchschnittliche Alter der Scholaren beim Antritt der Universitätsstudien
war das 15. oder 16. Lebensjahr, doch kamen auch 14jährige Scholaren vor,
und selbst von dieser gewöhnlich festgehaltenen Grenze nach unten konnten Rektor
und Dekan dispensieren. So wurden z. B. Molampadus, Johannes von Eck und
Melanchthon schon mit 12 Jahren zum Universitätsstudium zugelassen. Die Scholaren
fanden zunächst entweder in den Mietkammern der Kollogienhäuser wo sie einen der
Magister zum Vorsteher hatten oder sofern sie unbemittelt waren, in den Stiftungs-
häusern Unterkunft, als aber der stärkere Andrang zu den Hochschulen bald Wohnungs-
not herbeiführte, mieteten einzelne unternehmungslustige Magister mit Erlaubnis
der Universität Privathäuser, mietheten sie entsprechend ein und warben dafür mög-
lichst viele Scholaren als Mieter, denen sie außer Wohnung und Verköstigung wahr-
scheinlich auch teilweise die nötigen Bücher boten, armen Baccalarien borgten sie
wohl auch das für die öffentlichen Disputationen und Prozeßsachen vorgeschriebene
offizielle habit. Ein solches Privat-Konvikt hieß nach dem von den Scholaren er-
haltenen Wohngelde „bursa“ und die Hausgenossen einer Burse „convulsales“,
„bursales“, „domicelli“ oder „soes“, das Wort Burse der neueren Studenten-
sprache entstammt ursprünglich einfach einer süddeutschen Dialektform von bursa.
Der dem Konvikt vorstehende Magister hieß „conventor“, „rector bursae“ oder

in Burse

„regens bursam“, und die Burse daher auch „regentia“. Bald wurde das Wohnen in den Burfen von den Scholaren durch Universitätsstatut gefordert und nur vornehmeren Studierenden und armen, die als famuli oder Pädagogen eine Dienststelle suchten, Dispens von dieser Verpflichtung erteilt. Eine Burse umfaßte durchschnittlich 8 bis 12 voll zahlende Scholaren, dazu kamen dann noch eumae arme Schüler, die als famuli den Haushalt besorgen und alle Räume in Ordnung halten mußten. Der Universitätsunterricht blieb öffentlich, doch waren die Bursenrektoren verpflichtet, den



Ein mittelalterliches Scholareneloge.

Aus: *Men solum philosophorum, vulgo die Schmezzschil. Quaranta accessoria determinata a magistro Bartholomaeo Colbo. (Argentorati 1492)*

Lehrstoff mit ihren Untertanen zu repetieren, mit ihnen nach dem Essen zu disputieren und ihren häuslichen Fleiß wie auch ihre Sitten zu überwachen. Insbesondere mußten sie sie zum Gebrauch der lateinischen Sprache anhalten und das Deutschreden theutonizare, mit kleinen Geldbußen bestrafen, die in ihre Tasche flossen und die sie sich dabei durch Aufstellen von Aufpassern lupi aus der Mitte der Scholaren in möglichst reichem Maße sicherten. Bei Ausgängen des Bursenrektors bildeten seine Scholaren, die auch gewöhnlich seine öffentlichen Vorlesungen hörten, sein ständiges Gefolge. Die Wohnräume einer Burse bestanden aus einer Reihe nicht beizbarer Kammern (camerae, cellae, comoda) und einer beizbaren größeren Stube (stuba communitatis oder aestuarium), die als gemeinsamer Speise- und Schulraum benutzt und im Winter auf Kosten der Bursalen geheizt wurde. In ihrer Habgier pferchten die Bursenrektoren oft eine

ganze Anzahl Scholaren in eine Kammer zusammen, bis ihnen die Zahl der Bursalen narrenmäßig begrenzt wurde. Von den Gerichten, aus denen sich der Speisezettel der Burfen zusammensetzte, scheinen im späteren Mittelalter Grütze, Suppe, Mus und gekochtes Fleisch am häufigsten wiedergekehrt zu sein, manchmal gab es wohl auch Obst, und an besonders guten Tagen Gebratenes und Käse. Das Getränk bestand in Bier, das schon damals in den verschiedensten Sorten gebraut wurde. Die aus dem Jahre 1515 stammende Schrift „De generibus ebriosorum“ erwähnt unter zahlreichen anderen Benennungen des edlen Gerstenbastes auch einige gute Bekannte, wir lesen in dem Kapitel „De diversis cerevisiae nominibus“ unter anderm: „Praeterea quis non novit Saxonicas quoque cerevisias diversis appellari

nominibus, sicut scilicet Magdeburgensis, Monimom sive Monim Brunswigensis, Gauke Gosslariensis.“

Die Hausordnung der Burgen war eine Klosterlich strenge. Sub 4 Uhr, im Winter um 5 Uhr verließen die Bursalen ihr Lager, um zunächst in den Morgenstunden die öffentlichen Vorlesungen zu hören. Um 9) oder 10 Uhr wurde zur Mahlzeit (prandium) geläutet, um 5 Uhr zum Abendessen (coena). An den Winterabenden wurde die Burse mit Leuchtern und Kienspänen, die aber nicht an die Holzrände gesteckt werden durften spärlich erleuchtet. Die Haustüre wurde im Winter um 9 Uhr, im Sommer um 10 Uhr geschlossen; nächtliches Ausbleiben eines Bursalen wurde streng bestraft. Ihre Betten umgerten sie sich selber machen, denn außer



Heidelberger Straßenszene des 15. Jahrhunderts.

Tab: De die mercurio in suis antores. Quarta manu principalis determinata a magistro Jacobo Hattal. (Argentorat. 1480)

der Wächter gab es aus naheliegenden Gründen keine weiblichen Diensthboten in den Burgen. Das Betreten der Küche war so wenig erlaubt wie das Einführen von Weibspersonen, ebenso war das Waffentragen verboten, das Lärmen und Musizieren im Hause und das Beschmieren der Wände. An vielen Universitäten enthielten die Statuten die Bestimmung daß der Rektor der Universität und der Dekan der Artisten zeitweilig die Burgen einer Visitation unterziehen sollten. Daß aber bei all diesen Überwachungen und Verboten das mittelalterliche Studentenleben nicht ohne Ausge-

lassenheit war, zeigen die beigefügten Holzschnitte, von denen der eine fünf betrunkene Scholaren, der andere ein Standchen vor Augen subit, das von der nacht am Fenster erschienenen Dorna mit dem bekannten Nachtschirrausse belohnt wird.

Die beiden alten Drucke, denen die Holzschnitte entnommen sind, gehören ebenso wie die oben citierte Schrift „de generibus chrisorum“ und das später noch zu erwähnende „Monopolium der Schwememunft“ vom Jahre 1494 zu den quaestiones quodlibeticae, auch quaestiones accessoriae oder minus principales genannt, wie sie im Mittelalter namentlich in Erfurt und Heidelberg üblich waren. Sie erhoben sich in die ersten Redeturniere, die unter dem Namen disputationes de quolibet jährlich einmal oder noch seltener abgehalten wurden, als ein überzhaftes und belustigendes Intermezzo ein und gipfelten in satirischer Weise die Gebrechen der Zeit auf das Schärfste. Dazu bestimmt, die Längeweile des reichlichen Altes zu kützen, dienten sie der akademischen Jugend als Tummelplatz ihres Wizes und

humors; sie bilden, da sie meist an alltägliche Dinge anknüpfen, einen wertvollen Beitrag zur mittelalterlichen Sittengeschichte besonders der Universitäten.

Die durchschnittliche Jahresausgabe eines mittelalterlichen Scholaren betrug etwa 20 Gulden, sie entsprach dem Einkommen eines damaligen Handwerkers. Scholaren mit höchstens 10 Gulden später 6 Gulden Jahresinkommen galten im Gegensatz zu diesen „solventes“ als „pauperes“, sie wurden zur Immatrikulation zu den Vorlesungen wie zu den Promotionen unisono zugelassen und hatten die Anwartschaft auf freistellen in den Stiftsbäuern. Außerdem war das Betteln (hospitalium mendicare) auf den mittelalterlichen Universitäten weder verboten noch auch verpönt, was wieder in dem beherrschenden Einfluß der Kirche begründet lag.



Ein Philo technus oder „Klebbaker der Kunst“.

Nach einem Stich von Christoph Maurer im Befehl des H. H. Kupferstechers, Vetto.

Den an Ort und Stelle bettelnden „pauperes“ nahe verwandt waren die „scholastici vagantes“, die „fahrenden“ Studenten wie sie seit dem Ausblühen der Hochschulen in den deutschen Ländern meist von einer Universitätsstadt zur anderen zogen. „Fahrende Leute“ gab es schon im frühen Mittelalter; sie rekrutierten sich zum größten Teil aus Geistlichen, die kein Unterkommen fanden und daher umherstreichend sich ihren Lebensunterhalt erbetteln mußten, bis sie etwa ein vornehmer Prälat, ein Stifts- oder Klosterherr zu seiner Bequemlichkeit auf unbestimmte Zeit in Dienst nahm, ohne erst lange nach ihren Fähigkeiten zu fragen. Den fahrenden Geistlichen schloßen sich dann allmählich auch erwachsene Schüler an, die mit ihnen von Schule zu Schule zogen und die unmittelbaren Vorläufer der fahrenden Studenten wurden. Wie zwei Stellen des „König Rother“ und des Nibelungenliedes lehren, fanden sich die „fahrenden“ jener Zeit namentlich auch bei allen größeren Feiern ein, wobei sie auf Bezeichnung und Überlassung der Oberbleibsel von den Mahlgästen rechnen durften. Im Laufe der Zeit wurden sie für die Hofstätten zu einer Landplage, da die Schwärme

Die fahrenden Studenten und ihre Partner.

der Vaganten, „varnde lute“ oder „varndez volc“ genannt, außer Priestern Schul-
 lehrern und Schülern bald auch heruntergekommene, heutelustige Ritter und ichöne
 Abenteuererinnen, Sänger und Musilanten, Marktduoier und Gaukler, Söldner und
 Handwerksgefellen umfaßten. Die jahrenden Studenten waren wie ihre Vorgänger
 lustigen und leichten Sinnes, je nach der wechselnden Augenblickslage an-schweifend
 und verschreuderisch oder lumpig wie Straßenbettler immer aber im stillen hoch-
 mütig und emgekildet. Gewinnucht und wohl auch Spottlust veranlaßte sie, sich dem
 Volk gegenüber ein geheimnisvolles Ansehen zu geben; so nannten sie sich „Meister
 der sieben freien Künste“, behaupteten, im Venusberg gewesen und in die schwarze
 Magie eingeweiht zu sein, den Teufel, die Dämonen und das schlechte Wetter her-
 beschworen aus den Sternen und Träumen wahrzagen zu können, auch gaben sie sich
 für Schatzgräber, Heilkünstler und Wunderthäter aus, oder sie versuchten ihr Glück
 als Musikanten „Lyranten“ und Sänger, als Klosterbrüder, als Possenreißer später
 auch als Schauspieler. Unter Anspielung auf ihre Ercoße in Baccho hießen sie auch
 „Bacchanten“; jeden von ihnen begleiteten in der Regel einige halbwüchsige, oft
 erst zehnjährige Schüler als seine „Schüßen“, die er gegen die Verpflichtung, ihm
 gehorsamst aufzuarbeiten, auf sein Wander- und Bettelleben und an die Schulen mit-
 nahm. Die Behandlung, welche diese kleinen famuli von ihrem Herrn erfuhren,
 war nicht die beste, sie mußten nicht nur oft für ihn betteln und um Brot singen,
 während sie selbst Hunger litten, sondern auch für ihn stehlen und bei Streitigkeiten
 sich für ihn prägeln lassen, und er selbst traktierte sie bei jeder Gelegenheit gleichfalls
 mit Schlägen. Die in Basel aufbewahrte Selbstbiographie des Schweizer Seilermeisters
 und späteren Professors Thomas Platter (1499)–1582) giebt ein lebendiges Bild
 von dem Verhältnis der Bacchanten zu den Schüßen, das, wie wir später sehen
 werden, auch für die studentischen Sitten an den Universitäten selbst nicht ohne Be-
 deutung war, insofern es ein Vorbild für den sogenannten „Pannalismus“ abgab.





Humanismus und Reformation.

15. Jahrhundert, die Studien haben, es ist eine Lust zu leben!
 Westrich's Wand's von Barten

Als die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts von Süden und Westen her in Deutschland eindringende Bewegung des Humanismus in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die gebildeten Kreise ganz in ihren Bann zog, erfuhr auch der Charakter und Lehrplan der deutschen Universitäten eine tiefgreifende Umgestaltung. Wie die Kunst der Renaissance die mittelalterliche Gotik verdrängt hatte, so trat an die Stelle der bisher herrschenden Scholastik die humanistische Poesie und Eloquenz, an die Stelle der unpersönlich nüchternen Dialektik eine selbstbewusst, oft theatralische Geltendmachung der eigenen Person und die Verächtlichung der scholastischen Form, an die Stelle des Kirchenslateins das klassische Latein und vor allem auch das klassische Griechisch; daneben wurde auch dem Hebräischen jetzt ein besonderes Interesse gewidmet. Aristoteles der das mittelalterliche Denken beherrscht hatte, mußte nunmehr das Scepter an die platonisch-neuplatonische Spekulation abgeben, ein phantasieroller, naturalistisch gefärbter Pantheismus gewann in der Philosophie die Oberhand, wie ihn die Lehren Hierdan's Bruno's Paracelsus' und Agrippa's von Nettesheim zeigten. Die schlichte Volkstümlichkeit und der Humor des Mittelalters schwand, die neuen Gelehrten geberdeten sich wie antike Redatoren, Philosophen oder Dichter und wetteiferten in prunkvollem Pathos. Der bisherige Wissenschaftsbetrieb der Universitäten geriet in Verachtung als „wertloses Schulgeschwätz“ und Sophistik, die Kunst der schönen und wirksamen Rede wurde das Ideal und Hauptziel der gelehrten Bildung, das die humanistischen Universitätslehrer ihren Schülern durch die Lektüre der griechischen und römischen Klassiker, durch eigene Musterleistungen und durch die verschiedensten Anleitungen und Hilfsmittel näher zu bringen suchten. Feigt so die Bewegung im allgemeinen ein äußerliches, ja zum Teil unwahrscheinliches Gepräge, so lag doch in ihr der Kern einer praktischeren Gehaltung des Bildungswesens, sie bahnte die selbständige Erfassung der Wirklichkeit an, zudem brachte sie einen direkten pädagogischen Fortschritt mit sich, indem sie von den bisher üblichen roheren Studymitteln, Strenge und Schlägen, abmählte und die Verwertung des übrigen Wertvolleren empfahl.

Einst. d. d. h. humanistischen Bewegung.

In Deutschland ergriff der Humanismus zuerst die neugegründeten Universitäten im Südwesten. In Basel war er von Anfang an willkommen, schon 1465 nahm die Universität einen humanistischen „Poeten“ an, und seit 1474 hatte sie eine ständige Lektur für Poesie. Später wirkte dort als Poet auch Sebastian Brant mit seinen Schülern Kocher, Nebel und Schwiler. In den sechziger Jahren eignete sich Reuchlin in Basel bei dem Griechen Andronikos Kontoblakas das Griechische an. Auch das anerkannte Oberhaupt der Humanisten, Erasmus von Rotterdam, verweilte mehrmals in Basel, 1521 wählte er es zu seinem ständigen Wohnsitz und erhob es dadurch zum Verort des Humanismus in Deutschland. Als seine Schüler lehrten dort Ahenanus, Vesen und Molampadius, 1514 wurde der poeta laureatus Glareanus in die philosophische Fakultät aufgenommen. Die Freiburger Hochschule hatte schon seit 1471 einen Lehrstuhl für Poesie und Eloquenz, seit 1500 lehrten hier



Die Bibliothek zu Erfurt.

aus: L. Kautzsch, Bild-Atlas und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen.

nach einander die Humanisten Jafius, Kocher, der als Poet seinen Namen in „Philomusus“ verächtlich hatte, und Joh. Mayr von Eck, der spätere Gegner Luthers, zuletzt Engentinus und Glareanus. Conrad Pereshach wurde hier 1521 der erste Lehrer der griechischen Sprache. In Tübingen war der Begründer der Universität, Grat Eberhard, von Anfang an für den Humanismus eingenommen, die humanistische Anschauung, daß Bildung der Weg zur Tugend sei, fand sich schon in dem öffentlichen Briefe Eberhards, der zum Besuche der Hochschule einlud, 1481 wurde einem Lehrer der Rhetorik ein Stipendium zugesprochen, welche Bestimmung zehn Jahre später auf „einen, der in oratoria, moralibus oder poeticiis lectis“ ausgedehnt wurde. 1497 erhielt Nebel die Lektur. 1512 bis 1518 war Melanchthon in Tübingen, seit 1516 als Nebels Nachfolger, Melanchthons Lehrer und Freund Franz Stadianus war 1518-19 Universitätsrektor. 1521-22 las Reuchlin in Tübingen Griechisch und Hebräisch. Die humanistische Reform der Tübinger Hochschule wurde durch die Lektionsordina König Ferdinands vom Jahre 1525 abgeschlossen, welche von Wimpfeling, Veron Spiegel und dem Arzte des Kaisers Maximilian Paulus Reims

einem humanistisch gebildeten Juden, ausgearbeitet war. Nach Ingolstadt wurde 1492 Celtis als Lektor der Poesie und Eloquenz berufen, Eoban Philomusus wurde 1497 sein Nachfolger; aber erst die Wirksamkeit des gleichfalls von Freiburg berufenen J. von Eck vollendete die Modernisierung des Lehrbetriebes. Für das Griechische und Hebräische gewann die Universität 1520 durch schwere Geldopfer Reuchlin, doch ging dieser schon 1521 nach Tübingen. Agricola wurde sein Nachfolger in Ingolstadt.

Der für Deutschland entscheidende Sieg der „Poeten“ über die „Sophisten“ vollzog sich aber nicht an den bisher genannten Universitäten, sondern an den Hochschulen von Erfurt, Leipzig und Wittenberg. In Erfurt begann 1494 der Elsfässer Maternus Pistoris humanitische Fächer zu lehren, aber unter gleichzeitiger Beibehaltung der Scholastik; die ausschließliche Entscheidung für das Neue erfolgte unter dem Einflusse des in dem benachbarten Gotha lebenden Freidenkers Conrad Muth, alias „Mutianus Rufus“, dessen humanistische Convivien die Erfurter Studenten — unter ihnen Eobanus Hessus, Camerarius, Erotus und Ulrich von Hutten — eifrig besuchten. Aus dem Kreise Mutians gingen 1515 bis 1517 die bekannten „Briefe der dunklen Männer an Ortavianus Gratius“ hervor, die anlässlich eines Streits des Humanistenführers Reuchlin mit den Kölnern hagerfüllt über die Vertreter der alten Bildung herrschten, sie als armselige, schmutzige, gierige Hungerleider, listerne, täppische Gesellen, ekelhafte Frömmler und Totenreißer, plumpe, garstige und dabei eingebildete Tölpel, ja stupide Bestien brandmarkten. So maßlos dieser Angriff war, so groß war das Aufsehen, das er erregte, er rief die erste Breche in das Bestehende, woraus die Erfurter Universität durch friedliche Wirksamkeit von Mutians Schüler Eobanus Hessus ganz für den Humanismus gewonnen wurde. Eine große Studentenreform vom Jahre 1519 beseitigte die Scholastik überhaupt und führte das Griechische und Hebräische als Lehrgegenstände ein. In Leipzig berief Herzog Georg, selbst ein Anhänger der Bewegung, die „Wanderpoeten“ Bujadius und Alucampianus nach einander an die Universität; letzterer kam 1507 von Frankfurt a. O., wo er die Universität hatte eröffnen helfen, und brachte Hutten als seinen Schüler mit. Zwar mußte er in Leipzig nach kaum vierjähriger Thätigkeit den „Sophisten“ das Feld räumen, er schlug ihnen aber noch in einer fulminanten Abschiedsrede tiefe Wunden, und fünf Jahre später hatte der Humanismus auch in Leipzig gefiegt. 1515 erhielt die Hochschule in dem Engländer Richard Crocus ihren ersten griechischen Lehrer; Petrus Mesellanus folgte ihm. Schon 1519 war die Leipziger Universität durchaus im humanistischen Sinne umgestaltet.

Die Universität Wittenberg hatte von Anfang an humanistischen Charakter, wurde doch auch ihr Begründer, der Kurfürst Friedrich der Weise, als Förderer der schönen Wissenschaften in vielen Poemen der Humanisten gepriesen. In der Erziehungsurkunde Kaiser Maximilians wurde die Pflege der Wissenschaften und der schönen Literatur bereits für den Kaiser oder den Staat in Anspruch genommen, da sie den Zweck hatte, für das weltliche Regiment und die weltlichen Kulturaufgaben tüchtig zu machen. Luther, der 1501–1505 als Erfurter Student bereits mit dem Humanismus bekannt geworden war, wurde 1508 aus dem Erfurter Augustinerkloster in das Wittenberger Kloster des Ordens als Lektor der Schulphilosophie versetzt. Er war mit den Humanisten eigentlich nur in der Bekämpfung des Aristoteles amia, während ihm die Scholastik, die jenen zu viel Ebrigkeit enthielt, im Gegenteile noch allzu heidnisch erschien. Im Sommer 1518 kamen Reuchlins Schüler Volckmann und sein Großneffe, der Tübinger Magister Philippus Melancthon, beide von Reuchlin dem Kurfürsten empfohlen, an die Universität Melancthon, der schon in Tübingen mit aller Entschiedenheit den Humanismus vertreten hatte, brachte auch in Wittenberg schnell die griechische Sprache neben dem Latein zu Ehren und schaffte, im Einverständnis mit Luther, die auch hier erst nur eingeschränkte Scholastik vollständig ab; sein Wirken verhalf der Universität zu mächtigem — allerdings, wie wir sehen werden, schnell vorübergehendem — Aufschwung, so daß sie 1521 wegen Über-

Erfurt und die Epistolae obscurorum virorum

Leipzig

Melancthon, Luther und Melancthon



Kostsch.
und
Gretschwald

Frankfurt
u. d.

hendsten Humanistenstil abgefaßt und der Charakter ihres Lehrplans von vornehmer humanistisch. Poesie und Eloquenz lehrte dort zuerst der langnamige Publius Vigelantius Vacillarius Aringia, auch hatten und die Wanderpoeten Vindius und Abagius hielten sich eine Zeit lang an der Universität auf.

Frankfurt

In Heidelberg hatten schon unter dem Kurfürsten Philipp 1508, bei welchem Reuchlin kurze Zeit Rat und Hofmeister der Prinzen war, die Humanisten Agricola und Wimpelina ihr Glück versucht, doch kam es erst 1520 zum entscheidenden Umsturz. 1522 erfolgte die radikale Studienreform, 1525 kam Vindius als Lehrer der lateinischen Eloquenz und Poesie, im folgenden Jahre Simon Grenaeus für die griechische Sch. Mäntel für die hebräische Lesart. In Mainz veruchte seit 1515 der Erzbischof Albrecht von Brandenburg mit Hilfe Eitelwolfs vom Stein und Buntens die Universität zu modernisieren; letzterer richtete auch auf seine Kosten eine dreisprachige Akademie ein. Als aber Eitelwolf schon 1515 nach zehnjährig sich das Unternehmen wieder. Die Trierer Hochschule scheint der Humanismus überhaupt nicht beeinflusst zu haben. In Köln der festen Barz des Obisurantisimus verhielt sich die Universität natürlich so konservativ wie möglich; doch traten auch hier Poeten und Oratoren auf. 1484 wurde der Italiener Wilhelmus Ravimundus Nithridates immatrikuliert, der außer der griechischen und lateinischen Sprache auch das Hebraische, Arabische und Chaldäische beherrschte, 1504-1508 wurde Andreas Lauter als Poet von der Stadt besoldet und las wohl auch an der Hochschule, seit 1491 lehrte der Jülicher Job Casarius an ihr griechische und lateinische Grammatik, Rhetorik und Dialektik und erklärte griechische und römische Autoren, 1512 bis 1514 auch sein Schüler Moellanus. Vindius und Aescampianus kamen gleichfalls nach Köln hatten aber nicht viel Glück, wiewohl Vindius sich mit einem Lobgedicht auf die Stadt und die Universität einführte, die Vorlesungen des Aescampianus wurden sogar von vornherein verboten. Besser gelang es Crocus 1515 an der Hochschule seinen Fuß zu fassen. Aber erst seit 1522 machte diese, gedrängt von den Scholaren, wirkliche Änderungen in den Statuten, auch dann noch mit einzelnen Vorbehalten. Immerhin erhielt 1528 Arnold von Weiel ein Kanonikat mit der Verpflichtung Griechisch und Hebraisch zu lesen, und 1529 nahm der Rat einen bewoldeten Humanisten an. Die mittelalterliche Antenaucht bestand aber in Köln nach wie vor weiter.

Schon um das Jahr 1520 schon der Humanismus auch in Deutschland überall gewonnene Spiel zu haben so daß Erasmus mit selbstbewußter Freude von

füllung ein neues Kollegium bauen mußte. Statt der alten scholastischen Disputationen wurden jetzt zweimal im Monat Redeübungen (declamationes) abgehalten, wobei abwechselnd die Professoren der Eloquenz und der Grammatik und die Scholaren als Redner auftraten und die Leistungen der letzteren von dem Professor der Eloquenz kritisiert wurden, dagegen sollten die Physiker und Mathematiker einmal im Monat disputieren.

Auch die beiden Ostseehochschulen Rostock und Greifswald schritten jetzt zu einer humanistischen Umgestaltung ihrer Lehr-Ordnungen, Rostock 1520, Greifswald 1521 nach dem Vorbilde der Leipziger Hochschule. Ebenso war schon die Gründungsurkunde der unter dem Vertrat des humanistischen Edelmannes Eitelwolf vom Stein errichteten jüngsten Universität Frankfurt a. M. im blühendsten Humanistenstil abgefaßt und der Charakter ihres Lehrplans von vornehmer humanistisch.

dem Anbruch eines goldenen Zeitalters unter seiner Ägide träumte. Aber gerade als die Aussichten der Poeten und Oratoren am glanzendsten waren, trat ein fieber Artzierung ein; die Kirchenreformation fuhr wie ein Wirbelsturm durch die stolz antreibenden Bauten des Humanismus und zertrümmerte sie.

Der innere Gegensatz, der Luther bei aller gemeinsamen Abneigung gegen das Alte von den Humanisten schied, ist schon angedeutet worden; die gewaltige Erregung, die sein Auftreten namentlich auch an den Hochschulen hervorrief, riß die Klart noch viel tiefer. War er selbst gegen die heidnischen Elemente der gelehrten Bildung nur sachlich eingenommen, während er sie als formelle Mittel zum Verständnis des Überlieferten wie zum mütterlichen Ausdruck des Eigenen für wert

Die Hofmann
lein und die
dralligen
Hinterstater



B. 74

Eine Disputationsdisputation des 16. Jahrhunderts.
Nach einem Holzschnitt von Hans Burgkmair u. d. J. 1519

voll ja für nötig erachtete, so wandte sich die von ihm ausgehende Bewegung zunächst gegen die gelehrte Bildung überhaupt; Luthers Betonung der Subjektivität und des Glaubens wurde von ihr nicht nur in seinem Sinne gegen die objektiven Werke sondern auch gegen alles objektive Wissen ausgebeutet, was um so beachtlicher erscheint, als Luther in seiner heftigen sachlichen Polemik gegen den verdammten, hochmütigen, schalkhaften Heiden Aristoteles die Unversitäten, die eigentlichen Burgen des Teufels auf Erden, schalt. Die erste Wirkung der Reformation auf die deutschen Hochschulen war also eine von innen heraus zerstörende, und der soziale Krieg, den sie entzündete, brachte dann das Unversitätswesen auch äußerlich beinahe zum Stillstand.

Indessen wie gesagt: Luther selbst trug unmittelbar wenig Schuld daran. Wenn er auch Erasmus im Jahre 1520 das Steuer der Zeit entriß, so nahm er

doch das ihm angebotene Bildnis mit den radikalen, deutschnationalen und antirömischen Humanisten Erasmus und Hutten an und kam andererseits der maßvollen und feinen Gelehrtennatur Melanchthons fast ebenso weit entgegen, wie dieser sich in seinem Wirken für die Reformation von Luthers starker Willenspersönlichkeit beeinflussen ließ. Luther und Melanchthon vertraten die Anschauung, daß die Erhaltung und Ordnung des Schulwesens nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht der weltlichen Obrigkeit sei, dabei sei der gelehrte Unterricht vor allem auf die Sprachen zu stellen, aber auch philosophische Studien seien wünschenswert; die Unterweisung im Glauben sollten Katechismus und heilige Schrift vermitteln. 1520 äußerte Luther in seiner Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“: „Das mücht' ich gern leiden daß Aristoteles' Bücher von der Logica, Rhetorica, Poetica behalten, oder in eine andere kurze form gebracht, mit Nutzen gelesen würden, junge Leute zu üben wohl reden und predigen . . .“ „Daneben hatte man nun die Sprachen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch die mathematischen Disciplinen, Historien welche ich befehle Verständigeren . . .“ und: „Vor allen Dingen sollte in den hohen und moderen Schulen die fürnehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium.“ Ausführlicher besprach Luther die Notwendigkeit eines gelehrten Unterrichts in der Schrift „An die Vatschern aller Städte Deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“, hier wandte er sich mit leidenschaftlichem Zorn gegen die Verächter der Wissenschaft, die sich auf ihn berufen zu können glaubten.

Walt. Meißner
unter dem Einfluß
Luthers
und
Melanchthons

In der Universität Wittenberg, dem Herde der Reformationsbewegung, las Melanchthon schon 1519 über den Römerbrief, aus welcher Vorlesung 1521 die loci theologici, die erste Dogmatik der neuen Theologie, hervorgingen. Bald hatte der Einfluß Luthers nicht nur das Studium des Aristoteles, sondern auch die humanistischen Studien von der Hochschule verbannt, zu Gunsten des Paulus und der neuen Theologie. 1520 verdamnte Melanchthon in einer Rede „Ermahnung zum Studium der Paulinischen Lehre“ nicht mehr bloß die scholastische Philosophie, sondern auch die Philosophie überhaupt; im nächsten Jahre begründete er dieses Urteil in seiner pseudonym veröffentlichten Verteidigung Luthers ganz im Sinne des Reformators damit, daß die Philosophie Götzendienst sei, weil sie Widersprüche gegen die heilige Schrift enthalte. In derselben Schrift sagte auch er, sie sei etwas Verderblicheres und Gottloseres erfunden worden als die Universitäten, dem Teufel selber verdankten sie ihr Dasein. Sehr bald aber wurde Melanchthon wieder maßvoller in seinen Äußerungen, als sich die zerstörenden Wirkungen des mißverständlichen Eifers an der Wittenberger Hochschule zeigten. Seit 1522 klagte er in seinen Briefen und Reden über den Verfall der schönen Wissenschaften, der Humanist regte sich wieder in ihm und wehrte sich gegen die jüngsten „Pseudotheologen“, die „mit ihrem barbarischen Gezänk die Mäusen vertrieben“. In der That sank die Freuung der Universität, so machta sie in den ersten Jahren gestiegen war, mit rapider Schnelligkeit viele Lehrer verließen sie, und die ökonomische Lage der zurückgebliebenen verschlechterte sich derart, daß Luther auch Melanchthon nur durch starke Anstrengungen der Hochschule erhalten konnte. Erst in den dreißiger Jahren erholte sich die Wittenberger Universität wieder von dieser schweren Krise.

Die einzige deutsche Universität die der Lehre der Wittenberger unmittelbar zuziel, war Erfurt, sie holte sich damit den Keim zu ihrem allmähligen Untergang. Als Luther 1521 in Erfurt einzog glaubte der Poet Sokanus die Mäusen selbst in seiner Begleitung kommen zu sehen; er sollte aber sehr bald bitter enttäuscht werden. Kaum hatte der Reformator die Stadt wieder verlassen, so begann die jüdentümliche Jugend im Bunde mit der städtischen das „Prantenstürmen“, plünderte und zerstörte die Häuser der Gottlichen. Den vertriebenen Klerikern zogen bald auch die Studenten nach deren Eltern gegen das raute Treiben protestierten, und zuletzt verließen auch die humanistischen Lehrer größtenteils die verödete Stadt. Die Universität fingete dann wohl noch rasch drei Jahrhunderte lang ein „immerliches Dasein“, erlebte aber keinen Aufschwung mehr.

In der Leipziger Hochschule hatte der Einfluß Wittenbergs schon gegen Ende des zweiten Jahrzehnts einen Rückgang der Frequenz zur Folge, zwischen 1520 und 1550 ging der Besuch noch weit mehr zurück. Die klassischen Studien gerieten in Verfall, da sie dem Herzog Georg als „legerisch“ verdächtig geworden waren, und die Anhänger des Alten gewannen wieder die Oberhand. Die brandenburgische Hochschule in Frankfurt a. O. ging um dieselbe Zeit fast gänzlich ein, ebenso die beiden ^{Frankfurt a. O.} ^{Köln} Universitäten. In ^{Köln} Rostock fand im Winter 1526/27 überhaupt keine Immatrikulation statt; 1550–1556 blieb ein Rektor ununterbrochen im Amte. Auch in Greifswald, ^{Greifswald} das sich der Reformation mit gleicher Entschiedenheit verschloß, setzten die Inschriften, Vorlesungen und Promotionen mehr als ein Jahrzehnt lang fast ganz aus. Ein Hauptlager der Reformationsgegner war die Universität Wien. Hier sprach die ^{Köln} theologische Fakultät 1520 das Verdammungsurteil über die Bücher Luthers und verbrannte sie in Gegenwart des Kaisers. Sie verhartete auch in dieser Stellungnahme trotz der reformationsfreundlichen Bestrebungen des Erzbischofs Hermann von Wied, des Kanzlers H. von Neuenar und Agrippa's von Nettesheim. Die Immatrikulationsziffern sanken auch hier auf den fünften bis zehnten Teil des Früheren; noch 1546 klagte ein Bericht der Hochschule, „die Studien seien schier erloschen.“ Erst der Einzug der Jesuiten im Jahre 1557 brachte wieder einen Aufschwung. Auch an der Universität Wien, die sich 1515–1520 vor allen deutschen Hochschulen ^{Wien} des stärksten Besuchs hatte rühmen können, sank die Immatrikulationsziffer seit 1522 rapid; gegen 1550 waren nur noch 30 Scholaren vorhanden. Den Hochschulen zu Heidelberg und Basel erging es nicht besser. In Heidelberg, wo übrigens einige ^{Heidelberg} Freunde der Reformation lehrten, gab es bald mehr Professoren als Studenten. Die Stadt Basel nahm 1529 die Reformation an, worauf die altgläubigen Lehrer, darunter auch Glareanus, nach Freiburg gingen und die Universität sich vollständig auflöste. Leichtler überstanden die Hochschulen zu Freiburg und Tübingen das kritische ^{Freiburg und Tübingen} Jahrzehnt, Freiburg hatte sich nach kurzem Niedergang während des Bauernkriegs schon 1529 wieder zu voller Blüte erholt. Notierung und Rat wirkten hier in der Zurückweitung der Reformation zusammen. Noch weniger wurde Jngolstadt ^{Jngolstadt} von der Bewegung berührt; hier wurde die Universität durch Eck die Vorkämpferin des Katholicismus gegen Wittenberg, sie verbot und verfolgte den Besuch der Wittenberger Hochschule, wie auch die Lektüre lutherischer Schriften.

Wiewohl nun nach dem bisher Geschilderten das bittere Wort des Erasmus berechtigt scheint: „Wo immer das Luthertum herrscht da sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen“, so wäre es doch sehr ungerocht, die Wirkung der Reformation auf die Universitäten nur nach dem traurigen Bilde der ersten Uebergangszeit zu beurteilen. Sobald die revolutionären Stürme verbrannt waren und die Lage sich gehärtet hatte, gingen die Reformatoren eifrig an die Wiederaufrichtung des gelehrten Bildungswesens. Nach dem Bauernkriege errichteten die protestantischen Fürsten in ihrem Gebiet Sonderkirchen unter landesherrlicher Oberhoheit. 1552 wurde im Nürnberger Religionsfrieden die vorläufige Duldung der Neuerungen ausgesprochen, und jetzt fielen der polnisch bekanntlich als „Schmalkaldischer Bund“ konstituierten Reformation schnell alle größeren weltlichen Territorien zu, mit Ausnahme von Oesterreich und Baiern. Dieser Verstellung einer friedlichen Ordnung folgte in den protestantischen Ländern unmittelbar die Neubegründung des Universitätswesens in protestantischem Geiste, meist unter dem persönlichen Beirat Melanchthons. Insofern das neue Bekenntnis in der Priesterweihe kein Sakrament mehr erblickte erhielt jetzt das theologische Studium eine entscheidende Bedeutung für das Predigeramt, nicht minder gewann die wissenschaftliche Bildung für den protestantischen Ökumenen dadurch an Wichtigkeit, daß der Schwerpunkt des Gottesdienstes in die Predigt verlegt worden war.

Die Universität Wittenberg erhielt ihre Neugestaltung in den dreißiger Jahren. Die neuen Statuten der theologischen Fakultät vom Jahre 1557 setzten an die Stelle der bisherigen rationalen oder philosophischen Theologie die schriftmäßige ^{Neugestaltung der Universität Wittenberg} philologische. Von den drei Theologie-Professoren, zu denen als vierter Legent der

die 1555 unter Verabschiedung der widerstrebenden Lehrer erfolgte. Im gleichen Jahre kam Camerarius, 1556 Melanchthon selbst auf die Bitte des Fürsten nach Tübingen; Camerarius verfaßte die neuen Statuten nach dem Wittenberger Vorbild. Das Griechische wurde stark bevorzugt; seit 1557 wurden in der theologischen Fakultät die Texte in den Ursprachen gelesen. Die Umgestaltung der Leipziger Hochschule erfolgte nach dem Tode des Herzogs Georg (1559). 1540 kam es zu dem Vorschlag daß die Klöster zur Erhaltung von Magistern und Scholaren 5 bis 1000 Gulden spenden sollten: „dann mögen sie hoffen, mit Glumpf davonzukommen“ (veniam sperare); außerdem solle man Camerarius als „gubernator totius philosophici studii“ zu gewinnen suchen. Dieser folgte auch dem Ruf 1541 und leitete die Neugestaltung, 1542 dotierten die Klöster die erneuerte Hochschule mit 2000 Gulden jährlich. Camerarius wurde der erste „professor utriusque linguae;“ Wolfgang Meurer der erste griechische Professor.

1552 wurde auch die Universität Basel wieder aufgerichtet, zunächst mit nur acht Lehrern, unter gleichzeitiger Errichtung eines Stipendiaten-Konvikts im Dominikanerkloster. Grenuaeus war hier der erste Lehrer des Griechischen. In Frankfurt a. O. erfolgte die Universitätsreform 1540 durch Melanchthons Schwiegersohn, den strebsamen Poeten und Eloquenzprofessor Sabinus, der 1559 Rektor der Frankfurter Hochschule war. Diese wurde mit den Einkünften des Kartäuserklosters und 1551 auch mit den Gütern des Stendaler Domkapitels dotiert, wodurch sie zugleich die Landesherrschaft erhielt. In Greifswald wurde die Hochschule im Herbst 1559 wieder eröffnet, unter der Beihilfe Joh. Bugenhagen's, des neben Luther und Melanchthon hervorragendsten Vertreters der Reformation, erhielt sie 1545 neue Statuten nach dem Wittenberger Muster, wovon Melanchthon, dessen Lehrbücher auch hier den Vorlesungen zu Grunde gelegt werden sollten, „unser aller gemeinsamer, mit höchster Treue zu verehrender Lehrer“ genannt wurde. Rostock war schon 1551 nach dem Beispiel der großen Hansestädte zum Protestantismus übergetreten; in den 40er Jahren ermöglichten Beiträge der Herzöge und der Seestädte Hamburg, Lübeck, Bremen und Riga der Stadt die Unterhaltung einer Anzahl von Lehrern; 1552 folgte die erste protestantische Kirchenordnung für Mecklenburg 1557 die Ausstattung der Universität mit eingezogenen Kirchengütern. 1565 wurden die verwickelten Rechtsverhältnisse der Hochschule geordnet, und 1564 erhielt sie neue Statuten nach dem Vorbild Wittenbergs. Die Rostocker Hochschule, die gleichfalls alle Lehrbücher Melanchthons einführte, erreichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts große Bedeutung, sie war nach Wittenberg die hervorragendste unter den protestantischen Universitäten, hier wirkten Melanchthons Schüler Burenius, Posselius, Caselius und David Ebtraeus, sowie zeitweilig auch der alte Erfurter Humanist Draconites.

In Heidelberg wurde die Universitätsreform 1544 nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. in Angriff genommen, fand aber jähren Widerstand bei den oberen Fakultäten, nur die Artistenfakultät ließ durch den Gräcisten Micellus 1551 eine provisorische Statutenerneuerung vornehmen, nach welcher das Baccalarat Kommiss des Griechischen, der Rhetorik und Dialektik, das Magisterium Bekanntschaft mit den antiken Autoren, Physik und Mathematik voranzuföhren sollte. 1546 wurden die Heidelberger Bursen in eine neue, contubernium genannte Anstalt zusammengezogen und ein dreiklassiges Pädagogium errichtet, 1550 wurde dieses mit der alten Stadtschule zu einer selbstständigen neuen Anstalt verbunden; ferner wurde 1555 im Augustinerkloster ein Konvikt für Studenten der philosophischen Fakultät begründet, das bald an die theologische Fakultät übergang. Als die Pfalz 1556 mit dem Regierungsantritte Mikhemrubs sich ganz für die Reformation entschieden hatte, erfolgte endlich unter Melanchthons Beihilfe durch die Statuten vom Jahre 1558 die durchgreifende Neugestaltung der Hochschule, die ihr eine sechzigjährige Blütezeit brachte.

Teils gleichzeitig mit diesen Neugestaltungen alter Universitäten, teils in ihrem Gefolge entstanden aber im Verlaufe des sechzehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts auch völlig neue protestantische Universitäten. Die erste dieser

Marburg 1527) protestantischen Gründungen war Marburg. Nachdem schon 1526 in der Homburger Kirchenordnung die Errichtung einer heimischen Hochschule vorgeschrieben worden war, die alle Wissenschaften auf Grund des reinen Wortes Gottes lehre, kam es (1527) zur Gründungsurkunde. Die in dieser versprochene kaiserliche Privilegierung wurde zwar erst 1541 erreicht, Promotionen fanden aber schon seit 1530 statt. Die Statuten schlossen sich an das Wittenberger Vorbild an. Zu den ersten Lehrern der philosophischen Fakultät zählten hier Buchius, Cordus und seit Buchius' Tode Johannes Heßius. In besonderer Bedeutung gedieh an der Universität Marburg das von Luther warm befürwortete Stipendiatenwesen, eine stattliche Anzahl von Studenten erhielt hier unentgeltlichen Unterricht und freie Verköstigung.

In Königsberg wurde neben der seit 1541 bestehenden gelehrten Partikularschule als Ergänzung zu ihr am 17. August 1544 eine Universität nach dem Wittenberger



Das alte Marburger Universitätsgebäude
 Mus.: L. Cavertens, Medaillen und Gedächtniszettel der deutschen Hochschulen

Muster gemißet, mit dem Eloquenzprofessor Sabinus als rector perpetuus und neun anderen Professoren, während Melancthon gewissermaßen als oberster Inspektor der Universität zu ihrem Heile mitwirken sollte. Die Bemühung um ein kaiserliches Privileg führte zu keinem Ziele; als Ersatz diente der Hochschule eine 1560 erlangte Befähigung seitens der polnischen Krone, die im Stile der kaiserlichen Universitätsurkunden abgefaßt war und auch das Promotionsrecht zuerkannte. Nach der Verurteilung des Theologen Miander (1549) brachen an der jungen Hochschule heftige Streitigkeiten um die reine Lehre aus, die ihr eine Reihe der tüchtigsten Professoren raubten und zuletzt 1554 auch Sabinus veranlaßten, nach Frankfurt a. O. zurückzukehren.

Jena 1557
 Als ein Ableger der Wittenberger Hochschule entstand die Universität Jena. Als Kurfürst Johann Friedrich Kurwürde und Kurlande und damit auch Wittenberg 1547 verloren hatte, suchte er die Universität von Wittenberg nach Jena zu ziehen, aber Melancthon weigerte sich, da er zu dem neuen Unternehmen kein Vertrauen hatte, während andererseits Moritz von Sachsen sich bereit erklärte, die Wittenberger Universität zu erhalten. In Jena wurde daher 1557 zunächst nur eine Schule im Paulinerkloster eröffnet, diese kam rasch zu hoher Blüte so daß 1558 die Errichtung

ener Universität mit kaiserlichem Privileg folgen konnte. Auch hier kam es bald zu erbitterten Kämpfen um die Formulierung der neuen Theologie.

Die letzte protestantische Hochschulegründung, an der Melanchthons Einfluß noch nachwirkte, war die Universität Helmstedt. Sie entstand aus einem von Gandersheim nach Helmstedt verlegten Pädagogium das Herzog Julius von Braunschweig 1576 zur Hochschule erhob. In der Abfassung der Statuten hatte Melanchthons Schüler Chytraeus hervorragenden Anteil; sie zeigten aber schon einzelne Abweichungen von den Wittenberger Satzungen. Die Erhaltung der reinen, in der herzoglichen Kirchenordnung bezeichneten Lehre galt auch hier für die Hauptaufgabe der Universität; alle Lehrer mußten die Bekenntnisschriften des corpus doctrinae beibehalten. Der Herzog erwartete als politisch-kirchlicher Landesherr auch von den Professoren unbedingten Gehorham. Der dauernde Einfluß des Melanchthon'schen



Die Julia-Carolina zu Helmstedt.

Geistes auf die Helmstedter Hochschule zeigte sich unter anderem darin, daß hier selbst in den schlimmsten Zeiten der neuen Streittheologie der Humanist Caselius (1555 bis 1615) — der schon bei Rostock erwähnte Schüler Melanchthons, noch eine bedeutende Wirksamkeit entfalten konnte.

Was den allgemeinen Charakter der protestantischen Hochschulen gegen Ende des 16. Jahrhunderts betrifft, so waren auch diese noch privilegierte Körperschaften mit einem gewählten Oberhaupt, dem Rektor, mit einer begrenzten Selbstverwaltung und Eigengerichtsbarkheit und vier Fakultäten unter je einem Dekan. Die Artistenfakultät war auch hier noch die Vorstufe für die oberen Fakultäten, nur hieß sie jetzt gewöhnlich „philosophische“ Fakultät; die theologische und juristische Fakultät aber waren schon zu weit größerer Bedeutung und Frequenz gelangt als an den mittelalterlichen Universitäten: erstere infolge der schon besprochenen entscheidenden Wichtigkeit des theologischen Studiums für die protestantische Geistlichkeit, letztere, weil die Rechtsprechung jetzt immer mehr gelehrten Richtern anvertraut wurde. Da außer den Richtern bald auch Räte und Beamte sich ihre juristische Fachbildung an den Universitäten anzueignen begannen, wurde die juristische Fakultät im Verlaufe des 17. Jahrhunderts die angesehenste und stärkste. Ende des 16. Jahrhunderts fand sie

Belangw. Charakter der protestantischen Hochschulen gegen Ende des 16. Jahrh.

6 Länge und Quere aufgeschnittener Pluderhosen eifern die oft über Tuch oder kostbare Seide verschlungen und nach dem Beispiel der Landsknechten mit Vorliebe getragen wurden. Auch der spanisch gepflegte Mantel des 16. Jahrhunderts erhaltenen studentischen Porträt mit Stup und Knebelbart in enganliegendem Wams mit falter Spitzkrause, kolossaler, aber über dem Knie müder Pluderhose und schwarzen Lederschuhen, über dem Rücken mit hochstehendem Kragen, an der Hüfte einen Dolch, dem Haupte ein Barett, meist aus schwarzem



Satirische Darstellung eines studentischen Trinkgelages im 16. Jahrhundert.
(Aus: Dr. Gerner's Ebrissoren)

frische Kraft und Frohüm scheint der hervorsteckendste Zug der deutschen Studenten des Reformationszeitalters gewesen zu sein; der jugendliche Geist der großen Lebenserneuerung mußte naturgemäß ihnen zuerst zugute kommen. Ein sonntages Bild ihres Treibens findet sich in Rollenbogens „Froschmeufelder“:

„Auf den Schulen die Studenten
baden und tauchen gleich den Enten,
schwimmen lässlich wie Geyß und Schwänen,
reiben, fahren mit Schiff und Kanen,
rechten, schlagen Bad, springens Kleid,
wissen von keiner trawrialeit.
Singen auf ihre vielstimmige Keygen
in Pfeiffen, Tuben, Lauten, Geigen,
sein kunstreich nach der Musen art
sein froischer Volk funden ward“

damals noch selten; sie werden erst gegen Ende des Jahrhunderts häufiger und bewegen sich dann meist in dem Gedankenkreis der beiden nachstehenden:

„Wer nicht lust hatt zu einem schönen Pferd,
Zu einem blanken Schwerd,
Zu einem schönen Weib,
Der hatt kein Herz im Leib.“ (1595.)

„Manch guter gesell nimpt ein Weib,
Sie ist sein seel, sie ist sein Leib,
Sie ist sein schimpf, sie ist sein spott.
Sie ist sein teufel, sie ist sein gott.
Sie ist sein segneur, sie ist sein höll,
Des betrübt sich manch guter gesell,
Und machet, daz ich auch kein nemen wil.“ (1596.)



Stammbuchbild v. J. 1593.
(Aus der Schr. v. Lippold'schen Bücherammlung.)

Einen wichtigen Bestandteil des damaligen Lehrbetriebs bildeten die seit der humanistischen Zeit aufkommenen, auch von Luther und Melanchthon empfohlenen dramatischen Aufführungen, die zur Einübung der Sprache wie zur Gewöhnung an öffentliches Auftreten und gute Manieren dienen sollten. Die Humanisten Neuchlin, Locher und Webel hatten bereits solche Schulkomödien gedichtet, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schossen sie deutsch und lateinisch wie Pilze aus der Erde. Sie waren meist nur versifizierte Eloquenz, fast immer handelte es sich darin um das Lob der Tugenden, der Weisheit oder der Wissenschaften und um die Brandmarkung der Laster, der Unwissenheit und rohen Barbarei; sehr oft wurden diese Abstrakta einfach personifiziert, oder man nahm geeignete Personen und Vorgänge aus der Bibel, dem Altertum, der kirchlichen und weltlichen Geschichte. An den Universitäten wie an den übrigen Schulen wurden solche Schuldramen aufgeführt; als Dramatiker dieser Art waren berühmt Gnaphaeus (u. a. durch seine Komödie „Acolastus“, welche die Legende vom verlorenen Sohn verwertete), Macropedius, N. Frischlin und Corn. Schoenaenus; unter den lateinisch dichtenden namentlich Kyrius Vetilius (u. a. mit seiner „Susanna“), Thomas Naogeorgus („Pammachius“ und „Mercator“), Sapidus und Christophorus Stymmelius mit seiner weitverbreiteten „Studentenkomödie“.

Die Schul-
u. d. Studenten-
komödien

Die ^{akademischen} ^{Schulen} Eine eigentümliche Mittelform zwischen den Universitäten und den lateinischen Schulen, die man jetzt „Gymnasien“ zu nennen begann, kam im 16. Jahrhundert in den „akademischen Gymnasien“ oder „gymnasia illustria“ auf wie sie von freien Städten z. B. Straßburg, Nürnberg, Bamberg und kleineren Landesfürsten errichtet wurden, um das Auswandern der Landeskinder zu verhindern. In dem neuerrichteten, seit 1566 vom Kaiser privilegierten akademischen Gymnasium in Straßburg, dem Werke des berühmten Schulmannes Johannes Sturm, brachten sogar die beiden obersten Kure dem Schüler das Baccalarat, die Abforderung der darauf noch folgenden öffentlichen Vorlesungen die philosophische Magisterwürde. In dem „Lektorium“ des großen Hamburger Gymnasiums wurden theologische, juristische und medizinische Vorlesungen gehalten, zur Universität fehlte hier nichts als die rechtliche Stellung und die Privilegien einer solchen. Mehrere dieser „akademischen Gymnasien“ entwickelten sich denn auch sehr bald zu wirklichen Hochschulen so Gießen 1607, Witten und Straßburg 1621 Altdorf 1622.



Kollegiengebäude der Universität Altdorf.

Ähnlich wie das Straßburger akademische Gymnasium waren die Kollegien der 1540 vom Papste bestätigten Gesellschaft Jesu organisiert. Auch die katholische Kirche fühlte jetzt das dringende Bedürfnis die wissenschaftliche Bildung ihrer Geistlichen zu heben, und überließ den Jesuiten die Neugestaltung des gelehrten Unterrichts. Überall, namentlich in Bayern und Oesterreich, entstanden Jesuitenkollegien, die teils zu Neugründungen von Universitäten führten, teils den schon bestehenden erfolgreiche Konkurrenz machten. So mußte in Ingolstadt, wo Herzog Albrecht V. 1526 ein Jesuitenkollegium mit 18 Mitgliedern errichtet hatte die Universität 1583 die philosophische Fakultät an die Gesellschaft Jesu abgeben. In Bamberg wurde das 1615 gestiftete Jesuitenkolleg 1647 zu einer Akademie mit philosophischer und theologischer Fakultät erhoben. Würzburg erhielt 1597 ein Kollegium mit Konvent, für welches 17 Väter eintraten, die dann an der 1582 errichteten neuen Universität die philosophischen und theologischen Lehrstühle einnahmen. In den habsburgischen Ländern waren Wien und Prag die Hauptstützpunkte der Jesuiten. In Wien, wohin sie 1551 gekommen waren gründeten sie bald nachher ein Kolleg und begannen theologische Vorlesungen an der Universität, seit 1558 hatten sie zwei

theologische Lehrstühle inne, außerdem leiteten sie eine adeliche Landschafschule, die seit 1570 mit der Universität konkurrierte. Die Forderung der letzteren, den Orden zu vertreiben, fand kein Gehör; zuletzt wurde auch hier das Jesuitenkolleg der Hochschule einverleibt. Nach Prag kamen die Jesuiten 1556, sie errichteten ein Kollegium Prag von 12 Mitgliedern, dem ein jesuitisches Gymnasium, ein Konvikt für arme Studenten und ein Pensionat für Adelige folgten. Das Gymnasium hieß bald nach Hinzufügung philosophischer und theologischer Kurse „Clementinische Akademie“ und begann schon 1565 selbständig zu promovieren, der Protest der alten Karolinischen Universität gegen die Verlegung ihrer Vorrechte hatte keinen Erfolg, so daß sich schließlich die Erbitterung 1618 in einem Gewaltakt entlad: die Jesuiten wurden vertrieben, und ihre Güter fielen der Universität anheim. Aber die Jesuiten vertrieb man eben nicht ungestraft; schon vier Jahre später hatten sie auch in Prag wieder die Oberhand gewonnen, und nun kam die Rache. 1622 wurden ihnen alle Güter und Insignien der Hochschule übergeben und die neue Jesuitenakademie „Carl-Ferdinands-Universität“ genannt, der jeweilige Rektor des Jesuitenkollegiums sollte zugleich Rektor der Universität sein und als solcher die Professoren ernennen. Namentlich wegen dieser letzteren Bestimmung brach nun aber ein derartiger Sturm der Entrüstung gegen die Jesuiten los, daß sie sich kluger Weise mit der Herrschaft über die philosophische und theologische Fakultät zufrieden gaben. Von Prag aus gründeten sie eine Reihe von Kolonien in Böhmen und Mähren, darunter Olmütz (1569), 1575 wurde das Olmützer Jesuitengymnasium zur Universität erhoben. Nach den Erfolgen der Kaiserlichen im dreißigjährigen Krieg folgte die Errichtung von Jesuitenkollegien und Jesuitengymnasien in Schlesien, so in Breslau 1638, wo die Anstalt im Verlaufe des 17. Jahrhunderts immer mehr den Charakter einer wirklichen Universität gewann. In Innsbruck hatte König Ferdinand schon 1562 ein Jesuitenkolleg begründet, das 1606 neben den Humanitätskursen auch philosophische und theologische Vorlesungen eröffnete, und 1675 zur Universität erhoben wurde. In Steiermark wurde zu Graz 1575 ein Jesuitenkolleg errichtet und schon 1585 in eine Universität umgewandelt. Auch im Nordwesten Deutschlands gelang es den Jesuiten festen Fuß zu fassen; hier errichteten sie von Köln aus, auf das sie sich hauptsächlich stützten, eine rege Thätigkeit und gründeten Kollegien in Mainz, Erfurt und Trier. In Bonn entstand 1675 ein Jesuitengymnasium, aus dem hundertzwanzig Jahre später die Universität hervorging. In Paderborn erhielten die Jesuiten 1585 die Leitung des Gymnasiums, das 1614 zur Universität, aber ohne medizinische Fakultät, erhoben wurde; ebenso erhielten sie die Domschulen von Münster (1588) und Osnabrück (1628), wo sie philosophische und theologische Kurse einrichteten; 1650 wurde die Osnabrücker Domschule zur Akademie erhoben.

Ende des 16. Jahrhunderts beherrschte der Jesuitenorden die gesamte Bildung des katholischen Westens in Deutschland, seine Universitäten verbarren noch immer streng in dem aristotelisch-thomastischen Lehrbetrieb. Aber schon im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts begann sein Stern zu bleichen; sein vergeblicher Kampf gegen alles Neue, namentlich gegen die immer mächtiger anwachsende rationalistische Weltanschauung trugen ihm Haß und Mißachtung ein.





Das siebzehnte Jahrhundert.

istig d. d.eren und seiner laut sich worten
brinat machen zu hohen et con.

Wörterer Stammbuchers non 1. 38.

Im 17. Jahrhundert traten zu den beiden bisherigen Grundlagen der gelehrten Bildung, Christentum und Altertum, noch zwei andere hinzu: die Realien und das nationale Element. Sie verschafften sich erst in der pädagogischen Litteratur polemisch und agitatorisch Geltung, bis sie zuletzt auch die Universitäten eroberten. In Deutschland freilich gelang das dem nationalen Element nur auf einem Umwege. Zunächst wandte sich das Interesse der deutschen Bildungsanstalten von den alten Sprachen den lebenden Sprachen des Auslands zu, die dort bereits in den gebildeten Kreisen zur Vorherrschaft gelangt waren; man begann an italienischen, spanischen, französischen und englischen Versen Geschmack zu finden, und zuletzt verfiel man sich, im 17. Jahrhundert noch sehr schüchtern und vereinzelt, auch in deutschen Originalpoesien, die sich anfänglich noch durchaus an den Stil der lateinischen Poeme des Humanismus anlehnten. Deutsche Uebersetzungen der modernen romantischen Litteratur erlangten aber schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine große Verbreitung. Die Höfe der reformierten Konfession, vor allem Heidelberg und Kassel, vermittelten den Übergang der lateinischen Bildung in Deutschland zur modern-französischen, sie führten die französische Sprache als Umgangssprache ein, sie sandten ihre Prinzen und Adligen an die französischen Hochschulen, damit sie sich dort Bildung und Sitten des modernen Frankreich angeeigneten. Landgraf Moriz von Kassel errichtete 1618 in seiner Residenz mit dem „collegium adelphicum Mauritianum“ die erste hochmoderne Bildungsanstalt Deutschlands, andere deutsche Höfe folgten und von den Höfen aus durchdrang der neuzeitliche Geist nach und nach alle gebildeten Kreise, zunächst allerdings vorwiegend in französischem Gewande. Aber eben dieses Ueberhandnehmen der modernen Fremdsprache weckte auch das deutsche Nationalbewußtsein. Schon 1617 wurde bei einer Zusammenkunft anhaltischer und weimarer Fürsten nach dem Muster der florentinischen „Academia della crusca“ durch den Fürsten Ludwig von Anhalt die „nachsiebringende Gesellschaft“ gegründet, deren erster Zweck die Erhaltung „guter und reiner deutscher Rede“ war, sie bestand ein halbes Jahrhundert lang und umfaßte viele Fürsten, Adelige und Gelehrte, aber keine

Das
collegium
adelphicum
Mauritianum.

Das
collegium
adelphicum
Mauritianum.

Theologen. Auch in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Emanzipation der Neuzeit vom Altertum ließ Deutschland seinen Nachbarn den Vortritt, doch stellte es einzelne hervorragende Vertreter wie Job. Kepler und Joachim Jungius. Letzterer begründete (schon 1614) als Mathematikprofessor in Rostock eine naturforschende Gesellschaft mit dem ausdrücklichen Zweck, die Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung zu erforschen und alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und Erfahrung stützen, von der Sophistik zu befreien, zu einer demonstrativen Gewißheit zurückzuführen, durch eine richtige Anwenbung fortzupflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen zu vermehren. In seinem ganzen Wirkungskreise suchte Jungius die Rechte des scholastischen Unterrichtswezens zu befestigen und der induktiven Forschung im Sinne Bacon's und Galilei's Bahn zu brechen. Der Humanismus kam für die Entwicklung des neuen Zeitalters nicht mehr in Betracht, seine letzten Vertreter starben im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts und blieben ohne Nachfolger, da die Höfe nach lateinischen Poeten oder humanistischen Prinzenenerziehern nicht mehr verlangten. In allem Überflusse wandte sich jetzt auch noch eine von der protestantischen Theologie ausgehende extreme christliche Opposition immer heftiger gegen das klassische Altertum als bevorzugtes Bildungselement, so daß es für die gelehrten Kreise bald in den Hintergrund gerückt war, als eine Karikaturkammer, aus der man sich gelegentlich passende Säbeldchen zur Betrachtung und zu erbaulichem Vergleiche hervornahm.

Gründung der
n. d. s. l. v. n.
den d. s. l. v. n.
in Rostock.

Der Kampf
von die B.
per. g. n. d. d.
Athenen.

Für den Umkehrung der sich damals im deutschen Geistesleben vollzog, waren namentlich die bekannten pädagogischen Reformbestrebungen des Holsteiners Wolfgang Ratichius (1571—1635) und des durch ihn angeregten Mähren Job Anos Comenius (1592—1671) charakteristisch. Beide wollten der deutschen Muttersprache ihr Recht verschaffen, beide die Erlernung der alten Sprachen durch einen methodischen Kompendienlehrgang abkürzen. Comenius bestritt auch die wissenschaftliche und intellektuelle Zulänglichkeit der bisherigen Lehranstalten, er beschuldigte sie, von dem Wesentlichen der Lehrgegenstände abgelenkt zu haben. Außerdem leugnete er die Autorität des Altertums, eiferte als Christ gegen die heidnischen Lehrer und verfocht die Ansicht, daß in den Wissenschaften nur Vernunft und Erfahrung entscheiden könne. Ähnliche Reformideen vertraten der Poese, später Theologieprofessor Eilhard Lubinus in Rostock (1597—1621) und der Hamburger Prediger J. Valthavar Schnupp (1610—1661); letzterer befürwortete eifrig die mathematisch-physikalischen Studien und ihre praktische Verwertung, auch leitete er schon zu dem nächstfolgenden Zeitalter über, indem er bereits der Bildung durch das praktische Leben vor der Universitätsgelehrsamkeit den Vorzug gab und darauf hinwies, daß man diese praktische Bildung nirgends besser und schneller als an den Fürstenschulen erwerben könne. Unter dem Einflusse dieser Männer nahm die Schätzung der Klassicität des lateinischen Ausdrucks wie auch die Lektüre der römischen Klassiker an den Uni- versitäten schnell ab, wenn auch die Pflege der lateinischen Sprache noch immer den Mittelpunkt des Studiums bildete, noch rascher und entschiedener wurde die Beschäftigung mit dem Griechischen eingeschränkt; außer dem griechischen Neuen Testament wurden bald nur mehr Homer und Demosthenes gelesen. In der Theologie räumte die Schriftklärung wieder der Dogmatik den Ehrenplatz, ja sie war am Ausgang des 17. Jahrhunderts von vielen Universitäten schon fast ganz verschwunden. Je mehr das klassische Latein und Griechisch an Interesse verlor, desto umfangreicher breitete sich der theologische und philosophische Unterricht aus, daneben rückten jetzt Mathematik und Physik, Geschichte und Geographie in den gewonnenen Raum vor.

Ratichius und
Comenius.

Nach
7. Jahrh. der
klassischen
Dogmatik.

Der dreißigjährige Krieg brachte diese neuen Bildungsbestrebungen zum Stillstand, er ließ die deutschen Universitäten teils veröden, teils in der unerbittlichsten Weise verroben und verwildern. Mit dem westfälischen Frieden aber brach für das deutsche Bildungsweien ein neues Zeitalter an, unter der Ägide der höchsten Welt. Die Städte und das Bürgerthum, auf welche Humanismus und Reformation sich vorzugsweise gelehrt hatten, waren durch den Krieg ihrer führenden Stellung beraubt

Ende des
17. Jahrhunderts
Kampf.

wissenschaft, Morallehre und Naturrecht, Politik und Reichsgeschichte, Mathematik, Physik, Mechanik, Architektur und Fortifikationslehre, ferner die Meisterschaft im Reiten, Fechten, Tanzen, Ballspielen, Jagen und Tranchieren, auch eine respectable Fertigkeit in der Malerei und Zeichnung sowie in der Musik, und hatte man all das sich glücklich angeeignet, so mußte die „conduite“, die tadellose Vertrautheit mit allen Künsten der Tracht und Toilette, des Komplimentierens und Diskutierens, des Benehmens im Salon und Vorzimmer, das stolze Gebäude des Wissens krönen. Da die „conduite“ sich nur praktisch im weltmännischen Verkehr erlernen ließ, bildete eine Reise nach Frankreich, den Niederlanden, Italien oder England den regelmäßigen Abschluß des Bildungsganges, der jetzt bei Söhnen aus besserer Familie auch nicht mehr durch die alten Vorbereitungsschulen, sondern im elterlichen Hause durch Hofmeister und Informatoren oder durch den Besuch einer der „Ritterakademien“ eingeleitet wurde, wie sie außer in Kassel, dessen „Collegium Mauritanum“ vorbildlich

Die Ritterakademien



Die Studenten im Fußzuge bei Eröffnung der Universität Kiel 1665.
Zuerst: Forquatus a. Leinippus, Langenstro. A. d. d. v. K. d. d. v.

war in Eimburg, Wolzenbüttel, Brandenburg, Berlin, Kolberg, Bildsburghausen, Erlangen, Wien, Siegen und anderwärts errichtet. Der gelehrte Unterricht an diesen Akademien umfaßte nicht etwa die fakultätswissenschaftlichen, sondern nur ungefähr das Niveau eines wohlbestelltem Gymnasiums; außerdem wurden an ihnen besonders auch ritterliche und militärische Spiele gepflegt. Den Ritterakademien nahe verwandt, aber doch mehr den modernen Hochschulen ähnlich waren das von dem Herzog Karl von Braunschweig 1745 errichtete „Collegium Carolinum“ und die 1778 von Herzog Karl Eugen von Württemberg begründete und durch Schiller berühmt gewordene „Hohe Karlschule“ in Stuttgart.

Nur die Universitäten selbst sah man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. ^{W. Hagedorn} zunächst mit großer Heringsbähung als auf Anstalten herab, die sich über ^{Universitäten} leicht hatten. Leibniz, der sich seine Bildung bei Hofe und in Paris erworben hatte, wollte nichts mit ihnen zu thun haben. Erst als Thomassin an der Leipziger Universität der zeitgemäßen „okupedantischen“ Denk- und Lehrweise mit aller Energie Eingang zu verschaffen suchte, gelangten sie wieder zu öffentlichem Ansehen. Thomassin war es auch, der als Privatdozent in Leipzig 1687 Vorlesungen in deutscher Sprache

über die französische Uebersetzung einer spanischen Jesuitenchrift ankündigte. Er vertrat die Meinung, die Deutschen sollten die Franzosen auch in der Hochhaltung der Muttersprache nachahmen. Die einkerkelten Professoren älterer Ordnung machten Thomasius bald genug das Verkleben an der Leipziger Universität unmöglich, einen günstigeren Boden für seine Bemühungen fand er an der neugegründeten Universität Halle.

Die
 1700
 1701
 1702
 1703
 1704
 1705
 1706
 1707
 1708
 1709
 1710
 1711
 1712
 1713
 1714
 1715
 1716
 1717
 1718
 1719
 1720
 1721
 1722
 1723
 1724
 1725
 1726
 1727
 1728
 1729
 1730
 1731
 1732
 1733
 1734
 1735
 1736
 1737
 1738
 1739
 1740
 1741
 1742
 1743
 1744
 1745
 1746
 1747
 1748
 1749
 1750
 1751
 1752
 1753
 1754
 1755
 1756
 1757
 1758
 1759
 1760
 1761
 1762
 1763
 1764
 1765
 1766
 1767
 1768
 1769
 1770
 1771
 1772
 1773
 1774
 1775
 1776
 1777
 1778
 1779
 1780
 1781
 1782
 1783
 1784
 1785
 1786
 1787
 1788
 1789
 1790
 1791
 1792
 1793
 1794
 1795
 1796
 1797
 1798
 1799
 1800

Der Brandenburgisch-preussische Staat begann nämlich im 17. Jahrhundert nicht nur politisch, sondern auch in der Förderung des geistigen Fortschritts die Führerschaft zu übernehmen. Der große Kurfürst hatte schon 1654 die Universität Duisburg gegründet, die als Vermittlerin der modernen niederländischen und französischen Bildung von Bedeutung war, und auch an der Universität zu Frankfurt a. O. begünstigte er mit aller Entschiedenheit die neueren Vorsehungen. Er war es der den angehenden Pufendorf als Historiographen nach Berlin rief, auch die Begründung der Berliner Bibliothek ist bekanntlich sein Werk. 1667 unterzeichnete er den Plan des schwedischen Flüchtlings-Statute zu einer internationalen wissenschaftlichen Zentralanstalt in der Mark Brandenburg man dachte an Tangermünde, die zugleich eine universelle Hochschule werden sollte, die Fremde der Freiheit und der Wohlthätigkeiten aller Länder und christlichen Konfessionen sollten die Einladung erhalten, sich an ihrem Sitze niederzulassen. Hier blieb es nun freilich beim bloßen Entwürfe. Aber auch Friedrich I. nahm angefeindete Vorkämpfer der neuen Geistesrichtung in Brandenburg auf und 1694 errichtete er die Universität Halle, 1700 die Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin deren erster Präsident Leibniz wurde.

Halle 1700
 Thomasius and
 1701

Thomasius war schon 1690 nach Halle gekommen, wo er bald darauf zum brandenburgischen Geheimen Rat ernannt und gleichzeitig zur Eröffnung von Vorlesungen ermuntert wurde. Der starke Beizuch der letzteren gab unmittelbar Veranlassung zu der Universitätsgründung nachdem 1695 für eine solche auch ein kaiserliches Privileg erlangt worden war. Von auswärts wurden für die neue Hochschule gewonnen der berühmte Wittenberger Jurist Sam. Struv., die Erfurter Theologen Francke und Breithaupt, der Coburger Philosoph Buddens und der Merseburger Philolog Cellarius, dazu kamen noch Fr. Hoffmann und G. E. Stahl, ein bedeutender Mediziner und ein hervorragender Naturforscher. Thomasius und der Pietist Francke, beide moderne Praktiker, gaben der jungen Universität den entscheidenden Charakter, unter den Gegnern ging bald der Spruch um: „Haliam tendis aut pietista aut atheista reversurus.“ Das Cellarius anvertraute humanistisch-philologische Studium hatte wenig Glück an der Hallischen Hochschule, man suchte ihn 1697 durch die Begründung eines „collegium elegantioris literaturae“ anzukurbeln, womit das erste philologische Seminar geschaffen war. Auch diese Maßregel nützte aber nicht viel, da der Geist der Zeit den klassischen Studien widerstrebte.

Die 1701
 1702
 1703
 1704
 1705
 1706
 1707
 1708
 1709
 1710
 1711
 1712
 1713
 1714
 1715
 1716
 1717
 1718
 1719
 1720
 1721
 1722
 1723
 1724
 1725
 1726
 1727
 1728
 1729
 1730
 1731
 1732
 1733
 1734
 1735
 1736
 1737
 1738
 1739
 1740
 1741
 1742
 1743
 1744
 1745
 1746
 1747
 1748
 1749
 1750
 1751
 1752
 1753
 1754
 1755
 1756
 1757
 1758
 1759
 1760
 1761
 1762
 1763
 1764
 1765
 1766
 1767
 1768
 1769
 1770
 1771
 1772
 1773
 1774
 1775
 1776
 1777
 1778
 1779
 1780
 1781
 1782
 1783
 1784
 1785
 1786
 1787
 1788
 1789
 1790
 1791
 1792
 1793
 1794
 1795
 1796
 1797
 1798
 1799
 1800

Im Deutschen Norden wurde von Herzog Christian Albrecht 1665 zu Kiel eine neue Hochschule gegründet. Hier lehrte der Jurist S. Rader, einer der ersten Vertreter des modernen Natur und Völkerrechts, und der durch seinen 1682 erschienenen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ und seinen „Polyhistor literarius philosophicus et practicus“ Lübeck 1685 bekannte Eloaenz- und Poesieprofessor D. S. Meibor. Von anderen Professoren umtante die philosophische Fakultät in Kiel damals noch Logik und Metaphysik, Moral, Politik, Mathematik, Poesie, Griechisch, Hebräisch und moderne Sprachen.

Strasburg hatte sich, wie schon erwähnt 1621 zur wirklichen Universität aufgeschwungen, hier setzte bereits Matth. Bernegger 1640 den modernen Fortschritt der historischen und mathematischen Wissenschaften durch.

In Leipzig, das für Deutschland der Mittelpunkt des gelehrten Verkehrs und der Buchhandels geworden war, blieben während des 17. Jahrhunderts die Vertreter des Alten an der Universität noch im Vorteil, wie wir an dem Beispiel des Thomasius gesehen haben, angesetzt ihm wurde auch Francke von der Hochschule vertrieben und Pufendorfs Schriften wurden verboten. Erst als die Partakämpfer

Vorkämpfer der alten Anschauungen in den letzten Jahren des Säculums das Zeitliche gesegnet hatten, konnte auch die Leipziger Universität sich der Modernisierung nicht länger verschließen.

Die Wittenberger Hochschule wehrte im 17. Jahrhundert als Hüterin der Wittenberg,



Festmahl bei Einweihung der Universität Wittenberg 1665.
(Cines Torquatus a Frangipani, Inauguratio Academiae Kiloniacæ.)

cathedra Lutheri und der reinen Lehre alle Neuerungen von sich ab, und wies auch noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts standhaft die neue Philosophie zurück. Auch an anderen Universitäten, wie Jena und Tübingen, vollzog sich die Umgestaltung im modernen Sinne erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Am

daher schon früh mit akademischen Strafen verfolgt wurden. Im Anschluß an die Depositionen fand wahrscheinlich schon damals eine Aufnahmezeremonie, sicher aber eine feierliche Weidung statt, in Nachahmung des christlichen Tauffakts. Noch im 14. Jahrhundert entwickelte sich der Begriff der bejania oder bejanitas, der erst einfach die Unreife der Weulungschaft bezeichnet hatte, in roberer und skurrilerer Ausgestaltung zu der verächtlichen, „sinkenden“ beanitas, von welcher der elende „Bean“ so schnell wie möglich befreit werden muß. Die Fabel vom süßen Geruche der Beanen stammt wohl von den Handwerkern, die in dem uralten „Compagnonnage“ ihre Weulunge als „bouvés“ bezeichneten und sie mit Nuten wie „à la porte la tête puante!“ aus ihrem Kreise jagten.

Ohne Zweifel haben schon die ersten deutschen Universitäten den Depositionsbrauch, um einen offiziellen Akt handelte es sich damals noch nicht einfach von der Pariser Universität mit übernommen, seine spätere offizielle Ausgestaltung war aber ihr eigenes Werk. Die Wiener Statuten von 1384 und die Kölner von 1392 wandten sich u. a. auch gegen die Beanenverweigerung, augenscheinlich aus denselben Gründe wie die französischen Universitäten. Der Ausdruck „depositionis“ erscheint zum ersten Mal in den Statuten der Universität Erfurt vom Jahre 1447. Nach diesen sollten die Vurienrektoren schwören, „a beano pro beanii ipsius depositione non plus tertia parte floreni Kenensis exigere et exigi permittere, licentia ad majus exponendum (exposcendum), a Rectore Universitatis et secreto concilio non obtenta.“ Aus der Stelle geht hervor, daß der Brauch sich an den Vurien der deutschen Universitäten bereits eingebürgert hatte und von den letzteren als Einnahmequelle für den Vurienrektor geduldet wurde. In Heidelberg erscheint die Deposition zu erst in der Matrifel vom 17. Juli 1454, wo es heißt: „Rupertus, Albertus, Johannes, Fratres, duces Bavariae, com. palat. illi principis illustrissimi ducis Ottonis deposuerunt beanium.“ Da aber diese Bemerkung in der Matrifel bis 1552 keinem anderen Studentenamen beigefügt ist, hatte die Deposition



Die Deposition in den Künsten.

Depositionsformen des 16. Jahrhunderts
(Aus dem „ars in beano“ in de typographia et arte Proboico
Welschbrunns, L. H. et W. Wittenbergae 1578)



mit Wasser, welche letzteres unappetitlicher Weise mit Kräutern aus dem Garten, „ubi cloaca exitum habet,“ gewürzt ist. Dann wird dem Vean mit dem hölzernen rillum der Bart abgenommen, wobei er angeblich unwohl wird und eine Salbe gebrauchen muß „extorsa ex sabis hircorum, et aqua, destillata e simo virginico, condita floribus, qui crescunt noctis tempore mediae, cum diurno cursu mulsum portarunt rustici.“ auch Pillen aus dem Ochsenstall kommen zur Anwendung, und der Vean wird noch obendrein durch den Vorschlag geangstigt, ihn zur Erholung eine Zeit lang in der Bursenkloake aufzuhängen, deren Dufte Heilkräfte besitzt. Aber dem Patienten scheint es trotz aller ärztlichen Bemühungen immer schlechter zu gehen, darum legt Bartholomäus das superlicium Verächthend an, um ihm die Verächte abzunehmen, wobei sich der Vean der verschiedensten Sünden, namentlich auch sexueller, schuldig bekennen muß. Zuletzt wird ihm als Buße für seine Frevelthaten und den entsehlenden Gestank, den er verbreitet hat, die Bewirtung der Magister, des Arztes und des Verächters durch eine „largissima coena“ anferlegt, auch „vinum melius“ dürfte dabei nicht fehlen. Hierauf wird der Vean zum Bursenrector geführt, der ihm die Absolution erteilt. Wie die letztere vorgenommen wurde, geht aus dem Text des Manuale leider nicht hervor, es heißt dort nur noch, daß nach erfolgter Deposition die ganze Versammlung den neuen Studenten mit dem Rufe „proficiat vobis“ umringte, worauf es an's Schmausen und Töchen ging. Auch das „Monopolium der Schweinegarst“ des Erfurter Magisters Joh. Schram vom Jahre 1494 enthält Mitteilungen über die vorreformatorische deutsche Deposition, die in allen Wesentlichen mit der Darstellung des „Manuale“ übereinstimmen.

Bemerkenswert ist, daß im „Manuale“ der Vean während des ganzen Depositionsaktes als „Joannes“ angedeutet wird. Diese Eigentümlichkeit hatte jedenfalls ihren Grund auch wieder in einer übererbten Anlehnung an den Taufakt der römisch-katholischen Kirche, bei dem die Formel „lactare Johannes, ut sis in perpetua Dei misericordia“ üblich war. Der Spötname beanus, trüber bejanus oder bejaunus, ist wahrscheinlich auf den französischen Ausdruck bec jaune, Gelbschnabel zurückzuführen; eine überzogene Definition des Wortes findet sich schon in dem 1600 erschienenen „Cornelius relegatus“ des Wichgrev mit dem Afrosichon: „Beanus est asinus nesciens vitam studiosorum“.

Als nun unter dem Einflusse des Humanismus die Bursen verkümmerten und von den Scholaren verlassen wurden, erhob sich die Frage, was mit der bisher in ihnen geduldeten Depositionssitte geschehen sollte, an der auch die Studenten des Depositionsschmauses halber festhalten wollten. Die deutschen Hochschulen lösten das Problem dahin, daß sie im 16. Jahrhundert nach und nach den Brauch selbst übernahmen und zu einem officiellen Universitätsakt erhoben, wobei jetzt oft die Eltern oder nächsten Verwandten der Veanen gegenwärtig waren, ein besonders dazu aufgestellter „Depositor“ die Deposition vornahm und der Dekan der philosophischen Fakultät meist unter Einfügung eines kurzen Examens die ernstbaste Schlussceremonie der „Absolution“ beehrte. So hatte in Prag die Deposition schon 1528 officiellen Charakter. Sie fand dort regelmäßig im August statt, eine aus dem Jahre 1560 erhaltene Schilderung in Dialogform von Jacob Pontanus zeigt, daß die Veane hier durch ein grave edictum Bedelli nach der Exolutionsstätte citiert wurden. Die jüngeren Studenten „pueri“ trieben mit dem Vean allen möglichen Schabernack, was sie „participia“ nannten, hierauf mußte er sich auf den Boden legen und wurde mit Säge, Beil, Hobel und Axt nach der Schür wie ein Sommerbalken bearbeitet, auch wusch man ihm den Kopf, rasierte und kämte ihn in der derbsten Weise. Auch in Wittenberg bestand zu Luthers Zeit die Deposition bereits als officieller Universitätsakt; Luther selbst hat als Dekan viele Veanen, wenn sie die Wiener deponiert hatten und als Absolvenden ihm zugeführt wurden, geprüft und in die Studentenschaft aufgenommen. Mehrere der ermahrenden und betrachtenden Ansprachen, die er bei dieser Gelegenheit zu halten liebte, sind uns überliefert, die Charakteristika und Sinngänge möge hier Platz finden: „Diese gegenwärtige Demüti-

Die Deposition als offizielles Universitätsakt.

Die Wiener Deposition.

gung und Deposition ist nichts weiter, Knabe, als der Anfang jener Depositionen, welche nur dich das ganze Leben hindurch bleiben. Hier setzt dir ein geringer Mensch für eine halbe Stunde Hörner auf und verspottet dich. Aber glaube mir, es kommt noch weit ärger. Der nächste Depositor, der dich täglich deponiert, wird dein Präceptor oder Magister sein und wird alles, was an dir in Sitte und Glauben hässlich ist, abhauen, nicht mit einem Schläge oder Hieb, sondern durch häufige und viele, bis er dich ein wenig zugestuft hat und dich dem Pastor oder Prediger übergibt. Der wird nun auch, so viel er kann, bei dir versuchen, aus einem Gottlosen einen Frommen zu machen und zu festigen. Auf diesen folgt nun Rector und Konzil, die werden dich, wenn du anhältst, nichts Mühselig zu sein, noch härter anfassen. Bist du zunächst über diese Depositionen weg und ein wenig gelübt, dann gehst du zu wichtigeren über, das heißt, du nimmst wohl eine Gattin, die nach ihrer Weise dich



Depositionsscene des 17. Jahrhunderts.

(Nach dem Speculum Cornelianum des Jod. von der Heyden. Straßburg 1660.)

immer deponiert, bis sie dich sanftmütiger macht, um nicht davon zu reden, wie viele Depositionen du merken wirst, wenn du zu Ämtern und Diensten in Staat und Kirche herangezogen wirst. Guter Gott, wie viel Schwierigkeit und Herzeleid, was alles du für eine Art der Deposition halten magst, mußt du da durchmachen! Bauern, Räter, Bürger, ja deine Diener und Untergebenen werden dir übergenug Hörner aufsetzen. Bist du dahin gekommen, so sagst du wohl: Ja ja, zu Wittenberg hab mein Depontiertwerden an, und nun dauert es das ganze Leben hindurch.“ In einer anderen Absolutionsrede Luthers wird bereits die Darreichung von Salz und Wein an den neuen Studenten erwähnt, die für den feierlichen Schlußakt der Deposition später allgemein üblich wurde und ihr Vorbild wohl in der den alten kirchlichen Taufakt einleitenden Darbietung des „Salzes der Weisheit“ und der Salbung des Täuflings mit Chrysam hatte, während die derbphantastischen Scenen der Deposition selbst genau dem Exorcismus entsprachen, der regelmäßig jener kirchlichen Handlung voranging.

In Leipzig, wo sich die Bursen sehr lange erhielten, blieb die Deposition noch bis 1551 deren Privatsache; noch länger bestand die ältere Deposition in Heidelberg. Hier bestätigte 1558 die Universitätsreform Ott Heinrichs den Bursen das Recht

der Depositor packte sein Opfer bei den Ohren und der Nase und schleppte es in den Verdergrund, unter Ohrfeigen, Stößen und Plößen. Dann befaß er dem Heimgehenden, einen schweren Korb, der draußen hinter der Thüre bereit stand, hereinzutragen, und holte daraus hervor:

„Säe und Pflanz und Zahn, Kamm, Hacke, Knüttel und Messer.
Meißel und Bohrer dazu, und Feile und Hammer und Ambos,
Karze mit Stacheln dabei und Gabeln und Zangen und Fängen.“

Eines nach dem andern hielt er hoch empor, mit schauzigem Pathos seine Bestimmung schildernd; dann wies er den Beanen an, sich rücklings auf den Boden zu strecken und regungslos wie ein Toter liegen zu bleiben. Die Landsleute umringelten den Deponenden, gossen erst wetteifernd ihren Spott über ihn aus und sangen dann das „Depositionshied“, dessen erste, wenig tröstliche Strophe lautete:

„Beanus iste sordidus,
Spectandus altis cornibus,
Ut sit novus Scholasticus
Provident se sumibus.“

Gleichzeitig begann der Depositor seine hackende, feilende, hebelsende, glättende, stemmende und meißelnde Arbeit. Achzte und stöhnte der Operierte, so warf man ihm raffinierte Heuchelei vor, wie er sie von der Schule her gewohnt sei; leistete er etwa gar Widerstand, so durfte der Depositor nach Belieben alles mit ihm machen, was keine bleibende Narbe zurückließ. Den Beschluß bildete das Absprengen der Hörner. Taumelnd erhob sich der Befreite, aber jetzt wurde in seinem Gesicht noch Schmutz und Staub entdeckt: da konnte nur die „Wunderseife“ aus Koble und Wagenschmiere helfen, zugleich wurden ihm mit einem hölzernen Scheermesser die angeblich vorhandenen Vorstien wegrasiert. Hierauf goß man ihm aus einem Eimer Wasser über den Kopf, rieb ihm das wunde Gesicht mit rauhem Sackleinen trocken und sämte ihn mit einer Art Schabeseife. War der Bean so ins Mamerliche überreift, so rief ihn der Depositor zum „Eramen“, ließ ihn explicieren und standieren und wußte es dabei so einzurichten, daß dem Verwirren jede Antwort mißlang und wieder eine Prügelstrafe erfolgen konnte. Endlich sollte der gänzlich unwissende Tropf zeigen, daß er wenigstens schreiben gelernt habe. Man brachte ihm Schreibzeug; aber siehe da! er konnte nicht einmal den eingeleimten Pflöpsen aus dem Tintenfaß lösen! Allgemeines Hohngelächter und entrüstete Rufe erschollen, während der Gesoppte gewöhnlich in verdrossenem Schweigen verharrte. Wahrscheinlich fiel ihm überhaupt das Sprechen schwer. Man schaute ihm in den Mund und entdeckte angeblich den großmächtigen „Bacchantenzahn“, dessen Entfernung noch vergessen war. Schnell setzte man den Bean auf einen zweibeinigen Operationsstuhl, der erst mehrmals mit ihm umfiel, ließ ihn den Mund recht weit aufsperrn und riß ihm den störenden Zahn mit der größten der vorhandenen Zangen wobei man



*PenteTheronum populi redere quemquara.
Denti frangibuntale iavere cupit*

*Laß den Bacchanten Zahn der laß rung der auf den
Verleumdung Altu stett wäßstelt die kille, lichen*

Das Ausziehen des Bacchantenzahns.
(Nast: Aubry, Kitz depositorum. Argentorat 1866.)

behalten, um den aktiv Beteiligten die damit verbundenen materiellen Vorteile nicht zu entziehen. So antwortete die Weimariſche Regierung 1636 auf den Antrag Herzog Ernst des Frommen von Gotha, die Depoſition an der Jenaer Hochschule abzuschaffen, mit der kurzen Bemerkung, daß dies wegen der geringen Einkünfte der Philoſophen unmöglich ſei. Dennoch wurde im 17. Jahrhundert der Kampf gegen die Depoſition in Wort und Schrift immer allgemeiner. In Ingolſtadt gerieten die Jeſuiten 1712 über dieſen Gegenſtand in heftigen Streit mit dem Senat der Univerſität; dieſer machte geltend, die „Schloſſerspoſſen“ der Depoſition beſtänden „nur noch in Dillingen (wo ſeit 1549 eine bedeutungsloſe kleine Univerſität beſtand) und Ingolſtadt,“ zur unrechtmäßigen Bereicherung des Depoſitors. Schließlich entſchied der Kaiſer den Streit; er beſtimmte, daß die Depoſition künftig nur mehr bei den



*Arridet stultus, serenis studiis, audent,
Oculis dilectis vos repetita dare.* *Der Narr sagt, Das ihm behagt
Dasput, so er. Hiescharst von fer*

Vennal und Schorſten.

(Aus dem Pugillus Facetarum Iconographicarum des Joh. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

vom Gymnasium kommenden Neulingen Anwendung finden sollte. Auch für diese fand sie aber seit 1712 in einer einfacheren und milderer Form statt, wobei dem „Quintus“, wie hier der Depoſitor — regelmäßig ein hervorragender Magiſter — hieß, ein „Substitut“ und ein „instrumentorum bajulus“ aſſiſtierten und die Beanen verſprechen mußten, ſich ſpäteſtens drei Tage nach der Depoſition immatrikulieren und auf einer anderen Univerſität nicht nochmals deponieren zu laſſen, den Profeſſoren Gehorſam und Ehrfurcht zu zollen und die Eintracht unter der Studenteſchaft zu erhalten. Außer der ceremoniellen Verwendung von Salz und Wein, die hier der „Quintus“ mit zu beſorgen hatte, war noch ein Beſprengen des Kopfes mit Waſſer („aquam, unde mentis claritatem haurias, accipe“) vorgeſchrieben. Schließlich erklärte der Quintus die Deponierten für Studenten und ſchloß mit den Worten: „Omnia ad majorem Dei deiparaeque ſemper virginis nec non ſanctorum inclytæ facultatis patronorum Catharinae et Franciſci Xaverii gloriam et honorem. Amen.“

Die gänzliche Abſchaffung der Depoſition erfolgte an den einzelnen deutſchen Univerſitäten zu ſehr verſchiedenen Zeiten, ſie hatte ihre Hauptgründe in dem Auf- der Depoſition

schwung des Mittelschulwesens im 18. Jahrhundert und in der Wandlung der studentischen Sitten. In Halle und Göttingen wurde die Deposition schon bei der Gründung 1694 bzw. 1737 nicht mehr in Betracht gezogen, in Erlangen kam sie bald nach der Gründung (1745) ab, in Köthenberg 1717, in Leipzig um 1720, in Wittenberg 1755, in Erfurt um 1740, in Jülich 1747. In Jena blieb nach der zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgten Aufhebung der Deposition insofern ein Rest von ihr bestehen, als der „Depositor“, wie dort der Oberpedell bis heute noch heißt, den neu ankommenden Studenten die von ihm verwahrten alten Depositionswerkzeuge zeigte und lehrbarte Deutungen daran knüpfte. Von diesen Werkzeugen waren 1743 noch ein Hörnerhut, ein Bachantensabn, ein „Paternoster mobile“ („dessen Anziehung zeigt, wie seltsam es lassen würde, wenn ein Mensch in solcher Pracht sich brüsten wollte“, seiner Weil, Hobel, Bohrer, Kamm, Schere, Scheremesser und Seife vorhanden. Wohl die letzte nachweisbare Spur der Deposition fand sich 1774 im Tübinger Contubernium. A. F. Wöl schrieb darüber: „Nach inscribieren hier d. h. im Contubernium) die neu ankommenden Studenten und bezahlen etwas, wenn sie nicht schon auf einer anderen Universität gewesen, für die Deposition, deren Andenken nur bei den aus den Klosterschulen hieher beförderten Stipendiaten, ohne die geringste Divergenz, durch Vorzeigung der vorhandenen Reste und Erteilung historischer Nachrichten von ihrem Ursprung und vormaligem Gebrauch, wie auch durch eine öffentliche Rede von dem ersten unter den Kandidaten der Magisterwürde in etwas erhalten wird.“ Die Depositionsgebühren kamen in Tübingen schon seit 1744 wahrscheinlich dem Jahr der dortigen offiziellen Abschaffung der Deposition — der Universitätsbibliothek zu ante.

Heutzutage erinnern nur noch einige sprachliche Ausdrücke und Redensarten an den alten Universitätsbrauch. So spricht man noch heute von „ungehobelten“ und „ungechliffenen“ Menschen, und sagt, ein junger Mann habe sich „die Hörner abgestoßen“ oder „abgelaufen“.

Der Zusammenhang
des
Pannalismus.

In engem Zusammenhang mit der Deposition bildete sich seit dem 16. Jahrhundert die studentische Sute des sogenannten Pannalismus aus, deren Anfänge gleichfalls an den französischen Universitäten des Mittelalters zu suchen sind, und die im Hinblick an den Nationalismus im 17. Jahrhundert zu voller Blüte gelangte. Den älteren Studenten behagte die Gewalt über den Neuling, wie die Deposition sie ihnen zum Teil einräumte und die damit verbundenen materiellen Vorteile allzu sehr als daß sie nicht auf eine Verlängerung, ja eine Steigerung dieses Verhältnisses über die offizielle Absolution hinaus bedacht gewesen wären. So verfielen sie naturgemäß darauf, die Neulinge mindestens das erste Studienjahr hindurch ihrerseits noch nicht als rechte und ebenbürtige Studenten anzuerkennen und sie während dieser Zeit auf alle mögliche Art zu tyrannisieren und anzuhängen. Verschärft wurde diese Neigung noch dadurch daß sich um 1600 bei der Ausübung der Deposition verschiedene Mißbräuche einschlichen, welche sie bei den Studenten in Mißkredit brachten; es kam nämlich vor, daß gewisshafte Depositoren sich die Deposition ablaufen, ja daß ängstliche Eltern ihre Söhne schon als Kinder deponieren ließen, um ihnen die spätere Unbill zu eriparen. Der Leipziger Depositor z. B. ging damals häufig auf Reisen, um solche Kinderdepositionen vorzunehmen. Jedenfalls wurden die Wirkungen der Deposition auf die studentische Stellung des Neulings schon im Anfang des 17. Jahrhunderts von den Landsmannschaften nicht mehr anerkannt und ihrerseits der „Status“ oder das „Pannaljahr“ an deren Stelle gesetzt das als eine Art fortgesetzter, aber noch viel gründlicherer Deposition gedacht war.

Der Pannal

Die gebräuchlichste Benennung die der Neuling seitens seiner Landsleute erfuhr, war Pannal (pennalis), von der Schreibfeder penna) die er in der Tasche an seinem Gürtel sorgsam mit sich herumtrug, um kein Wort des Lehrers zu verlieren, die studentische Katurge seiner Qualgeißel hat ihm aber auch noch eine Menge anderer Namen gegeben. So hieß er „Quasimodogenitus“ und „Neovistus“, da er in der Deposition eine gewaltige Verwandlung durchgemacht hatte.

aus der er als Neugeborener oder Neubekehrter hervorgegangen war;erner „Innocenz“ da er noch als unehuldiges Kind zu betrachten war, „Naschhabel“ weil er gerne frech seinen gelben Schnabel aufthat, „Spulwurm“ insofern er an der Unversität vorläufig nur schwarzte, „Feir“ da er nur die Hefe, faex, der Studentenschaft war, und „studiosus occasionatus“ als ein Geldkopf, das die Natur nur in gelegentlicher schlimmer Laune zum Studenten machte. Andere Spottnamen der Pennale waren: „Bachanten“, „Bausbauen“, „Olberger“, „Mutterkalber“, „Haußmülen“, „Säuglinge“, „Oßsty“, „Schieber“, „Imperfecti“; auch der volltätliche alte Ausdruck „Halspappen“ wurde im 17. Jahrhundert bezeichnender Weise auf sie angewandt. Die Entstehung des Namens „Küchle“ für die Neulinge gehört nach der allgemainen Annahme in dieselbe Zeit, doch ist er vermutlich schon sehr viel älter und auf das niederdeutsche „foss“ zurückzuführen, das schon vor 1700 als Bezeichnung eines herangewachsenen Schülers belegt ist. Die Pennale nannten dagegen ihre Penniger „Schoristen“, „Schreier“, „Agierer“, „Agenten“, „Tribulierer“, „Quäler“ oder „Pennalstierer“; unter sich selbst nannten sich die Schoristen „Absoluti“, „trische Kerls“, „fröhliche Purtschen“, „freve, redliche, dappfere und herzhaffte Studenten“.

Im ganzen galt der „Pennal“ den älteren Studenten wie der „Beau“ als ein „unvernünftiges Tier, das weder Maß noch Grenze seiner Ungezähmtheit hat“. Welche Eigenschaften sie im einzelnen bei ihm voraussetzten geht aus einer uns erhaltenen Schrift vom Jahre 1611 hervor; hier wird er als ein Halsfest (tenax), Gezöhrten und gewinnmüchtiger Egoist, eulter Schwovdränger, verwöhnter Gourmet und verliebter Confschneider dargestellt, als frecher, hochmüthiger und streitsüchtiger Patron, aber auch als furchtbarer Baie den Studenten gegenüber, als eingebildeter Pfendogelehrter und Siebengeheider, als Schwächer, Schlemmer und Trunkenbold. Mit dieser Fülle von Fehlern mußte er sich natürlicherweise glücklich schätzen wenn sich die älteren Studenten überhaupt noch um seine Erziehung bekümmerten; das hinderte freilich nicht daß die Landsmannschaften möglichst viele solcher Erziehungsobjekte in ihre Gewalt zu bringen suchten.

Am den Thoren der deutschen Universitätsstädte langerten im 17. Jahrhundert um die Zeit, da die Neulinge anzurücken pflegten, ältere Studenten als „Austreiber“ herum, die sich den meist unerfahrenen Ankömmlingen als freundliche Führer und Ratgeber, ja hinterhünger Weise selbst als Warner aufdrängten und sich erboten, sie nach einem guten Gasthaus oder auf ihre Bude zu führen; gelang ihnen das, so waren ihre Opfer andern Tags Pennale ihrer Landsmannschaft. War aber ein Neuling schon vorher gewarnt und dankte für die Begleitung, so eilte der „Austreiber“ zu seinen im Trinkhause versammelten Landsleuten und meldete die Ankunft eines Neulings der sich nicht bei seiner Nation melden wollte, worauf dann regelmäßig der Beschluß folgte, den jungen Herrn „dappfer zu agieren, zu schimpfieren und zu tribulieren“. Man zog nach 10 Uhr nachts in corpore vor die Wohnung des Ankömmlings, brüllte, plärrte, brummte, grunzte und blölte, beschimpfte ihn und seine Eltern und warf ihm die Fenster ein, während man schrie: „Heraus, du Pennal, du Feir, du Spulwurm!“ und ihn unter Kläffen zum Kampfe mit drei Landsleuten forderte. Natürlich getraute sich der Eingekerkerte nicht vor die Thüre. Begegneten ihm aber die Landsleute tags darauf so verhöhnten sie ihn oder überhelen ihn auch und richteten ihn übel zu, und dieser Kriegszustand währte so lange bis der Geächtete sich entschloß, als Pennal in ihre Verbindung zu treten. Oft genug freilich waren auch nicht einmal „Austreiber“ nötig, um den Neuling zum Pennal zu machen, oft suchte er gleich nach der Ankunft sehr selbstbewußt seine Landsleute auf, ließ sich von ihnen im Triumphe auf den Burgkeller führen und besaßte dort als nobler Mann die Feste für sie ließ auch wohl für die Gesellschaft eins aufspielen, so daß in dieser ersten Nacht schon fast seine ganze Baarhaft draußging. Am andern Tage mieteten ihm die Landsleute eine Wohnung und rüfsten wieder in corpore an, um seine Bude „einzuräumen“, wobei er den Astroitus, Bier und Wein geben mußte, schon jetzt pflegten sie allmählich andere Saiten aufzuziehen sie hießen

Der
Pennaal
im 17. Jahrb.

rens machen, und unterhielt sich der Pennal gerade mit einem hübschen Mädchen, wie er dem Studenten ohne weiteres seinen Platz bei der Schönen abtreten lassen durfte er überhaupt niemals. Denn er war „ein Tier, das nicht Recht, nicht hat“. Natürlich war er auch nicht satisfaktionsfähig; er durfte auch eines Herrn nicht den Degen, sondern nur die Rute führen. Mochte er den Studenten nicht schnell genug Platz, so tauchten sie ihn in den

trübselige trübselige Aussicht, daß ja nach einem Jahr alles zu Ende einmal zu betrügen. Dann zogen die Schoristen gewöhnlich noch welche die Pennale ihrer Tyrannei entzogen, und verlangerten nächst um sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs



*Musica deliciae vestras, sed juavior illa est,
Cantat in suum nam se quoque Vergo choro.*

*Der Musik die best, seyt gebrist,
Wo die zart weiblich sam. recht ist.*

Musizierende Studenten.

(Aus dem Pugillus Facetarum Iconographicarum)

Minuten; aber auch nach Ablauf dieser Züchtlagsfrist konnte der Pennal noch nicht bestimmt das Ende erwarten, denn galt er dann noch nicht als „genügend bewährt“, so wurde der Schlußtermin noch weiter hinausgeschoben.

War nun das böse Jahr samt seinen Verlängerungen für den Pennal vorüber, so mußte er bei allen Mitgliedern der Landsmannschaft umhergehen und demnach um seine Absolution bitten, unter gleichzeitiger Einladung zu einem Abschiedsschmause. Die Landsmannschaft trat zusammen und gewährte die Bitte, wenn nichts Besondere mehr gegen den Pennal vorlag. Bei seinem Abschiedsschmause kam er aber noch einmal gründlich ins Fegfeuer; alle seine Sünden und Mängel wurden ihm nochmals vorgehalten und ihm die schwersten Bußen dafür auferlegt; er mußte unter den Tisch kriechen, wurde gepufft, gestochen und an den Haaren gezerrt, während er den Bierkellner machte; auch mußte er seinen eigenen Durst mit einem Gemengel von Bier, zerschnittenen Nesseln, Eichtäseln, Tinte, Senf und ranziger Butter, seinen Hunger mit einem Gericht von Wurst, Brot, zerstoßenen Siegelsteinen,

ihn hängen gehen, wenn sein Geld zu Ende war, sie herrschten ihn an, schmähten und mißhandelten ihn, wenn sie mit ihm unzufrieden waren, warfen ihn zu Boden und traten ihn mit Füßen. Er mußte unter den Bänken hocken, auf denen sie saßen und sich wohl sein lassen, er mußte ihnen die Krüge und Gläser ausspülen, einschenken und zutragen, und durfte nicht mühen bei allem, was sie ihm zumuteten. Gewöhnlich besaß er schon jetzt nicht mehr so viel, um als Bean den Depositor bezahlen zu können, und doch war dies nur der Anfang seiner Not; die Erpressungen wurden von Woche zu Woche ärger, man forderte ihn kategorisch auf, Gelage und Schmäuke zu geben, so daß er nach Hause um Huschuh schreiben mußte, und auch die Professoren ließen gelegentlich solche Pennalschmäuke auf seine Kosten in ihrem



*Re tria dies infulam hinc inde volutem. Nam pulvere tauris malisano in corpore viris,
Exeret mavis corpus, et uginem. Torpet at ofendit obrutis membris sulis*

Städtisches Wälspiel.

(Aus dem 16. bis 17. Jahrhundert.)

Haufe nassfinden, um sich dabei gleichfalls einen guten Tag zu machen. Hatten die Landsleute an der Bewirtung des Pennals ugend etwas anzumogen, so fielen sie über ihn her, schändeten ihm Haar und Bart, ließen und schlugen ihn blutig, ja es kam vor, daß Pennale an den erhaltenen Verletzungen starben oder in Verzweiflung Selbstmord begangen. Auch von seinen Kleidungsstücken und Einrichtungsgegenständen mußte der Pennal, der nach der Anbahnung der Studenten kein Eigentumsrecht besaß, alles hergeben, was diese begehrten, blieb ihm selbst nur ein durchlöcherter Hut, ein zerlumpter Rock, zerrissene Hosen und ein Paar schleppende Pantoffeln statt der Schuhe, so galt er als wohl versorgt. Er mußte den Absreiber, Aufwärter, Botengänger und Schuldeneintreiber machen, daneben war er der wüthliche Bediente seines Leibknechts, putzte ihm Schuhe und Kleider, besorgte ihm den Tisch, folgte ihm auf seinen Spaziergängen als demüthiger Trabant, trug ihm den Regenschirm und in der Tasche Geld und Spielkarten nach, schaffte den Betrunknen nach Hause und pflegte den Kranken. Trat sein geistlicher Herr zu ihm heran, so mußte er eine tiefe

Reverenz machen, und unterhielt sich der Pennal gerade mit einem hübschen Mädchen, so mußte er dem Studenten ohne weiteres seinen Platz bei der Schönen abtreten. Widersprechen durfte er überhaupt niemals, denn er war „ein Tier, das nicht Recht, nicht Unrecht hat“. Natürlich war er auch nicht satisfaktionsfähig, er durfte auch im Dienste seines Herrn nicht den Degen, sondern nur die Nute führen. Machte er auf der Straße den Studenten nicht schnell genug Platz, so tauchten sie ihn in den nächsten Brunnen.

Auch die einzige tröstliche Aussicht, daß ja nach einem Jahr alles zu Ende wäre, pflegte den Pennal zu betrügen. Dann zogen die Schoristen gewöhnlich noch die Ferien in Betracht, welche die Pennale ihrer Tyrannis entzogen, und verlängerten daher das Pennaljahr zunächst um sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs



*Musica delicia nostra; sed suavior ille est,
Cantat in juvenum si quorū virgo choro.*
120

*Der Musik die best, seyt gebrift,
Wa die zart weiblich sein nicht ist.*

Musizierende Studenten.

(Aus dem Pugilus Facetarum Iconographicum)

Minuten; aber auch nach Ablauf dieser Zuschlagsfrist konnte der Pennal noch nicht bestimmt das Ende erwarten, denn galt er dann noch nicht als „genügend bewährt“, so wurde der Schlußtermin noch weiter hinausgeschoben.

War nun das böse Jahr samt seinen Verlängerungen für den Pennal vorüber, so mußte er bei allen Mitgliedern der Landsmannschaft umhergeben und demüthig um seine Absolution bitten, unter gleichzeitiger Einladung zu einem Abschiedsschmause. Die Landsmannschaft trat zusammen und gewährte die Bitte, wenn nichts Besonderes mehr gegen den Pennal vorlag. Bei seinem Abschiedsschmause kam er aber noch einmal gründlich ins Fegefeuer; alle seine Sünden und Mängel wurden ihm nochmals vorgehalten und ihm die schwersten Bußen dafür auferlegt; er mußte unter den Tisch kriechen, wurde gepufft, gestoßen und an den Haaren gezerrt, während er den Bierkellner machte; auch mußte er seinen eigenen Durst mit einem Gemengsel von Bier, zerschnittenen Nüssen, Eichsfeln, Tinte, Senf und ranziger Butter, seinen Hunger mit einem Gericht von Wurst, Brot, zerstoßenen Siegelsteinen,

... einem Studenten eine Weile
"Bardazmose" annehmen oder das

... aler beigezogen
... zogen
... zogen

... den Pennal über seine Sünden eine regel-
... selbst zu verurteilen. Endlich mußte er feierlich
... Pennale gerade so zu agieren und zu tribulieren,
... werden war, und erhielt dann nach Abschreibung
... Unbindura des Degens „im Namen der heiligen
... die ihn den Studenten aller deutschen Hochschulen
... bedeutenden Kosten des Abolutionschmausies fielen natur-

... der Universitätsbehörden gegen den Pennalismus begann schon
... Saitchen, von 1610 ab wurden, namentlich in Jena und
... gegen ihn erlassen, wovon er „der pestartige Brand und
... Pennale genannt wurde. Gleichzeitig wurden die Landsmann-
... das Abel bei der Wurzel zu fassen: die bloße Anmeldung bei
... Relogation bestraft und jedem Neuling der Eid abgenommen
... keiner Verbindung beitreten wolle. Aber die Wirkung dieses Eides
... dadurch umgangen, daß man sich schon vor der Eidleistung in
... nehmen ließ, die Pennale selbst wollten meist gar nicht von ihrem
... sein, weil sie darauf brannten, ein Jahr später ihrerseits die jungen
... zu können. Dennoch machte die Bekämpfung des Pennalismus
... Kommittee, seit 1638 suchte die Wittenberger Hochschule eine Einigung
... gegen ihn zustande zu bringen, und bald war ein Bund von acht
... annehmen, der nun systematisch vorging und der Unsitte in den sechziger
... ein Ende machte. In Rostock mußten die Nationen 1662 ihre Bücher,
... und Siegel abliefern, und an den übrigen Universitäten wurde wohl ebensol-
... abgeben

Deposition und Pennalismus waren die Hauptübel, woran das Studenten-
leben bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus krankte, aber sie waren nicht
die einzigen Schäden; auch hatten sie eine Menge schlimmer Auswüchse und Eigen-
schaften im Gefolge, die mit der Beseitigung jener Leuzwegs verschwanden. Unter
den typischen Eigenschaften, die den Burzen, den vollberechtigten Studenten des
17. Jahrhunderts auszeichneten, stand obenan ein unbandiges, bis zu maßloser Ein-
bildung gesteigertes Selbstbewußtsein. Wurde er doch von allen Seiten verhöhnt: die
Fürsten waren stolz auf ihre Universitäten, die Bürger verzogen und fürchteten den
Studenten, er war frei von ihrer Gerichtsbarkeit, und um die akademische Recht-
sprechung brauchte ihm nicht hänge zu sein, da die Professoren selbst aus Gewinn-
sucht um seine Gunst buhlten, Pennale, Kameli und Fedelle waren seines Winkes
fruchtbar. Ferner machte die unsichere und verworrene Zeit des dreißigjährigen
Krieges den Studenten wehrhaft und trotzig und stets zum Herausfordern bereit, er
mußte jetzt reiten und fahnen mit Vieh- und Stübwaßen umgehen können und unter-
scheid sich vom Soldaten nur durch sein anprinzvulleres Auftreten und durch die
reimere Tracht, in der er dem Edelmann nachstrebte. Letzteres war um so begreif-
licher als jetzt auch der Adel seine Söhne zahlreich auf die Universitäten schickte, wo
sie dann aber dank fürstlicher Restripte in einer Ausnahmestellung abseits standen und
statt einer Landsmannschaft beizutreten, selbst besondere, freilich sehr kurzlebige Ver-
einigungen gründeten, wie die „Gesellschaft der Kavallierer“. Trat der nach ihrem
Muster herangestaffelte bürgerliche Student à la mode, oder wie man ihn damals
nannte, der „alamodische Student“ in vollem Pufe aus seiner jetzt „Museum“ ge-

namten Wohnung hervor, so trug er gewöhnlich weiße Stupersinetel, deren Stalpen die Waden zeigten, mit großen vergoldeten Junkerssporen weite Pumphosen, mitunter von kostbarem Corduanleder, ein feiner schnittenes und wieder gebestetes Wams, darüber ein „stradiotsches“ Soldatenkoller, eine goldgelbe Schärpe und einen kurzen, wertvollen Kaufmannskragen; auf dem langen Haar saß ein breitkrämpiger Hut mit wallender Feder, der Bart war nach spanischer Art spitz geschnitten. Im Munde trug der Student die Tabackspfeife, die der Krieg ins Land gebracht hatte, an der Seite einen Edelmannsdegen, in der Hand Stock und Spitzhammer. Die Pfeife und der Stock pflegten ihn überall hin zu begleiten, auch in die Vorlesungen. Von Spielen liebte er außer den schon anlässlich der Schilderung des Pennalismus erwähnten Karten namentlich Ballspiele, wie der umstehende Holzschnitt eines voranschaulicht.

Das „Museum“ des Studenten war heilig und unverletzlich, „Musaea studiosorum sunt sacra“, hatte ein kanertlicher Brief erklärt. Würde dem Studenten irgend eine Nachbarschaft unbequem, so konnte er ohne weiteres deren Abzug erzwingen; andererseits durfte ihm, wenn er Wohnung suchte, kein leerstehendes Zimmer verweigert werden, und der Mietpreis war durch Taxation — 50 Gulden jährlich und 8 Groschen für Kost wöchentlich — vorherbestimmt, so daß er nicht überfordert werden konnte; zudem durfte er dafür auch auf weitgehenden Kredit rechnen, und brante er schließlich seinen Gläubigern mit Hinterlassung seiner Bücher durch, so durften sie ihm die letzteren doch nicht beschlagnahmen. Von den Vorlesungen hörte der alamodische Student am liebsten die unentgeltlichen Publica; da aber diese bei den schlechten Zeiten immer rarer wurden, mußte er wohl oder übel auch einige Privata bezahlen, und zwar voraus, denn die Professoren kannten ihre Leute. Er suchte dann so viele einzelne Brocken aufzuschnappen, als ihm zum äußeren Ansehen eines Gelehrten notwendig erschienen. Die alte Ehrfurcht vor den Professoren war vorüber, und zwar, wie wir sehen werden, nicht ohne gute Gründe; trieben sich doch auch die Professorentöchter damals auf den Stuben der Studenten herum und knüpften Eischschaften mit diesen an, ohne die Konkurrenz öffentlicher Dirnen zu scheuen. Mindestens ebenso wichtig wie die Professoren nahm der Student seine leiblichen Vorfürger, die er infolgedessen „Vierprofessor“, „Brotprofessor“, „Küchenprofessor“ titulirte, auch redete er mit Vorliebe den Aufwärter mit „Magister“ an. Die Bürger standen in seinen Augen noch tiefer als die Pennale, und zwar ebenso tief unter ihnen, wie diese unter den ehelichen Studenten; er nannte sie „Schmuck“, „Pech“ oder „Bären“, ihre Weiber „alte Hammeln“, ihre Töchter freilich zum Teil wieder aus Erfahrung — „leichtfertige Säcke“; sie mußten ihn „Edler“ oder „Junker“ titulieren, sich von ihm verhöhnen, mit Steinen werfen und mit dem Blasrohr ins Fenster schießen lassen; wagten sie sich in sein „Museum“, so jagte er sie mit klarkem Degen hinaus. Ihre Töchter freilich waren ihm als Geliebte gut genug, ja er ließ sich gelegentlich so weit herab, einer Bürgerstochter auf der „Schusterzuber“, d. h. mit Gefang, ein Ständchen zu bringen, sie mit „raffeten Schurztüchern“ und Ringen oder einem neuen Pelz zu beschenken. Suchte dann die Schöne ihr Heil democh bei einem Bürgersohn, so überfiel er mit seinen Freunden den Nebenbuhler in enger Gasse und richtete ihn jämmerlich zu. Ueberhaupt ärgerte er sich über jede bürgerliche Festlichkeit in der Stadt wie über eine Annäherung, er stellte sich an die Kirchenthür, oft in lächerlicher Verhüllung, und verpöhlte die Brautleute, er drang in größerer Schaar unerwartet in das hochzeitliche Haus, nahm das Mahl in Beschlag, prügelte und verwundete die Hochzeitgesellschaft. Den Studenten dieser Zeit galt überhaupt nichts heilig. So liefen sie einmal einem Toten, der an ihrer Kneipe vorbeigetragen wurde, unter Halleh ein launiges Feldstückchen mit Trompeten anblasen, auch stürzten sie die Leichenbegängnisse oft mit grinsen, pfeifen, grellen, raffen und thönen.“ In der Kirche tollten sie während des Gottesdienstes Maulschellen und Tavenstaber an die Pennale ans, lärmten, lachten, mummelten oder zankten laut. In den Dörfern der Umgegend drangen sie auch oft auf die Kanzel, über

Das Museum
des Studenten

Vorlesungen

geringe
Achtung vor
den
Professoren

Verhältnis
zu
den
Bürgern

ernstliche
Macht der
Studenten

schwagten den Pfarrer oder predigten selbst im Mausche und brachten die Bauern damit zum Lachen, oder sie schlichen sich als Beichtvater in den Beichtstuhl und gaben den arglosen Weibern und Mädchen unsfätige Bußen auf. Einmal legten sie auch einen Hering in einen leeren Sarg und ließen ihn als einen verstorbenen Landsmann kirchlich zu Grabe tragen. Jeder Bauer, der seine Waaren zur Stadt fuhr, mußte besorgen, daß eine Rotte Studenten ihm Butter, Eier, Hühner und Gänse wegnahm; ebensowenig waren die Insassen eines vornehmen Reisewagens in der Nähe einer Universitätsstadt vor Belästigung und Beschimpfung sicher.

Trinkfellen.

Wie die Trinklust damals von allen Klassen Besitz ergriffen hatte, so spielte sie auch bei den Studenten jener Zeit eine große Rolle; ihr waren namentlich die Abend- und ersten Nachtstunden geweiht. Eine Menge phantastischer, aber auch



Ue pocul cura: cum spes laetitia vagatur *Trank Wee la will. Kote. W. 921. 27*
ducunt appere fopius ille deus *... Komit des Pott Rott vaterhoff*

Der Bote bringt Geld.

(Aus dem Puggillus Facietiarum Iconographicum.)

sinnvoller Regeln und Bränche kamen dafür auf und gaben den studentischen Trinkgelagen einen poetischen Reiz, der gelegentlich durch die unerschrockene Teilnahme ehrbarer Mädchen noch erhöht wurde. Man gebrauchte allerlei wertvolle Trinkgefäße, namentlich zur Ehrung männlicher Gäste; da war z. B. das „poculum gratulatorium“ oder der „Willkomm“, das große Glas auf dem Sims, das „dem neuen Gaste offeriert wird, der sich gleichsam darüber entsetzt und wegen der greulichen, ungeheuren Last erblasst“; ferner das „römische Reich“, „dessen Kraft und Gewalt so groß und mächtig ist, daß es wohl auch dem allerstärksten Herkuleus oder Sauff-Ritter dürfte ein Bein stellen und wider Gottes Boden darnieder werfen“. Auch trank man wohl aus einer Speiseschüssel, einem Filzbut oder wie der Rodensteiner aus einem Stiefel, oder man trieb noch komplizierteren Trinkfult, wie z. B. von „jenem Saukuntschel“ berichtet wird, daß er „sechs ganze Simonisfische oder gesalzene Bauernkarpfen (Heringe) in die Kanne geworfen, um sie zugleich mit dem Bier gar meisterlich auszutrinken“. Bier war nämlich der gewöhnliche „Stoff“ der studentischen Gelage; es gab damals schon eine Fülle verschiedener Sorten, deren

Eigenart und Wirkung feinfühlig und mit Wichtigkeit unterschieden wurde. Das Wittenberger Bier hieß „Guckuck“ und war „ein grenliches Getränk“, doch noch lange nicht so schlimm wie „das Leipziger gekräuterte, Bauch zerreisende Rastrum“. Das Hamburger Bier wurde dagegen als nährend und blutreinigend gelobt, ebenso das „Puff“ von Halle und das westfälische „Keut“, doch waren die beiden letzteren Biere „so dünn, daß sich einem der Mägen dabei umdreht“. Der Brandenburger „alte Klaus“ machte faul. „Mit Recht berühmt“ war Braunschweiger „Mumme“, auch das starke Güstrower „Knisenack“ war eine weite Reise wert. „Tückisch und gefährlich“ wirkten Boizenburger „Bit den Kirl“ und Kyritzer „Mord und Dods Schlag“, Hannoverscher „Broxhan“ erhebend, Wernigeröder „Lumpenbier“ niederdrückend; Einbecker Bier war „gesund und gut gegen Fieber“. Als sehr empfehlenswert galten auch „Englisch Bier“, „Serweiser“ und „Torgel“. In Jena trank man



*Acceptis sibi, noctu praesentur in urbe. Offensi vigilat membra ferocia mulctant
Facturi socy, gratia puella, tibi. Fustibus I nunc, et discit manere domo*

Ständchen vermunnter Studenten.

(Aue: Academia seu Speculum vitae scholasticae. Arnheimi 1612.)

damals außer dem „Stadtbier“ und dem „Rosenbier“ vorzugsweise „Orlamünder“, „Köstritzer“, „Neustädter“, „Naumburger“, wohl auch das berühmte „Zerbster“ Bier. Die Krone aller Biere aber war der Rostocker „Zyth“. Man sieht: an Abwechslung war schon damals kein Mangel. Oft wurde bei solchen Trinkgelagen den Gästen Bruderschaft angetragen, und zwar geschah das etwa in folgendem Dialog: A. „Wenn ich dem Herrn nicht zu jung oder zu geringe wäre, wollte ich ihm eines auf gute Kundschaft und Bruderschaft bringen“. B. „Trink her in Gottes Namen, es soll mir sehr lieb sein“. A. (nachdem er ausgetrunken und das neugefüllte Trinkgefäß dem B. zugeschoben) „Mein Name heißt A., ich will thun, was dir lieb ist, und lassen, was dir leid ist“. B. „Und eben desgleichen will ich auch thun“. Hierauf schwiegen die beiden feierlich eine Weile, baten dann, daß die Bruderschaft durch öfteres Besuchen bestätigt werden möge, und banden sich zum bleibenden Zeichen der Verbrüderung gegenseitig einen Nestel von ihrer Hose an das Wams. In das Bruderschaftstrinken der Einzelnen schloß sich dann das Gesundheitstrinken Aller nach der Ordnung, wobei immer ex getrunken werden mußte, und zwar trank ein rechter

Student die Ganzen als „storicos“, d. h. er umschloß mit weit geöffnetem Munde möglichst den ganzen Rand des Glases, um dann dessen Inhalt auf einmal hinabzustoßen, so daß sich im Glase die Schaumbläschen, „flores“, zeigten. Besondere Trinkkünstler tranken wohl auch auf der Bank stehend unter einem Wein hindurch, oder sie legten sich auf den Boden und ließen sich das Bier durch einen Trichter einschenken. Oder man veranstaltete ein Trinkspiel, wie das „Königspiel“, wobei die Tafelrunde einem besonders trinkfesten Studenten als ihrem „König“ gehorchen mußte, oder das „Kriegspiel“, das in Anlehnung an die Zeitereignisse „Kaiserliche“ und „Schweden“ mit schwerem Geschütz, d. h. mit Gläsern und Kannen gegen



*Nocturne fides resonant: lapides nudata machera
ignibus exerceat sidera clamor adit*

*Luce mero madido vel sanguine stertitur ore
Sic tempus Phœbo turba diuata terret*
M. J. P. Arboreus P. L. C.

Nächtliche Tumultuose in Straßburg.
(Aus dem Pagillus Facetiarum Iconographicum)

einander ins Treffen führte. Nebenbei gab es auch Wettkämpfe im Rauchen; so wurde z. B., wer es bei einem Gelage auf 50 Pfeifen brachte, zum „Magister“, wer 80 austrauchen konnte, zum „Licentiaten“, und wer gar 100 bewältigte, zum „Doktor“ der Tabackswissenschaft promoviert.

Nächtliche
Tumulte

Waren die Studenten in später Nacht des Trinkens satt geworden, so zogen sie in Gruppen durch die Straßen und stürzten nach Kräften die Nachtruhe der Bürger, warfen ihnen die Fenster ein, lärmten, sangen Ständchen, brachten einem mißliebigen Professor ein Pereat oder griffen die friedlich vorübergehenden Bürger und die Stadtwächter, die es wagten sie zur Ruhe zu mahnen, mit dem Degen an. Solche Händel fielen oft für beide Teile sehr blutig aus; es blieb dabei nicht selten ein Toter am Platze. Das Leichenbegängnis eines von einem Bürger erschlagenen rauschlustigen Studenten, wobei der Pfarrer über den Vibelstert „Philister über dir, Simson!“ sprach, soll die erste Anregung zu dem studentischen Ausdruck „Philister“ gegeben haben.

Unter den Studenten bestand damals ein scharfer Gegensatz zwischen den Professorenburschen, die an dem von einem Professor in seinem Hause eingerichteten Mittagstische speisten, und den „Konviktoristen“, während die bei Bürgern speisenden Durchschnittsstudenten als „Bürgerburschen“ zwischen beiden in der Mitte standen. In den meisten Universitätsstädten waren nämlich als schwache Nachbilder der ehemaligen Kollegien sogenannte Konviktorien gestiftet worden, wo unbemittelte Studenten gegen eine ganz geringe Vergütung gemeinsam speisten. Viele arme, aber noch mehr heruntergekommene Studiosen fanden sich hier zusammen, von der studentischen Spottlust „Kaldaunenschluck“ geschmäht, darunter die rohesten Schoristen und die lächerlichsten Tagediebe der Universität, wiewohl die Hausordnung Gebote und strenge Vorlesungen bei Tische vorschrieb. Das Essen in den Konviktorien war oft so schlecht, daß die ergrimmten Gäste mit Stöcken und Degen über den gewinnstüchtigen

Professoren-
burschen und
Konviktoristen



*Ad huc spectant qui tentat omnia Cyclops,
Cuius Brachia multos vixit uisura reuma habat.*

*Stroh hat's so lang wech' hat's mit macht
Wie f' uns f'utalen sie v'ingig' reut'*

A. J. D.

Strasbourg

Nachtlicher Kampf zwischen Studenten und der Stadtwache.
(Aus dem Pugilus Facetiarum Iconographicarum)

Wirt herfielen und ihm den Hausrat auf die Gasse warfen. In jedem Tische des Konviktoriums saßen zwölf Genossen; schied einer von ihnen aus und wurde ein neuer Student eingereiht, so mußte dieser den elf anderen ein Trinkgelage oder eine Geldsumme zahlen um als „membrum measae“ angesehen zu werden; vergebens schritten die Universitätsbehörden gegen diese Erpressung ein, denn wer sie sich nicht gefallen ließ, wurde von seinen Tischgenossen als Pennal behandelt. Bei den Konviktoristen oder, wie sie auch hießen, „Kommunitäten“ als den Proletariern der Studentenschaft bildete sich nun ganz von selbst eine heftige Abneigung gegen die reichen Professorenburschen heraus, die zur Wonne ihres Kostgebers das sechs- und achtfache für den Mittagstisch bezahlten, auf dem Kirchenchor die vordersten Sitze einnehmen und bei allen Disputationen zunächst am Katheder stehen wollten, auch den Universitätssekretär für sich allein beanspruchten, sich von den Konviktoristen zuerst grüßen ließen, ohne zu danken, und sogar für ihre Hunde, deren Halsbänder

Hand trugen, besondere Hochachtung
zwischen beiden Parteien, wobei die
Jungen (samali) mit Steinen warfen.
eingedenk, stets zu ihren Pensionären.
Gelegenheit zu
anlässlich der Geburtstage,
die Frau Professorin, die Kinder und die Magd
die Professoren oft in die allerbedenklichste
den Studenten, sie ließen sich auch zu den National-
den größten Unfug mit Schreien, Hocken und



*Alex. Vina Venus Virgata Vacua, subente
Numina sunt fugite o Juvenes: laes anguis in herba.* *Cornelius hic est senapt,
Alca studienten wellbockent.* 14
Agab. P. Struckze.

Cornelius, der Typus eines verbummelten Studenten.
(Nach dem Pag. Das. Lambertian. Kunstmuseum.)

tanzen mit ihren Schildern um die Wette, was sich besonders lächerlich bei den lan-
röckigen Theologen ausgenommen haben soll

Verfall
der Studien-
ordnung

Die Dauer des Studiums war wohl zu keiner Zeit so verschieden wie damals.
Es gab im 17. Jahrhundert Leute in Amt und Würden, die nur ein halbes Jahr
Student gewesen waren, die Wechselfälle des Krieges lösten auch in dieser Hinsicht
alle festere Ordnung auf. Nicht minder im Trauen lagen die Examina von deren
lächerlicher Handhabung drastische Anekdoten erzählen. Mancher Student streifte halbe
Semester lang vagierend durchs Land, mancher besuchte in einem Jahre drei Hoch-
schulen, sehr oft wurden nicht einmal Abgangszeugnisse verlangt. Machten einem
Studenten schlechte Streiche das Verweilen an der Universität wie die Rückkehr zu
seinen Eltern unmöglich, was damals keine Seltenheit war, so wurde der „Cornelius“
mit diesem Gattungsnamen pflegte man einen solchen verbummelten Studenten
zu bezeichnen. Soldat, und zwar einer der jugellosten, bis er irgendwo vom
Feinde erschlagen, von einer Krankheit dahingerafft oder von ergriminten Bauern
zu Tode gemartert wurde. Andere verunglückte Studenten jener Zeit wehnten auch

Verunglückte
Studenten.

wohl als arme Landschulmeister oder Glöckner in elenden Baracken, wieder andere sanken zu Gauklern, Taschenspielern, ja Straßenräubern herab, zogen als Wegsteinhändler, Hölzer und Kärner von Dorf zu Dorf, oder sie fristeten ihr Leben als Knechtbuben und Schäferknechte. Doch gab es auch in jener für den deutschen Studenten gefährlichsten Zeit starke und besonnene Charaktere, die es allen Verwicklungen und Schwierigkeiten zum Trotz auf der Hochschule zu tüchtigen Kenntnissen brachten und in ehrlicher Arbeit die akademischen Grade erwarben. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß die Quellen, denen wir die breite Schilderung der damaligen Unsitte verdanken, vielfach von dem moralischen Uhereifer der Reformkristen, auch wohl von der Schwarzseherei eines grämlichen Pedanten diktiert sind; auch das 17. Jahrhundert kann den Satz nicht aufheben — wenn es ihn auch vielleicht in etwas eingeschränkt —, daß zu allen Zeiten auf deutschen Universitäten sehr viel gelehrt und auch sehr viel gelernt worden ist.

In den aus dem 17. Jahrhundert erhaltenen Studententammbüchern herrschen noch immer lateinische Denkprüche vor, doch treten jetzt durchkräftige deutsche Sprüche häufiger auf, wie

Studententammbücher
des 17. Jhdts.

„Freß und fröhlich daran,
Was man nicht umgehen kann“ (1624);

der soldatische, waffenfrohe Geist jener Zeit spiegelt sich auch hier wieder, in Versen wie dem als Motto diesem Zeitabschnitt vorangestellten, oder in dem folgenden:

„Die Feder und der Degen
Gelten allerwegen“ (1669).

Dazwischen mischen sich jetzt auch bezeichnender Weise französische Sprüche, z. B.:

„Bon courage amo'ndrit le dommage“ (1624);

oder

„Bien est sauvé qui Dieu garde“ (1658).

Alle bisher geschilderten Eigentümlichkeiten des studentischen Lebens erhielten sich im wesentlichen bis in die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, nur gewannen auch hier gegen Ende der Periode die höfischen Sitten und Umgangsformen immer mehr Einfluß.





Das fridericianische Zeitalter.

Wer kommt von Halle mit gesundem Geis
 Und von Leipzig ohne Weis,
 Und von Jena ungeschlagen;
 Der hat von großem Glück zu seuen

Studentenspruch d. 18. Jahrhds.

Dit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen 1740 begann für die deutschen Universitäten ein neues Zeitalter. Der Rationalismus wurde jetzt zur „Aufklärung“, und der Pietismus machte einer ästhetisch religiösen Empfindsamkeit Platz. In die Spitze der Aufklärung trat als beherrschender Geist und Diktator Voltaire. Gleichzeitig erfuhr das Verhältnis zum Altertum eine neue Wendung; mit dem begeisterten und begeisterten Winkelmann kam die neuhumanistische Bewegung auf, die ihre ganze Liebe der Schönheit des griechischen Altertums zuwandte, und in freiem, die eigene Volksart nicht verleugnendem Anschluß an sie strebte die schon durch Klopstock mündig gewordene neue deutsche Dichtung unter Lessings und Herders Führung kraftvoll empor, um dann in Goethes und Schillers Meisterwerken ihre reifsten Früchte zu zeitigen. Der Befreiungskampf der deutschen Nation gegen die romanische Bevormundung begann, zunächst auf geistigem und künstlerischem Gebiete, und es war nur natürlich, daß sie dabei die schöpferisch ursprünglichen Genies der altgriechischen und der stammverwandten englischen Poesie und Philosophie als Bundesgenossen gegen die romanischen Nachahmer und Verfälscher ins Treffen führte. Eifrigst beschäftigte man sich jetzt wieder mit Homer und der Volks- und Naturpoesie aller Nationen.

Wissenschaften
 und religiöse
 Empfindsamkeit

Der Neu-
 humanismus.

Emanzipation
 des
 Geistes

Göttingen
 1734.

Von den deutschen Hochschulen war die im Jahre 1734 gegründete Göttinger Universität die erste, die sich dem neuen Geistesleben eröffnete. Die alte, früher so hervorragende braunschweigische Universität Helmstedt hatte durch die allzuhenachbarten Hochschulen von Halle und Kiel ihre Bedeutung verloren; zudem mußte es der erfolgreichen jüngeren Linie des Hauses Braunschweig nach Erwerbung der britischen Krone als Ehrensache erscheinen, eine eigene Universität zu besitzen, und das gespannte Verhältnis Georgs II. zu Friedrich Wilhelm I. konnte die Gründung nur beschleunigen. Als Vorbild für die neue Universität diente im allgemeinen Halle; doch trat an Stelle des Pietismus die Richtung auf allgemeine Bildung, und zwar bald in neuhumanistischem Sinne. Der eigentliche Vorkämpfer des Neuhumanismus an der Göttinger Hochschule war Gesner, der 1710–1715 in Jena studiert hatte und seit 1730 Rektor der Thomasschule in Leipzig gewesen war; er vertrat die Anschauung, man müsse

die Litteratur der Alten studieren, um sie zu genießen, Urteil und Geschmack an ihnen zu bilden, und sich so zu eigener und selbständiger Produktion in den Wissenschaften und Künsten vorzubereiten.

Nächst Göttingen hatten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Halle und Leipzig die Führung im deutschen Universitätsleben. In Halle dehnte Christian von Wolf, der 1706 als Mathematikprofessor dorthin gekommen war, seine Vorlesungen bald auf alle philosophischen Wissenschaften aus; erst seine Philosophie, die sich gegen allen Autoritätsglauben wandte und als Wahrheit nur das gelten ließ, was vor der Vernunft bestehen konnte, verdrängte die Melancthon'sche Schulphilosophie ganz von den deutschen Universitäten. Freilich führte der Kampf zwischen



Der feierliche Einzug des Markgrafen Friedrich bei Gründung der Universität Erlangen.

(Aus: Historia Academiae Fredericianae Erlangensis. Erlugae 1714)

dem alten Autoritätsprinzip und dem selbständigen Denken und forschen im Dienste der Wahrheit zunächst (1723) zu der Vertreibung Wolf's aus Halle, ein Ereignis, das der fromme Francke als Erlösung von einer „großen Mädel der Finsternis“ begrüßte. Doch gewann sehr bald wie an anderen Hochschulen auch in Halle die moderne Richtung den Sieg: die protestantische Theologie geriet unter den beherrschenden Einfluß der Wolf'schen Philosophie und die schon von Spinoza empfohlene libertas philosophandi kam zu ihrem Rechte. In Leipzig war in den ersten Jahrzehnten eine Reihe neuer Lehrstühle errichtet worden, 1710 für Chemie und Reichsrecht, 1711 für Naturrecht und Heraldik, 1721 für das Arabische, 1725 für Philosophie. Seit 1724 war Gottsched hier als Privatdocent thätig, 1734 wurde er Professor der Logik und Metaphysik und lehrte als solcher die Wolf'sche Philosophie. Für den Neuhumanismus wirkte in Leipzig seit 1742 der Eloquentzprofessor J. A. Ernesti und sein Schüler Chr. G. Heyne, Gesner's Nachfolger in Göttingen,

der, wie Winkelmann die antike Kunst, die Beschäftigung mit der Literatur der Alten zum Genusmittel der gebildeten Gesellschaftskreise machte.

Erlangen
1718

Zu den Neugründungen dieser Periode gehört auch die von den beiden fränkischen Fürstentümern errichtete und mit der Verlassenschaft der oben S. 41 erwähnten Ritterakademie dotierte Universität Erlangen. Die Erlanger Hochschule war längere Zeit als Vermittlerin zwischen der gelehrten Bildung Nord- und Süddeutschlands von großer Bedeutung, sie hatte anfangs drei theologische und fünf juristische Professoren, von denen ein Theologe auch philologische, drei Juristen auch philosophische und historische Vorlesungen hielten, außerdem bestanden noch vier besondere philosophische Lehrstühle. Auch hier wurde 1777 nach dem Vorbilde des Gesner'schen Seminars ein „seminarium philologicum s. scholasticum“ eröffnet, das der Eloquenzprofessor Charles leitete.

Der Philanthropismus.

Im Anschluß an die Neuhumanisten, aber auch im Gegensatz zu diesen, weil sie selbst dem klassischen Altertum innerlich fremder gegenüberstanden und die Beschäftigung mit ihm nicht mehr für nötig hielten, wirkten die „Philanthropisten“ unter der Führung des Hamburgers J. B. Basedow, der mit seinem 1774 in Dessau gegründeten „Philanthropinum“ gewissermaßen die Ritterakademien ins Bürgerliche überführte.

Friedrich der Große und die preussischen Humanisten

Friedrich der Große that wenig für die Universitäten seines Landes: die deutschen Universitätsgelehrten galten ihm als ungebildete, langweilige und unfruchtbare Pedanten, die Theologen obendrein als Mäcker. So blieb es denn auch in Halle während seiner Regierung bei der äußerst geringen Dotation von 7000 Thalern jährlich. Das Bildungsideal des alten Kreis war das der praktisch fruchtbareren Eloquenz; die Ausgestaltung und Durchführung seiner diesbezüglichen Schulreformpläne überließ er dem Minister Kreibitz von Hedwig. Dieser, ein entschiedener Anhänger der Aufklärung, erwarb sich um den Fortschritt des gelehrten Unterrichtswesens in Preußen bedeutende Verdienste. Vor allem strebte er eine Verbesserung der sehr mangelhaft gewordenen Lehrerbildung an, indem er an den Universitäten die Bildung philologischer Übungskurse und Seminare förderte. Das von Hedwig ins Leben gerufene „Oberschulkollegium“, dem auch zwei Universitätsprofessoren (v. Hofmann Halle und Steinbart Frankfurt a. M.) angehörten, ordnete 1788 an, daß alle von Schulen zur Universität Abgehenden sich einer staatlich beaufsichtigten Prüfung unterziehen sollten, womit das Abiturientenexamen eingeführt war.

Einführung des Abiturientenexamens.

Wirkung der Aufklärung auf die bairischen Humanisten

In Baiern wurde der Anschluß an die neue Kulturbewegung unter der Regierung Maximilian Joseph III. (1745–1777) durch den Wolfenauer J. A. Jöstl (1702 bis 1776) versucht, welcher aus seiner Würzburger Professur des Naturrechts 1744 als Lehrer des damaligen Kuepzingen nach München berufen und 1746 von seinem

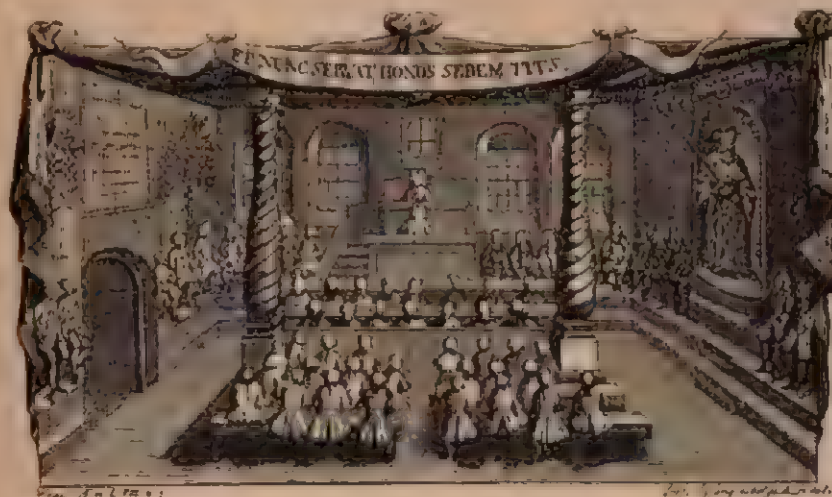
Ingolstadt

gekronten Schüler zum Direktor der Universität Ingolstadt ernannt worden war. Er fand erst heftigen Widerstand seitens der noch immer von den Jesuiten beherrschten theologischen und philosophischen Fakultät, errang aber 1752 den Sieg über seine Gegner, worauf die juristische und die medizinische Fakultät modern umgestaltet und Kurse in der Experimentalphysik und Chemie eingeführt wurden. Nach Aufhebung des Jesuitenordens 1774 folgte dann eine neue Studienordnung für die ganze Universität, durch welche auch die theologische und philosophische Fakultät eine Modernisierung erfuhr. Die Abschaffung des Lateinischen als Unterrichtssprache hatte 1789 die Errichtung eines Lehrstuhls der Philologie mit obligatorischen Vorlesungen zur Folge, und durch eine abermalige Studienordnung vom Jahre 1799 erfuhr das philologische Studium noch eine beträchtliche Erweiterung. 1800 wurde die Hochschule von Ingolstadt wo der jesuitische Geist noch immer nachwirkte, nach Landshut verlegt, das für die Aufklärungsbewegungen der Regierung einen besseren Boden bot.

Würzburg.

In Würzburg hatte die Universität ihre Modernisierung den bedeutenden Fürstbischöfen Friedrich Karl von Schönborn (1729–1746) und Franz Ludwig von Erthal (1777–1795) zu danken. Die bisherige Herrschaft der Jesuiten wurde gebrochen und die Lehrtätigkeit erneuert; auch Jöstl docierte hier eine Zeit lang. Unter dem Fürstbischof von Erthal gewann die Aufklärung den entscheidenden Sieg;

seit 1788 las der Benediktiner Neug über die Kantische Philosophie, nachdem er zu diesbezüglichen eingehenderen Studien mit einem Reisestipendium nach Königsberg gesandt worden war; auch wurde das Deutsche als Vortragssprache eingeführt. 1794 wurde das Gymnasium von der Universität getrennt und die Absolvierung des ersteren zur Vorbedingung der Immatrikulation erniedrigt, während vorher die Gymnasiasten der oberen Klassen gleichzeitig immatrikulierte Studenten gewesen waren. 1803 kam dann die Universität durch die Säkularisation des Hochstifts unter bairische Verwaltung. Gleichen Verlauf nahm die Entwicklung an der 1649 gegründeten Universität Bamberg, und auch in Heidelberg erfolgte die Umgestaltung der Jesuitenuni-
 versität zu einer Hochschule der Aufklärung in ganz ähnlicher Weise. In Mainz
 war der kurfürstliche Hof schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts voltairianisch gesinnt. 1786 wurde die Universität mit Gütern aufgehobener Klöster ausgestattet und neue Professoren berufen, darunter auch mehrere Mitglieder des Illuminatenordens; bald darauf bereitete die französische Revolution der Mainzer Hochschule ein jähes Ende. Auch die Universitäten Trier und Köln erfuhren eine moderne Um-
 Trier u. Köln.



Der Hörsaal der Leipziger Juristenfakultät.

gestaltung, letztere unter der Regierung des aufklärungsfreundlichen Grafen Max Friedrich von Königseck (1761—1784), der zugleich Bischof von Münster war. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde mit den dadurch verfügbar gewordenen Mitteln das Bonner Gymnasium zunächst zu einer Akademie und 1784 zur Univer-
 Bonn 1784.
 sität erhoben, bei deren feierlicher Einweihung der Kurator, Freiherr von Spiegel, ein Schüler der Göttinger Hochschule, über den Nutzen der Aufklärung sprach. An der Akademie zu Münster führte der Generalvikar Franz von Fürstenberg († 1810) Münster 1778.
 die Reformen der Aufklärung durch; 1773 erhielt sie dann Rang und Rechte einer Universität.

Die Stellung der Professoren als Staatsbeamten hatte sich in der fridericianischen Zeit bis zu einem Grade verschärft, der sich heute mit der Würde der akademischen Lehrthätigkeit nicht vereinigen ließe, die Regierung unterwarf die letztere einer fortwährenden Beaufsichtigung, indem sie sie mit der Anschauung rechtfertigte, daß die Hochschulen vor allem dem Zwecke dienten, dem Landesherrn tüchtige Staatsdiener zu erziehen. So erscheint denn auch die damals aufgekommene Sitte, verdiente Professoren der Rechte oder der philosophischen Fächer mit staatlichem Titel wie „Hofrat“, „Geheimer Regierungsrat“ oder „Justizrat“ auszuzeichnen, in einem eigentümlichen Lichte. Im Zusammenhang mit diesen Verhältnissen war das Ansehen der dem Staate un-

Staatliche
 Beaufsichtigung
 der
 Lehrthätigkeit.

Ansehen der mittelbar dienenden juristischen Fakultät auf Kosten der theologischen noch höher
 juristischen gestiegen als in dem vorbergehenden Zeitalter. Die Frequenz der Universitäten
 Fakultät war im Vergleich zur heutigen immer noch gering, am Ende des Jahrhunderts
 Frequenz betrug die Ziffer der Immatrikulierten in Preußen durchschnittlich für Halle 729,
 Königsberg 314, Frankfurt a. O. 236, Erlangen 203, Erfurt 43, Duisburg 38,
 und der durchschnittliche Gesamtbesuch auf dem Gebiete des jetzigen deutschen Reiches
 überstieg damals noch nicht die Zahl von 7 000 Studierenden. Von den Fakultäten
 waren die juristische und die theologische die frequentiertesten; die medizinische zählte
 noch immer kaum ein Zwanzigstel der Gesamtfrequenz, und die philosophische Fakultät
 hatte ihre Hauptbedeutung als allgemein-wissenschaftliche Vorschule für Juristen und
 Theologen, sie führte auch erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ein eigenes



Charakteristik der Leipziger, Hallenser, Jenerer und Wittenberger.
 (Nach einem Stammbuch von 1765.)

Dauer und Album. Die Dauer des Studiums betrug höchstens drei Jahre, oft, namentlich
 bei Unbemittelten, nur zwei Jahre und weniger; das durchschnittliche Lebensalter
 Formen des Studiums. der Studenten 16 bis 22 Jahre. Die privaten Vorlesungen spielten wie in der
 vorhergehenden Periode die Hauptrolle; die Disputationen und Deklamationen waren
 fast ganz abgekommen. Das Übergewicht der Privata hatte auch das allgemeine
 Aufkommen der Semestererteilung zur Folge, die anfangs nur für die Privata
 eingeführt war. Die Ferien wurden nach dem Vorbild Göttingens überall auf
 kurze Pausen zwischen den Semestern beschränkt. Auch wurde das Deutsche jetzt als
 Das Deutsche als Unterrichtssprache. Unterrichtssprache allgemein; das Latein war in ausschließlicher Anwendung nur
 für die öffentlichen Akte und Mitteilungen, für die Reden, Anschläge und Promo-
 tionen geblieben; außerdem erhielt es sich neben dem Deutschen in den theologischen,
 juristischen und medizinischen Vorlesungen, am längsten in den letzteren. Als Prinzip
 die durchdrang das ganze neue Hochschulwesen die „libertas philosophandi“. Hatte
 literaturphilosophandi. der mittelalterliche Universitätslehrer nur für die Übereinstimmung des von ihm Ge-
 botenen mit der kanonischen Lehre, der protestantische Professor des Reformations-

zeitalters für den Einfluß mit der besonderen Landes-
kirche einzusehen, so war der neue Universitäts-Professor
für die selbständige Wahrheit seiner Lehre verant-
wortlich, denn eigenes Denken war sein Recht und seine
Pflicht. Da er nun aber freilich im 18. Jahrhundert
noch alle Einzelsächer seiner Fakultät beherrschen mußte

— die eigentliche Spezialisierung der Professuren er-
folgte erst im 19. Jahrhundert — konnte er nicht
in allen Sächern die er vortrug selbständiger Forscher
sein, in den ihm fernere liegenden Sächern mußte er
nur die besten Autoren kennen und sie zu nutzen verstehen.
So war Kant als Mathematiker und Physiker nur
Kenner. Auch die Studenten strebten noch mehr als heute
eine umfassende Bildung an; die Vorlesungen der Philo-
sophen, Mathematiker und Philologen waren damals
nicht etwa von Kandidaten der Philosophie, der Mathe-
matik oder der Philologie besucht, sondern von jungen
Männern, die ihre allgemeine wissenschaftliche Bil-
dung vervollständigen wollten. Was die Form der Vorlesungen anbelangt, so herrschte
noch immer das Lesen über Textbücher vor, doch waren diese jetzt meist in deutscher
Sprache und oft von dem Vortragenden selbst verfaßt, womit das Diktieren
wenigstens der Hauptsache — üblich wurde. In Göttingen, wo man in allem Eleganz
und Weltbildung zu zeigen liebte, scheint das Diktieren mehr vermieden und zuerst
der freie Vortrag eingeführt worden zu sein.



Heute'se Buche aus der Zeit des
7. jährigen Kurzes

Im ganzen war das 18. Jahrhundert für die deutschen Hochschulen eine
Zeit raschen Aufschwungs. War noch Leibniz nicht an eine Universität zu bringen
gewesen, so hätte Kant nicht um die Welt sein Königsberg mit dem Hofe vertauscht.
Damals hat Deutschland auch seinen Nachbarn im Hochschulwesen den Vorrang ab-
gewonnen. Die englischen wie die französischen Universitäten wiesen die Anforderungen
der neuen Zeit im wesentlichen zurück; jene gerieten in untrüchtbaren Stillstand,
diese wurden von der Revolution als altersschwache Anstalten hinweggefegt, worauf
Fachschulen an ihre Stelle traten, die sich mit den neuen deutschen Universitäten in
keiner Weise messen konnten.

Die Tracht der Studenten war in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahr-
hunderts anders als in der zweiten. In der ersten Hälfte trugen sie gewöhnlich eine
ungeheure Allongeperrücke, dreieckigen Hut, kreisförmigen Krack kurze schwarze Bein-
hösler, Stümpfe und Schnallenschuhe. Noch 1671 war in Altdorf einem Studenten
die Perrücke von seinen Kameraden in Stücke gerissen worden; aber bald darauf
hatte die französische Mode auch in diesem Punkte gesiegt. So entließ sich der
größte Teil der Altdorfer Studenten der Theologie, zu Ehren des Dr. Felmer schwarze
Perrücken zu tragen; schon in den ersten Jahrzehnten ging die ganze Altdorfer
Studentenschaft in Perrücken und roten Mänteln zum Abendmahl, und als 1744 ein
Student es noch wagte, nur seine natürlichen Locken nach Altdorf mitzubringen,
zwang man ihn sofort diese abzuschneiden und die Perrücken-tracht anzumachen.
In Jena trugen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die meisten Studenten große,
lange, schwarze Haufdegen, die beim Gehen nachschleiften; Schuhe, Strümpfe und
Kleider waren nach dem Berichte eines Zeitgenossen von übler Beschaffenheit
weil ihre Philosophie sich nicht um solche Kleinigkeiten bekümmert; die Hosen
en von grobem Leder. So nachlässig schlenderten jene „Renommisten“ daher,
von denen Habaria schrieb:

„Gesnefelt ist ihr Fuß, ungartert ihre Locken,
Und Schlägerhandfluch sind an den Eskoppehänden .

Ansehen von
des freien Wor-
tenes.

Ansehen der
Univeritäten

Tracht



Jenayer Studenten-Trachten.

(Auszeichn. von Weydenhausen im Venediger Kalender auf 1785.)

Daneben gab es aber damals in Jena auch reiche Stutzer, die der französischen Mode in opulenterer Weise fröhnten; ein Kostümbild aus den dreißiger Jahren zeigt folgende Tracht: große gepuderte Allongeperrücke mit langem Hops, dreieckiger Hut mit goldener oder doch vergoldeter Agraffe, gefaltete Hemdkrause, feines Schnurrbärtchen, breitbüchiger roter, goldbesetzter Frack mit vergoldeten Knöpfen, gelbseidenes Wams, kurze rote Beinkleider, Samaschen und Schnalenschuhe, den Stoßdegen mit mächtigem Stuchblatt an gestüektem Vandelier, an den Händen Stulphandschuhe, in der rechten den unvermeidlichen Stock, der wie der Degen ins Kolleg mitgenommen wurde. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde den Studenten das Tragen des Degens verboten, zuerst in Preußen, und in den letzten Jahrzehnten kamen dann auch die Perrücken ab, während gleichzeitig der „Stürmer“, ein lederner Helm mit Federbusch, Koller und Kanonensattel Mode wurden.

Unstsch.

Mit dem Fleiß der Studenten stand es auch im 18. Jahrhundert noch schlimm genug. In Pirander's „Akademischem Schilendrian“ sagt der Arlequin von seinem Herrn: „Er lebte ziemlich mit der wilden Gang um die Wette. Manchmal stand er doch früh auf, gieng eine Stunde auf die Reithule, von dar auf den Fecht Boden, hernach auf das Caffee-Haus, und ein Billardgen gespielt, wenn das Glück gut, auch mit Stiefel und Sporn in ein Colloquium. Und dieses nicht eher, bis es schon halb aus; er nahm sich Nessel und Nüsse mit, die wurden aufgekackt und gegessen, mit dem Nachbarn geplaudert, und Gaukel-Possien getrieben, daß man den Professor kaum davor hören kunte. Wenn er etwa eine Viertelstunde gegessen so fing er mit den Weinen an zu scharren, wie ein unbändig Pferd, daß der Doktor wohl mit Gewalt aufhören mußte. Nachgebends zu Tische auf den Keller, von dar auf das Dörr, vom Dorffe wieder herein. Auf den Gassen herumgegangen, und der erste



Jenayer Studenten-Trachten.

(Auszeichn. von Weydenhausen im Venediger Kalender auf 1785.)



Der saule Student.

(Aus: Dendrono, Natürl. Abbildung des akad. Lebens. Nürnberg um 1725.)

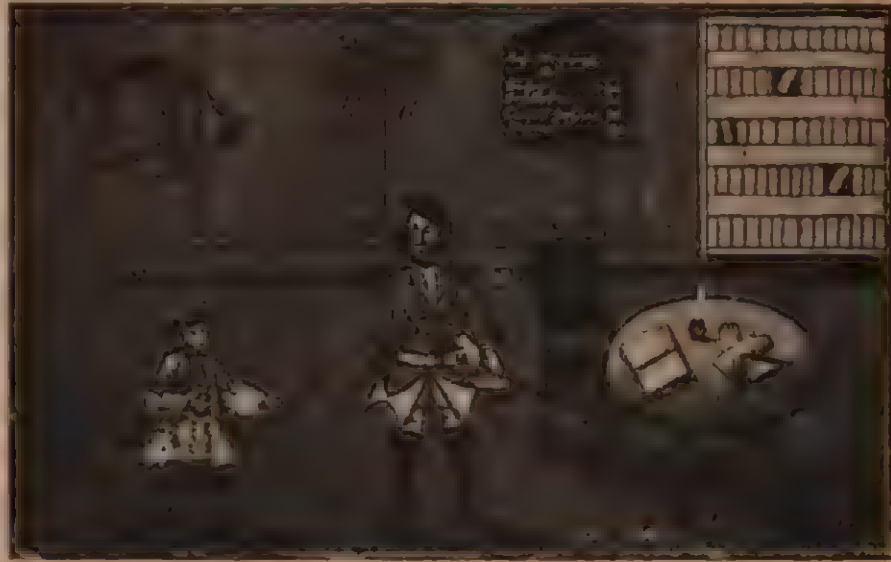
Bekannte, der Licht auf der Stube hatte, ward beschmauset, auf der Gasse gewecket und geschrien, bis die Herren Stadt-Knechte gekommen und ihm das Bürgerrecht mit einer langen Stange hinter die Ohren geschrieben." Reskripte gegen den Unfleiß waren denn auch nichts Seltenes. In Göttingen wurde 1769 angeordnet, daß Studenten, die zu einer Disciplinarstrafe verurteilt wurden und keine Fleißzeugnisse beibringen konnten, eine Strafoverschärfung erhielten. Auch gegen die Sittenlosigkeit der Studenten mußten strenge Maßregeln ergriffen werden; so fanden in Jena häufig Visitationen der Studentenstuben und Ausweisungen verdächtiger Frauenspersonen statt. Auch die Bürgerstöchter wurden nach wie vor in das Lotterleben mit hereingezogen.



Der sauffende Student.

(Aus: Dendrono, Natürl. Abbildung des akad. Lebens. Nürnberg um 1725.)

Noch aus den achtziger Jahren wird berichtet, jeder Pferdejunge in Jena gebe auf die Frage: „Wer ist dein Vater?“ die lakonische Antwort: „Een Bursche“. Die Unterhaltung der studentischen Kreise gefiel sich denn auch damals namentlich in frivoler Totenreißerei. An Spielen kamen jetzt außer dem Billard besonders Hazardspiele trotz strengen



Szenen aus dem Köstoder Studentenleben um 1770.
(Aus einem Stammbuch der sehr v. Cuvpcebe'schen Buchersammlung.)



Verbotenes in Schwung; so das „Pharao“, „Grobhäufern“, „drei Fischchen“, „Bassette“, „Hütchen- oder Schwabenpiel“, „Glückbädern“, „Niemenspecken“ und Roulette. Die Sittengesetze wurden übrigens gegen die Studenten unachtsamlich gehandhabt, wiewohl der früher darauf geleistete Studenteneid in ein einfaches Handgeldbuis umgewandelt worden war. Im Anfang des 18. Jahrhunderts trieben die Studenten außer dem

setzten noch die verschiedensten ritterlichen Übungen, auch Armbrustschießen und Fahnen-schwängen; später blieb davon nur das Federballspiel, das Reiten und das Tanzen übrig. Das studentische Trinkwesen hielt sich auf der Höhe des 17. Jahrhunderts; in Jena empfahlen damals sogar die Ärzte den Trunk, weil er bei sitzender Körperliche Übungen. Das Trinken



Szene aus dem Hofstädter Studentenleben um 1770.
(Aus einem Stammbuch der Hofst. v. Dippelbein'schen Bibliotheksammlung.)



Lebensart zuträglich (!) sei und die trockene Jenaer Luft eine fortwährende Anfeuchtung der Kehle wünschenswert mache. Zwar wandten sich auch gegen die Ausschweifungen in Baccho akademische Verordnungen, aber ohne jeden allgemeinen Erfolg. Auch das Branntweintrinken nahm jetzt mehr und mehr überhand; 1722 ging in Jena

Das Rauchen ein Student daran zu Grunde. Geraucht wurde mindestens so leidenschaftlich wie im 17. Jahrhundert; man sang:

„füllt die ausgeleerten Pfeifen
Mit des Tobacks edlem Kraut!
Sauertöpfe mögen leisen,
Denen es verdriehlich scheint.
Es ist unsre Lust,
Ihnen unbewußt -
füllt die ausgeleerten Pfeifen
Mit des Tobacks edlem Kraut!“

Öffentliche
Aufzüge und
Fest-
lichkeiten

Das im 17. Jahrhundert so glänzend florierende Pensionsgeschäft in den Professorenhäusern kam im 18. Jahrhundert bald ab, da die Universitätslehrer dergleichen immer mehr für unter ihrer Würde hielten. Charakteristisch für das Studentenleben im 18. Jahrhundert war dagegen das Commerzieren auf offenem Marktplatz, glänzende und auffallende, oft maskierte Aufzüge zu Wagen oder zu Pferde, Rauffahren, Schwärmerwerfen und Schießen, Jagden und Schlittenfahrten mit Fackeln.



Szene aus dem Moskauer Studentenleben um 1770.
(Aus einem Stammbuch des „Sebr. v. Roppehde’schen Buchersammlers“.)

Die Maskenaufzüge mußten schon 1713 verboten werden; bald auch das Schießen in der Umgebung der Universitätsstadt, das Jagen in den landesherrlichen Gehen, die Johannisfeuer, die studentischen Aufzüge während des Gottesdienstes und das Reiten mit blankem Degen. Die jenaische Feuerordnung von 1765 bestimmte, daß Nachtmusiken mit Fackeln nur zu Ehren des Landesherrn oder des Prorektors gestattet sein sollten; für jede private Abendmusik sollte erst die Genehmigung des Prorektors eingeholt werden. Auch wandten sich verschiedene Verordnungen gegen den Gebrauch von Fackeln bei den sogenannten „Abendleichen“, d. h. nächtlichen Beerdigungen von Studenten, wie sie bei der häufig vorkommenden Tötung von solchen zu den gewöhnlichen Erscheinungen des damaligen Universitätslebens zählten. 1750 wurde den Jenaer Studenten das „Rufen, Schreien, Wehen, Tumultuieren, Feueranmachen, Schießen und Schwärmerwerfen“ verboten. Unter Studententumulten gefährlichster Art hatte im Anfang des Jahrhunderts namentlich Halle zu leiden. 1704 drängten sich dort die Studenten nach alter Art in eine Bürgerhochzeit ein, stürmten dann, da man sie zurückwies, das Rathaus und schossen mit Pistolen gegen die Bürger und Scharwächter. Gereizt durch das Verbot nächtlicher Musikaufzüge stürmten sie 1718 auch die Häuser des Prorektors und des Syndikus; 1724 gaben sie Anlaß zu einer mehrere Tage währenden

Judenhetze, weil ein von einem betrunkenen Studenten überfallener Jude sich mit Blick dessen erwehrt hatte. In Tübingen war das Erbrechen des Carcers und die Befreiung der Häftlinge etwas ganz Gewöhnliches. In Jena veranlaßten einmal Streitigkeiten mit dem Militär und dem Prorektor sämtliche Landsmannschaften, die Stadt tumultuarisch zu verlassen und nach Erfurt auszuwandern; sie kamen bis zum Dorfe Nora, von wo sie unter Bewilligung der meisten ihrer Forderungen zurückgerufen wurden. Außerdem begannen sich die Studenten jetzt gelegentlich in allgemeine öffentliche Angelegenheiten als Vertreter der Gerechtigkeit und Lynchrichter zu mischen, z. B. in dem Jenaer „Brottumult“ vom 19. Juli 1756, wo sie gegen die unredlichen Bäcker auftraten. Die gewöhnlichen Konflikte blieben freilich Schlägereien mit den Stadtsoldaten (den „Schnurren“); daneben kamen jetzt auch oft Zusammenstöße mit den Handwerksburschen (den „Gnoten“) vor, die sich manchmal studentische Ehrenrechte, wie das Tragen von Degen, anmaßten.



Eine Verbrennungsszene auf dem Jenaischen Jahrmärke.
(Aus einem Stammbuch der Weim. Bibliothek von 1763.)

Um das Schuld- und Kreditwesen der Studenten war es übel bestellt, wie ^{Schulden und} wohl auf manchen Universitäten mit Energie an ihrer wirtschaftlichen Förderung ^{Kredit.} gearbeitet wurde. Die Göttinger Studenten durften nach einer Bestimmung von 1735 alle Sachen, „die blos zur Wollust und ad luxum gehören, wie Kaffee, Thee, Chokolade, gebranntes Wasser, Billardgeld, Pferde, Wagen, Cariol- und Schlittenmiete, auch solche Galanteriewaren, die der Studiosus nicht selbst trägt“, überhaupt nicht auf Kredit nehmen. In Jena griffen am tiefsten die 1753 und 1763 erlassenen Kontomandate ein, wonach die Apotheker, Krämer und Materialwarenhändler den Studenten ohne Erlaubnis des Rektors oder eines Professors keine Waren mehr kreditieren durften. Nach dem Kieler Kreditedikt von 1776 durften die Schuster den Studenten nur bis zu vier Reichsthalern, die Schneider nur bis zu fünf, die Hutmacher bis zu zwei, die Perrückenmacher bis zu drei Thalern kreditieren, und auch das nur auf sechs Wochen, worauf sie bei Verlust ihrer Forderung sofort obrigkeitliche Hilfe in Anspruch nehmen mußten. In dem Kreditgesetz für alle preussischen Hochschulen von 1796 hieß es: „Kostgeld, Waschgeld, Perrückenmacher- und Barbier-

lohn soll nicht über einen Monat; Stubenmiete, Bettzins und Aufwartung nicht über ein Vierteljahr; Arzneien und Arztlohn nicht über ein halbes Jahr, und das Honorarium für die Collegia höchstens nur bis zum Ende derselben geborjt werden."



Der in Schulden stehende Student.
(Aus: Winterschmidt, Studentenleben. Bamberg um 1760.)

Aufklärung
Belämpfung
der Lands-
mannschaften

Einem neuen Aufschwung nahm im Verlaufe des 18. Jahrhunderts das Landsmannschaftswesen. Wir haben bei der Schilderung des Penalismus gesehen, welche Macht die nach dem Verfall des Bursenwesens erst in freierer Form, dann etwa seit 1615 in organisierten Verbänden mit festen, unter einander ziemlich ähnlichen Statuten, Unterstützungs- und Sterbekasse und besonderen Farben fortbestehenden, von Seniores und Conseniores vertretenen „Nationen“ inne hatten. Jede dieser Landsmannschaften hatte außer den Seniores noch ihre fiscale und Pedellen und eine eigene „Nationallade“, entsprechend der bürgerlichen „Zunftlade“. Streitigkeiten zwischen den einzelnen Nationen wurden vor den „Seniores-Convent“ gebracht, der in Rostock zuerst 1647 genannt wird. Der Kampf der Universitätsbehörden gegen den Nationalismus in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts und das geheime Fortbestehen der landsmannschaftlichen Verbände auch nach ihrer offiziellen Auflösung wurde gleichfalls schon an früherer Stelle besprochen. Freilich waren sie gegen das

Ende des 17. Jahrhunderts, rein gesell-
schaftsliche Ver-
einigungen ohne
ernstere Zwecke
schon im ersten
Jahrhundert
wieder fester zu-
den wieder öff-
wenn auch nicht
erkannt. So war
den Statuten der
1711 regelmäÙig
Professor „Pa-
tron“ der pommer-
schen Landsmann-
schaft, repräsentierte sie, wenn gerade kein pommer-
scher Student anwesend war, und verwahrte ihre Lade, zu deren drei verschiedenen Schlössern er, der Senior und der Consenior die Schlüssel hatten; in jedem Quartal fand bei ihm die



Seigel der thuringisch-weimischen Landsmannschaft zu Rostock.

ein Universitäts-
Pommer-
schen Landsmann-
schaft, repräsentierte sie, wenn gerade kein pommer-
scher Student anwesend war, und verwahrte ihre Lade, zu deren drei verschiedenen Schlössern er, der Senior und der Consenior die Schlüssel hatten; in jedem Quartal fand bei ihm die



Vorbereitung zur Universität

Öffnung der Lade und die Abrechnung statt. Dem Senior folgte hier und wohl auch anderwärts gewöhnlich der Consenior nach; lag etwas gegen ihn vor, so wurde er mit zwei anderen „subjectis“ präsentiert und aus den dreien der neue Senior ausgelost, dann aus den beiden leer angegangenen der Consenior. Einmal im Quartal fand ein Convent statt, bei dem der Senior die wichtigsten leges verlas. 1757 scheint die Behörde gegen



Universitätsstudien

Akademisches Leben eines Vornehmen.
(Nach Kupferstichen von Daniel Chodowiecki.)



Partijische Kenntniss der Welt.

die Rostocker Landsmannschaften vorgegangen zu sein, 1745 bestanden sie aber schon wieder ganz ungestört und hatten wie zuvor Professoren zu „Patronen“. In Jena tauchte schon 1721 neben anderen Landsmannschaften die „mosellanische“ Landsmannschaft auf, die später zu besonderer Bedeutung gelangte; man rechnete zu ihr die damals in Jena besonders zahlreich vertretenen „Reichsländer“, d. h. die Rheinländer, Schwaben,



Vorsatzung zu Einsamkeit und Nachlässigkeit.

Pfälzer und Elsäßer. Nach dem Bericht des Zeitgenossen Lauffhard hielten die „Mosellaner“ und wie sie wohl auch die anderen damaligen Landsmannschaften an folgenden Grundsätzen fest: gegenseitige Freundschaft und Förderung, gütliche Erle-

digung interner Streitigkeiten, unbedingte Ahndung von Beleidigungen seitens eines fremden, Gemeinsamkeit der Vergnügungen, bindende Kraft des Gesamtbeschlusses für jedes Mitglied und Gehorsam gegen den Senior. Eine eigentliche Aufnahme-Ceremonie kannten die Mosellauer nicht; man lernte sich beim Biere kennen, und war der Beitrittslustige sicher, daß er willkommen sei, so meldete er sich beim Senior oder sonst einem Mitgliede, worauf man die Stimmen sammelte, die fast immer ganz einig waren, den Kandidaten zurückholte und ihm die Gesetze vorlas; dann mußte er dem Senior durch Handschlag Gehorsam geloben und einen Thaler in die Büchse zahlen, sowie die Caserunde mit Bier und Tabak regalieren. Außerdem mußte sich der Lehtaufgenommene täglich zum Senior begeben, um dessen Befehle zu empfangen



hospiz in Jena.
(Aus einem Stammbuch um 1760.)

und den übrigen Brüdern zu überbringen. Den Unterschied zwischen „engerer“ und „weiterer“ Verbindung kannte man in Jena damals offenbar noch nicht; die Ausdrücke „Fuchs“, „Bursch“, „alter Bursch“, „bemoohtes Haupt“ bezogen sich lediglich auf das Alter des Mitglieds. Außer den Zusammenkünften auf Kneipen, Mühlen und Dörfern wurde allsonntäglich bei einem Mitgliede ein „Kränzchen“ abgehalten, wobei im Laufe der Studienzzeit jeder als Wirt an die Reihe kam. Um 1 Uhr versammelten sich die Mitglieder auf der Stube des „hospes“, um sich bis 6 Uhr abends mit Kaffee, Tabak und Bier von ihm regalieren zu lassen; auch mußte er die Rapiere bereit halten, denn das Fechten im Hof oder in einem Saal des Hauses bildete eine Hauptunterhaltung der „Kränzchen“, wie es auch 1778 zu einem Verbot der „Fechtkränzchen“ führte. Kartenspielen um Geld, Fluchen, Zotenreißern, Betrinken, Streit anfangen, Neckeln, Foppen und Räsonnieren über Abwesende war während des Kränzchens durch

Verbindungsgesetz verboten; freilich aber scheint dieses Verbot oft nur zu doppelt wüster Übertretung gereizt zu haben. Die Kasse wurde hier von dem Subsenior verwahrt, während der Senior und ein „Sekretär“ die Schlüssel hatten. Die gesammelten Gelder wurden zur angemessenen Erhaltung des Fechtzeugs, zur Unterstützung der Armen und zum Besten der Incarcerierten bestimmt, welche letztere täglich mit Kaffee, Bier, Pfeife und Taback versorgt wurden; Überschüsse gaben Anlaß zur Veranstaltung von Festlichkeiten. Die Farben der Mosellaner waren weiß und grün. Nach einer Schrift vom Jahre 1763 trugen bei der Feier des Hubertusbürger Friedens in Jena außer den Mosellanern noch folgende Landsmannschaften besondere Farben: Mecklenburger (hellblau-purpur), Kurachsen (perlgrau-carmoisin), Hannoveraner (grün-blau), Holsteiner (scharlach-weiß), Kur- und Eisländer (weiß), Weimaraner, Eisenacher, Erfurter (blau-ponceau), Siebenbürgen (schwarz-weiß), Franken in zwei Abteilungen (blau-weiß



Friedensfest der jenaischen Landsmannschaften 1763.
(Aus einem Weim. Stammbuch.)

und grün-rot), Pommern (citronengelb), Altenburger (rosa-gelb), Schwaben (gelb-schwarz), Meininger und Henneberger (grün-schwarz), Jenenser (rot-grün-weiß) und Gothaner (ponceau-gelb). Es scheint sich indessen nicht bei allen diesen um dauernd getrennte wirkliche Verbindungen gehandelt zu haben, sondern die Abzeichnung zum Teil nur für die festliche Gelegenheit erfolgt zu sein. Jedenfalls aber stärkte dieses Fest den landsmannschaftlichen Geist der Studentenschaft, denn schon 1765 folgte eine strenge „Verordnung wider den Nationalismus“, nach welcher alle Landsmannschaften binnen einer Woche aufgehoben, keine Senioren mehr gewählt, keine Masken und Nationalzeichen, wie sie ohnehin „nur für Soldaten sich schickten“, mehr getragen, keine Zusammenkünfte mehr abgehalten und keine „Kontributionen“ mehr erhoben werden sollten. Daß die Behörde diesmal Ernst machte, zeigt das umstehend beigegefügte Bild aus einem weimariischen Studenten-Stammbuch mit der Überschrift „Sollennes Begräbnis der landsmannschaftlichen Masken 1765, den 12. Juni, des Nachts um 12 Uhr“, welches die Verbrennung der letzteren auf dem Marktplatz zu Jena veranschaulicht. Trotz dieser Katastrophe und anderer neuer Verfolgungen bestanden

aber auch in Jena die Landsmannschaften, an erster Stelle die Mosellaner, fort; von den letzteren sonderten sich 1769 die Elsäßer und Badenser als „oberrheinische Landsmannschaft“ ab.

Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts führte bei manchen Landsmannschaften, so namentlich bei den Rostockischen, die immer schärfere Zuspitzung des Nationalitätsprinzips, das sich schließlich an den gleichen Geburtsort hielt, im Verein mit dem zwar behördlich bekämpften, aber doch in gewisser Weise fortbestehenden Beitrittszwang zur Unterscheidung eines engeren und eines weiteren Kreises innerhalb der Verbindung. Der engere, oft auch zahlenmäßig beschränkte Kreis, der aus besonders eifrigen und älteren Mitgliedern gebildete Kern der Landsmannschaft, übernahm deren Vertretung und innere Leitung, der weitere Kreis bestand aus den



Verbrennung der landsmannschaftlichen Masken
(Jena 1765.)

jüngeren Semestern und gleichgiltigeren Mittläufern, die sich nur gezwungener Maßen angeschlossen hatten. In Rostock hieß jener engere Kreis das „Kränzchen“ und ergänzte sich aus den würdigsten und geeignetsten Angehörigen des weiteren Kreises; so schied sich ganz von selbst der „Burschenkonvent“ von den „Süchsen“ und „Conkneipanten“ („Renoncen“). In der Zeit der Verfolgungen seit den sechziger Jahren blieb gewöhnlich nur der engere Kreis, das „Kränzchen“, der Landsmannschaft treu und pflegte sie heimlich fort, so daß um die Jahrhundertwende „Kränzchen“ und „Landsmannschaft“ vielfach als Synonyma galten, während der weitere Kreis sich vertief oder in einer neuen Verbindungsform aufging: in den Studentenorden.

Wir müssen, um zu einem richtigen Verständnis dieser Erscheinung des damaligen akademischen Lebens zu gelangen, uns den Geist jener Zeit vergegenwärtigen. Siècle éclairé nannte sich das 18. Jahrhundert mit Stolz: überall sollte aufgeklärt, der geistige Horizont von aller Umwölkung gereinigt werden. Die neuen Theorien, die sich zuerst in England in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter dem

Entstehung der
Studenten-
orden.

Einfluß der inneren politischen Kämpfe und der dort anblühenden exakten Wissenschaften gebildet hatten und über Frankreich allmählich auch in Deutschland eindringen, bewirkten eine entscheidende Veränderung in der geistigen Disposition des Zeitalters. Zur Verbreitung der neuen Ideen hatten namentlich die sogenannten Deisten und Locke in England, die Herausgeber der „Encyclopädie“, Voltaire und Rousseau in Frankreich, die rationalistischen Philosophen der Leibniz-Wolff'schen Schule, die Popularphilosophen Mendelssohn und Nicolai, ferner Lessing und Kant, und endlich der Philosoph auf dem Thron, Friedrich der Große, sowie Joseph II. und Katharina II. beigetragen. Es war eine Zeit des Ringens und Strebens nach einer umfassenden Kenntnis aller Lebenserscheinungen, und eine endlose Reihe von läbuen und phantastischen Systemen tauchte damals auf; so die Auffassung des Staates als einer durch Vertrag zwischen Herrschenden und Beherrigten entstandenen Gesellschaftsform, die eines allgemein gültigen Naturrechts, das an Stelle des positiven, gewordenen Rechtes treten sollte, und die Forderung der theoretischen und praktischen Gleichberechtigung aller, zum mindesten der christlichen Glaubensbekenntnisse.

In der Theologie, wo der gegen konfessionelle Unterschiede gleichgiltige Deismus einen beständigen Kampf mit den Orthodoxen führte, gelangte schließlich der Nationalismus, der an den Glauben den Maßstab der Vernunft legte, zur Herrschaft; da er jedoch die Bedürfnisse eines gläubigen Gemütes nicht befriedigen konnte, so stellte sich ihm in Männern wie J. G. Hamann in Königsberg und J. K. Lavater in Zürich ein furchtlich gläubiger Mysticismus, oder auch eine phantastische Magie, vertreten durch überzeugte Anhänger wie Mesmer, entgegen. Wie aus dieser Richtung die neuen Rosenkreuzer (um 1760), eine Art von Ordensgenossenschaft, hervorgingen, so fand der rationalistische Deismus im protestantischen Deutschland durch die sich rauh vermehrenden Freimaurerlogen, im katholischen Deutschland, besonders in Bayern, durch den verwandten Orden der Illuminaten seit 1776 unter den Gebildeten immer mehr Eingang. Die akademische Jugend, die stets den Probierstein jeder neuen Geistesregung abgegeben hat, blieb von diesen geistigen Strömungen nicht unberührt. Es entstanden, zunächst gewissermaßen als Ableger der Freimaurerlogen, die studentischen Orden, die sich im phylanthropischen Geschmaek der Zeit auf die Freundschaft gründeten und anfänglich rein studentische Zwecke verfolgten, später aber die Beglückung der Menschheit als ihr Ziel aufstellten. Da sie von den Freimaurern und anderen geheimen Gesellschaften allerlei mystische Symbole entlehnten und im Geiste Rousseau's für Freiheit schwärmten, erschienen sie der Staatsgewalt bald so gefährlich, daß sich die Behörden zum Einschreiten gegen sie veranlaßt sahen.

Wann und wo die Studentenorden zuerst entstanden sind, läßt sich schwer sagen, zumal der Freimaurerorden notorisch akademische Logen unterhielt, die Studenten, Professoren und Beamte umfaßten, die aber keine Studentenorden im engeren Sinn waren. Über den geneischen Zusammenhang dieser Orden mit den Freimaurern sagt Pfitzner: „In Deutschland wurde das vorgeschriebene Aufnahmealter 25 Jahre im vorigen Jahrhundert von den Freimaurer-Logen sehr wenig inne gehalten, und da außerdem die damaligen Studierenden wohl viel häufiger als jetzt dies Alter schon überschritten hatten, so waren damals, wie es sich auch aus den betreffenden Mitgliederverzeichnissen noch ersehen läßt, sehr viele Studenten Mitglieder von Freimaurerlogen. Auf einigen Universitäten (Göttingen, Jena u. a.) bestanden besondere akademische Logen, deren Mitglieder hauptsächlich Universitätsangehörige waren aber nicht etwa nur Studenten, sondern auch viele Professoren. Wahrscheinlich von Studenten die Logenmitglieder waren, oder von solchen, die die Organisation und die Grundideen der Freimaurerei kennen gelernt hatten — beides ist ein Geheimnis gewesen — in nun die Stiftung der studentischen Orden ausgegangen“. Die früheste Nachricht vom Einschreiten einer akademischen Behörde gegen Orden in der Studentenschaft aus dem Jahre 1748 weist uns nach Göttingen, wo der infolge des päpstlichen Verbotes der Freimaurerei 1756 von ehemaligen katholischen Freimaurern gegründete und rasch in den besseren Gesellschaftskreisen von Deutschland, England,

Der
MysticismusFreimaurer- u.
Studenten-
orden

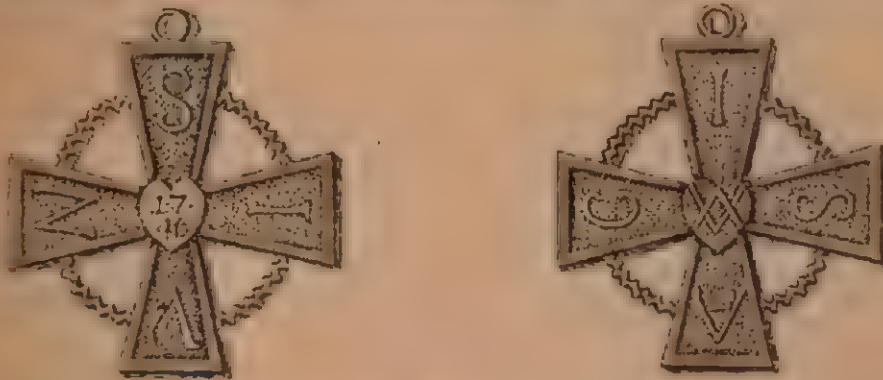
Holland und Frankreich eingebürgerte Mopsorden Damen und Herren aufnahm, die nach dem Sinnbild des Ordens, dem Mops, „Möpsinnen“ und „Möpse“ hießen und — so burlesk das Ganze heute erscheinen mag —, durchaus ernst genommen sein wollten. Neben diesem Mopsorden, der außer in Göttingen noch Logen in Frankfurt a. M., Nürnberg, Köln unterhielt, wird gleichzeitig in Göttingen ein sonst nicht weiter bekannter Josephitenorden genannt, der gleichfalls verboten wurde und wahrscheinlich ebenso wie der Mopsorden als Zweig eines bürgerlichen Ordens zu betrachten ist. Eine Reihe anderer für Göttingen belegter Orden, deren Auftreten vor 1708 anzusehen ist, wird derselben Kategorie angehören; die rein studentischen Orden sind dagegen erst vom Jahre 1771 an zu belegen.

In Jena, wo schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Sekte der Rosenkreuzer aufgetreten war, wurde 1746 hauptsächlich von Mosellanern der Mosellanerbund gegründet, der sich dann 1771 mit der oberrheinischen Landsmannschaft zum „Amicitienorden“ vereinigte. Das Zeichen des Mosellanerbundes war in den vier Jahren



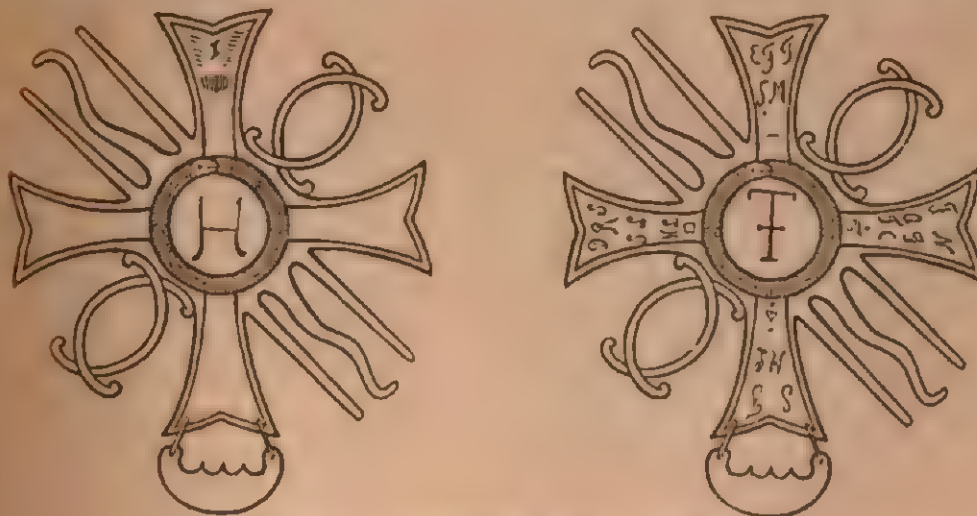
Mosellaner Siegel (um 1760).

v. u. v. o. (Vivat unus, vivat omnes, d. h. Einer für Alle, Alle für Einen) und A. S. N. C. (Aeterna sit nostra conjunctio); letzterer Wahlspruch schmückte auch das beisehend abgebildete Siegel des Bundes. Der Amicitienorden (l'Ordre de l'amitié) hatte den Wahlspruch „Vivat amicitia, fructus honoris“, der durch die Buchstaben V. A. F. H. oder auch blos V. A. ausgedrückt wurde und in der Form X auf den an orangefarbenen Bändern getragenen Kreuzen der Ordensbrüder die Mitte einnahm, wie die beisehende Abbildung veranschaulicht. Bald schritten auch andere Landsmannschaften unter dem Drucke der Verfolgungen zur Gründung von Studentenorden; so entstanden die Orden „Harmonie“ oder „Orden der Schwarzen Brüder“, „Concordia“, „L'Espérance“ und „Urania“, der „Kreuzorden“, der „Sagbinderorden“, der „Lilienorden“ u. a. m. Alle diese Verbindungen entnahmen ihren geistigen Charakter den philanthropischen Neigungen der Zeit, während ihre äußeren Formen denen des Freimaurerordens nachgebildet waren; sie unterschieden sich durch bunte Kolarden und mythische Symbole, Buchstaben und Wappen und wählten ihre Mitglieder im Gegensatz zu den Landsmannschaften ohne Rücksicht auf ihr Vaterland. Von den Ordensbrüdern wurde gewöhnlich dauernde Freundschaft und gegenseitige Förderung fürs ganze Leben gefordert, doch wollten sie sich auch bei den Universitätsprofessoren in besonderem Respekt sehen und namentlich das Gut der akademischen

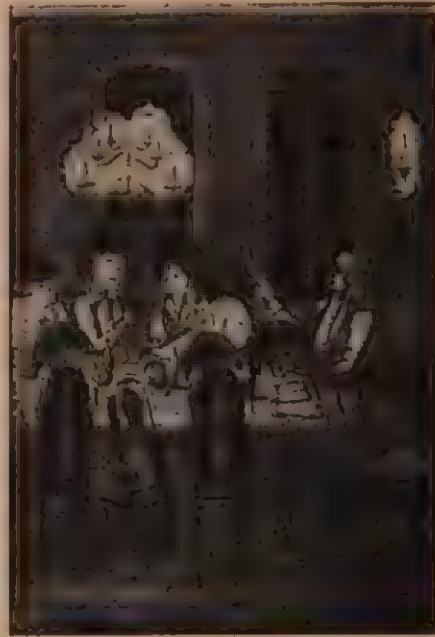


Ordenskreuz der Amuriten (Aus: „Fundo von Taalsteden.“)

freiheit verteidigen; daneben spielte meist auch die sittliche Vervollkommnung der Ordensbrüder eine Rolle. Die Studentenorden wählten eigene Beamte (Ordensmeister, Sekretäre u. s. f.), sie hatten wie die Landsmannschaften ihre eigenen Kassen und geheime Zusammenkünfte. Schon 1767 wurden sie in Jena von den fürstlichen Ruitoren der Hochschule bekämpft, weil sie mancherlei üble Nachreden, Verschwendung und Streitigkeiten unter der Studentenschaft hervorgerufen hatten; der Beitritt zu einem Orden sollte mit Relegation bestraft, und jedem neuankommenden Studenten der Eid abgenommen werden, daß er sich keiner derartigen Verbindung anschließen wolle. Natürlich hatte dieser Erlaß durchaus nicht den gewünschten Erfolg, vielmehr steigerte er nur den Reiz der Geheimniskammer. Von Jena aus griff das Ordenswesen auf viele anderen deutschen Universitäten über, „Töchterlogen“ des Amuritenordens entstanden in Erlangen, Würzburg und Gießen. Ein abermaliges, noch schärferes Verbot der Jenaer Behörde brachte nicht nur den bestehenden Orden als den „Märtyrern der Freiheit“ neuen Zuwachs, sondern rief auch die Gründung von neuen Orden, wie dem der „Amuriten“ und der „Comanturiten“ hervor. Die Unterdrückung des studentischen Ordenswesens gegen das die Behörden lange einen hartnäckigen, aber



Ordenskreuz der Amuriten oder Schwarzen Ordens.
(Nach einem im J. 1841 in Jena gefundenen, im taalsteden'schen Erbschaft)



vergeblichen Kampf geführt hatten, gelang erst, als sie ihre anfänglich üblichen Ziele außer Acht ließen oder in Extreme gerieten und so selber ihren Untergang herbeiführten.

Als typisch für die Entwicklungsstadien und den allmählichen Verfall der studentischen Orden der Amici sind gelten. die Mitglieder durch wandel auszuzeichnen, der Stiftung ausge- rohen Sitten der Mo- und damit im engeren Brüder lebten einge- händel, so daß sich einziger unter ihnen jedoch nicht lange; sie schlümpfen unter den Mosellanern und be- hauptverdienst eines daß er sich zu schlagen auf sich sitzen ließ. Die tierten jeden, der ihnen schonten selbst ihre pro- Landsleute nicht, denen faktion gaben, wenn So lieferten die Orden wöchentlich acht bis schnittlich drei bis vier das Einschreiten der



können die Schicksale Anfänglich suchten sich geordneten Lebens- entsprechend dem bei spröchenen Zwecke, die sellaner zu verbessern Kreis zu beginnen. Die zogen und vermieden bis Ostern 1772 kein schlug. Das dauerte wurden bald die ohnehin verrufenen trachteten als das guten Ordensbruders, verstand und nichts Ordensbrüder insul- zu nahe kam, und fanen (nicht initierten) sie jedoch keine Sans- sie in Advantage waren. in Jena um 1790 neun, im Jahre durch- hundert Duellen, so daß akademischen Behörden

Studentenleben im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts.
(Aus dem Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde Halle 1797)

nicht ausbleiben konnte. Schon 1779 erteilte die Amicisten das Verhängnis: viele vom Orden wurden relegiert, ein strenges Verbot wurde erlassen und auch das Tragen der landsmannschaftlichen Kokarden verboten. Die Amicisten erholten sich jedoch bald von diesem Schlag und spielten in kurzem wieder „den Meister auf der Universität“, wie sich auch die gleichfalls verbotene Landsmannschaft der Mosellaner wieder konstituierte. Es folgten 1781 neue Unterjuchungen, neue Relegationen der Echargierten, doch hielten die Brüder noch immer zusammen bis eine neue Vereinigung, die ibergewisse sogenannten „schwarzen Brüder“, hervortrat, die schon längere Zeit innerhalb des Amicistenordens bestanden hatte. Ihre Mitglieder wollten sich gegenständig zu einem soliden Lebenswandel anhalten, das alte Amicistengesetz, daß jeder seine Schulden bezahlen müsse, wieder zu Ehren bringen, fleißig studieren und fechten. Bei einem Besuch in Jena 1785 fand Lauthard, daß die „Schwarzen“ so ziemlich dasselbe waren, wie die Amicisten. Damals knüpften die „schwarzen Brüder“ mit den Amicisten in Halle eine Gemeinschaft „zwischen den beiden löblichen Orden an“, vielleicht der erste Fall eines Kartells zwischen Verbindungen verschiedener Hochschulen. Das Auftreten immer neuer Orden hatte unaufhörliche Streitigkeiten zur Folge, die im Verein mit den behördlichen Verfolgungen dazu beitrugen, die numerische Stärke der Verbindungen zu verringern und sie dem Untergange nahe zu bringen, zu Anfang der neunziger Jahre herrschte namentlich eine erbitterte Fehde zwischen den „Amicisten“ auf der einen, und den „Constantisten“, die, von der Mutterloge in Halle ausgehend mit jenen nicht ohne Erfolg rivalisierten, auf der andern Seite.

Um jene Zeit hatte das Ordenswesen schon eine tiefgehende Veränderung erfahren: die freimaurerische Richtung, welche die Veredelung der Menschheit auf ihre Fahne geschrieben hatte, drängte den landsmannschaftlichen Charakter der Orden mehr und mehr zurück und nahm ihnen ihr studentisches Gepräge; ein neuer Geist, der Geist der französischen Revolution, drückte ihnen seinen Stempel auf. Unter dem Einfluß der französischen Encyclopädisten entstand sogar die Idee, unter den Ordensmitgliedern einen Gottesdienst einzuführen. Aber dabei blieb man nicht stehen, man nahm nicht nur die von jenseits des Rheines kommenden neuen Gedanken auf man war auch begeistert für die Erfolge der französischen Waffen und feierte ihre Siege und alle französischen Nationalfeste so solemn wie möglich.

Daß sich unter diesen Umständen die Landsmannschaften, die bis dahin von den Orden vielfach am Gängelbände geführt waren, von diesen zu emancipieren und ihre Selbständigkeit wieder zu gewinnen suchten, ist begreiflich. Es erfolgte nunmehr ein endgiltiger Bruch mit der Ordensrichtung, zugleich mit einer vollständigen, wenn auch oft nur unbewußten Umformung des landsmannschaftlichen Geistes. Eine neue Blütezeit des landsmannschaftlichen Wesens brach an. Die neue Form des „Kranzchens“ begann eine Rolle zu spielen und wurde von den Landsmannschaften als Mittel benutzt, die Orden zu verdrängen. Besonders bezeichnend hierfür sind die Vorgänge in Halle. Lauthard, der zu jener Zeit als Magister dort lebte und steten Verkehr mit den Studenten unterhielt, giebt darüber ganz authentische durch die „Bemerkungen eines Akademikers über Halle“ noch bestätigte Nachrichten: die Kränzchen stellten sich nach ihm um 1790 den Orden gegenüber und nahmen das Geis an, daß keiner aus den Landsmannschaften in einem Orden sein durfte. Die Behörden protegten die Kränzchen in dem Maß, daß diese ganz öffentlich existieren konnten und sogar ihre Kommerse am Neujahresabend und beim Prorektoratswechsel vom Prorektor und den Professoren besucht wurden. 1792 schreibt er: „Die Orden scheinen in den letzten Tagen zu liegen“, und 1795: „Seit sieben Jahren hört man nichts mehr von den Orden“. Die „Kranzchen“ dagegen bestanden trotz späteren Verbotes weiter und zwar ganz öffentlich. Der „Turnoater“ Jahrb., der von 1796 an in Halle studierte, berichtet, daß die Landsmannschaften — es waren dies die Reichsländer, Pommeraner, Märker, Magdeburger, Halberstädter, Weiszbaken, Ostfriesen, Schleier und Anhalter — ein Kartell Senorenkonvent mit einander gebildet und zur Aufrechterhaltung des Komments angewandt hatten. „Das Kartell

gab Vorschriften für Forderungen, Duelle u. s. w. Ist er groß? Ist er stark? Hat er Geld? so hieß es, wenn ein Fuchs nach Halle kam. Die Senioren waren stattlich und gut gewachsen und die Uniform, welche sie trugen, stand ihnen gut“.

Vorgreifend haben wir bereits den Namen des Mannes erwähnt, dessen Auftreten die große Bewegung einleitet, die von kleinen akademischen Centren ausgehend immer weitere Kreise zog und eine nicht bloß im Leben des deutschen Studententums einzig dastehende, sondern auch für die Geschichte unseres Volkes unendlich bedeutame Erscheinung hervorrief: die Gründung der deutschen Burschenschaft.





Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs.

Vorwärts heraus
 Lasset es schallen von Haus zu Haus!
 Wenn es gilt fürs Vaterland,
 Treu die Klauen dann zur Hand
 Und bräut mit nützigen Saug
 Was es auch zum letzten Saug.
 Vorwärts heraus

Um die Wende des Jahrhunderts stand das studentische Leben auf den deutschen Universitäten mehr oder weniger im Zeichen der für die damaligen politischen Verhältnisse natürlichsten studentischen Vereinigungen, der Landsmannschaften. Aus dem Zeitgeist hervorgegangen und gestiftet im Streben nach Besserem, sind sie zeitweise nicht ohne heilsame Wirkung auf das akademische Leben gewesen. Wie schon die Orden, ließen sie es sich angelegen sein, das, was früher bloß Observanz und willkürliche Übereinkunft gewesen war, in feste, „Comment“ genannte Regeln zu bringen, die zunächst von den allgemeinen Grundsätzen der Ehre, ihrem Verlust und ihrer Wiedererlangung durch den Zweikampf handelten, allmählich sich aber zu einer Richtschnur für das ganze studentische Verhalten der jungen Elite sowohl wie der bemoosten Häupter entwickelten.

Die Landsmannschaften zu Beginn des 19. Jhdts.

So sonderbar und fremd uns diese Bestimmungen und Gesetze heute anmuten, für ihre Zeit und ihre Verhältnisse waren sie nützlich und gut und verbüteten manchen rohen Ausbruch der Jugendkraft und manchen lebensgefährlichen Zweikampf. Die persönlichen Angriffe, die Überfälle, der sogenannte „Holzcomment“, wurden, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch beschränkt, und selbst gewisse ungenügende Ausdrücke und Handlungen wurden als „commentwidrig“ verbannt. Diese ursprünglich bloß für die einzelnen Landsmannschaften gegebenen und nur für ihre Mitglieder verbindlichen Gesetze wurden mehr und mehr ausgebildet, bis sie eine feststehende, auf allen Hochschulen ungefähr gleiche und allgemein anerkannte Form erlangten. Alle Verbindungen gingen von der Grundanschauung aus, „daß die Erhaltung eines guten Tons gemeine Thätigkeiten (Prüfungen) unter den Studenten verbiete, die akademische Freiheit sich den Aussprüchen des Prorektors und Senats entziehen müsse, und die jugendliche Kraft sich nicht allein im Studium, sondern auch im Handeln erproben und üben solle, deshalb aber die Vereinigung in Landsmannschaften nötig sei“; sie bezeichneten freundschaftliche Liebe und Eintracht, thätigen Beistand und gegenseitige Unterstützung als ihre idealen Ziele, verpflichteten ihre Mitglieder, Kränkungen der Ehre stets „auf ehrenvolle Weise“, wenn nötig mit dem Schläger auszumachen, ihren wissenschaftlichen Beruf „nach Kräften und individuellen Ver-

hältnissen" zu erfüllen, hauptsächlich aber alle nur möglichen Kräfte aufzubieten, „ihren Bund auf die erste Stufe des Glanzes vor anderen zu bringen, denselben aber auch in diesem Range zu erhalten und nicht zu werden, wenn es die Ehre des Bundes oder der einzelnen Mitglieder gelte". Daß in dieser angestrebten Hegemonie der Hauptzweck der Verbindungen lag, wenn er auch in den Konstitutionen nicht überall dem Wortlaut nach zum Ausdruck kam, beweisen die Reibereien und Eifersüchteleien, wie sie namentlich in den zahlreichen zur Wiederherstellung der verletzten Ehre und zur Erlangung der Waffenüberlegenheit veranstalteten Pro-patria-Sitten zu Tage traten. Galt es jedoch, ihre Herrschaft über die „Wilden" d. h. alle, die keiner Verbindung angehörten, geltend zu machen, dann gingen die Landsmannschaften geschlossen vor und nutzten die große Mehrzahl der Studenten, sich unter ihre schützenden Fittiche zu



Uniformen jenseitiger Landsmannschaften um 1805.
Stammensblätter im Besitz des Herrn von... in Jena.

vertrieben. Durch die Bestimmung ihres Comments, daß ein honorierter Student weder Anteil noch Stimme bei den öffentlichen Vorkommnissen haben könne, wenn er nicht Mitglied einer der bestehenden Verbindungen wäre, hatten die Landsmannschaften alle Vorkommnisse von vorn herein für sich in Anspruch genommen. Daß der Seniorencouvent allein für alle Studenten Gelege zu geben und abzuschaffen, feste anzusetzen und Verurtheile anzusprechen hätte, war ausdrückliche Prærogative der Landsmannschaften. Pflicht des Seniorencouvents war es auch über den Comment wie über ein heiliges Palladium zu wachen, dessen Verletzung nicht anders als mit Blut und mit dem Schläger geübt werden konnte.

Daß sich unter diesen Voraussetzungen die Korporationen zu einem ansehnlichen Faktor in allen wichtigen Angelegenheiten entwickelten, daß sie die Jurisdiktion in allen Vorkommnissen an sich rissen, konnte nicht ausbleiben. Die Behörden waren diesem Korporationsgeist und seinen Schäden und Misartungen gegenüber fast völlig machtlos. Besonders charakteristisch für die Macht der Landsmann-

schaften sind die damaligen Fußball ein hervorragendes Inter-
 tem geringerer als Goethe dabei
 durch seine Erfahrungen für be-
 demischen Disciplin energisch
 weis hierfür hatte er schon vor
 liefert, als er sein damaliges
 Landmannschaften und andere
 können vielleicht nicht ganz aus-
 schwächt werden". Aus den von
 Gutachten, die sehr auseinander
 anhaltende Aufmerksamkeit auf
 dem könne, und erklärt es für
 wie die mit der Frage betrauten
 an demselben Ort zu brachten,
 würden, die längstens alle drei



Leibenszüge.

nände in Jena, die auch des-
 esse beanspruchen können, weil
 im Vordergrund steht, der sich
 richtig hielt, in Fragen der aka-
 durchzugreifen. Den ersten Vor-
 der italienischen Reise 1789 ge-
 votum mit dem Satz einleitete:
 Verbindungen der Studierenden
 gerottet, sie können aber ge-
 Jenaer Professoren eingehalten
 gingen, zog er den Schluß, daß
 denselben Zweck das Ubel min-
 sehr wunderbar, daß Männer,
 Professoren, die ihre Lebenszeit
 nicht mit jungen Leuten zeitig
 Jahre wechselten.

Goethe über die
 Landmann-
 schaften

Goethe hätte sicher anders
 Einblick in das Wesen der Landmannschaften und die von ihnen ausgeübte Macht
 gehabt hatte. Wie groß ihr Einfluß war, wie weite Kreise oft ein einfacher Konflikt
 zwischen mehreren Landmannschaften zog, zeigen die Jenaer Vorgänge im Sommer
 (1809). Die Westfalen, unter denen sich manche sehr reiche Au-
 lander befanden, suchten sich durch eine besonders glänzende und prunkvolle Kleidung, z. B. silberne Schärpen,
 vor den andern Landmannschaften hervor zu thun und eine gewisse Aristokratie gegen-
 über den letzteren geltend zu machen, obwohl auf ihrer Seite nicht gerade die besten
 Schläger waren. Eine geringe Differenz wurde von ihnen als Anlaß zu der Erklärung
 benutzt, daß sie die übrigen Landmannschaften als „satisfaktionsunfähig“ an-
 sahen. Von der Gegenpartei wurden sie verlacht, touchiert und „prostituiert“; bei einem Zusammen-
 stoß auf dem jenaer Markte setzte ein bramabasierender Westfale einem Franken die
 Pistole auf die Brust. Die Westfalen wurden von den übrigen nun nicht mehr als
 honorige Burjken betrachtet, weshalb man sie von jetzt an beim Universitätsamt demun-
 zierte. Bald darauf kam es in dem Gasthose zu Eßstädt zu einer förmlichen Prügelei
 zwischen Thüringern und Westfalen. Die Guesphalia erklärte in einem Schreiben an
 den Senat: ihre Mitglieder würden sämtlich Jena verlassen, wenn ihnen wegen der
 angeblich erlittenen Verleidigungen von Universitätswegen keine Genugthuung verschafft
 werde. Dagegen baten die andern Landmannschaften in einer Eingabe ihrerseits
 um Untersuchung der die Westfalen gravierenden Vorfälle. Den eigens deshalb nach
 Jena gekommenen Senatoren der göttinger und hallenser Westfalen und der hallenier

geurteilt, wenn er einen tieferen
 St. Höflicher
 Jena 1809



Illustration der drei Figuren...

Sachsen gelang es nicht, diese Streitigkeiten, deren Bekanntheit auf andern Universitäten große Besorgnisse erregt hatte, gütlich zu schlichten.

Ähnlich wie in Jena sah es damals auch auf andern Hochschulen aus: überall bot das akademische Leben mit seinen fleischlichen Interessen und seinem ewigen Gezanke der Verbindungen dasselbe unerfreuliche Bild, ein Abbild gleichsam des zerrissenen und ohnmächtigen deutschen Vaterlandes.

Niemals, selbst nach dem dreißigjährigen Kriege nicht, war die politische Lage Deutschlands so trostlos gewesen wie 1807. Das uralte Gemeinwesen deutscher Nation war aufgelöst, das linke Rheinufer stand unmittelbar unter französischer Herrschaft, mittelbar die ganze Westhälfte des Landes, der Rheinbund, der in eine Menge souveräner, nur durch die gemeinsame Knechtschaft verbundener Staaten zerrissen war. Preußen hatte durch die Niederlage von Jena den Niedergang verschuldet, nur von Preußen konnte die Befreiung und Neugestaltung ausgehen. Eine tiefgreifende Umgestaltung des geistigen Lebens und die innere Erneuerung des preussischen Staates waren die Voraussetzung. Schon vor der Unterjochung hatte die Romantik

Deutschlands
Erniedrigung
und Erhebung

Die
Romantiker

eingesetzt, deren Vertreter sich vor allem in Jena, Heidelberg und Berlin sammelten, hier die Gelehrten, dort die Dichter. Anknüpfend an die Gedanken der Sturm- und Drangperiode, vor allem an Herders Bestrebungen, betrachteten die Romantiker als das Weisen der Poesie die schrankenlose Hingabe an die Empfindung und Phantasie und wandten sich dabei besonders den Erzeugnissen der neuen Kulturströmung zu, der Volksdichtung und dem Mittelalter aller Völker, vor allem des deutschen Volkes. Durch Übersetzungen und Sammlungen erweiterten Männer wie J. E. Tiedke, A. W. und Fr. Schlegel unermüdlich die damals noch sehr engebegrenzte Kenntnis unseres Volkslebens und die Einsicht in den Zusammenhang aller seiner Äußerungen. Erst jetzt wandte man sich auch den von dem Hochmut der Aufklärung verkannt und mißhandelten Baudenkmalern des Mittelalters, wie der zerfallenden Mäuermaße des Kölner Domes, zu. Damit war zugleich eine entscheidende Wendung in der Auffassung von der Stellung der Einzelpersönlichkeit zum Ganzen gegeben; sie erschien jetzt nicht mehr losgelöst von dem Boden, worin sie wurzelte sondern als das Glied einer großen Genossenschaft, vor allem des Staates. Daher sollte sich nach dem

Philosoph

großen Schweizer Pestalozzi der Rousseaus pädagogische Grundgedanken auf deutschen Boden verpflanzen, die sittlich religiöse Erziehung des Menschen in drei Stufen entwickeln, in der Familie der Gemeinde und dem Staate. Ebenso betonte der große Theologe und Kanzelredner Schleiermacher in Berlin, daß der Einzelne nur als Glied eines Ganzen zu vollen Durchbildung seiner Persönlichkeit gelangen könne und aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens liege mit dem er sich freiwillig dem großen Ganzen hinarbeite. Von einer streng idealischen

Philosophie
und Päd.



Ein Marschall der Ch. kretreter und ein Mitglied der Kammer Landmannschaft.



Ein Kammerherr der Chamber Landmannschaft mit zeremoniellen Hiebel und der Senner Senatorium in der Provinz der Meppen Landmannschaft.



Ein Senner der Elector-Vorlesungsmannschaft und ein Kammerherr der Meppen, in ein-städtischer Nationenwahl.

Uniformen Wärendtzeit Landmannschaft, beim Jubelien der Umarmung 1785

Philosophie aus kam auch der Sachse Joh. Gottlob Fichte zu der Anschauung, es gabe nur eine Pflicht: sich selbst zu vergessen; in seinen gewaltigen „Reden an die deutsche Nation“, die er im Winter 1807/8 in Berlin hielt, bezeichnete er die weiche-liche Selbstsucht als den letzten Grund des Verderbens; den ersten sittlichen Willen als die Vorbedingung der Rettung, denn „Deutschsein und Charakter haben, ist ohne Zweifel gleichbedeutend“. So begann denn der weltbürgerliche Deutsche auf philosophischem Umwege und belehrt durch erschütternde Erfahrungen endlich das Vaterland als eine sittliche Notwendigkeit und seine eigene Pflicht gegenüber diesem Vaterland wenigstens theoretisch zu begreifen. In Preußen wurde zuerst die Theorie in die Praxis übersetzt und Hand an das große Werk der nationalen Wiedergeburt angelegt. Hier versammelte sich eine Schaar hervorragender Männer aus allen Teilen Deutschlands, die Blüte der Nation, um durchgreifende Reformen vorzubereiten. Hardenberg setzte die Arbeiten Steins fort, indem er durch eine Reihe von Gesetzen in den Jahren 1811 bis 1812 die Ablösung der bäuerlichen Lasten betrieb, um den Bauern ein freies Grundeigentum zu sichern; er stellte das Steuerwesen auf neue Grundlagen und führte die Selbstverwaltung weiter. Die kühnste That eines unverzagten Idealismus aber war die Gründung der Universität Berlin und ihre reiche Ausstattung im Jahre 1810. Hier wurde der Same gesät, der so reiche Früchte tragen sollte, als die Jugend aus den Universitäten und Schulen zu Tausenden freiwillig und gehobenen Herzens zu den Fahnen eilte; hier wurden die Gemüther in jahrelangem Wirken empfänglich gemacht für die vaterländische, im besonderen für die burschenschaftliche Idee.

Gründung
der Universität
Berlin 1810

Fichte war es, der im Jahre 1795 zu Jena die erste Anregung zu einer Burschenschaft gegeben hatte. Er wollte die Angehörigen zwar noch nicht „Burschenschaften“ nennen, sondern „deutsche Jünger“; aber der Zweck war bereits, eine allgemeine Verbindung als ein Bild der ersehnten deutschen Einheit zu schaffen, in der ein verständiger, vaterländischer, wissenschaftlicher Geist herrschen sollte. Der Versuch mißglückte; Deutschland war noch nicht genügend gedemütigt, und die Universitäten waren zu einer socialen Neugestaltung noch nicht reif. Als aber Napoleon die deutschen Länder seiner Diktatur unterworfen hatte, da fielen Fichtes patriotische Worte auf empfänglicheren Boden; neben ihm traten der damals noch freisinnige Katholik Görres, der fromme, sinnige Urndt und der derbe, biedere Jabn hervor. Andere edelgesinnte Männer, teilsweise in hohen Stellungen, gründeten 1808 in Königsberg mit Vorwissen des preussischen Königs einen „sittlich wissenschaftlichen Verein“, den sogenannten Tugendbund, der die Befreiung Preußens von dem Napoleonischen Joch vorbereiten und für die Verbesserung der Jugenderziehung in diesem Sinne wirken wollte. Als auf Napoleons Verlangen (1809) der Tugendbund aufgehoben werden mußte, entstand der „deutsche Bund“ mit ähnlicher Tendenz. Vereine dieser Richtung verbreiteten sich jetzt auch über Preußen hinaus, und dadurch fand der Gedanke, daß Deutschland geeinigt werden müsse, eine wirkliche Förderung. Um die Jugend „an Seele und Leib für die gesteckten Ziele zu kräftigen“, wurden Turnplätze, Fechtböden und Schwimmanstalten errichtet und gepflegt. Jabn, der als Stifter des deutschen Bundes bezeichnet wird, sammelte bald eine begeisterte Jugend um sich.

Der
Tugendbund

In den Kreisen des „deutschen Bundes“ in Berlin tauchte jetzt der Gedanke auf, an den Universitäten die deutsch gesinnten Studenten in „Burschenschaften“ zu vereinigen. Am 8. Februar 1810 wurde in einer Sitzung des „deutschen Bundes“ die Sache verhandelt. Jabn referierte über einen Statutenentwurf für die Burschenschaften, der dann von Friesen dem Rektor der Universität, Fichte, vorgelegt wurde. Der Statutenentwurf ist unter dem Titel „Ordnung und Einrichtung der deutschen Burschenschaften“ bekannt. Nach der verbreiteteren Annahme hat ihn Jabn verfaßt, während Jabn selbst vor Gericht angab, er habe ihn auf Ansuchen aus Heidelberg von einem Studenten geschickt erhalten. Fichte, der sich natürlich lebhaft für die angeregte Idee interessierte, begutachtete den Entwurf, wollte dabei aber namentlich den Zweikampf der Burschenschaft ausgeschlossen sehen.

Entwurf von
Statuten für die
Burschen-
schaften

Da der genannte Statutenentwurf von 1810 in den Prozeduralen Burschenschaftliche Blätter III. 17 ff., abgedruckt ist, mögen hier blos die drei Paragraphen angeführt werden, aus denen der spätere burschenschaftliche Wahlpruch herausgelesen werden kann.

§ 2. Burschentreiheit.

„Sich frei und selbständig nach eigentümlicher Wege im Lernen und Leben zum deutschen Mann zu bilden, ist der Zweck des Besuchens von hohen Schulen und das Klenod der Burschentreiheit.

§ 17. Ehre über Leben.

Jedem Burschen liegt ob, nach hergebrachter Weise der Väter keine Unbill zu dulden, keine ungerechte Annäherung zu leiden, keine schimpfliche Zumutung ungeahndet zu ertragen. Immer muß der ehrliebe und wehrliche Bursch die Ehre höher schätzen als das Leben.

§ 18. Vaterland und Volk über alles.

Über alles hoch muß ihm das deutsche Vaterland gelten, und er muß deutsch sein in Worten, Werken und Leben.

Die heiligste Pflicht des deutschen Jünglings und des Gelehrten besonders soll sein, ein deutscher Mann zu werden und dereinst im bürgerlichen Leben für Volk und Vaterland also das gesamte Deutschland kräftig zu wirken § 15. Die Bekämpfung der studentischen Orden wird für Pflicht der Burschen erklärt, weil bei ihnen kosmopolitische Tendenzen die patriotischen Zwecke in den Hintergrund stellen, und weil sie auch für einen Studenten viel zu philistins sind (§ 20 f.), die Landsmannschaften müssen aufgehoben werden, weil sie die Zersplitterung Deutschlands in Volkchen im kleinen darstellen und thavächlich fördern und auch emige andere Mißstände zeigen

Als der lange erwartete Augenblick der Erhebung gegen Napoleon kam (17. März 1813), trat Jabn als Offizier in das Szigow'sche Corps und hatte jezt Gelegenheit, bei vielen Studenten Begeisterung für seine burschenschaftlichen Ideen zu wecken

Historiker der Burschenschaft.

Nach dem Frieden von Paris, 1814, treten dann an verschiedenen Universitäten Verbindungen hervor, die burschenschaftlichen Geist atmen, wenn auch von keiner direkt überliefert ist daß sie auch den Namen „Burschenschaft“ fuhrete. So konstituierte sich im November 1814 in Gießen eine deutsche Besatzgesellschaft; die Begründer waren Adolf und Karl Kollen, die den Feldzug nach Frankreich mitgemacht hatten, sie und die andern, die mit ihnen heim kamen, wollten sich den dort bestehenden Landsmannschaften nicht anschließen und sich ihrem „Komment“ nicht unterwerfen. Burschenschaftlich ist vor allem ihr Zweck, „sich volkstümlich auszubilden“, und mit den späteren Burschenschaften haben sie die sogenannte altdeutsche Tracht gemein, von der die Angehörigen des Vereins die „Schwarzen“ hießen. Die altdeutsche Tracht hatte sich vor allem durch Jabn eingebürgert, der ebenio wie Arndt auch hier alles Wahre verkündete

Der Bursche in der Burschenschaft.

Die Kultur der Burschenschaft.

Deutlicher zeigt sich der burschenschaftliche Charakter bei der Teutonia in Tübingen, die ebenfalls bereits vor dem Befreiungskrieg bestand, in den einleitenden Worten ihrer Konstitution, welche bereits völlig die burschenschaftliche Devise durchblicken läßt wie überhaupt die Namen „Burschenschaft“ und „Teutonia“ ursprünglich das Gleiche bezeichnen. Hier heißt es: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unseres teutonischen Vereins ist, unter uns und anderen zu nähren, zu befestigen und zu erweitern echten deutschen Burschengeist und echtes deutsches Burschenleben. Verdes aber besteht in einer hohen Achtung und warmen Liebe für unser Vaterland und in einem gläubenden Hass gegen dessen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere uralte akademische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantastbare Ehre und die sich vor keiner irdischen Hohen und Macht beugende Würde

des braven Burschen, verbunden mit einem furchtlosen Mute, dieses aus der Vorzeit überkommene Universitätsheiligtum gegen jeden Angriff zu verteidigen“.

Die Teutonia in Halle, die sich im December 1814 aufthat, hatte bereits den Wahlpruch: „Ehre, Freiheit, Vaterland.“

In Jena, das man mit Recht die nationalste aller Universitäten genannt Jena hat, fiel die Aufforderung Jahn's zur Gründung einer Burschenschaft, die er in einer besonderen Denkschrift aussprach, auf einen fruchtbaren Boden. Aus den Reihen der Landsmannschaften selbst ging der Anstoß zu der burschenschaftlichen Bewegung hervor. Im Januar 1811 wurde eine neue Landsmannschaft Vandalia mit Farben und Wahlpruch einer in Berlin bereits bestehenden Verbindung gleichen Namens von mehreren Mecklenburgern — unter ihnen einige grimmige Franzosenfeinde — die einen französischen Offizier auf Pistolen gefordert hatten und deshalb

Die Berliner u.
Jenenser
Vandalen



„Fadelländchen der Landsmannschaften beim Protektoratswechsel zu Jena am 8. August 1812.
(Gleichzeitiger Kupferstich im Besitz des Herrn Junge in Jena.)

flüchten mußten, aufgethan. N. H. Pabst giebt in seinem Buche „Theodor Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena“ (Narau 1861) als Farben der Berliner Vandalia schwarz-rot mit Gold-Perkussion, als ihren Wahlpruch „viros fortes conjungit virtus“ an und bemerkt, es habe sich, wenn auch ihr Zweck zunächst der übliche landsmannschaftliche gewesen sei, schon bei ihrem Entstehen nicht verkennen lassen, daß die Zeit nach der unheilvollen Schlacht von Jena mit ihrem Sehnen und Drängen in der Hauptstadt des tief gekränkten preussischen Staates einen mächtigen Einfluß auf sie gewann. Die Schriften eines Arndt, Jahn und Fichte erweckten in jenen Berliner Vandalen den nur zu lange erstorbenen Sinn für deutsches Volkstum, und ihre glühende Begeisterung für Abschüttelung des fremden Jochs wurde fort und fort gepflegt und ausgebildet durch die stille Wirksamkeit des die einstige Erhebung Deutschlands im gekräftigten Preussentum anstrebenden Tugendbundes.

Unter dem Beistand der Sachsen paulte sich die neue Jenenser Vandalia in den S. C.; es kam zu heftigen P. P.-Suiten mit den als Gegner auftretenden Westfalen, aber die neue Verbindung behauptete sich. Wie Pabst angiebt, der selbst der Vandalia angehörte, zeigte sich in dem Verhalten der jungen Vandalen noch eine

ziemlich starke Beimischung landsmannschaftlicher Bestandteile, von denen sie sich erst freimachen mußten, um das zu werden, was sie, seiner Angabe nach, nachmals wirklich geworden sind, die Vorgänger und Begründer der ersten Burschenschaft. Daß der patriotische Sinn in den Vandalen, deren Auffassung von Ehrenpunkt und Zweikampf derjenigen der alten Verbindungen entsprach, nicht erstarb, dafür sorgten in erster Linie die Vorlesungen Heinrich Ludens, der seinen Hörern die Jahrbücher der deutschen Geschichte entrollte, sie zur Bewunderung der vormaligen Würde und Kraft des nun so tief erniedrigten Vaterlandes hinriß und in ihren Herzen jenen Hornesmut weckte, welcher ihre Arme stählen sollte, den mit immer steigender Ungeduld ersehnten Befreiungskampf siegreich zu bestehen.

Im Wintersemester 1810—11 gab es sieben Landsmannschaften in Jena: Sachsen, Franken, Thüringer, Westfalen, Vandalen, Curonen (Kurländer) und Alten-



Schluß des Fadelständchens beim Prorektoratswechsel zu Jena am 6. August 1812.
(Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.)

burger. Gegen Schluß des Sommersemesters 1812 gab ihnen der Prorektoratswechsel Gelegenheit zu einer glänzenden Entfaltung ihrer Machtstellung. „Das Fest wurde — so berichten die Annalen der „Altenburger“ (vgl. Fabricius, Die deutschen Corps, S. 195) — dieses Mal mit einem noch nie gesehenen Pomp gefeiert. Jede Landsmannschaft zog mit einer Fahne von ihren Farben in ihrer Mitte und von 5 Uniformierten begleitet und angeführt aus dem Paradiese durch die Neu-, Eber-, Unterlau- und Saalengasse vor das Haus des Hofrats Eichstädt, von da zum Kirchenrat Gabler und dann auf den Markt, wo dem Hofrat Eichstädt ein Obelisk errichtet war. Dieser Zug nebst dem Obelisk wurde in Kupfer gestochen und der Nachwelt aufbewahrt. Nach dem Ständchen fand ein Weinkommers auf der Rose statt.“

Schon bald nachher aber begann sich ein neuer Geist auch in den Reihen der Landsmannschaften zu regen. In der Nacht vom 5. zum 6. September 1812 feierten die Vandalen auf der Kunisburg das erste deutsch-patriotische Studentenfest des 19. Jahrhunderts. In den kalten Mauern der Ruine flammte ein mächtiges Wachtfeuer auf, begeisterte Lieder und Reden schallten durch die mondbelle Nacht, aus vollem Humpen trank man auf die Freiheit, und beim Aufgang der Sonne schlossen die Burschen die Hände ineinander und schwuren Treue gegen das Vaterland, dem nun auch bald die

Sonne der Freiheit aufgehen sollte. Eifriger noch als bisher, und mit wachsender Ahnung großer Ereignisse drängten sie sich während des Wintersemesters um das Katheder des hochgefeierten Enden und lauschten in der Stille des Abends seiner begeisterten Entwicklung der bedeutsamsten Momente in der neuesten Geschichte bis zur Auflösung des deutschen Kaisertums mit steigender Teilnahme. Die jetzt vorwiegend patriotische Verbindung wurde durch Kartelle mit Landsmannschaften anderer Universitäten gefestigt, ein freundlicher Verkehr mit den Führern der vorher streng von ihnen abgeschlossenen Landsmannschaften in Jena wurde angebahnt, gemeinsame Entwürfe und Entschlüsse wurden auf die Zeit hin gefaßt, wo der Ruf zu den Waffen erschallen würde, und sobald der heißersehnte wirklich erschallte, waren sie die ersten, die zu den entfaltenen preussischen Fahnen eilten. Die ganze aus 26 Mitgliedern bestehende Vandalia, mit Ausnahme von vier körperlich zum Kriegsdienst Unfähigen und eines Schweizers, verließ Jena und ging nach Breslau, um sich meistens in den Reihen der Lützow'schen Freischar dem Kampfe für das Vaterland zu weihen.



Die Friedensfeier der Universität Jena 1816.

Der Krieg war beendet, der Pariser Friede geschlossen. Frohlockend begrüßte das Winterprogramm 1814—15 der Universität Jena die endlich wiederhergestellte „Freiheit des Denkens, Sprechens und Schreibens“. Es atmet hohe Befriedigung und Freude darüber, daß die deutschen Universitäten durch ihren Freiheitsinn zu Napoleons Sturz mitgewirkt hätten. Die Wirkung der Freiheitskriege auf die Universitäten war eine unermessliche. Die Jünglinge, die auf den Ruf des Königs zu Tausenden in das Heer eingetreten waren, und nach Beendigung des Feldzuges auf die Hochschulen zurückkehrten, um ihre Studien fortzusetzen, waren nicht mehr dieselben wie vor dem Kriege. Der Ernst des Todes war ihnen in der Schlacht entgegengetreten und hatte sie tief ergriffen; lange nach ihrer Rückkehr standen die Jenenser Studenten, von denen viele die Brust mit dem eisernen Kreuz schmücken durften, unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse, an denen teilzunehmen ihnen vergönnt gewesen war. Erfüllt von der erhebenden Idee, ein freies Vaterland miterkämpft zu haben, durchdrungen von der Überzeugung, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die einen neuen Geist erfordere, mußte ihnen das Treiben der in Jena zurückgebliebenen Kommilitonen kleinlich und inhaltlos erscheinen.

ziemlich starke Vermischung landsmannschaftlicher Bestandteile, von denen sie sich erst freimachen mußten, um das zu werden, was sie, seiner Angabe nach, nachmals wirklich geworden sind, die Vorgänger und Begründer der ersten Burschenschaft. Daß der patriotische Sinn in den Vandalen, deren Auffassung von Ehrenpunkt und Zweikampf derjenigen der alten Verbindungen entsprach, nicht erstarb, dafür sorgten in erster Linie die Vorlesungen Heinrich Ludens, der seinen Hörern die Jahrbücher der deutschen Geschichte entrollte, sie zur Bewunderung der vormaligen Würde und Kraft des nun so tief erniedrigten Vaterlandes hinriß und in ihren Herzen jenen Hornesmut weckte, welcher ihre Arme stählen sollte, den mit immer steigender Ungeduld erhehnten Befreiungskampf siegreich zu bestehen.

Im Wintersemester 1810—11 gab es sieben Landsmannschaften in Jena: Sachsen, Franken, Thüringer, Westfalen, Vandalen, Luronen (Kurländer) und Alten-



Schluß des Fadelhandens beim Prorektoratswechsel zu Jena am 8. August 1812.
(Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.)

burger. Gegen Schluß des Sommersemesters 1812 gab ihnen der Prorektoratswechsel Gelegenheit zu einer glänzenden Entfaltung ihrer Machtstellung. „Das Fest wurde — so berichten die Annalen der „Altenburger“ (vgl. Fabricius, Die deutschen Corps, S. 195) — dieses Mal mit einem noch nie gesehenen Pomp gefeiert. Jede Landsmannschaft zog mit einer Fahne von ihren Farben in ihrer Mitte und von 3 Uniformierten begleitet und angeführt aus dem Paradiese durch die Neu-, Eber-, Unterlau- und Saalengasse vor das Haus des Hofrats Eichstädt, von da zum Kirchentat Gabler und dann auf den Markt, wo dem Hofrat Eichstädt ein Obelisk errichtet war. Dieser Zug nebst dem Obelisk wurde in Kupfer gestochen und der Nachwelt aufbewahrt. Nach dem Ständchen fand ein Weinkommers auf der Rose statt.“

Schon bald nachher aber begann sich ein neuer Geist auch in den Reihen der Landsmannschaften zu regen. In der Nacht vom 5. zum 6. September 1812 feierten die Vandalen auf der Kuniburg das erste deutsch-patriotische Studentenfest des 19. Jahrhunderts. In den kahlen Mauern der Ruine flammte ein mächtiges Wackfeuer auf, begeisterte Lieder und Reden schallten durch die mondhele Nacht, aus vollem Humpen trank man auf die Freiheit, und beim Aufgang der Sonne schlossen die Burschen die Hände ineinander und schwuren Treue gegen das Vaterland, dem nun auch bald die

Sonne der Freiheit aufgehen sollte. Eifriger noch als bisher, und mit wachsender Ahnung großer Ereignisse drängten sie sich während des Wintersemesters um das Katheder des hochgefeierten Luden und lauschten in der Stille des Abends seiner begeisterten Entwicklung der bedeutsamsten Momente in der neuesten Geschichte bis zur Auflösung des deutschen Kaisertums mit steigender Teilnahme. Die jetzt vorwiegend patriotische Verbindung wurde durch Kartelle mit Landsmannschaften anderer Universitäten gefestigt, ein freundlicher Verkehr mit den Führern der vorher streng von ihnen abgeschlossenen Landsmannschaften in Jena wurde angebahnt, gemeinsame Entwürfe und Entschlüsse wurden auf die Zeit hin gefaßt, wo der Ruf zu den Waffen erschallen würde, und sobald der heißersehnte wirklich erschalle, waren sie die ersten, die zu den entfalteten preussischen Fahnen eilten. Die ganze aus 26 Mitgliedern bestehende Vandalia, mit Ausnahme von vier körperlich zum Kriegsdienst Unfähigen und eines Schweizers, verließ Jena und ging nach Breslau, um sich meistens in den Reihen der Lühow'schen Freischar dem Kampfe für das Vaterland zu weihen.



Die Friedensfeier der Universität Jena 1816.

Der Krieg war beendet, der Pariser Friede geschlossen. Frohlockend begrüßte das Winterprogramm 1814—15 der Universität Jena die endlich wiederhergestellte „Freiheit des Denkens, Sprechens und Schreibens“. Es atmet hohe Befriedigung und Freude darüber, daß die deutschen Universitäten durch ihren Freiheitsinn zu Napoleons Sturz mitgewirkt hätten. Die Wirkung der Freiheitskriege auf die Universitäten war eine unermessliche. Die Jünglinge, die auf den Ruf des Königs zu Tausenden in das Heer eingetreten waren, und nach Beendigung des Feldzuges auf die Hochschulen zurückkehrten, um ihre Studien fortzusetzen, waren nicht mehr dieselben wie vor dem Kriege. Der Ernst des Todes war ihnen in der Schlacht entgegengetreten und hatte sie tief ergriffen; lange nach ihrer Rückkehr standen die Jenenser Studenten, von denen viele die Brust mit dem eisernen Kreuz schmücken durften, unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse, an denen teilzunehmen ihnen vergönnt gewesen war. Erfüllt von der erhebenden Idee, ein freies Vaterland miterkämpft zu haben, durchdrungen von der Überzeugung, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die einen neuen Geist erfordere, mußte ihnen das Treiben der in Jena zurückgebliebenen Kommilitonen kleinlich und inhaltslos erscheinen.

Namentlich waren es die Leipziger, die mit den älteren Kriegskameraden, mit Leuten wie Jahn im engsten Verkehr gestanden hatten und, von ihm beeinflusst, von ihm für die Idee einer großen, allgemeinen und freien Burschenschaft gewonnen, jetzt ernstlich daran gingen, die Reform des akademischen Burschentums thatkräftig in die Hand zu nehmen. Doch bedurfte es dazu der Vorbereitungen, es galt zunächst — da ja die Stimmung und Gesinnung in der Jenaischen Studentenschaft nach Rückkehr der freiwilligen Kemoswegs mit einem Schlage umgewandelt war — Anhänger zu gewinnen, und die richtige Form für die zu begründende Burschenschaft zu wählen.

Die Jenaische Wehrschaft

Die Landsmannschaften mit Ausnahme der Vandalen, dachten zunächst nicht daran, ihre Verbindungsform als überlebt, als nicht daseinsberechtigt zu betrachten; eine Umgestaltung des Korporationswesens setzte harte Kämpfe voraus. Auch schlossen sich die meisten der zurückgekehrten Studenten den bestehenden Landsmannschaften wieder an, so daß es vermutlich noch lange nicht zur Gründung der Burschenschaft gekommen wäre, wenn sich nicht im August 1814 ein eigentümlicher Verein gebildet hätte, an dem sich sämtliche Landsmannschaften zugleich mit einer ziemlichen Anzahl von „Sinken“ beteiligten. Es war dies die Jenaische Wehrschaft, die von dem genannten Zeitpunkt an bis zur Aufhebung der Burschenschaft im Jahre 1819 bestand. Ihre Mitglieder hatten zum größeren Teil an dem Befreiungskampfe teilgenommen und waren bestrebt, nicht bloß sich selbst in der seltenen Waffenfertigkeit zu erhalten, sondern auch die anderen nicht geübten Kommilitonen wehrhaft zu machen. Man lieferte fährliche Schlachten, unternahm kriegerische Arbeiten, wie das Anlegen von Schanzen und Verrammeln von Thoren und Straßen, und füllte die Mußestunden mit Exercierübungen aus; durch diese gemeinsame Beteiligung wurden die verschiedenen Landsmannschaften und Sinken einander näher gebracht und für eine allseitig anerkannte, höhere Idee interessiert. Nur dadurch wurde es möglich, Propaganda für die Stiftung einer „Burschenschaft“ zu machen, deren Idee von den Vandalen ausging, die als Leipziger gedient und Jahns Anmacht kennen gelernt hatten, wie sie auch im Besitz einer von Jahn entworfenen Burschenschaftsordnung waren. Im Februar 1815 wurde der Entwurf der Burschenschaft ausgearbeitet und von den für diese Idee Gewonnenen

Die Gründung der Leipziger Burschenschaft.

in häufigen Zusammenkünften auf dem Burgkeller debattiert. Man machte nunmehr energisch die Landsmannschaften für die Umwandlung in eine Burschenschaft zu gewinnen und erreichte das Ziel trotz des Widerstandes der Sachsen; die Vandalen, Franken und Thüringer lösten sich freiwillig auf. Die Verfassungsurkunde, bei deren Entwurf die Professoren Krieger, der selbst den Freiheitskrieg mitgemacht hatte, Men und Linden mitgearbeitet hatten, stellte den Grundgedanken an die Spitze des Planes, daß nur solche Verbindungen dem Zweck und Wejen der Hochschule angemessen seien die auf den Geist gegründet seien, den Geist nämlich, der die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes anstrebe und sichere. Nur in solchen Verbindungen könne die allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heile des deutschen Volkes befördert und erhalten werden, und das eben sei das Ziel der Burschenschaft.

Dem am 10. Juni ergangenen öffentlichen Aufruf wurde bereitwilligst Folge geleistet, eine stattliche Anzahl akademischer Bürger erschien auf dem alten Forum Jonense, Sinken, Neuzenzen und Landsmannschaften. Die letzteren hatten ihre Fahne mitgebracht, die Stadtmagd führt voran, so zog man übers Kreuz die Saalgasse hinunter über die Brücke hinaus zur Tanne. Nach Abhängung eines gemeinsamen Liedes hielt der Vandal Horn eine ernste Anrede an die Versammlung, worin er die Ziele der neuen Burschenschaft darlegte.

Die Verfassungsurkunde wurde verlesen, die Burschenschaft war gegründet. 117 Studenten gebieten ihr gleich am ersten Tage an. Der Wahlpruch der jungen Burschenschaft lautete zunächst: „Dem Waderen Ehre und Achtung.“ Noch einmal erhoben sich die Banner der Landsmannschaften und senkten sich zum Zeichen ihrer Auflösung unter dem Abhängen des Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland?“ Die Landsmannschaft abgethan von der Satoma, die noch bis 1816 bestand, galt als



Seal der Jenaer Burschenschaft

aufgelöst und bekannte sich zu den neugewählten Farben rot-schwarz. So steht ausdrücklich in der ältesten Verfassungsurkunde; Gold trat erst später hinzu. Die Frage, weshalb man gerade diese Farben wählte, ist bis auf den heutigen Tag nicht mit Sicherheit entschieden; die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß man den Vandalen zu Ehren, die ja doch einen Hauptanteil an der Gründung der Burschenschaft hatten, deren Farben schwarz-rot mit goldener Einfassung beibehalten habe, zumal von den Thüringer Farben zwei von denen der Franken wenigstens eine darin enthalten waren.

Mit der Gründung der Burschenschaft änderte sich freilich das ganze Jena'sche Studentenleben, das sich sehr bald wieder in den alten Bahnen weiter bewegte, nicht gleich; doch zog allmählich ein anderer Geist ein, der schon in der äußeren Erscheinung und in den studentischen Gebräuchen zu Tage trat. An Stelle der geschmacklosen und auffallenden Tracht der Stürmer und Kanonen war nach der Verdrängung, die der Jenaer Theologieprofessor Stark in seiner 1816 anonym erschienenen Schrift „über den Geist des Studentenlebens insbesondere zu Jena“ entwirft — eine einfachere und edlere Kleidung getreten; auf den Commenen war das Toben und Saufen der zwischen Gespräch und Gesang getheilten Fröhlichkeit eines heiteren und geselligen Trümgelages gewichen.

Nur natürlich war es, daß sich die Gedanken der von vaterländischem Geiste durchdrungenen Jenaer Studenten sehr bald über die Grenzen der eigenen Universität hinaus auf die anderen deutschen Hochschulen richteten, es entstand der Plan, zunächst einen gewissen Zusammenhang und Verkehr zwischen den Gleichgesinnten aller Universitäten anzubahnen und dann weiter zur Gründung eines einzigen großen, allumfassenden deutschen Burschenbundes zu gelangen. Um diese Idee zu verwirklichen, lud die Jenaer Burschenschaft die Studenten der übrigen Hochschulen auf den 18. October 1817 zu einer allgemeinen Versammlung auf der Wartburg ein, wo man diese Angelegenheit besprechen und zugleich die dreihundertjährige Feier der Reformation sowie den Jahrestag der Schlacht bei Leipzig feiern wollte.

Die Feier, an der gegen 600 Studenten fast aller Hochschulen und die Jenaer Professoren Schweiker, Kries und Oken teilnahmen verlief ernst und würdig; die zündenden, von patriotischem Geiste durchwehten Ansprachen eines Niemann Kries u. a. verfehlten nicht, auf die Anwesenden einen erhebenden und nachhaltigen Eindruck zu machen. Der dritte Festtag, dem am Abend vorher die bekannte Verbrennungsscene vorausgegangen war, brachte als wichtiges, praktisches Ergebnis den Beschluß, eine allgemeine deutsche Burschenschaft zu errichten.

Trotz des harmlosen Charakters, den die Feier trug, begannen Stimmen laut zu werden, welche die Regierungen warnten, in dem Fest die Verhätung frevelhafter Demagogie sehen wollten und von einer „Rolle verweideter Professoren und verführter Studenten“ sprachen. Es mußte wenig, daß der Freiherr K. W. v. Krüsch am 10. November 1817 im ersten Departe-

ment

Das Wartburgfest am 18. October 1817.



Die Jenaer Burschenschaftsflagge nebst Schwert.

mit W. Strate-
mar einen Brief
schickte, daß die Feier
überhaupt nicht
und trat zur je
Kaiserthum, daß
der Regierung
gehört werden
zu dem Zweck
hauptsächlich
Todesurtheil zu

Die politischen
und literarischen,
am 20. Oct. in
hohen der ihr
war W. L. läßt sich
über damals in der
Hall, politischer
und Wünsche reise
einander vorstellen
deutschen Vaterlan-
Malder Jugend war
sagte nun ihre Ge-

teure, daß sich ganz naturgemäß fortan ihr Denken und Trachten auf die beste Aus-
gestaltung auf das Wohl dieses Vaterlandes richtete. Zwar waren diese Wünsche
und Abnungen nicht etwa auf der Unwissenheit oder in der Burschenschaft entstanden,
es waren vielmehr Ausflüsse aus dem Geistesleben jener Zeit, aber auf den Un-
versitäten fand die Missimmung gegen das Vorgehen solcher Leute, die wie der
Hofrat Janké und der Geheimrat Schmalz beim Könige das „wilde Freiheitsgebet“
eines Mordt und Gottes verdächtigten und von den patriotischen Verbindungen be-
haupteten, daß sie die Treue gegen den Souverän untergraben, besonderen Widerhall.

Zunächst hatten die Verunglimpftungen und Verleumdungen des Wartburg-
festes keine einschneidenden folgen, die Feier hatte vielmehr ihren Zweck erreicht und
zur Verbreitung der Burschenschaft nach fast allen Universitäten beigetragen. So
hatte der Mann, dessen Name aufs engste mit der Geschichte der alten Würzburger
Burschenschaft verknüpft ist, der medicinische Schriftsteller Gottfried Eisenmann,
so mächtige Eindrücke von dem „ersten deutschen Nationalfeste“ mit nach Würzburg
genommen, daß hier, wesentlich durch seinen Einfluß, im W. S. 1817/18 die burschen-
schaftliche Verbindung Tentonia zu Stande kam. Vor allem aber erstarkte in Jena,
das nun wieder über 600 Studenten zählte, die Burschenschaft mehr und mehr.
Die Jenerer Burschenschaft, die als ihren Zweck ausdrücklich bezeichnete: „die Idee
der Einheit, Freiheit und Gleichheit in der Ausbildung geistiger und leiblicher Kraft
und in einem frohen jugendlichen Zusammenleben zu befördern und zu erhalten, in
der geordneten Gemeinheit ihre Mitglieder zum Dienste des Vaterlandes vorzubereiten“,
war es, die eine Annäherung und Einigung der verschiedenen deutschen Burschen-
schaften anstrebte und auch wirklich herbeiführte. Auf dem Burschentag zu Jena
vom 29. März bis 5. April 1818 berieten hierüber Abgeordnete der Burschenschaften
von Berlin, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg und Rostock
und nahmen als Grundidee des Ganzen Liebe zum Vaterland und Erhaltung volks-
tümlicher Sitte an. Und als die Tage des „Siegesmonds“ wieder kamen und man
eine Wiederholung des Wartburgfestes nicht erlaubte, wurde vom 10. — 19. Oktober 1818
zu Jena von Abgeordneten der Burschenschaften von 14 Universitäten ein zweiter
größerer Burschentag öffentlich abgehalten und die Gründung einer allgemeinen
deutschen Burschenschaft beraten. Die der jenenen Burschenschaft zugegangenen



21. der Wartburg nach Eisenach.

mancherorts zu Wei-
erhaltenen, worin er
als einer der üb-
berausragenden
der politischen
sie zwar mit jugend-
erregten und aus-
daß aber was da-
erfahre genähig
und uns empören
war ralle

Verdächtigungen,
die jetzt folgten, tra-
die Burschenschaft
spränglich fremd
nicht leugnen, daß
Burschenschaft eine
Ideen Abnungen
war. Und wie hätte
Der Begriff des
des war zum ersten
geworden und er-
mühter so in der

Gründung der
Marburger
Leiden 11

Die Wiederaufrichtung des Preussischen Reichs.

demokratischen, die politische Verfassung Deutschlands betreffenden Grundsätze und Beschlüsse der auf der Wartburg versammelten „deutschen Burschen“ fanden, da politische Partei-Agitationen als außer dem Bereich einer studentischen Gesamtheit liegend erkannt wurden, Beachtung nur insoweit, als die eigentlichen Zwecke der Burschenschaft es erlaubten. Man wollte eben nur die Interessen der akademischen Welt und die Zwecke der Burschenschaft beraten, man wollte patriotische, aber nicht politische Partei sein. Aus diesen Beratungen ging die Verfassungs-Urkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft vom 18. Oktober 1818 hervor.

Ihr Grundgedanke ist der, daß, wie die verschiedenen Hochschulen ihrem Wesen nach eine Einheit darstellten und alle dem Zwecke der gesamten vaterländischen Bildung überhaupt und der höheren wissenschaftlichen Ausbildung insbesondere dienten, so auch alle Burschen Deutschlands zu einer Gesamtheit geborten, deren Glieder die einzelnen Burschenschaften, deren Seele aber Volkseinheit, rechtliche Freiheit, Liebe und Wahrheit seien. Als maßgebend für das Wirken der allgemeinen deutschen Burschenschaft wurden die folgenden Sätze aufgestellt: „Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten, ernstlich deutsche Ausbildung einer jeden geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes“.

Mit der Annahme dieser Verfassung war die allgemeine deutsche Burschenschaft konstituiert; die Leitung der Geschäfte wurde in die Hände einer einzelnen, jährlich auf ein Jahr zu wählenden und zwar für das Jahr 1818 in die Hände der Jenaischen Burschenschaft gelegt.

Es war eine gewaltige geistige Bewegung, welche die Burschenschaft jener Tage mit dem alles durchdringenden Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Vaterland erfüllte und sie den Kampf um die Durchsetzung ihrer Ideale gegen eine Welt von Feinden befehlen ließ. Noch herrschte die ganze Jugendseligkeit und die hochgestimmte Begeisterung, welche die Burschenschaft in ihrer besten Zeit auszeichnete, noch war ihr Zweck nicht im entferntesten ein politischer. Hätte man die Dinge ruhig ihren Gang gehen lassen, so wäre vermutlich nie eine politische Tendenz in der Burschenschaft aufgekommen. Arnold Ruge, der als Hallenser Burschenschafter 1821 die Freunde in Würzburg aufsuchte, mutete es eigentümlich an, die dortige Burschenschaft völlig ungeheert und in schönstem Einklang mit den Behörden zu finden; trug doch Ludwig I., der damals noch als Kronprinz in Würzburg Hof hielt, selber den altdeutschen Rock, wie er auch mit seinen Antipathien gegen das Metternich'sche System nicht zurückblieb.

Überhaupt fehlte es in den ersten, auf die Befreiungskriege folgenden Jahrzehnten, die man vielfach als eine Zeit der schlimmsten Reaktion und politischen Unfruchtbarkeit dargestellt hat, auch bei den deutschen Regierungen keineswegs an großen Gesichtspunkten und liberaler Gesinnung. In Baiern beischloß Ludwig I., der sich in Görtingen mit den Einrichtungen dieser damals berühmtesten Hochschule Deutschlands bekannt gemacht hatte, bald nach seinem Regierungsantritt, die vaterländischen Universitäten nach dem Vorbilde Görtingens umzugestalten. Er ordnet die Verlegung der Hochschule von Landshut nach München an, und wünschte ausdrücklich, daß an der neuen Universität alle Elemente geistigen Strebens eine Freistätte fänden. Bei der feierlichen Eröffnung der Hochschule am 14. November 1826 erwiderte der König auf die Ansprache des Professor Dreisch, der in freimüthiger Rede über die Würde der Wissenschaft die Festversammlung eröffnet hatte: „Nichts konnte mir besser gefallen, als was über Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, über Freiheit des Wortes und der Mitteilung gesagt wurde. Es ist auch meine lebendigste meine tiefste Überzeugung, daß hier jeder Zwang, jede Zensur, auch die billigste, verderblich wirkt, weil sie statt des gegenwärtigen Vertrauens, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, den Argwohn einsetzt.“

Auch in Preußen war die Gründung der Universität Bonn, die am 26. Mai 1818 durch König Friedrich Wilhelm III. vollzogen wurde, aus nationaler, die Wichtigkeit der rheinischen Universität für das deutsche Geistesleben in vollem Umfange würdigender Gesinnung hervorgegangen. Die Bonner Universität gehört zu den

Gründung einer akademischen deutschen Burschenschaft

München 1826

Schöpfungen einer Zeit, die, noch getragen von dem großen Geiste der Freiheitskriege, reich war an praktischer Tüchtigkeit und männlicher Kraft. „Die positiven Leistungen der preussischen Verwaltung“ hebt Heinrich von Sybel in seiner Festrede zum fünfzigjährigen Jubiläum der Bonner Universität mit Recht hervor, „sind über der einen Hauptfrage, welche damals die Gemüter bewegte, der Frage der reichsständischen Vertretung vielfach übersehen worden. In Wahrheit steht es so, daß sehr selten eine Verwaltung ein ähnliches Maß von Fleiß und Emsicht, von gründlichem Studium, vieltätiger Thätigkeit, sorgender Selbsterkränkung aufgewandt hat“.

Aber die Herzen des Volks waren damals zu sehr von den großen Forderungen politischer Freiheit, konstitutioneller Verfassung und deutscher Einheit bewegt, als daß die sich in Stille vollziehenden Schöpfungen der Staatsverwaltung die gebührende Anerkennung hätten finden können, man sah nur das eine, daß das absolute Königtum dem Volke den Anteil an der Staatsgewalt verweigerte, und daß in der Verfassungsfrage die liberalen Forderungen immer stärker zurückgedrängt wurden. So konnte es kommen, daß republikanische Bestrebungen in immer weiteren Kreisen Wurzel faßten und schließlich auch in die Studentenschaft übergingen, wo sich naturgemäß die politische Tendenz der Burschenschaft bemächtigte, die allmählich infolge der Anfeindungen von Seiten der Regierung in dem Staat ihren Hauptstiel zu erblicken anfing.

Kleinere
politische Ten-
denzen in der
Studentenschaft

Die Wortführer der neu auftretenden republikanischen Ansichten in der Burschenschaft waren die Brüder Adolf und Karl Kollen in Gießen. In einem mit ihren näheren Freunden in der Burschenschaft, den sogenannten „Unbedingten“ ausgearbeiteten Entwurf einer Verfassung der von ihnen geplanten großen deutschen Republik stellten sie als Grundsatz auf: „Wenn die rechtmäßigen Mittel uns unzureichender Weise vorzuenthalten werden, müssen wir jedes Mittel anwenden, welches zum Ziele führen kann, so lange nicht Selbstsucht damit verknüpft ist, und so lange wir dabei dem Wohle des Vaterlandes uns zu opfern bereit sind“ Doch standen in der ersten Zeit die Giesener Unbedingten vereinzelt da, und Kollen hatte noch beim Wartburgfest für seine Ideen keinen Anklang gefunden. Erst allmählich änderte sich auch in Jena die Stimmung. Als offizielle Inspektoren Preussens und Oesterreichs wurden Fürst Hardenberg und Graf Schich nach Jena geschickt, während Rußland den Staatsrat August v. Kockebue nach Weimar sandte, um die gährenden Elemente zu beobachten. Kockebue, ein geborener Russe, gab in Weimar ein „Litterarisches Wochenblatt“ im russischen Sinn heraus und berichtete regelmäßig an Kaiser Alexander über die wissenschaftlichen und politischen Zustände, wobei er alle freibetrieblichen und patriotischen Regungen in möglichst ungünstigem Licht darstellte und berühmte Lehrer wie Luden verhödete. Ein Bulletin wurde ihm schließlich entwendet und in Ludens „Nemesis“ vom 4. Februar 1818 abgedruckt. Kockebue, völlig unfähig, den sittlichen Geist, von dem die Burschenschaft getragen wurde, zu verstehen, rief mit seinen Angriffen die größte Erbitterung hervor, die sich noch steigerte, als die russische Regierung die weimarische zur Beschränkung der Pressefreiheit zwang. Nunmehr schien auch Karl Kollen der Boden in Jena für seine Propaganda geeignet. Er ließ sich im Sommer 1817 als Privatdozent dort nieder, ohne daß es ihm gelang, einen größeren Kreis von „Unbedingten“ zu gewinnen, wenn auch ein oder zwei Dutzend Anhänger auf ihn hörten, sobald er nicht allzu radikale Anschauungen äußerte. Nur Sand, der nach dem Wartburgfest in Jena geblieben war, schwur auf Kollen.

So lagen die Dinge, als auf dem europäischen Monarchenkongreß, der seit Oktober 1818 in Aachen tagte, auch die Burschenschaft zur Sprache kam. Metternich gelang es, den preussischen Minister von Hardenberg auf seine Seite zu ziehen, wobei er vom russischen Kaiser unterstützt wurde, in dessen Auftrag der russische Staatsrat Stourdza dem Kongreß ein Schriftstück: Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne übergab. Er stellte darin u. a. die Wartburgfeier als Anzeichen einer drohenden Revolution hin. Beide derselben seien besonders die barbarischen göttlichen Unverheerungen; man müsse vor allem die Censur für die Presse wieder einführen, die Pressefreiheit aufheben und Lehrer und Schüler auf den Universitäten polizeilich über-

wachen. Eine ungeheure Erbitterung auf den Universitäten, besonders in Jena, war die Folge. Die Grafen Voßholz und Keller forderten im Auftrag der Jener Burschenschaft den Verleider der deutschen Jugend, der sofort von Weimar, seinem damaligen Aufenthaltsort, nach Dresden abreiste, worauf die Jener auf Gemüthung verzichteten. Da hatte Kogebue die Stirn, in seinem Wochenblatt das Mémoire zu verteidigen und es, gestützt auf die Uneingekit und Schwäche der deutschen Fürsten, für offiziell zu erklären. Nimmehr eröffnete Sand dem Kellen, daß er der Vollstreckung des allgemeinen Volkswillens an dem Verräter und Volksverderber sein wollte, reiste, von Kellen vermutlich mit Paß und Geld unterstützt, nach Mannheim ab und gab am 25. März 1819 Kogebue mit einem Dolchstich den Tod. Ein sofortiger Selbsterdickungsversuch mißlang, er wurde verhaftet und sah standhaft und heiter seiner Verurteilung entgegen. Das Todesurteil betont, daß Sand bei der süßen Idee von der Gefährlichkeit des von Kogebue für das deutsche Vaterland die Strafbarkeit seiner Handlung nicht eingesehen und insofern nicht frei gehandelt habe, allem es sei in den Akten erwiesen, daß Inausit noch eine weitere Absicht gehabt habe und zwar die der gewaltsamen Umwälzung der deutschen Verfassung. In ihrer Bedrohung lag also für die Richter der Schwerpunkt; höhere politische Rücksichten forderten ein abschreckendes Beispiel und deshalb mußte Sand das Schaffot bestiegen. Als die Wunde, die er sich selbst beigebracht hatte, notdürftig geheilt war, wurde er am 20. März 1820 mit einem großen Truppenaufgebot zum Richtplatz geführt.

Metternich begrüßte die Nachricht von dem Ereignis in Mannheim „mit einer Art von Frohlocken“, denn nun konnte er mit Hinweisung auf Sand's That leicht durchsehen, was ihm sonst schwer geworden wäre. Nach einer Vorberatung zwischen Metternich und Hardenberg in Teplitz fand im August 1819 ein Kongreß deutscher Minister unter Metternich's Auspicien statt, der die verächtigten Karlsbader Beschlüsse faßte, die am 20. September 1819 in Frankfurt zu Bundesratsbeschlüssen gemacht wurden. Die Universitäten wurden unter die besondere Aufsicht landesherzoglicher Kommissarien gestellt, eine „Generalkommission“ in Mainz mit der Aufsicht „demagogischer Antriebe“ beauftragt, und die Presse einer scharfen Censur unterworfen. Namentlich aber sollte gegen die Burschenschaft eingeschritten werden, „da diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fort-dauernden Gemeinschaft und Korrespondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liege“. Nimmehr strengte die preussische Regierung gegen eine Anzahl der treuesten Patrioten peinliche Untersuchungen an. Professoren wie Welcker in Bonn wurden in Untersuchung gezogen oder suspendiert, Görres mußte nach der Schweiz fliehen, Arndt seine Briefschaften im Keller verbergen und seine Vorlesungen einstellen. Die Turnplätze wurden geschlossen, Jahn in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1820 von seinem sterbenden Kinde weggerissen und in lange Untersuchungshaft geschleppt, der Geist des großen Jahres 1813 als staatsgefährlich geädelt. Selbst der unberangene, hochberuige Herzog von Weimar mußte dem Drängen nachgeben. Men und Kries verloren ihre Stellen, und die Burschenschaft in Jena wurde zur Auflösung veranlaßt. Der feierlichen Stimmung, die in den letzten Tagen der Burschenschaft alle erfüllte gab später der Bursch Vögel ergreifenden Ausdruck in seinem herrlichen Liede:

„Wir hatten gebaut ein stählernes Haus
Und dem auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus.“

Die Burschenschaft war aufgelöst den Behörden gegenüber, bestand aber in Wirklichkeit weiter, und es zeigte sich bald, daß das Verbot ganz andere Folgen hatte, als die von den Diplomaten erwarteten. Die sehr natürliche Meinung der jungen Patrioten, es seien die Regierungen als solche der Idee eines einigen freien Deutschlands feindlich gesinnt erzeugten einen oppositionellen Geist der sich in immer wachsenderer Maße verbreitete. Es folgten nun eine Reihe von Burschentagen, zunächst der vom Sommer 1820 in Dresden wo der später berühmte Kirchenhistoriker

Karl Hase als Abgeordneter der Leipziger Burschenschaft erschien und den Grundsatz mit Beriet und aufstellte. „Alle deutschen Burschenschaften sollen sich mit gleicher Teilnahme und Liebe für ihr Vaterland nach dem Bilde der Einheit Deutschlands als Brüder umfassen.“ Ende September 1821 wurde auf dem Burschentag in Streiberg in der fränkischen Schweiz bei Besprechung der Verfassungsurkunde die Burschenschaft als ein „neues Gemeinwesen deutscher Burschen“ definiert, das den doppelten Zweck habe, „die Gestaltung des Burschenlebens nach den Grundätzen der Einheit, Gleichheit und Freiheit“ und andererseits „die Ausbildung des Leibes und der Seele für das Leben im Volke durch ein vollständiges Leben auf der Volkshöhe zu fördern.“

Bei Haupt- Ziele des 1821 gegründeten sogenannten Jünglingsbundes weiter. Als geistiger Bund Urheber galt Karl Hase (1814) nach der Schweiz geflüchtet war und von hier



Burschentag aus d. J. 1821.

aus die Führung unter der deutschen Jugend zu organisieren suchte. Ihm schwebte als Zweck des Bundes vor, durch den Umsturz der bestehenden Verfassungen einen Zustand herbeizuführen, worin das Volk durch selbstgewählte Vertreter sich eine Verfassung geben könne. Daß es nicht die Schlechtesten waren die diesem Bunde beitraten, daß vielmehr gerade für ideal veranlagte Naturen die Gefahr nahe lag, sich in solche Abenteuer zu verstricken, zeigt das Beispiel Karl Hases, der, trotzdem er die Mittel des Geheimbundes entschieden mißbilligte, im Sommer 1821 in Erlangen dem Bunde beitrug. „So oft hatte ich“ bemerkt er darüber in seinen „Idealen und Irrtümern“ „vor Anderen und im eigenen Herzen von der Pflicht gesprochen, dem Vaterland sich zu opfern, dabei gerade die Gefahr des Eintritts in einen solchen Bund mir verführerisch entgegentrat und ich

den Vorwurf der Feigheit schenke, hier, wo die gefährliche That gefordert wurde, zurückzubleiben.“ Aber auch im Jünglingsbund dachten nur wenige an Revolution; die meisten hatten wie Karl Hase eine geistige Volkserhebung im Sinne, und das vorherrschende politische Ideal war auch hier Kaiser und Reich, dessen Wiederanrichtung angestrebt wurde.

Das Erwachen aus diesem Traume war für alle gleich schrecklich. Im November 1825 wurde der Bund den bayerischen Behörden verraten, und nun begann eine wilde Verfolgung auf die Bundesmitglieder in allen deutschen Staaten.

„Hatten wir“, so bemerkt Ange im Rückblick auf diese Leidenszeit, „die Einheit in der Freiheit nicht bewirkt, so hatten wir doch die Einheit im Gefängnis erreicht“, denn in die preussische Untersuchungschaft nach Köpenick hatte eine Reihe deutscher Höfe ihre angehamnten Demagogen ausgeliefert, damit Kampf der Ehei der preussischen Polizei, die Untersuchungen um so wirksamer führen konnte. Die preussischen Strafgerichte zeichneten sich durch ihre besondere Härte aus während das Verfahren in den mittel und süddeutschen Staaten ungleich milder war.

Die preussischen Verfolgungen deutscher Burschenschaftler

Die nun folgenden Jahre besahnen einen immer zunehmenden Niedergang der burschenschaftlichen Sache. Im Winter 1827—28 wurde von Jena aus ein

Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs.

erneuter Versuch gemacht, die sämtlichen deutschen Burschenschaften zu einem allgemeinen Verbands zu vereinigen. Es wurde beschlossen, daß jedes Mitglied der Burschenschaft einer Universität beim Besuche einer anderen Universität der dortigen Burschenschaft eo ipso als Mitglied angehöre. Die allgemeine Geschäftsführung wurde der jenseitigen Burschenschaft übertragen und damit war die „zweite allgemeine deutsche Burschenschaft“ konstituiert. Allein diese neue Vereinigung sollte nur von kurzer Dauer sein, da Meinungsverschiedenheiten über die Stellung zur politischen Frage Stimmen und Germanen entstanden, die bald zu einer völligen Spaltung innerhalb der Burschenschaft führten. Während die gemäßigten Elemente an der Betonung studentischer Bestrebungen fest hielten und das letzte Ziel der Burschenschaft in der Pflege strenger Sittlichkeit und frohlicher Geselligkeit, sowie in der Reform des akademischen Lebens erblickten, drängten die Radikalen immer energischer auf eine praktisch-politische Verwirklichung der Burschen-



Die Burschenschaft zu Marburg, 1. 3. 1828

schaft im Sinne des entschiedenen Liberalismus hin. Von Erlangen aus wo sich die Gemäßigten Arminen, die Radikalen Germanen genannt hatten, pflanzte sich dieser Gegensatz rasch auf die anderen Universitäten fort und bewirkte, daß überall nicht mehr, wie früher, eine Burschenschaft im alten Sinne, sondern zwei sich auf das Bemühte bestehende burschenschaftliche Vereinigungen bestanden.

Die politischen Ereignisse jener Zeit, der Freiheitskampf der Hellenen gegen die türkische Herrschaft, die revolutionären Bestrebungen in den spanisch-amerikanischen Kolonien und vor allem der Ausbruch der Pariser Juli-revolution im Jahre 1830 blieben nicht ohne Einfluß auf die burschenschaftliche Bewegung und verhalfen der germanischen Richtung allmählich die Oberhand.

Sogar wurde noch auf dem Ostern 1831 in Dresden abgehaltenen Burschentage die von den Breslanern aufgeworfene Frage, wie sich die Burschenscharten zu einer möglichen Volkserhebung stellen sollten, dahin beantwortet, daß es niemals Sache der Burschenschaften als bloßer Studentenverbindung sein könne, den Umsturz bestehender Verfassungen zu bewirken noch weniger ihren Mitgliedern in dieser Hinsicht bindende Vorschriften zu machen, indem darin ein Gewissenszwang liege. Aber

schon der noch in demselben Jahre von der Jenerer Germania nach Frankfurt em-
berufene Burschentag wies eine so entschiedene germanistische Majorität an,
daß der Beschluß gefaßt werden konnte, es solle unter Umständen jeder Burschen-



Das
Frankfurter
Attentat und
seine Folgen

Ein Bursch der dreißiger Jahre

schaften verpflichtet sein, selbst mit Gewalt die Einheit
und Freiheit Deutschlands zu erstreben und an Volks-
ansänden teilzunehmen, die zur Erreichung dieses Zieles
führen könnten. Der Austritt der Burschenschaften von
Leipzig, Gießen, Marburg, Bonn – und vorübergehend
auch von Jena – aus der allgemeinen Burschenschaft
läßt vermuten, daß dieser unglückliche Beschluß noch auf
Widerstand stieß. Indessen hatte sich die Burschenschaft
mit dem Anwachen der politischen Gärung, die in
dem bekannten Hambacher Feste vom 27. Mai 1832
und in der Gründung des über ganz Mittel und Süd-
deutschland verbreiteten „Frei- oder Vaterlandsvereins“
ihren äußeren Ausdruck fand, bereits völlig in revolu-
tionäre Ideen verstrickt: auf dem letzten Burschentag in
Stuttgart, Weihnachten 1832, der von Würzburg, Erlan-
gen, München, Tübingen, Kiel und Heidelberg be-
sichtigt war, wurde beschlossen, in engere Beziehungen
zu den Vaterlandsvereinen zu treten und an der Aktion,
die, von diesen vorbereitet, unmittelbar bevorstehe, teil-
zunehmen. Die Ausführung des Beschlusses ließ nicht
lange auf sich warten. Am Abend des 5. April 1835
stürmten in Frankfurt die Verschworenen etwa 60 Mann
stark, von denen 50 Burschenschafter waren, die Haupt-
und Constablerwache. Die Übertümpelung gelang, ebenso
die Befreiung der Gefangenen, dagegen blieben die An-
forderungen sich dem Aufstand anzuschließen sowohl beim
Militär als bei der Volksmenge ohne Erfolg. Die
Frankfurter Bevölkerung verhielt sich der rätselhaften
Unternehmung gegenüber völlig ablehnend, beim An-
rücken des Linienmilitärs mußten die Verschworenen
die Hauptwache räumen und sich auf die Constabler-

wache zurückziehen aus der sie mit Waffengewalt vertrieben wurden. 50 Ver-
schworene wurden gefangen, den übrigen gelang es zu entkommen. Am letzte die
Bundessversammlung am 26. Juni 1835 eine besondere Centraluntersuchungskommission
nieder, die nach den Verdächtigen auf den Universitäten namentlich unter den
Burschenschaften fahndete und gegen 1800 verhaftete. Im nächsten Jahr waren bei
den bayerischen Gerichten allein 142 politische Prozesse hauptsächlich gegen Burschen-
schafter anhängig. In Erlangen wurde die Germania sofort nach dem Frankfurter
Attentat aufgelöst und am 14. Juni 1835 sämtliche Germanen verhaftet und durch
Gensdarmen abgeführt. Schlimmer war es noch in Preußen, wo nach langer
qualvoller Unterdrückung 192 Studenten lediglich wegen ihrer Zugehörigkeit zur
Burschenschaft zu langjährigen Freiheitsstrafen, 59 zur Todesstrafe verurteilt wurden,
die später auf dem Gnadenwege in lebenslängliche oder dreißigjährige Haft um-
gewandelt wurde. Aus Remers des Jenerer Germanen „At mine Kostengend“,
läßt alle Qualen, welche die Burschenschafter in den Mauern der Kasernen zu
erdulden hatten, in unserer Vorstellung aufblitzen und wehmütige Empfindungen
ergreifen uns bei dem Gedanken daß dies der Abschluß der alten Burschenschaft,
einer aus so reinen und edlen Motiven hervorgegangenen, von der Idee eines einigen
und freien Deutschlands beiseiten stehenden Bewegung, sein mußte. Selbstverständlich
wurden nach dem Frankfurter Attentat sämtliche burschenschaftlichen Verbindungen,
auch die unbeteiligten aufgelöst, die alte, ursprüngliche Burschenschaft war tot.

Hätten die Regierungen so vermocht, die ihnen verdächtigen Burschenschaften zu erdrücken, so war es ihnen doch nicht gelungen, damit auch den studentischen Geist und das fröhliche Studentenleben überhaupt zu töten. Die alten Formen des akademischen Treibens waren bald nach den Befreiungskriegen wieder zum Leben erwacht: man trank, sang und rauchte wie ebendenn, und der Comment schrang nach wie vor, auch bei den Burschenschaften, sein Scepter. Die hauptsächlichsten Träger der alten studentischen Traditionen waren die Fortsetzer der früheren Landsmannschaften, die neben den Burschenschaften teils wie diese verboten, teils geduldet, unter dem Namen „Kränzchen“ oder „Corps“ ein harmloses Dasein führten. Wohl hatte das raiche und mächtige Emporstreben der Burschenschaft in den Jahren 1815–19 die Landsmannschaften vielfach in ihrer Existenz bedroht, ja, wie in Jena, sie zeitweise vernichtet; je mehr aber die Burschenschaft unter dem äußeren Druck, zum Teil auch infolge der erwähnten inneren Streitigkeiten zurückging, desto mehr blühten die Landsmannschaften nach Ueberwindung der ersten Krisis wieder auf. Eine Anzahl von ihnen hatte sich schon während der Zeit der Befreiungskriege und gleich nachher gebildet und wußte sich neben der Burschenschaft zu behaupten: so wurde in Baiern auf der Universität Landshut 1813 die Palatia, 1816 die Bavaria gegründet; zu Würzburg entstand 1814 die Moenania, 1815 die Bavaria. In Leipzig kamen zu der 1807 gestifteten Cusatia 1812 die Sachsen hinzu; beide konnten sich jedoch nach dem Kriege nur mit Mühe halten, da der größere Teil ihrer Mitglieder teils auf deutschem teils auf französischem Boden gefallen war. Heidelberg sah 1818 die Weisalen neben den schon 1810 gegründeten Schwaben entstehen, Freiburg 1815 die beiden Landsmannschaften Rhœnania und Suevia.



Ein Bursch der vierziger Jahre.

Beeinflusst durch die burschenschaftlichen Ideen pronten die Landsmannschaften jetzt mehr und mehr ihren früheren, rein landsmannschaftlichen Charakter ab und näherten sich schon damals ihrer heutigen Form. Als wesentlichstes Moment ihrer Verfassung galt ihnen nunmehr das von den Orden übernommene Prinzip der Freundschaft und der freiwilligen, auf gegenseitiger Wahl, nicht aber, wie bei den alten Landsmannschaften, auf der bloßen Gemeinamkeit der engeren Heimat beruhenden Zusammengehörigkeit, nur in ihrer äußeren Organisation blieben sie Landsmannschaften und behielten zunächst auch diesen Namen bei. Für den eigentlichen Kern der Verbindung, den innerhalb der ganzen, auch die Renoncen umfassenden Landsmannschaft ihre Chargierten und Burschen bildeten, kam indessen bald die Bezeichnung „Corps“ auf, die durch das Bild des Körpers den in sich abgeschlossenen Organismus der Korporation treffend zum Ausdruck brachte und schließlich allgemeine Geltung erlangte. Auch mit dem von den alten Landsmannschaften überkommenen Erbteil der Alleinherrschaft der Senioren wurde jetzt gebrochen, und der Schwerpunkt in die Gesamtheit der Mitglieder, in die Convente verlegt. Von den früheren Orden nahmen die Corps zum Teil – so die Marchia in Halle und die Ordoxia in Erlangen – das Lebensprinzip an, wonach die Mitglieder einer Verbindung ausschließlich dieser, und zwar für das ganze Leben angehöriten und keiner anderen Verbindung beitreten durften. Andere Corps genatteten ihren Mitgliedern beim

Beziehen einer anderen Universität bei einem dortigen Corps aktiv zu werden; sie hießen „Waffencorps“, weil in ihnen das Hauptgewicht auf die für die Zeit der Zugehörigkeit zum Corps bestehende „Waffengemeinschaft“ gelegt wurde, während man die an der Lebensgemeinschaft festhaltenden Corps „Lebenscorps“ nannte. Später wurde fast allgemein das Prinzip angenommen, daß jedes Mitglied eines Corps



Studentisches Leben zu Anfang der 40er Jahre.
(Nach einer alten Lithographie.)

diesem für die Zeit seines Lebens angehöre; gleichzeitig aber wurde überall — angenommen bei einzelnen Corps, wie z. B. der *Quordia*, die noch heute „Lebenscorps“ ist — gestattet, die Zugehörigkeit auch zu einem anderen Corps zu erwerben.

Im Gegensatz zu den Burschenschaften verfolgten die Corps keinerlei politische Tendenz. Nicht jeder fühlte sich seiner Natur nach zu den Bestrebungen der Burschenschaften hingezogen; wer nicht gerade Beziehungen zu burschenschaftlichen Kreisen hatte und sein Studentenleben recht genießen wollte, dem mußten die Corpsstudenten

mit ihrem forschenden Auftreten als die eigentlichen Vertreter freier Buchtenlust erschienen. In den Corps fand er ein geselliges Zusammenleben gleichgültiger Universitätsstrende, die es sich zur Aufgabe gestellt hatten sich gegenseitig das Leben nach gethaner Arbeit zu erleichtern, in Freude und Leid zusammenzubalten und für einander einzutreten, wenn es not that, mit dem Schläger in der Hand. Freilich entfernten sich viele der damaligen Landsmannschaften von diesen loblichen Zwecken; bei manchen war einzig das Trinken und Pantzen und der beides regelnde Comment das Band, welches die Mitglieder der Verbindung aneinander ketzte, während Freundschaft und Brüdertreue nur dem Worte nach bestanden. In „Kohly Schnabel's Universitätsjahren“ ist uns ein ziemlich getreues Spiegelbild des Corpsstudententums der dreißiger Jahre überliefert und wenn auch der Hied der Erzählung keineswegs als Typus eines derzeitigen Corpsstudenten gelten kann, waren solche Erscheinungen,



Corpsbild der Rheinania zu Bonn, Sommer 1856.

die durch das unmäßige Saufen und die übertriebene Pantzen zu Grunde gingen, sicher nicht vereinzelt. Auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß schon damals, d. h. zu der Zeit, als Bismarck aktiv war, in dem corpsstudentischen Leben mehr steckt, als der kernersiehende vermuten möchte. Mit der Bethätigung stotzen Studentenlebens war der Inhalt des Corps keineswegs erschöpft. Durch die Einwirkung auf den Charakter bildeten sie — wie Friedrich von Klinggräff in einem Briefe über die Corps schreibt — einen wichtigen Faktor unseres Volksgutes. Sie gewöhnten den jungen Studenten daran, seine Individualität einer höheren Idee unterzuordnen und seine Persönlichkeit dafür einzusetzen, sie erfüllten, indem sie für die Erhaltung eines ehrenhaften und kräftigen deutschen Studentenlebens eintraten, eine patriotische Pflicht und wußten so über die Grenzen der Universität hinaus auf das Vaterland.

In seinen äußeren Formen blieb sich das Studentenleben bis gegen das Ende der vierziger Jahre ziemlich gleich, die Lebensweise war auch in den Corps

einfach und anspruchslos. „Auch bei geringen Mitteln“ — schreibt Kufmann, der 1840 bei der *Sueria* in Heidelberg aktiv wurde und später die Reformverbundung *Memannia* mitbegründete, in seinen „Jugenderinnerungen“ — „konnte man die Freuden des Corpslebens genießen. Bier und Tabak kosteten wenig. Die besseren bairischen Biere waren freilich teuer, aber sie wurden nur ausnahmsweise getrunken, man fing überhaupt erst an, sie in einzelnen Restaurationen auszuwählen; der Transport aus den Bezugsorten München, Erlangen und Kulmbach war bei den wenigen fertigen Eisenbahnen noch allzu schwierig und kostspielig. Wein wurde nur bei Ausflügen und beim Stütangstene getrunken. Stutzerhafte Kleidung wurde verboten. Der Haarfriseur verdiente bei den Mägenlöhnen noch wenig, nur ausnahmsweise, an Vallabenden machte er bessere Geschäfte; der Student ordnete sein Haar mit eigener Hand, und viele trugen es lang. Man hatte noch keine besonderen Kneipdröcke und



Corpsfeld der *Vapo-Mannia* zu Marbata 1841.
(27. 11. 1877, 1878)

jaß am liebsten, wenn es die Wärme im Sommer oder der Ofen im Winter zuließ zwanglos in Hemd-ärmeln, viele mit dem bunten Cerevismützchen auf dem Haupt die Corpsbündchen mit dem Band um die Brust.

Die Opposition
 gegen die
 Corps.

Die allgemeine Erregung die zu Anfang der vierziger Jahre infolge der unbefriedigenden politischen Verhältnisse in ganz Deutschland immer höhere Wogen schlug, bemächtigte sich auch der Studentenschaft und äußerte sich hier vor allem in einer Opposition gegen die Corps. Mit immer wachsender Bestigkeit verlangte man nach einer Reform des akademischen Lebens, das in seinen überhöberten Formen zu bewahren gerade das Streben der Corps war und warf diesen reaktionäre Gesinnung mit Hoß in studentischen, sondern auch in politischen Dingen vor. Sie seien, so orientierten, von der liberalen Proße sekundiert, die reformirungen Kommissionen die geringsten Vorlesungen der Regierung, die ihrerseits die Annäherung der Corps auf Suprematie in der Studentenschaft begünstigten. Bezeichnend für die damalige Stimmung auf den Hochschulen sind die Vorgänge in Heidelberg, wo sich nach und nebeneinander die *Walballa*, *Ruperta*, *Memannia*, *Albingia*, der *Rektar-*

band und Schloßbund bildeten, welche ihre Reformbestrebungen mit derartiger Heftigkeit und solchem Nachdruck verfolgten daß sich ihnen sogar eine Anzahl Mitglieder der Corps und das Corps der Pfälzer in seiner Gesamtheit angeschlossen. In ähnlicher Weise bildeten sich auch auf anderen Hochschulen derartige Vereinigungen, die mit ihren Zielen und Ideen an die alte Burschenschaft anknüpften. Nur wurde fast durchgängig von der Führung des Namens „Burschenschaft“ abgesehen; man wählte vielmehr die unerschütterliche Bezeichnung „Verbindung“. Die Einzelnamen entlehnte man teils von den Stütern (Knorschia in Bonn), teils von der Kneipe Kocbel in Leipzig, Raczetts in Breslau Kürpenthal und Kühler Brunnen in Halle, auch nach Erkneipen und Vierdörfern benannte man sich. Bubenruthia in Erlangen, Hochhemia in Königsberg; eine Anzahl endlich leitete ihren Namen von dem der Universität her Albertina in Kiel, Ruperta in Heidelberg, Frederica in Bonn.

Zum größten Teil wurden diese neugebildeten Burschenschaften Tummelplätze einer Strömung, die man mit dem Namen „studentischer Progreß“ bezeichnet hat. Das Endziel dieser Bestrebungen war neben der Vereinigung der Studentenschaft zu einem einheitlichen Ganzen die Beseitigung des Unterschieds zwischen Bürgerthum und Studententum, Abschaffung des Verbindungswesens nebst seinen äußeren Abzeichen, und hauptsächlich grundsätzliche Verwerfung des studentischen Duells. Daneben machten sich, wenngleich erheblich abgeschwächt, die alten Parteinngen von Germanen und Arminien geltend und die hieraus sich ergebenden Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Stellung der einzelnen Verbindung zur übrigen Studentenschaft, zur Duellfrage und hinsichtlich der Aufgabe des einzelnen Mitglieds als Staatsbürger.

Der studentische Progreß

Gegen das Überhandnehmen des Progreßes richtete sich bald eine Reaktion seitens der studentisch-konservativen, der sogenannten altburschenschaftlichen Elemente, welche auf forschiges Auftreten nach außen hielten. Zum Ausdruck kam dieser Standpunkt u. a. in der Gründung der Teutonia zu Jena, nach welcher diese Partei als „teutonische“ bezeichnet wird.

Die altburschenschaftlichen Verbindungen

Die Progreßisten der einzelnen Hochschulen traten indessen einander näher und hielten Pfingsten 1846 auf dem Kyffhäuser eine Versammlung ab. Das Duell wurde zwar nicht geradezu verboten, aber die Einführung eines allgemeinen studentischen Ehrengerichts angestrebt.

Nach die altburschenschaftlichen Verbindungen hielten eine Reorganisation des studentischen Lebens in gewissen Grenzen und eine größere Gleichförmigkeit der gleichstrebenden Vereinigungen für angezeigt; in diesem Sinne erließ im Mai 1848 die Jenerer Germania ein Schreiben an die ihr Gleichgesinnten und lud sie zu einer Versammlung auf die Wartburg ein. Der Jenerer Burgkeller aber in Verbindung mit dem Bonner Progreß schrieb zu derselben Zeit eine allgemeine Studentenversammlung nach der Wartburg aus, und dieser Gedanke trug den Sieg davon.

Das zweite Wartburgfest vereinigte in den Tagen vom 12. bis 14. Juni 1848 etwa 1200 bis 1400 Studenten der verschiedensten Farben und Richtungen in Eisenach: Altburschenschaftler, Progreßisten, Corpsstudenten, Wingoläten Wilde alles war vertreten. Es wurde ein Ausschuß dem je ein Vertreter für 100 Studenten der verschiedenen Hochschulen angeberte, gebildet, und damit ein Studentenparlament geschaffen in dem jede Universität im Verhältnis zu ihrer Größe vertreten war. Es bildeten sich sofort zwei Gruppen: die Rechte bestehend aus den konservativen Corps, den Altburschenschaftlern und dem Wingolf unter Führung von Hegel aus Berlin, und die Linke, zusammengesetzt aus den progreßivsten Burschenschaften und Corps, sowie den sonstigen Progreßisten und den meisten Vertretern der Nichtverbindungsstudenten mit dem Hauptredner Gieseke aus Breslau.

Das zweite Wartburgfest

Das Ergebnis der Beratungen und Beschlüsse war folgendes:

1. Die Universitäten sollen Nationaligentum werden. Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesamtstaat eingezogen werden, welcher ihre

Bedürfnisse bestreitet. Die Oberleitung übernimmt das deutsche Unterrichtsministerium. Im einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt

2. Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit.
3. Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten; nach diesem Prinzip sind die Lehrstühle zu vervollständigen, jede Fakultätssonderung bittet auf.
4. Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß unter Aufhebung der Ausnahmegeetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen.
5. Unbedingte Beseitigung der akademischen Gerichtsbarkeit.
6. Beteiligung der Studierenden bei der Wahl der akademischen Behörde und bei Besetzung der Lehrstühle.
7. Zur Erlangung eines Staatsamts soll Universitätsbezug nicht mehr erforderlich sein.

Eine diese Forderungen enthaltende Adresse wurde zwar der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zugelangt, das tatsächliche Ergebnis aber war ein völliges Scheitern sämtlicher Pläne. Es ging mit den schönen Reden des „Eisenacher Studentenparlaments“ wie mit den Debatten des Parlaments in Frankfurt, wo die Männer der Paulskirche die deutsche Frage mit Worten lösen zu können glaubten. Die Reden verhallten wirkungslos und in dem hellen Lichte der Thatfachen erwiesen sich alle Vorschläge, die zur Neugestaltung des deutschen Vaterlandes dienen sollten, als unausführbar. Den Traum jener Tage, das patriotische Sehnen der Büchsenkrieger zu erfüllen, blieb dem Göttinger Corpsburgen Otto v. Bismarck vorbehalten.

Lange Jahre mußten noch vergehen, ehe ihm der Zeitpunkt gekommen schien, um durch Blut und Eisen das deutsche Reich wieder aufzurichten, lange Jahre, in denen sich die deutschen Staaten mißtrauisch gegenüberstanden und durch ihr Mißtrauen eine nationale Politik verhinderten. Während aber das politische Deutschland noch ein bloßer geographischer Begriff war, ohne reale Bedeutung, gab es doch eine Stätte, wo der Gedanke an ein einiges Deutschland gepflegt wurde, und das war die Universität. „Es gab schon damals“ — so sagt Bismarck am 10. August 1891 in seiner Königer Ansprache an die Studenten — „keine preussische oder bayerische Wissenschaft, sondern eine deutsche. Die deutschen Universitäten bewahrten zu jener Zeit das Gefühl der Zusammengehörigkeit, sie waren Träger des nationalen Gedankens“.

Pflege des
Deutschthums an
den Universitäten.

Die Professoren an den Universitäten sind es gewesen, die in den Zeiten politischer Ohnmacht bei den Studenten die Liebe zum Vaterlande wach erhielten und stärkten. Während im Auslande der Deutsche nichts galt und im Volke selbst das Deutschthum in Sitte und Sprache, Denken und Thun mehr und mehr verloren ging, befestigte sich und wuchs auf der Universität und in der akademischen Jugend deutsches Empfinden und deutsche Gesinnung. In Göttingen pflegten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm deutsche Art, deutschen Geist und deutsche Wissenschaft. Unter ihrer Anleitung verneigte sich die akademische Jugend in die deutschen Sagen, in die Weistümer und das germanische Recht, in deutsche Anschauungen und Gebräuche und wurden so im Wesen ihres Volkes heimisch. Der Protest der Göttinger Sieben, jene mannhafte That der Professoren Abrecht, Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Herwinus, Ewald und Weber, welche erklärten, daß von einem geschworenen Eide auch ein König sie nicht lösen könne, zeigt, daß in Göttingen nicht bloß deutsche Gelehrte, sondern auch deutsche Männer wirkten, die ihrem Gewissen mehr gehorchten als dem Machtpruch eines fremdlandischen Herrschers. Jakob Grimms „deutsche Grammatik“ und das von ihm zusammen mit seinem Bruder bearbeitete, von ihren Nachfolgern fortgesetzte „deutsche Wörterbuch“ weckten und förderten die Liebe zur deutschen Sprache. Denselben deutschen Geist hielten seine Schüler und Freunde, Lachmann, Haupt, Jarncke u. a. in der indirekten Jugend wach; sie machten die deutschen Heldengedichte, die Nibelungen und Gudrun, zum Gemeingut der Nation, und indem sie Methode und Schulung der klassischen Philologie auf die Kritik und Textbehandlung der Volksepen übertrugen, richteten

Die
Germanisten.

sie auf dem von Jakob Grimm geschaffenen Fundament den stolzen Bau der deutschen Altertumswissenschaft auf. Andere Germanisten — vor allem Ludwig Abland und Hoffmann von Fallersleben — verbunden mit der strengen Methode des Forschens eine aus den Tiefen der Volksseele schöpfende dichterische Kraft. Sie schlossen sich in ihren vaterländischen Dichtungen an die Säger der Befreiungskriege an und wirkten nicht bloß für die Veredelung unserer Muttersprache, sondern nährten zugleich in ihren Schülern den Sinn für all das Große und Schöne in unserer Sprache und Dichtung.

Auch die Historiker förderten durch ihre Wissenschaft den nationalen Ge- Die Historiker.
danken; sie hatten sich frei gemacht von der Hegel'schen Betrachtungsweise, die nach Gesetzen und Ideen in der Geschichte suchte und, oft unter Vernachlässigung der Thatfachen, eine Philosophie der Geschichte konstruierte. Für sie stand jetzt die politische Geschichte im Vordergrund und die Sorge um die Neugestaltung unseres Vaterlandes, dessen große Vergangenheit sie ihren Hörern vor Augen führten. Der geschichtliche Universitätsunterricht begann seit den vierziger Jahren einen steigenden Einfluß auf die politischen Gedanken des Volks auszuüben und machte sich vor allem im Sinne der Einheitsbestrebungen geltend, spielte doch auch eine Reihe der bedeutendsten unter ihnen, wie Dahlmann, Waitz, Droysen, Hänsler, eine große Rolle in den parlamentarischen Versammlungen von 1848. Unter den jüngeren, die Deutschlands Wiedergeburt noch miterleben sollten, ragt der hervor, der Stellung und Heimat daran gab, um frei das große Vaterland preisen zu können: Heinrich von Treitschke. In Leipzig, Freiburg, Kiel und Heidelberg rief er die Jugend mit sich fort und ward nicht müde, das geeinte Deutschland als eine geschichtliche Notwendigkeit hinzustellen.

Aus dem Hörsaal trugen dann die Studenten ihr warmes patriotisches Empfinden in das fröhliche Kneipenleben hinein; die alten Lieder Theodor Körners und Ernst Moritz Arndts lebten wieder auf, und brausend klang es beim Kommerse durch den Saal:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;“

oder:

„Wohlauf! mein deutsches Vaterland!
Sei stolz und ungebeugt!
Dir weicht der Vursch kein Blut und Schwert,
Wir sind des heiligen Landes wert
Das Erz und Eisen zeugt.“

Wohl war die Stimmung noch gedrückt, wenn man Hoffmann von Fallerslebens „Deutschland, Deutschland, über alles,“ sang, aber schon mischte sich in die Wehmut ein freudiges, ahnungsvolles Gefühl, daß man es bald jauchzend singen würde.

Diese Begeisterung, dieser ideale Zug, der damals die Studentenschaft durch- Blütezeit der
deutschen
Wissenschaft.
wehte, wurde vertieft durch ernste, von lebendigem Pflichtgefühl geleitete Arbeit. Der Inhalt der Kantischen Lehre vom „kategorischen Imperativ“ wurde erst jetzt von der akademischen Jugend recht ergriffen und verstanden. Wie auf dem Kasernenbofe der preussische Offizier durch das Beispiel hingebendster, selbst im Kleinen treuer Pflichterfüllung als Erzieher des Volkes wirkte und so das Heer heranzubildete, das die Schlachten von Königgrätz und Sedan schlagen sollte, so forderten auch die Professoren von ihren Schülern beim Arbeiten dieselbe strenge Selbstdisziplin und gewissenhafte, ja peinliche Sorgfalt, die ihnen selber zur zweiten Natur geworden war. Sie leiteten die Jugend an, ihre ganze Kraft zusammenzunehmen und ihr Arbeitsziel — indem sie es sicher ins Auge faßten, durch Konsequenz und Ausdauer zu erreichen. In Greifswald und München 1852–57, zuletzt in Heidelberg und Leipzig, lehrte ein Mann als ein Vorbild echt deutschen Geistes unermüdet in strenger Arbeit, dabei voll gläubender Begeisterung für sein deutsches Vaterland: Windischweid, ein Junker, den man wegen seiner gediegenen und scharfsinnigen Auslegung des Gesetzes den Gesetzgeber unter den Kommentatoren nannte. Was er von seinen Schülern forderte, pflegte

Student. Könnte all' der Waffenklang und der deutsche Sang, der je in dieser Stunde ertönt, dir jetzt Ohr und Herz umschallen — wahrhaftig, dir würde so frisch



Ein Blutiger. — Ex ungue leonem
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag H. Freyschmidt, Basel.)



Abgesäht. — Eheu fugeres
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag H. Freyschmidt, Basel.)

und kühn zu Mute, wie dem uralten Tannenwalde drohen, der mit immergrünem Schmuck über diese Stadt seine brausenden Wipfel zum Himmel streckt'

Auch Fritz Reuter führt uns in seinen „Mecklenbörgischen Montecchi un Capuletti“ in eine kleine Universitätsstadt, wenn er erzählt: „Dat is all lang her, aber dat



Im Korb. — Quousque tandem
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag H. Jepschmidt, Rastfel.)



Im Kasset. — Beatus ille
(Bilder aus dem Studentenleben. Verlag H. Jepschmidt, Rastfel.)

wert isch noch, dat wi Studenten en idel lustig Lewen führen deden, dat wi uns bi Nacht-
slapentid mit de Krewt rümme jogen, dese ollen braven, städtischen Kriegsknechts, un

dat wi ol finstern insmeten. Wi lösten de grote, soziale frag' un stift'ten ne „Allgemeinheit“ unner uns, de de fackermenschen Constantisten und Vandalen schändliche Wis' de „Gemeinheit“ näumen deden“. Viele, meint Reuter weiter in Wehmut, die mit auf dem Valle waren, den wir den braven Rostocker Philistern bei Schlanders gaben, und auf dem der alte gute Professor fritsche noch fröhlich nach der Melodie tanzte: Ich und mein Gläschchen sind immer beisammen, tanzen nun nicht mehr, und andere Seiten sind über die Welt gekommen.

Nicht immer freilich ging es bei den Vergnügungen der akademischen Jugend so harmlos her wie auf dem hier erwähnten Ball, oder auf den „Rosenbällen“ in Jena, den „Professoren-Bällen“ in Leipzig und ähnlichen Tanzvergnügungen, wo sich Studenten, Professoren und Professorentöchter zu heiterer Geselligkeit vereinigten. Das nebenstehende Bild, das uns lebhaft an die in „Felix Schnabels Univeritätsjahren“



Schwof. — Odi profanum vulgus.

(Bilder aus dem Studentenleben. — Verlag H. Freyschmidt, Basel.)

beschriebene „Knotenschlacht“ erinnert, zeigt, daß sich auch in den sechziger Jahren noch gelegentlich ein Tanzsaal in einen Kampfplatz verwandelte, auf dem heiß und erbittert zwischen Studenten und „Knoten“ — so nannte man die Handwerksburschen damals in der studentischen Sprache — um den Besitz der Ballschönen gestritten wurde.

Im Mittelpunkt des studentischen, vor allem des corpsstudentischen Lebens stand damals die Mensur. „Was uns“ — schreibt Hans Hopfen, der in den fünfziger Jahren bei der Franconia in München aktiv war, in seiner Studentengeschichte „der letzte Hieb“ — „bei nicht selten einander widerstreitenden Charakteren fest zusammenhielt, war, wie Ernst Moritz Arndt singt, ‚die Lust der Lieder und der Waffen‘; genauer betrachtet, die Lust der Lieder, worunter man das behagliche, übermütige, gesellige Treiben verstehen mag, viel; die Lust der Waffen ungleich mehr: die Lust und Pflege, die tagtägliche Übung der Waffen, der Fechtssport, der nur von wenigen Unbrauchbaren halb vernachlässigt, von den meisten mit großer Emsigkeit betrieben, von einigen zu künstlerischer Meisterschaft entwickelt wurde.“ — „Blut ist ein ganz besonderer Saft und kein anderer kittet so fest aneinander“.

Den frischen und doch ernsten Geist, wie er damals in den Corps herrschte, charakterisiert Redwitz in seinem schon citierten „Hermann Stark“ mit den Worten: „Es ist nicht nur der ungebundene Frohsinn akademischer Jugend, dem das anschließend deutsche Leben des Studentencorps vollste Befriedigung bietet. Auch der Ernst des heranblühenden Mannes findet darin Spielraum genug, zu erstarken und sich in seiner Kraft geltend zu machen. Ruht doch der ganze Bau einer solchen Verbindung auf breiter demokratischer Grundlage selbstgegebener Gesetze, selbstgewählten Regiments und eigener Verwaltung; und ist doch ihre Stärke wie ihr Zerfall nur Verdienst oder Schuld ihrer sämtlichen Glieder. Grund genug, daß jeder Einzelne mit dem vollen Ernst seiner Ehre sich aufgefördert fühle, zum sicheren Bestande des ganzen Gebäudes eine tüchtige Stütze zu werden.“



Andelsberg und Saale.

Die Corps, in denen das korporative Studentenleben infolge der strengen Organisation der einzelnen Verbindungen und ihrer erzieherischen Einwirkung auf die Mitglieder am reinsten zum Ausdruck kam, nahmen hinsichtlich ihrer numerischen Stärke und ihres Einflusses auch in den fünfziger Jahren noch immer die führende Stellung unter den Korporationen ein. Nachdem die Meinungsverschiedenheiten, die 1848 auch in den Reihen der Corps namentlich über das Duell geherrscht und zu Spaltungen geführt hatten, ausgeglichen und das Prinzip des Duellzwangs allgemein angenommen war, konnte der schon verschiedentlich angestrebte, 1848 durch den Heidelberger Vandalen senior F. von Klinggröff angeregte engere Zusammenschluß sämtlicher deutschen Corps zu einem Verbands erfolgen. Im Mai 1855 traten die Corps von sieben Universitäten (Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Leipzig und Marburg) in Kofen zu dem „Kofener Senatoren-Convents-Verband“ zusammen, ihnen folgten im Jahre 1856 Berlin, Bonn, Breslau und Greifswald, 1857—59 Freiburg, Tübingen und Würzburg, 1861 und 62 Erlangen und München, 1865 Kiel und Königsberg, so daß noch vor 1866 eine Einheit innerhalb der deutschen Studentenschaft erreicht war, die allen politischen Stürmen der darauf folgenden Jahre zum

Die
Gründung des
Kofener S. C.

Trog sich als wetterfest und dauerhaft erwies. Seitdem tagt alljährlich zu Pfingsten in Kösen der S. C.

Je mehr sich aber die Corps konsolidierten, je mehr sie sich auf sich selber zurückzogen, um so mehr verloren sie an Einfluß und an Fühlung mit der übrigen Studentenschaft. Ihre Exklusivität nahm vielfach den Charakter der Überhebung an; sie glaubten noch immer den aus der ehemaligen Machtsellung des Senioren-Conventes hergeleiteten Anspruch aufrecht erhalten zu können, in Ehrensachen die einzig zustehende Instanz innerhalb der Studentenschaft zu sein.

Die neuen
Landmann-
schaften

Vor allem gegen diesen Anspruch richtete sich die Opposition der seit dem Anfang der vierziger Jahre an mehreren Universitäten gegündeten und rasch emporblühenden neuen „Landmannschaften“. Sie erhoben zu ihrem Hauptprinzip das der unbedingten Satisfaktion und der Gleichberechtigung aller Studenten; indem sie



Die Berliner Landmannschaft Normannia i. J. 1848.

den Ehrbegriff in seiner vollen Bedeutung erfaßten, verlangten sie nicht bloß von ihren Mitgliedern die Wahrung der eigenen Ehre, sondern auch die Wertschätzung der fremden: sie wollten — und damit griffen sie zurück auf den Standpunkt, wie er in der Studentenschaft vor dem Aufkommen der Verhältnisse zwischen den einzelnen Korporationen herrschend war — jedem Studenten, dessen Honorigkeit außer Zweifel stand, die Möglichkeit zur Wiederherstellung seiner perlegten Ehre geben. Bestimmungs-Mensuren verwarfen sie anfangs, weil sie meinten, daß dadurch der Ernst der Kontrahenten herabgezogen würde; auch wollten sie, abweichend von den Corps, die auf die Handhabung einer strengen Disciplin Wert legten, dem Einzelnen möglichst weitgehende individuelle Freiheit gewähren. Sonst standen sie den Corps insofern nahe, als sie in entschiedener Weise für das historische Studentenleben, für die Pflege der traditionellen Gebräuche eintraten, und im Gegensatz zu den Vurschenschaften jede politische Tendenz verpönten.

Von den alten Landmannschaften, die nicht Corps geworden waren und noch an den früheren landmannschaftlichen Prinzipien festhielten, erbiethen damals

nur noch wenige: in Königsberg die (1829) gegründete Lituania, die bis in die neueste Zeit erst 1894 wurde sie Corps - „Lebenslandsmannschaft“ blieb, und in der östlichsten Universität deutscher Junge, in Dorpat, die Landsmannschaften Lettonia, Estonia und Livonia, die ihre alte landsmannschaftliche Verfassung bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Am 6. November 1840 wurde in Tübingen die Almia gestiftet, ihr folgte 1842 die Normannia in Berlin und 1845 die Ghibellinia, ebenfalls in Tübingen. In der Folgezeit fand dann namentlich in Halle und Leipzig das neue Landsmannschaftertum einen günstigen Boden: in Halle bestand vom 1. Juli 1850 bis zum Jahre 1854 ein örtlicher Verband landsmannschaftlicher Verbindungen (D.C. genannt, dem die Neoborussia, Normannia, Salingia und die Verbindung „Pflug“ angehörten; in Leipzig kam es ebenfalls 1850 zur Gründung eines lokalen Landsmannschafter-Verbandes (C.C.), der gegen den Leipziger S.C. Front machte und aus vier Landsmannschaften Plavia, Cypria, Dresdenia und Ruthenia bestand.

Den ersten Anstoß zum Zusammenschluß aller deutschen Landsmannschaften hatte schon 1858 die Berliner Normannia durch ein Rundschreiben gegeben, worin sie anregte „alle diejenigen Verbindungen deutscher Hochschulen, die unbedingte Satisfaktion geben“, in einem Verbände (D.C.) „gegen den S.C.“, der drei Jahre vorher errichtet worden war, zu vereinigen. Die Leipziger Landsmannschaften sagten zu und legten einen Entwurf in einer Sitzung am Ende des Semesters in Schenkels bei Halle vor, doch zerbrachen sich die Verhandlungen. Erst zehn Jahre später führten erneute Beratungen eine Einigung herbei; am 1. März 1868 kamen in Kassel Vertreter der fünf Landsmannschaften: Verdentia in Göttingen, Teutonia in Bonn, Ghibellinia in Tübingen, Teutonia in Halle und Maxaria in Würzburg zusammen und beschloßen die Gründung eines „Allgemeinen Landsmannschafter-Verbandes“, der seitdem in verschiedenen Städten, Kassel, Zwingenberg, Bonn, Tübingen, Würzburg, Halle und Koburg seine jährlichen Landsmannschafter-Convente (L.C.) abhielt.

Schon vor den Corps und Landsmannschaften hatten die Burschenschaften, ^{Der Eisenacher Burschenbund} allerdings für kurze Zeit, eine Einigung erreicht. Auf Anregung von Göttingen her vereinigten sich am 15. August 1850 in Eisenach eine Anzahl Progressvereine und Burschenschaften zur Gründung eines allgemeinen progressiven Burschenbundes. Der Antrag, ein deutsch-vaterländisches Prinzip anzunehmen, wurde verworfen, dagegen wurde ein Streben nach politisch-vaterländischer Ausbildung ohne praktisch-politische Thätigkeit für notwendig erklärt die Gleichberechtigung aller Studenten ausgesprochen das Duell nicht als ehrenrettend anerkannt und den Mitgliedern des Bundes untereinander verboten, endlich die Bildung einer allgemeinen Studentenschaft mit Ehrengerichten als erstrebenswert hingestellt. Indessen führte die politisch-radikale Tendenz welche die Progressburschenschaften der 1851 zum Vorort gewählten Universität Leipzig dem Bunde zu geben suchten, zum Austritt vieler Verbindungen und zum Verfall des ganzen Verbandes, der sich im Sommer 1852 auflöste.

Überhaupt ging die Blütezeit des Progresses mit den fünfziger Jahren zu Ende, wenn sich auch seine letzten Fackeln in der Burschenschaft noch bis Ende der sechziger Jahre nachweisen lassen. In den fünfziger und sechziger Jahren nahm eine ganze Reihe von progressivistischen Burschenschaften das Prinzip der unbedingten Satisfaktion an und näherte sich den Altburschenschaftlern. Eine Anzahl der letzteren hatte sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre zu dem sogenannten süddeutschen Kartell zusammengeschlossen, neben welches ein rein armenisches Kartell, das exklusiv trat. Zur nämlichen Zeit bildete sich ein weiteres, das norddeutsche Kartell, welches zum Teil noch progressivistische Umbauungen, mit besonderem Nachdruck aber das demokratisch-politische Prinzip vertrat. Die tiefgreifenden grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen den Kartellen, neben denen noch eine Anzahl einzelner, nicht kartellierter Burschenschaften bestand, führten zu den verschiedenartigsten Verfalls- und Feindschaftsverhältnissen und erschwerten eine Einigung zwischen den einzelnen

Burschenschaften, die sich kaum noch einheitlicher Grundsätze bewußt waren. Die Nachteile dieses Zwiespalts zeigten sich bei den mannigfachen Einigungsbestrebungen, die mit dem Beginn der sechziger Jahre einsetzen. Nachdem schon 1860 der Berliner Burschenverband, eine Vereinigung der dort studierenden Inaktiven, einleitende Schritte zur Berufung einer allgemeinen Burschenschaftertagung gethan hatte, wurden zum 12. August 1863 sämtliche deutsche Burschenschaften durch die Göttinger Brunsviga nach Eisenach eingeladen. Alle drei Kartelle aber verhielten sich ablehnend, so daß nur Vertreter nicht kartellierter Burschenschaften anwesend waren. Diese betrachteten ihre Tagung nur als Vorversammlung und einigten sich — ohne vollständige Prinzipienähnlichkeit zu verlangen — auf ein patriotisches Prinzip, ein allgemeines Sittlichkeitsprinzip, unbedingte Satisfaktion und geschlossenes Auftreten der Burschenschaften derselben Hochschule nach außen.



Die Göttinger Burschenschaft Hannovera I. J. 1857.

Die Konstituierung des Burschenbundes erfolgte auf dem Burschentag vom 17. Mai 1864, an welchem sich das norddeutsche Kartell beteiligte, während die andern Kartelle fernblieben. Es kam sofort zu scharfen Auseinandersetzungen über die grundlegenden Bestimmungen des Bundes. Das norddeutsche Kartell wollte besonders das politische Moment in der Burschenschaft hervorgehoben wissen und verlangte eine politische Ausbildung der Mitglieder mit dem Ziele der deutschen Einheit auf vollstümlicher Basis, dagegen verwarf es das Sittlichkeitsprinzip als selbstverständlich, ebenso die unbedingte Satisfaktion. Die entgegengesetzten Ansichten vertrat eine andere Partei unter der Führung der später im grün-weiß-roten Kartell vereinigten Burschenschaften. Eine Einigung kam endlich dahin zustande, daß man sowohl das demokratisch-politische Princip als auch den Grundsatz der Sittlichkeit und die unbedingte Satisfaktion annahm. Die Annahme des ersten Prinzips hatte die Einleitung einer Untersuchung seitens der Behörde gegen eine Halleische und eine

Königsberger Burschenschaft zur Folge, wodurch indessen die weitere Entwicklung des Burschenbundes nicht gehemmt wurde. Dagegen hatte dieser unter der inneren Zwiespältigkeit zu leiden, die auch dann nicht beseitigt wurde, als sich im Dezember 1816 das norddeutsche Kartell spaltete und zum größten Teil aus dem Bunde ausschied. Nach und nach sagten sich immer mehr Burschenschaften los, und im Frühjahr 1869 löste sich der ganze Verband auf.

Während die Betonung christlicher Grundsätze, wie sie sich in den Tendenzen der ursprünglichen Burschenschaft findet und wie sie 1817 auf der Wartburg bei der Feier des Reformationsjubiläums zum Ausdruck kam, von den Burschenschaften im Laufe der Zeit mehr und mehr aufgegeben war, hatte sich eine Richtung in der Studentenschaft gebildet, die den christlichen Gedanken zum hauptsächlichsten Prinzip erhob. Hervorgegangen aus der großen kirchengeschichtlichen Bewegung zu Anfang des Jahrhunderts, die im Gegensatz zum Rationalismus ein neues Glaubensleben und ein tieferes Verständnis für die geschichtliche Bedeutung des Christentums erweckte, begünstigt durch geistig bedeutende und religiös begeisterte Männer wie Tholuck, fanden diese Bestrebungen namentlich unter den theologischen Studenten eifrige Anhänger. Es entstanden zunächst äußerlich lose, aber innerlich fest zusammengeschlossene Vereinigungen mit religiös-erbaulichem Charakter, Missions- und Bibelkränzchen und dergleichen, und aus diesen religiösen Verbindungen wuchs der „Wingolf“ hervor.

Die eigentliche Heimat des Wingolfs ist Erlangen. Hier trat sich im Jahre 1850 eine Anzahl Studenten von streng christlicher Gesinnung zusammen, um unter sich im Gegensatz zu dem damals sehr lockeren Ebn und Treiben der Erlanger Studentenschaft ein Leben zu führen, wie es eines christlichen Studenten würdig sei. Als dann drei Jahre später nach dem Frankfurter Attentat die burschenschaftlichen Verbindungen unterdrückt worden waren, suchten viele nach einem Ersatz dafür und fanden ihn im Anschluss an jene Richtung, der es neben der Pflege der Geelligkeit um christliche Wissenschaft und christliches Leben zu thun war. So entstand im Jahre 1856 die nach dem Dorte Uttenreuth bei Erlangen benannte Verbindung der Uttenreuther, die zunächst als eine rein religiös-erbauliche Vereinigung judentische Formen, wie den Trinkcomment, ausschloß. Allmählich wurde jedoch das studentische Wesen in das Erbauungskränzchen hineingetragen; gegenüber den pietistisch Angeregten mehrte sich die Zahl derjenigen, die weniger streng in ihrer Haltung sich ihrer Jugend- und Studentenzeit mehr freuen wollten: es trat eine Schwächung des christlichen Standpunktes und jene Vermischung des religiös-christlichen und studentischen Faktors ein, die das Charakteristische des Wingolfgedankens bildet. Das Programm der neuen Verbindung war sehr allgemein gehalten und weit genug, um innerhalb der Uttenreuthia auch einer Gruppe mit ausgesprochen christlichem Standpunkt im Sinne jenes Erbauungskränzchens Raum zu gewähren, aus der dann im Jahre 1852 eine Verbindung erwuchs, die nicht nur den Namen „Wingolf“ annahm, sondern auch das christliche Prinzip streng durchgeführt wissen wollte.

Unabhängig von der in Erlangen vollzogenen Vereinsgründung auf christlicher Grundlage war eine solche gegen Ende der dreißiger Jahre auch in Jena erfolgt. Ohne Zusammenhang mit der Burschenschaft, vielmehr im Gegensatz zu ihr und den Corps, hatte sich dort ein „literarischer Studentenverein“ gebildet, dessen ausgesprochene Bestimmung eine bleibende Einwirkung auf das Universitätsleben in christlichem Geiste sein sollte. Er bezweckte, den Mangel einer christlichen Gesinnung im Universitätsleben zu beseitigen, die Gewalttherrschaft des Comments und des Duellweans zu brechen, ohne seinen Mitgliedern das Duell grundsätzlich zu verbieten. Wie erklärlich, gelang es diesem Verein nicht, in Jena irgendwelchen Einfluß zu gewinnen; er mußte sich auflösen, seine Mitglieder zerstreuten sich nach anderen Universitäten, namentlich nach Halle, wo Tholuck wirkte, und wurden hier die Mitbegründer des Hallemer Wingolfs, der die Eigenart dieser Vereinigung, als einer christlichen Brüdergemeinde, rein und ohne Beimischung des burschenschaftlichen Gedankens vertrat. Er verwarf

das Duell als der göttlichen Ordnung widersprechend, ohne von seinen Mitgliedern eine bestimmte Verpflichtung zu verlangen, nahm aber im übrigen durchaus die Form einer studentischen Korporation an.

Stärker noch als in Halle trat bei dem 1841 gegründeten Bonner Wingolf der studentische Charakter in den Vordergrund. Das Duell war natürlich ausgeschlossen, doch wurde der Fechtboden besucht und besonderes Gewicht auf die Teilnahme an allgemeinen Studentenfeierlichkeiten gelegt. Als Vereinsabzeichen diente das schwarz-sammetne Barett, das immer und überall zu tragen war später eine schwarz-sammetne Mütze mit einer silbernen Borde am oberen Rande. Besonders bemerkenswert ist bei dem Bonner Wingolf, daß an den sonntäglichen Vereinsversammlungen, die wissenschaftliche, ästhetische und rednerische Zwecke verfolgten, die verhandelten Arbeiten in ein „Bundesbuch“ eingetragen wurden. Hierin lag eine Nachahmung des Göttinger Dichterbundes, und auch die Umnahme der Bezeichnung Wingolf weist auf einen gewissen Zusammenhang mit dem „Hainbund“ hin, dessen Oberhaupt Klopstock das Wort literaturgeschichtlich eingeführt und — abweichend von modernen Etymologen mit „Tempel der Freundschaft“ erklärt hatte. Daß der Bonner Verein den Namen bald darauf mit dem geläufigern „Germania“ vertauschte und das Christlich-religiöse immer mehr hinter dem Studentischen zurücktreten ließ ist eine Erscheinung die in der Entwicklung des Wingolfs wiederholt hervortritt.

Pfingsten 1844 lud die Erlanger Mittemuthia die übrigen christlichen Studentenvereine zu dem sogenannten Schleizer Concil ein, wo der Präses der Erlanger, der nachmalige Professor E. Euthardt die Aufgabe des studentischen Vereinslebens im allgemeinen und die des christlich-studentischen Vereinslebens im besonderen so formulirte: „Der Zweck des Universitätslebens ist die volle Ausbildung der Persönlichkeit, diese wird nicht durch egoistisches Sichzurückziehen, sondern in gemeinschaftlichem Zusammenleben erreicht; daher hat es allen Verböten zum Trotz von jeder Studentenverbindungen gegeben. Eine wahrhaft christliche Bildung der religiös-sittlichen Persönlichkeit ist aber nur möglich durch das Christentum. Daher muß das Studententum sich mit dem Christentum vereinen, mit dem Christentum, das die Aufgabe in Anspruch nimmt und verwirklicht, alles in seinem geschichtlichen Boden zu lassen, ihm aber neue Kräfte durch seinen Geist einzubauen. Durch diese Vereinigung des Christlichen mit dem Studentischen wissen wir uns von allen Studentenverbindungen spezifisch verschieden, zugleich treten wir aber auch dadurch in einen Kampf gegen die Welt ein, die ebenfalls, nur nach ihrem Sinn die studentischen Verhältnisse reparieren möchte. In dieser gemeinsamen Aufgabe und diesem gemeinsamen Kampf haben aber die christlichen Studentenverbindungen neuen Zusammenfluß nothig der durch diese Zusammenkunft herbeigeführt werden soll.“ Trotz dieses warmen Appells des Vorstehenden hatte das Schleizer Concil kein bleibendes Ergebnis; eine Einigung wurde nicht erzielt, doch brachten die folgenden Jahre eine Erstarkung des Wingolfs und die Gründung neuer wingolftischer Vereine. Seit 1848 begann der Wingolf überall Farben anzulegen, da er, durch sein christliches Prinzip gebunden, jede Angefälligkeit vermeid und dem revolutionären Treiben entgegentrat, wurden seine Mitglieder vielfach als Gegner der freiheitlichen Sache verächtlich behandelt und allgemeinen Anfeindungen ausgesetzt. Die Wingolften suchten daher Anlehnung an die konservativen Elemente in der Studentenschaft, die Corps, organisirten sich nach ihrem Vorbild und legten Farben an, in Berlin und Halle schwarz-weiß-gold, die Farben des früheren Bonner Wingolfs, in Marburg gold-weiß-gold während die Mittemuthia nach kurzer Herrschaft der burschenschaftlichen Farben sich mit dem schwarz-gold-schwarzen Bande schmückte. Mit der Umnahme der Farben war der Wingolf auf den Standpunkt des geschichtlichen Studententums getreten und zur wirklichen Studentenverbindung geworden.

1850 wurde das erste Wartburgfest gefeiert, doch führten schon im nächsten Jahre unere Strengkeiten zur Absonderung der christlichen Burschenschaften Pfingst in Halle, Mittemuthia in Erlangen, Germania in Berlin und Marburg, die

übriggebliebenen Verbindungen vereinigten sich 1852 zum „Gesamtwingolf“, der sich jedoch bald wieder auflöste und erst 1860 unter dem Namen „Wingolfbund“ neu erstand.

Während diese christlichen Verbindungen an der Betonung studentischen Charakters festhielten, machte sich eine Strömung in der Studentenschaft immer mehr geltend, die andere als reine studentische Zwecke verfolgte und die Idee der Abschleifung des spezifisch studentischen zu Gunsten des allgemein gesellschaftlichen Elementes vertrat. So entstanden seit 1860 die studentischen Turn- und Gesangsvereine, sowie eine große Anzahl von Vereinen, welche die Angehörigen gleicher Studienschächer zur Pflege der besonderen Fachwissenschaft zusammenfaßte. Auch unter diesen Vereinen regte sich das Streben nach Einheit: 1867 schloß die akademische Liedertafel zu Berlin mit dem akademischen Gesangsverein in München ein Kartell; der Main galt ihnen nicht mehr als Grenze zwischen Nord und Süd. 1869 verhandelten Delegierte der akademischen Turnvereine über Gründung eines Verbandes, und am 18. Juni 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, kam ein solcher zwischen den Turnvereinen von Berlin, Graz und Leipzig zu Stande.

So sehen wir, wie die Studentenschaft überall, wenn schon sich in ihr die verschiedensten Parteien, zum Teil in erbitterter Fehde gegenüberstanden, innerhalb der einzelnen Verbände den deutschen Einheitsgedanken zu verwirklichen suchte; und als dann der Ruf „Krieg“ durch die friedlichen Räume der Universität erscholl, als es galt, den Burschenschwur durch die That zu bewahrheiten und, wenn es sein mußte, mit dem Blute zu besiegeln, da wollte keiner zurückbleiben: einmütig eilten alle zu den Fahnen, und vergessen war jeder Kleinliche Hader, wenn der Burschenschafter neben dem Landsmannschafter marschierte; oder der Wingolfit Schulter an Schulter mit dem Corpsburschen kämpfte. Mit welcher Begeisterung die Kriegserklärung damals in akademischen Kreisen aufgenommen wurde, zeigt der Vorgang der sich in Heidelberg in Treitschkes Kolleg abspielte: als Treitschke in dem dichtgefüllten Auditorium das Katheder bestieg, fand er einen Zettel vor mit der Bitte: „Abschiedswort vor dem Ausmarsch nach Frankreich“. Gewaltig kämpfte er seine Erregung wieder und begann dann, erst stockend, wie es seine Art war, wenn ihn eine Gemütsbewegung ergriff, dann mit immer wachsender Kraft und Begeisterung seine Worte an die atemlos lauschenden Zuhörer zu richten: „Nun ist endlich die Stunde der Abrechnung gekommen mit diesem räuberischen Volke, den Franzosen, die seit 300 Jahren, seit dem Zuge Heinrichs II. gegen Mex, nicht aufhören konnten, sich in unsere deutschen Angelegenheiten zu mischen, uns zu beschimpfen, unsere Grenzen zu verwüsten. Ich vertraue darauf, daß bei dem französischen Ruf „A la frontière“ auch die Württemberger und Bayern die Schmach nicht auf sich laden, fahnenflüchtig zu werden am großen Vaterlande. Unser Lösungswort muß heute wieder dasselbe sein, welches einst bei einer ähnlichen Gelegenheit auch ein akademischer Lehrer seiner Zuhörerschaft entgegengerufen hat, sicke im Jahre 1813 in Berlin:

Die studentischen Vereine



Die deutsche Studentenschaft im Kriege 1870/71.

Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Wingolfiten in Eisenach.

Nicht siegen oder sterben, sondern siegen schlechtweg! Ein tapferes und süßliches Volk, wie das deutsche, kann im Kampfe für Recht und seine Unabhängigkeit nicht unterliegen. Und da wußt uns ja als herrlichstes Ziel des Kampfes die endliche Einigung Gesamt-Deutschlands, der Ausbau unseres Vaterlandes zum deutschen Gesamt-Staat“.

Auch die Universitäten haben zu ihrem Teile mitgewirkt, auf den Schlachtfeldern die deutsche Einheit zu erkämpfen. Zwar mußte es sich die Herresleitung

verlagern, ein-
freicorps, wie
den die nicht
mentern oder
Arzt, Solddia-
kempfleger ein-
Studenten im
Polytechnikern
neben den gro-
verwenden,
wurden die
denten die
Kiel alle ohne
gleich am 16.
der Kriegser-
Eintritt in das
— den Regi-
gereiht und
kurzer Ausbil-
nachgeschickt.
menter waren
verteilt, die
3. B. sind in
meecorps,
2. und 5., Mit-
sen, sie haben
Schlachten
Sedan, von
Paris ihre
liebe mit dem
Die größte
Berlin, ent
als 500 Strei
Kostock, 59.
berger Stu-
zu einem



Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Corpsstudenten auf der Radelburg
Von General Mothes.

Den Waffen. Von 13765 im Sommer-Semester 1870 Inmatrikulierten zogen 4510 ins Feld, und von diesen starben 248 den Heldentod. Außerdem kämpften 15 Un-
versitätslehrer mit der Waffe, während 255 Professoren ihre ärztliche Kunst auf dem
Schlachtfelde bewährten 914 Studenten dienten als Krankenpfleger und Felddiakonen

Besonders schwere Verluste hatte die Universität Leipzig Mehr als 400
Studenten zogen im Juli 1870 aus und 62 kehrten nicht wieder zurück. Der Sturm
auf St Privat am 18. August raubte binnen kaum einer vollen Stunde 12 Tapfere,
nachdem wenige Stunden vorher bei Gravelotte zwei Helden gefallen waren. Am
2. Dezember bei Vrie forderte der Tod nicht weniger als 21. Zwei von ihnen
wurden zu Tode getroffen, nach Paris gebracht, wo sie alsbald verabschieden. Keine
Universität ist von Trauer verschont geblieben, aber auch mit Stolz konnte jede

zohne soldher
es in Män-
zu den Regi-
zum Dienst als
kon oder Kran-
berufenen
Verein mit den
bilden wollten,
gen Armeen zu
aber überall
jungen Stu-
sich 3. B. in
Ausnahme
Juli, am Tage
klärung, zum
Heer meldeten
mentern ein-
ihnen nach
dungzeit
In alle Regi-
die Studenten
Leipziger
sämtlichen Ar-
außer dem 1.,
kämpfer gewe-
in allen
von Wörth bis
Sedan bis
Vaterlands-
Tode besiegelt.
Universität,
sandte mehr
ter, die kleinste.
Die Heidel-
dentenganden
Drittel unter

alma mater auf ihre heimkehrenden, mit Siegeszeichen geschmückten Söhne blicken; von den Kommilitonen in Halle erwarben 26 das eiserne Kreuz. Wenn die akademische Jugend in solcher Weise an der Erkämpfung der Einheit, an der Wiedererrichtung des deutschen Reichs mitkämpfte, so erfüllte sie freilich damit nur eine Pflicht, wie sie jeder, auch der Geringste, seinem Vaterlande schuldet. Dennoch kann man von einem besonderen Anteil der Universitäten an den herrlichen Siegen, von



Das Festmal für die 1870/71 gefallenen Nassauischen auf der Festschluppe bei Eisenach.
Entworfen von Friedrich W. Kreis.

einem besonderen Verdienst um die Erreichung so großer Ziele sprechen. Unter alter Kaiser selbst hat das rechte Wort getroffen, als er kurz nach dem Kriege der Universitäts-Deputation von Berlin auf deren Ansprache antwortete: „Die große geistige Kraft und Bildung Deutschlands ist in diesem Kriege glänzend hervorgetreten, nicht nur in den gebildeten Elementen der Armee, sondern auch im gemeinen Mann.

Nicht siegen oder sterben, sondern siegen schlechtweg! Ein tapferes und sittliches Volk, wie das deutsche, kann im Kampfe für Recht und seine Unabhängigkeit nicht unterliegen. Und da winkt uns ja als herrlichstes Ziel des Kampfes die endliche Einigung Gesamt-Deutschlands, der Ausbau unseres Vaterlandes zum deutschen Gesamt-Staat“.

Auch die Universitäten haben zu ihrem Teile mitgewirkt, auf den Schlachtfeldern die deutsche Einheit zu erkämpfen. Zwar mußte es sich die Herrenleitung einzelner solcher es in Mühen zu den Regi- zum Dienst als konoder Kran- berufenen Verein mit den bildentwollsten, gen Armeen zu aber überall jungen Stu- sidi; z. B. in Ausnahme Juli, am Tage klärung, zum Heer meldeten mentern ein- ihnen nach dungszeit In alle Regi- die Studenten Leipziger sämtlichen Ar- außer dem I., kämpfer gewe- in allen von Wörth bis Sedan bis Vaterlands- Todebesiegelt. Unversität, sandte mehr ter, die kleinste, Die Heidel- denten standen Drittel unter



Das Denkmal für die 1870 gefallenen Corpsstudenten auf der Rudenburgr.
Von August Möller.

den Waffen Von 15765 im Sommer-Semester 1870 Immatrikulierten zogen 4510 ins Feld, und von diesen starben 248 den Heldentod. Außerdem kämpften 15 Un- versitätslehrer mit der Waffe, während 255 Professoren ihre ärztliche Kunst auf dem Schlachtfelde bewährten. 914 Studenten dienten als Krankenpfleger und Soldatkonen.

Besonders schwere Verluste hatte die Unversität Leipzig. Mehr als 400 Studenten zogen im Juli 1870 aus und 62 kehrten nicht wieder zurück. Der Sturm auf St. Privat am 18. August raubte binnen kaum einer vollen Stunde 12 Capiere, nachdem wenige Stunden vorher bei Gravelotte zwei Helden gefallen waren. Am 2. Dezember bei Vrie forderte der Tod nicht weniger als 21. Zwei von ihnen wurden, zu Tode getroffen, nach Paris gebracht wo sie alsbald verschieden. Keine Unversität ist von Trauer verschont geblieben, aber auch mit Stolz konnte jede

alma mater auf ihre heimkehrenden, mit Siegeszeichen geschmückten Söhne blicken; von den Kommilitonen in Halle erwarben 26 das eiserne Kreuz. Wenn die akademische Jugend in solcher Weise an der Erklämpfung der Einheit, an der Wiedererrichtung des deutschen Reichs mitkämpfte, so erfüllte sie freilich damit nur eine Pflicht, wie sie jeder, auch der Geringste, seinem Vaterlande schuldet. Dennoch kann man von einem besonderen Anteil der Universitäten an den herrlichen Siegen, von



Das Denkmal für die 1870/71 gefallenen Vorkämpfer auf der Föpelshöhe bei Lützen.
Zeichnung von Friedrich W. Kritz.

einem besonderen Verdienst um die Erreichung so großer Ziele sprechen. Unser alter Kaiser selbst hat das rechte Wort getroffen, als er kurz nach dem Kriege der Universitäts-Deputation von Berlin auf deren Ansprache antwortete: „Die große geistige Kraft und Bildung Deutschlands ist in diesem Kriege glänzend hervorgetreten, nicht nur in den gebildeten Elementen der Armee, sondern auch im gemeinen Mann.

Verbindungen beweist. Indessen war sein Verhältnis zum süddeutschen Kartell, welches nicht beigetreten war, stets sehr feindselig, und die sich hieraus ergebenden Verwickelungen und Verrufsverhältnisse, sowie die immer noch nicht unterdrückte Gegnerschaft zwischen einzelnen Gliedern des Bundes ließen bereits ein ähnliches Ende befürchten, wie es dem Burschenbund und der Convention beschieden gewesen war, als endlich auch für die deutsche Burschenschaft der Tag der Einheit anbrach. Sie hatte einsehen gelernt, daß die dauernden Feindseligkeiten im eigenen Lager und die unwürdigen Verrufsverhältnisse zwischen Gleichstrebenden ihr vielen Zusuzug von tüchtigen Kräften geraubt und sie nicht zu der Bedeutung im akademischen Leben hatten kommen lassen, auf die sie Anspruch erheben konnte.

Die Gründung
des A. D. C.

So fand denn der Jenenser D. C. einen wohl vorbereiteten Boden, als er auf den 20. Juli 1881 alle deutschen Burschenschaften zu einer Tagung nach Eisenach einlud. Mit ganz vereinzeltten Ausnahmen waren auch alle Burschenschaften ver-



treten, und auf Grundlage der von den Jenaer Burschenschaften entworfenen Satzungen wurde der „Allgemeine Deputierten-Convent“ (A. D. C.) begründet.

Die Begründung des A. D. C. hatte die erfreuliche Folge, daß die Burschenschaften nicht mehr ihre Kräfte im Kampf untereinander aufzureiben brauchten, sondern in Ruhe dem Ausbau ihres gemeinsamen Hauses obliegen konnten. Der zunächst nur eine äußere Einheit erstrebende Verband legte 1886 die Grundsätze der ihm angehörenden Burschenschaften dahin fest: hinsichtlich der inneren Ausbildung der Mitglieder sind maßgebend die Prinzipien der Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, geistigen und studentischen Freiheit, sowie Bethätigung der Wissenschaftlichkeit; bezüglich der äußeren Erziehung wird Ausbildung der körperlichen Kräfte, Wahrung des äußeren Anstandes und strammes Auftreten verlangt. Mit der Gründung des A. D. C. kam ein anderer Geist in die während des ersten Jahrzehnts nach dem Kriege recht in Unferlichkeit verfunkenen Burschenschaft: sie besann sich wieder auf den eigentlichen Zweck und das Ziel ihrer Gründung und strebte darnach, von neuem ein Hort des nationalen Gedankens zu werden, stets bereit, einzutreten für Kaiser und Reich, für Volk und Volkstum. Sie ließ nicht nur selbst, soweit sie konnte, mit aufmunterndem

Zuspruch und materieller Spende bedrängten Volksgenossen im Auslande ihre Unterstützung, sondern trat auch den anderen Verbänden mit deutsch-völkischen Zielen in ihrer Gesamtheit bei: dem deutschen Schulverein, dem alldeutschen Verbands, dem Verein zum Schutze des Deutschtums in den Ostmarken, dem deutschen Verein für das nördliche Schleswig, dem deutschen Kolonialverein und dem Flottenverein.

Hand in Hand mit dieser inneren Wiedergeburt der deutschen Burschenschaft ging ihr äußerer Aufschwung. Die Enthüllung des Burschenschaftsdenkmals auf dem Etchplatz in Jena (1.—3. August 1883), die Feier des 75. Jubelfestes der Burschenschaft (4.—6. August 1890) und die Grundsteinlegung des Denkmals für die 1870/71 gefallenen Burschenschaftler in Eisenach (8. Juni 1897) zeigten die Etnigkeit und Stärke der deutschen Burschenschaft nach außen im hellsten Lichte.

Die gesunde Entwicklung der Burschenschaften konnte auch durch die im Jahre 1883 auf die Einführung von Reformen, wie Abschaffung der Bestimmungsmensur, hinielende Bewegung, die zur Gründung des jetzt sieben sogenannte „Reform-Burschenschaften“ umfassenden „Allgemeinen deutschen Burschenbundes“ (A.D.B.) führte, nicht gehemmt werden. Vielmehr hat sich, was die numerische Stärke des A.D.C. betrifft, in den achtzehn Jahren seines Bestehens die Zahl der ihm angehörenden Burschenschaften um die Hälfte, die Zahl der studierenden Burschenschaftler aber um das Doppelte gehoben.

Wie die Burschenschaft, so krankte auch das Corps studententum gegen Ende der siebziger Jahre an inneren Schäden. Das Überhandnehmen des Mensurwesens, besonders die zahlreichen zwischen den einzelnen Corps ausgefochtenen P.-P.-Suiten und der damit verbundene Kostenaufwand, ferner der in der ganzen Lebensführung der Corps hervortretende Luxus reduzierten den Mitgliederbestand des S.C. erheblich und drohten infolge der vielen Suspensionen den Corps überhaupt verderblich zu werden. Mit Beginn der achtziger Jahre aber trat, veranlaßt durch das Vorgehen der Alten Herren, die ihre warnende Stimme zu Gunsten einer Umkehr erhoben, eine gesunde Reaktion ein: der Verein alter Corpsphilister in Posen erreichte es, daß seine Vorschläge in Bezug auf P.-P.-Suiten und den Aufwand für Corpsbesuche (F.P.) vom Kösener S.C. angenommen wurden.

Seit der Zeit hat der S.C. fast auf allen Universitäten einen gedeihlichen Aufschwung genommen. Einen besonderen Vorzug genießt der S.C. dadurch, daß



Se. Majestät dem Bonner Corps Borussia als Alter Herr angehört. Im Wintersemester 1876/77 wurde der damalige Prinz Wilhelm nach Absolvierung des Kasseler Gymnasiums als Konkneipant bei der Borussia aktiv. Bei seinem Scheiden von der Universität erhielt der Prinz ein feierliches Komitat, über das die Bonner Zeitung vom 1. August 1879 berichtet: „Gegen 6 1/4 Uhr setzte sich der Zug von Alt-Soll aus in Bewegung. Hinter der Musik, welche altbekannte Weisen ohne Unterlaß erklingen ließ, folgten die Fahnenträger der drei Bonner Corps, Borussia, Palatia, Hansea, von mehreren Reitern in Wicks begleitet. In dem ersten Vierspänner saß Prinz Wilhelm,

Landrat
gegenüber der
Im zweiten
sahen Mitalieder
Jetzt folgten in
alten und jun-
den hiesigen und
Corps, zu zwei
Equipagen. Den
zwei Reiter in
liche Abschieds-
großen Garten.

Kley begann
Nach dem Er-
mander und dem
„Brüder, zu den
gen“ wurde ein
das uns Pflü-
tende Mitglied
durch einen von
selbst komman-
wurde. Vorher
sungen worden:
Dürfte sich die
den Kaiserwörter
sprache rühmte
„guten,
braven Geist“ in
er auch treu blei-
an sein Ende.
Kaiser seine An-
das Corps ver-
wiesen, u. a. bei
eines Besuches
Mai 1891. Bei



ihn zur Seite
von Sandt,
Einer der Präher.
Vierspänner
des Festkomitees.
langer Reihe die
gen Herren von
auswärtigen
oder drei in den
Schluß bildeten
Wicks. Der fest-
Kommers-im
saale des Hotel
gegen 9 Uhr.
Öffnungssala-
erhen Liede:
festlichen Gela-
Salamander auf
geram abstric-
gerieben, der
Prinz Wilhelm
dierten erwidert
war das Lied ge-
„Vemooster
aus“. In der
entleitenden An-
der Prinz den
deutschen,
der Couleur, dem
hen werde bis
Seither hat unser
hänglichkeit an
schiedentlich be-
Gelegenheit
in Bonn am 6.
dem zu Ehren

des Kaisers veranstalteten Kommerse übernahm Se. Majestät selbst das Präsidium und sprach in der Erwidernng auf die Begrüßungsrede des Professor Moldenhauer dem S.C. und der gesamten Bonner Studentenschaft für den ihm dargebrachten Fackelzug seinen Dank aus. „Ich stene mich“ — so lauteten die Anfangsworte der bedeutsamen Rede, die in ihrem weiteren Verlaufe mit warmen Worten den guten Geist der Corps anerkannte, — „daß gerade durch die vom S.C. mit vielem Takt und großem Entgegenkommen geführten Verhandlungen die guten Beziehungen innerhalb der gesamten Studentenschaft hergestellt worden sind. Ich hoffe, daß dieselben andauern werden, und daß diese Eintracht auch vorbildlich sein möge für die Verhältnisse in dem S.C. und der Studentenschaft auf allen übrigen deutschen Universitäten“.

Solche Worte konnten naturgemäß auf das Verhalten der Corps gegenüber der allgemeinen Studentenschaft nicht ohne Wirkung bleiben. Sie begannen einzusehen, — was sie nach den Worten Langwerths von Simmern (Deutsches Wochenblatt. Jg. 12, Nr. 19) vorher oft vergessen hatten — daß die formelle Führung der Studentenschaft durch die Corps, wie sie im Anfang des Jahrhunderts bestand, durch die geschichtliche Entwicklung beseitigt sei, und daß es heute darauf ankomme, durch eigene Tüchtigkeit sich immer aufs Neue den Platz tatsächlich zu verdienen, den man für sich in Anspruch nehme.

Ursache, sich zu solchen Grundsätzen zu bekennen, hatten die Corps um so mehr, als ihnen in der Studentenschaft nicht bloß von Seiten der Burschenschaft, sondern auch von anderer Seite starke Konkurrenz erwuchs. Den seit 1873 unter dem Namen „Coburger L.C.“ vereinigten neuen Landsmannschaften, deren Zahl 1876 schon auf 15 gestiegen war, schlossen sich seitdem unter Annahme der landsmannschaftlichen Prinzipien eine ganze Reihe von Korporationen an, die bis dahin „freischlagende Verbindungen“ gewesen waren, so daß 1893 der Verband 38 Lands-

Der
Coburger L.C.



Phot. S. Williams, Berlin.

Die Feste Coburg.

mannschaften (ausschließlich der suspendierten) zählte. In diesem raschen Anwachsen und der oft allzubereitwilligen Aufnahme neuer Verbindungen, die vielfach an ihren bisherigen Anschauungen festhielten, lag freilich auch schon der Keim zu dem späteren Niedergang des Verbandes. Da ihm die durch langjährige Tradition und straffe Disziplin gefestigte Organisation des Kösener S.C. fehlte, konnte der Coburger L.C. das Auskommen von tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten nicht verhindern, und so kam es, daß eine Reihe der älteren Landsmannschaften teils zum S.C. übertraten, wie die Makaria in Würzburg, die Neoborussia in Halle und die Budissa in Leipzig, teils aus dem L.C. auschieden und sich zu einem besonderen Verband vereinigten.

Anderer Verbände, wie der 1882 gegründete Goslarer C.C., der mehrere farbentragende Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion umfaßte, und der Götthaer E.C., in dem sich schwarze Verbindungen mit bedingter Satisfaktion, d. h. mit Anerkennung der Contrahage, aber mit Verwerfung der Bestimmungsmeßur vereinigten, zeigten wenig Lebensfähigkeit und lösten sich nach kurzem Bestehen, der erste (1894), der zweite schon (1881) wieder auf.

Der V. C. Gedeblicheren Richtung als diese beiden Verbände nahm der aus kleinen Anfängen hervorgewachsene Kartellverband akademischer Turnvereine. Nachdem die, wie erwähnt, im Jahre 1870 zwischen den Turnvereinen von Berlin, Graz und Leipzig angeknüpften Beziehungen durch den Krieg wieder gelöst waren, erneuerten dieselben drei Vereine am 2. August 1872 auf dem 4. deutschen Turnfest zu Bonn den Kartellverband; zehn Jahre später, auf dem Kartellturnfest zu Sangerhausen, zählte der Verband bereits 12 Vereine. Sehr bald zeigte sich nun auch bei den Turnvereinen die Erscheinung, die sich in der Entwicklungsgeichte des studentischen Vereinswesens mehrfach wiederholt: sobald die Korporationen eine gewisse geschichtliche Bedeutung erlangt hatten und in sich gefestigter geworden waren, trat das ursprünglich bei der Entstehung des Vereins maßgebende Prinzip gegenüber dem rein studentischen zurück. Mit der Durchführung des Beschlusses, daß von den Kartellvereinen Angehörige anderer Vereine nur dann aufgenommen werden dürften, wenn letztere rein wissenschaftlicher Natur seien, war der erste Anstoß zur streng korporativen Gestaltung der Vereine gegeben. Da nunmehr auch zur Frage: „ob farbentragend oder nicht farbentragend“ und zur Mensurfrage Stellung genommen werden mußte, und in dieser Hinsicht die Meinungen sehr weit auseinandergingen, spitzten sich die Gegensätze unter den Kartellvereinen immer mehr zu und machten schließlich den Bruch unvermeidlich. Die nichtfarbentragenden Vereine traten aus, und 1885 wurde zu Berlin der Kartellverband unter dem Namen V. C. Vertreter-Convent auf der Grundlage möglichst gleichartiger korporativer Organisation mit Couleur und dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion einheitlich gestaltet. Nachdem dann 1891 auch die bis dahin gültige Bestimmung, daß Turner nicht gegen Turner sechten dürften, aufgehoben und die Annahme der Bestimmungsmeisur beschloffen war, stellten sich die dem V. C. angehörenden Turnvereine oder, wie sie sich seit 1897 nennen, Turnerschaften in Bezug auf ihre studentischen Prinzipien den übrigen „Waffenverbindungen“ gleich, von denen sie sich indessen durch die Verbeibaltung des Turnprinzips unterscheiden.

Der A. T. B.

Die aus dem Kartellverband ausgeschiedenen Turnvereine, welche dem Beschlusse der Mehrheit, Farben anzulegen und das Prinzip der unbedingten Satisfaktion anzunehmen, nicht beitraten, schlossen sich 1885 unter der Führung des Jenenser akademischen Turnvereins Gothama zum Akademischen Turnbund zusammen, der seitdem rasch gewachsen ist und gegenwärtig 19 Vereine umfaßt. Seine Mitglieder tragen keine Couleur und bekennen sich zu dem Grundsatz der sogenannten „bedingten“ Satisfaktion, d. h. sie verwerfen die Bestimmungsmeisur und erkennen auch die Contrabaze nur insoweit an, als der Forderung eine wirkliche Beleidigung und nicht bloßer Kartenwechsel zugrunde liegt. Die dem A. T. B. angehörenden Turnvereine wirken außerdem für die Gleichstellung der technischen Hochschulen, indem sie die an ihnen Immatrikulierten als Mitglieder aufnehmen und, z. B. in Berlin, ihre Verbeibaltung im Gegensatz zu Rektor und Senat durchgesetzt haben.

Die
h. deutschen
Gesangsvereine.

Eine ähnliche Entwicklung in Bezug auf ihre korporative Gestaltung wie die Turnvereine haben auch die akademischen Gesangsvereine durchgemacht. Ein typisches Beispiel hierfür bietet die Geschichte des Leipziger Universitäts-Sängervereins St. Pauli. Am 4. Juli 1822 mit der Bestimmung gegründet, daß Mitglieder aller Korporationen die Teilnahme gestattet sein solle, setzte er 1850 einen numerus clausus fest; seit seinem 25 jährigen Jubiläum schwanden die Angehörigen fremder Verbindungen mehr und mehr aus dem Verein und seit 1875 ist der Paulus selbständige Korporation mit den Farben hellblau-weiß-hellblau und dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion. Der Paulus gehört dem deutschen akademischen Sängerbund an. Die nicht farbentragenden Gesangsvereine gründeten, nachdem sich das oben S 125 erwähnte Kartell wieder gelockert hatte, 1876 zu Göttingen einen neuen Verband, der gegenwärtig unter dem Namen „Sondershäuser Verband deutscher Studenten-Gesangsvereine“ 16 Vereine umfaßt.

Von den zahlreichen Verbindungen, die unbedingte Satisfaktion geben, aber keine Bestimmungsmaasures schlagen, haben sich seit 1892 eine Anzahl zu einem engeren Verbands, dem „Dessauer Abgeordneten-Convent“ zusammengethan. Dem D. A. C. gehören gegenwärtig 7 Verbindungen an, die Farben tragen und eigene Waffen führen.

Farbentragende Korporationen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion, die keinem Verbands angehören, sogenannte „frenschlagende“ Verbindungen, die sich auch wohl freie Landsmannschaften oder Burschenschaften nennen, giebt es fast auf jeder Unversität. Daneben existieren gegen 12 Verbindungen, die eigene Waffen haben und unbedingte Satisfaktion geben, aber Farben bloß auf der Kneipe tragen, und gegen 50 schwarze, d. h. nichtfarbentragende Verbindungen, die unbedingte Satisfaktion geben, aber größtenteils auf fremde Waffen setzen.

Man sieht aus den angeführten zahlreichen Mäuzen des studentischen Korporationswesens, wie die Stellung zur Satisfaktions- und Mensurfrage fast überall der springende Punkt ist, der die Verbindungen zusammenführt oder trennt. Grundsätzliche Gegner jeden Waffengebrauchs, sei es zum Duell oder zur Mensur, sind die christlichen Studentenverbindungen. Sie stehen mit dem Prinzip der Mensurverwerfung in der Studentenschaft isoliert und in der Minderheit, aber man wird ihnen die Anerkennung nicht versagen können, daß sie ihren Standpunkt aus redlicher Überzeugung vertreten, und niemand wird ihnen, die so gut wie jeder andere Student im Kriege für das Vaterland ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, aus ihrer Gegenseitigkeit gegen die Mensur den Vorwurf der Feigheit machen. Der Wingoltsbund, dessen Entstehungsgeschichte wir oben verfolgt haben, wurde 1885 in seiner heutigen Gestalt neubegründet und umfaßt jetzt 18 Verbindungen. Andere protestantische Verbindungen, unter denen sich auch die schon erwähnte „Antenruthia“ befindet, haben sich 1886 zu dem Schwarzburgbund vereinigt, der alle zwei Jahre um Pfingsten zu Schwarzburg tagt.

Von den katholischen Studentenverbindungen sind 17 farbentragende zu dem 1851 gegründeten „Kartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen“ vereinigt, während 24 nichtfarbentragende, teils an Unversitäten, teils an technischen Hochschulen bestehende Vereine den „Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands“ bilden.

Alle bisher erwähnten Korporationen, so sehr sie sich auch in manchen Punkten unterscheiden oder gar, wie in der Mensurfrage, als grundsätzliche Gegner einander bekämpfen, treffen sich doch alle auf dem gemeinsamen Boden der Liebe zum Vaterlande; bei den einen, wie den Corps und Landsmannschaften, ist das treue Festhalten an Kaiser und Reich selbstverständliche Voraussetzung und bildet gewissermaßen die Grundlage ihrer Bestrebungen, andere Verbindungen, wie die Burschenschaften, haben die Pflege vaterländischer Gesinnung ausdrücklich in ihr Programm aufgenommen. Von dieser Einigkeit und Einmütigkeit in Bezug auf patriotisches Empfinden war indessen bis in die achtziger Jahre hinein äußerlich wenig zu merken, im Gegenteil gab gerade die Feier vaterländischer Gedenktage oder sonstiger Feste, bei denen ein geschlossenes Auftreten der gesamten Studentenschaft zu erwarten gewesen wäre, Anlaß zu immer wiederkehrenden Reibereien. Der Streit um den Vertret bei Fackelzügen, um das Tragen der Unversitätsfahne, um das Präsidium bei Kommersen u. s. w. führte nur zu oft dazu, daß entweder die studentische Festlichkeit ganz unterblieb, oder daß sich die Verbände trennten und einzeln oder in Gruppen ein Fest veranstalteten. Erst in neuerer Zeit, seitdem das Verständnis für nationale Fragen im deutschen Volke überhaupt gewachsen und ihm durch den Verlust der Männer, die das deutsche Reich geschaffen haben, die Größe dieser Schöpfung erst recht zum Bewußtsein gekommen ist, hat sich darin auch bei der akademischen Jugend ein Wandel vollzogen.

Es ist das unbewertbare und bleibende Verdienst der Vereine deutscher Studenten, die in den achtziger Jahren überall zuerst in Berlin im Januar 1881,

Die Vereine
deutscher
Studenten.

gegründet wurden, dem nationalen Gedanken in der gesamten deutschen Studentenschaft zum Durchbruch verholfen zu haben. Wie im Anfang des Jahrhunderts bei der burschenschaftlichen Bewegung, so war auch bei der Entstehung der Vereine deutscher Studenten die Ursache glühende Liebe zum Vaterlande, das die akademische Jugend bedroht sah durch innere Feinde, durch das Anwachsen der vaterlandsfeindlichen Sozialdemokratie und das undeutsche Gebahren einer von jüdischem Kapital abhängigen Presse. Mit leidenschaftlichem Jörn wandten sich die Wortführer der nationalen Bewegung gegen das Überwuchern von Elementen, die der deutschen Jugend die Freude am Vaterlande verkümmerten, die alles, was es in Deutschland Großes und Schönes gab, verunglimpften und dadurch den Bestand des auf blutigem Schlachtfeld Errungenen in Frage stellten. Die überall ins Werk gesetzte Agitation weckte lebhaften Widerhall in der deutschen Studentenschaft; auch die Korporationen, die sich sonst grundsätzlich von politischen Fragen fernhielten, wurden damals von der



Phot. S. Williams, Berlin.

Der Kyffhäuser.

allgemeinen Begeisterung hingerissen. In Göttingen fand eine Versammlung statt, zu der sich über die Hälfte der Studenten, Corps, Burschenschaften, alles durcheinander drängte, so daß viele vor dem überfüllten Saal wieder umkehren mußten. Allmählich verlor sich dann freilich der universelle Charakter der Bewegung. An den einzelnen Universitäten konstituierten sich „Vereine deutscher Studenten“, die bald nach der am 6. August 1881 auf dem Kyffhäuser veranstalteten gemeinsamen Feier ein Kartell untereinander abschlossen und sich zu dem sogenannten „Kyffhäuser-Verbande“ vereinigten. Mit dem Zurücktreten des allgemeinen nationalen Prinzips gegenüber den spezifisch antisemitischen und christlich-sozialen Tendenzen gewannen sie eine Eigenart, die sie von den übrigen Korporationen absonderte und sie zugleich durch die Annahme streng korporativer Gestaltung in die Reihe der selbständigen Studenterverbindungen einrücken ließ.

Seit den achtziger Jahren hat die deutsche Studentenschaft, gleichsam ausgerüstet durch die thatkräftige Initiative der Vereine deutscher Studenten, denen dann bald auch die andern Verbände nicht nachstehen wollten, keinen Nationalgedenntag, kein vaterländisches Fest vorübergehen lassen, ohne ihrer patriotischen Gesinnung Ausdruck zu verleihen. So gestaltete sich die Feier des 70. Geburtstages des Deutschen

Rismarcks
70. Geburtstag.

aller Deutschen“, Bismarcks, am 1. April 1885, zu einer Kundgebung der Studentenschaft, wie sie bis dahin unerhört gewesen war. Da der Geburtstag selbst in die Osterferien fiel, wurden zur Vorfeier desselben überall gegen Schluß des vorhergehenden Semesters Kommerse gefeiert, auf denen die Begeisterung für den großen



Das Bismarckdenkmal auf der Rastenburg.
Von Pfeifferhagen.

Kanzler in hellen Flammen emporloderte. Damals konnte Bismarck in einer Reichstagsrede, worin er ausführte, daß der nationale Gedanke in der Verdunkelung begriffen sei, der studentischen Jugend nachrühmen, es lebe in ihr eine großartigere Auffassung des nationalen Lebens als in der älteren Generation. „Lassen Sie uns einmal erst gestorben sein“ — fuhr der Kanzler fort — „dann wird man es sehen,

an demselben Tag die Kunst. Die Jugend das ist die Hoffnung, in der ich mich

Ein Jahr später am 21. März 1887 wurde dem geliebten Kaiser Wil-
helm dem ersten Geburtstag durch einen Fackelzug gehalten an dem 3400 Studenten
und mehrere Hundert Chorglieder und Hunderten von Frauen teilnahmen. Den
Leitenden bildeten die Waise die der Kaiser an die Vertreter der
Studenten die ersten Worte die von die akademische Jugend einem fest-
gesetzten untergeordneten Gesang bedekten und mit goldenen Lettern in der

Stadenten-
net zu werden.
Sagen Sie
mühsam es
große Bild
sprache
Dank daß Sie
feier und
Freude für
einigt haben
sonst alles
aber den
der Studien
genommen
große
pfunden
die Gesin-
welche jetzt
verfälscht
und weichen
zu dem er
Ergebnis der
Wahlen
haben Zahl
Waffen auch
kitten, haben
dapon gege-
lösung des
war ein
unerschütterlich
aber den
haben nur zu
gerecht, auch
lang der Uni-
Verd. und
land und



Das Denkmal am der Waisenhaus

Stadenten-
net zu werden.
Sagen Sie
mühsam es
große Bild
sprache
Dank daß Sie
feier und
Freude für
einigt haben
sonst alles
aber den
der Studien
genommen
große
pfunden
die Gesin-
welche jetzt
verfälscht
und weichen
zu dem er
Ergebnis der
Wahlen
haben Zahl
Waffen auch
kitten, haben
dapon gege-
lösung des
war ein
unerschütterlich
aber den
haben nur zu
gerecht, auch
lang der Uni-
Verd. und
land und

Der Herr der in Maria Generation herrscht. Ich erblicke darin
eine Vorsehung in die Zukunft und hoffe daß Sie in Ihrem spätem
Leben die dieses Augenblicks immer wieder erinnern werden wo Sie
mir eine große Freude machten und Sie Ihren Beschlüssen diesen arbeitsamen
Lebenslauf gaben. Sie werden herrlichlich auch in der Zukunft und Ihrer
Ehre zu stehen stehen. Beschlüssen treu bleiben. Danken Sie allen
Ihren Beschlüssen herzlich von mir!

Am Sonntag den 21. März 1887 wurde dem geliebten Kaiser Wil-
helm dem ersten Geburtstag durch einen Fackelzug gehalten an dem 3400 Studenten
und mehrere Hundert Chorglieder und Hunderten von Frauen teilnahmen. Den
Leitenden bildeten die Waise die der Kaiser an die Vertreter der
Studenten die ersten Worte die von die akademische Jugend einem fest-
gesetzten untergeordneten Gesang bedekten und mit goldenen Lettern in der



Die Studenten in „Friedrichsruh“.

Phot. W. Müller, Kassel.

Mit der fortwährenden Betonung des Charakters der Universität als einer Studienanstalt trat im Laufe der Zeit die überwiegende Bedeutung der Lehrenden gegenüber den ihnen formell innerhalb der Genossenschaft gleichstehenden Lernenden immer mehr hervor: die Vollsversammlung der Genossenschaft verlor ihre Bedeutung, und die thanatische Leitung ging an einen ausschließlich aus Magistern bestehenden Verwaltungsausschuß über. Das sich hieraus entwickelnde Prinzip der Zugehörigkeit aller Magister zu diesem Ausschuß führte schließlich dahin, daß nur die Professoren Sitz und Stimme in der Genossenschaft hatten.

Nach außen war die Universität eine autonome Korporation kirchlichen Charakters, der Kirche und Staat ihre Machtmittel zur Verfügung stellten und die ein hohes Ansehen und bevorrechtigte Stellung genoß. Selbst den in Deutschland von den Landesfürsten neu gegründeten Universitäten, denen durchweg sämtliche Privilegien der anderen bereits bestehenden Universitäten verliehen wurden, blieb die Ausgestaltung ihrer Verfassung völlig überlassen. Von dieser ihrer Macht haben sie meist nicht den besten Gebrauch gemacht. „Der Gedanke der Autonomie der Universitäten und der Notwendigkeit einer bevorzugten Stellung ihrer Mitglieder im bürgerlichen Leben“, sagt Stein (Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland, Leipzig 1891), „ist im fünfzehnten Jahrhundert bis in seine letzten Konsequenzen, ja bis zur Überschreitung jedes verständigen Maßes verwirklicht worden. Die Universitäten bildeten selbständige Gemeinwesen, die der weltlichen Gewalt gar keinen, der geistlichen nur sehr bedingt einen irgendwie erheblichen Einfluß zu gestatten brauchten. Ihre Mitglieder, als Beklagte von weltlichem Gerichtszwange frei, zogen als Kläger jeden dritten vor das geistliche Gericht des Konsevators, und wo sie etwa doch vor den bürgerlichen Gerichten klagen aufzutreten hatten, eröffnete ihnen ihre privilegierte Stellung besondere Vorrechte. Die Steuerfreiheit verursachte den Städten einen hart empfundenen Ausfall in ihren Einnahmen, weil es sich dabei weit weniger um direkte Steuern vom Einkommen handelte, von denen die einen als Kleriker, die anderen als von den Vätern erhaltene Hanssöhne ohnedies frei gewesen wären, als vielmehr um indirekte Abgaben, besonders Einfuhr- und Verbrauchssteuern, die an sich auf jedem Einwohner lasteten, und bei welchen den persönlich Befreiten der Mißbrauch vorfubrerisch nahe lag“.

Dies änderte sich im sechzehnten Jahrhundert, als die kirchliche Macht infolge der Reformation sank, die landesherrliche durch den Verfall der Kirche und des Kaisertums stieg. Der Landesfürst betrachtete es jetzt als seine Aufgabe, auf seiner Universität die Lehre des rechten Glaubens zu fördern und andererseits die erforderlichen Einrichtungen für die Heranbildung seiner Richter und Verwaltungsbeamten zu treffen. Der Umstand, daß die vielen Säkularisationen den Universitäten ihre Einkünfte den Lehrern und Hörern ihre vielen Stipendien und Benefizien entzogen, beschleunigte den Verfall der Universitäten und steigerte die Not der Professoren aufs höchste. Hier bot sich nun den aufstrebenden Landesherren, denen das Bestehen der autonomen Korporationen der Universitäten unmiten ihrer kleinen Staaten schon längst ein Dorn im Auge war, eine Handhabe, die Universitäten auf den Standpunkt staatlicher Bildungsanstalten herabzudrücken, indem sie die Befoldung damit aber auch die Anstellung und die Überwachung der Professoren übernahmen. Diese Entwicklung geschah langsam und schrittweise aber unaufhaltbar: nach ihrem Abschluß war das Gepräge der Universitäten so, wie es von Weizsäcker in einer Rede (Akademische Revue. Bd. 2, S. 129) mit Bezug auf Tübingen schildert: „Alle Veränderungen in der Einrichtung der Universität liegen in der Hand des Fürsten und seiner Regierung. Von dort aus werden neue Gesamtordnungen gegeben, der Lehrplan geregelt, die Aufgaben verteilt, die Ferien vorgeschrieben. Aber diesem übt die Regierung ein weitgehendes Recht der Beanspruchung aus. Die Universität wird in bestimmten Grenzenräumen durch herzogliche Kommissäre visitiert, und diese Visitation erstreckt sich auf alles Denkbare, die Lehre, die Lehrweise der Lehrer den Fleiß derselben, ihre persönliche Anführung, öffentliche und private, selbst auf die



Die Universität und ihre Einrichtungen.

„Das zweifelslose Zeugnis für den Wert der Universitäten lag stets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit derjenigen, welche einen Teil ihrer Jugend in diesen Anstalten verlebten; denn wie entfernt sie nun auch durch Alter, Rang und Beschäftigung jenem Leben stehen mögen, fast immer werden sie nicht nur mit Freude daran zurückdenken, sondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte ersetzt werden können.“
Savigny, Ueber Wesen und Wert der deutschen Universitäten.

Die Verfassung der mittelalterlichen Universitäten ist, wie wir oben gesehen haben, entstanden aus der korporativen Organisation der im Ausland befindlichen deutschen Scholaren, die, durch das gleiche Schutzbedürfnis gegenüber den Bürgern und der Obrigkeit der Universitätsstädte verbunden, sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen, größtenteils wirtschaftlichen und politischen Interessen zusammenschlossen. Mit der Wissenschaft und ihrer Lehre hatten diese „Nationen“ genannten Verbände zunächst nichts zu thun; eine Lehrgemeinschaft bestand nicht, vielmehr existierten an jeder Universität mehrere solcher Scholarenkorporationen, denen Lehrer und Studierende als gleichberechtigte Mitglieder angehörten.

Entwicklung der Universität von einer freien Körperschaft zur staatlichen Bildungsanstalt.

Die Entstehung einer universitas im Sinne eines mit allen vier Fakultäten versehenen Lehrinstituts vollzog sich erst später auf deutschem Boden. Neben die bestehenden Organisationen der Nationen traten die der Fakultäten, deren beiderseitige Stellung naturgemäß dadurch geschwächt wurde, daß nunmehr jeder Studierende zugleich einem wissenschaftlichen Verbände, der Fakultät angehörte. Mit den Fortschreiten der Verschmelzung beider trat die Bedeutung der Nationen immer mehr zurück. Da ihre wirtschaftlichen und politischen Rechte mehr und mehr schwanden, so kam die Gliederung der Universitätsangehörigen nach Nationen allmählich zu einem bloßen Scheindasein und beschränkte sich schließlich auf die Einrichtung studentischer Unterstützungs- und Sterbegilden, die wir oben unter dem Namen der Landsmannschaften kennen gelernt haben. Die Fakultäten suchten ihre Aufgabe nur auf wissenschaftlichem Gebiet, und so lag es in der Natur der Sache, daß allmählich statt mehrerer nebeneinander stehenden, nur lose verbundenen Vereinigungen eine allumfassende Korporation die Universität bildete, innerhalb deren die Nationen und Fakultäten lediglich untergeordnete Gliederungen und Verwaltungsorgane darstellten. An die Spitze dieser universitas tritt jetzt mit allumfassender Gewalt der Rektor, während vorher jeder Universitätsangehörige lediglich dem Senior seiner Nation und dem Dekan seiner Fakultät unterstellt war.

Schauspiel. Ein Jahr war noch nicht vergangen, und wieder versammelte sich Alldeutschlands Studentenschaft an derselben Stelle. Wieder blühten die Schläger in der Luft, aber die Fahnen und Schärpen waren von düsterem Schwarz umflort: es galt dem geliebten Toten, dem großen Kaiser den letzten Ehrendienst zu erweisen. „Schneidend“ — so berichteten die „Akademischen Blätter“ über die ergreifende Feier — „strich der Wind von Opfern. Mochten die steifen Glieder beim vierstündigen Stehen erstarren, mochten der steifen Hand Fahne und Schläger fast entfallen, in Gedanken an den, um dessen Willen es geschah, ertrug man diese Unbilden leicht. Gegen 1 Uhr verkündete der ehrne Mund der Kanonen, daß Kaiser Wilhelm seinen letzten Siegeszug durch die Linden angetreten habe, daß er die letzte Heerschanze über sein treues Volk halte. Die gewaltigen Klänge des Beethoven'schen Trauermarsches wühlten den Schmerz noch einmal in seinen Tiefen auf, bis sie von dem trostreichen „Jesus meine Zuversicht“ verdrängt werden. Fahnen und Schläger senkten sich vor dem großen Toten in den Staub. Ein ergreifender unvergesslicher Abschied! Vale senex Imperator.“

Seit dem Heimzuge des geliebten Kaisers kammerte sich das patriotische Empfinden der deutschen Studentenschaft mit zäher Treue und Anhänglichkeit an den Erbauer des Reichs, an den „Alten im Sachsenwald. Wo immer die akademische Jugend Gelegenheit fand, sich dem großen Kanzler zu nähern, wie in Krißingen am 10. August 1891 und in Jena im Sommer 1892, juchzte sie ihm begeistert zu. Selten aber hat sich unserm Volk ein so erhebendes Schauspiel dargeboten, wie an dem Tage, da die deutsche Studentenschaft einmütig nach dem Sachsenwald pilgerte, um dem künftigen Bismarck ihre Huldigung und die Glückwünsche zum 80. Geburtstag darzubringen. Hier endlos war der farbenprächtige Zug, der sich durch Hamburgs allebrwürdige Straßen bewegte, unendlich waren der Jubel und die Begeisterung, die durch diese großartige Ovation in den Herzen aller, vom kräftesten Knaben bis zum ergrauten Alten Herrn erweckt wurden. Seit den Wartburgtagen von 1817 und 1818, zu denen die Vertreter aller Universitäten zusammenkamen, war dies die erste gemeinsame Kundgebung der Studenten sämtlicher deutscher Hochschulen. Und als dann die Trauerkunde die deutschen Lande durchwehte, daß unser Bismarck, der Abgott der deutschen Jugend, seinem Kaiser, dessen treuen Diener er sich nannte, nachgefolgt sei, da war es wiederum sein Name, dessen zauberhafter Klang auch über das Grab hinaus auf die Gemüther der deutschen Studentenschaft seine Wirkung ausübte. Keiner wollte zurückweichen als es galt, dem großen Toten ein Zeichen vaterländischen Dankes zu beschließen. So werden denn, dank dem einmütigen Beschlusse der in Hamburg versammelten Vertreter deutscher Hochschulen, in kommenden Jahrhunderten am Geburtstage unseres Allreichskanzlers, wenn der Abend seine Schatten über die deutschen Gauen zu breiten beginnt, allüberall, soweit die Grenzmarken unseres Vaterlandes reichen, auf ragenden dem künftigen Bismarck geweihten Säulen mächtige Feuer emporlodern. Fürwahr eine Ehre, wie sie kein Sterblicher je zuvor erfahren hat, eine Ehre, würdig unseres Nationalhelden, würdig des deutschen Volks und der deutschen akademischen Jugend! Die zu Ehren Bismarcks gefaßten Beschlüsse zeigen, daß unsere Studenten die Hoffnung, die Bismarck für die Zukunft des Vaterlandes auf sie setzte, nicht tauchen sondern allezeit ihrer Aufgabe, Hüter des nationalen Gedankens zu sein, eingedenk sein werden.

Große und ernste Ziele harren des deutschen Volks, und die Universitäten sind in erster Linie berufen, an ihrer Erreichung mitzuarbeiten. Wollen wir Deutsche in dem Wettkampfe aller Völker die Stelle einnehmen und behaupten, die uns nach unserer großen Vergangenheit und nach dem Reichtum der unsrerem Volke umwohnenden geistigen Kraft gebührt, so können wir das nur durch unsere Universitäten. An ihnen vor allem muß es liegen, das Wort unseres Kaisers vom „größeren Deutschland“ wahr zu machen, dadurch, daß sie, festhaltend an dem alten Geiste akademischer Arbeit, deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft pflegen und fördern.



Die Studenten
in
Frankfurt a. M.



Die Universität und ihre Einrichtungen.

Das zuverlässigste Zeugnis für den Wert der Universitäten lag stets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit derjenigen, welche einen Teil ihrer Jugend in diesen Anstalten verleben; denn wie eifrig sie nun auch durch Arbeit, Rang und Beschäftigung jenem Leben fern mögen, fast immer werden sie nicht nur mit Freude daran zurückdenken, sondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte ersetzt werden können."

Savigny, Ueber Wesen und Wert der deutschen Universitäten.

Die Verfassung der mittelalterlichen Universitäten ist, wie wir oben gesehen haben, entstanden aus der korporativen Organisation der im Ausland heimsüchtlichen deutschen Scholaren, die, durch das gleiche Schutzbedürfnis gegenüber den Bürgern und der Obrigkeit der Universitätsstädte verbunden, sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen, größtenteils wirtschaftlichen und politischen Interessen zusammenschlossen. Mit der Wissenschaft und ihrer Lehre hatten diese „Nationen“ genannten Verbände zunächst nichts zu thun; eine Lehrgemeinschaft bestand nicht, vielmehr existierten an jeder Universität mehrere solcher Scholarenkorporationen, denen Lehrer und Studierende als gleichberechtigte Mitglieder angehörten.

Die Entstehung einer universitas im Sinne eines aller vier Fakultäten versehenen Lehrinstituts vollzog sich erst später auf deutschem Boden. Neben die bestehenden Organisationen der Nationen traten die der Fakultäten, deren beiderseitige Stellung naturgemäß dadurch geschwächt wurde, daß nunmehr jeder Studierende zugleich einem wissenschaftlichen Verbände, der Fakultät angehörte. Mit den Fortschreiten der Verschmelzung beider trat die Bedeutung der Nationen immer mehr zurück. Da ihre wirtschaftlichen und politischen Rechte mehr und mehr schwanden, so kam die Gliederung der Universitätsangehörigen nach Nationen allmählich zu einem bloßen Scheindasein und beschränkte sich schließlich auf die Einrichtung studentischer Unterstützungs- und Sterbegilden, die wir oben unter dem Namen der Landsmannschaften kennen gelernt haben. Die Fakultäten suchten ihre Aufgabe nur auf wissenschaftlichem Gebiet, und so lag es in der Natur der Sache, daß allmählich statt mehrerer nebeneinander stehenden, nur lose verbundenen Vereinigungen eine allumfassende Korporation die Universität bildete, innerhalb deren die Nationen und Fakultäten lediglich untergeordnete Gliederungen und Verwaltungsorgane darstellten. An die Spitze dieser universitas tritt jetzt mit allumfassender Gewalt der Rektor, während vorher jeder Universitätsangehörige lediglich dem Senior seiner Nation und dem Dekan seiner Fakultät unterstellt war.

Entwicklung der Universität von einer freien Körperschaft zur staatlichen Bildungsanstalt.

sistorium ist ein von den Professoren gewählter Ausschuss, dem außerdem der Rektor, der Rektor des Vorjahres, meist Prorektor genannt, die vier Dekane und der Universitätsrichter angehören. Der auf ein Jahr aus der Zahl der ordentlichen Professoren gewählte Rektor, der für die Dauer seiner Amtsführung den Titel Magnificenz und sonstige Rangvorzüge hat, ist der Vorsitzende und Repräsentant des Senats und kann in einzelnen Dingen auch selbständig Entscheidungen treffen. In einer Reihe von Universitäten ruht das Amt der Rektoren nominell in den Händen des

Landesfürsten, der dann auch den Titel Rector magnificentissimus führt; tatsächlich werden indessen die Geschäfte des Rektorats von dem Prorektor oder, wie in Siezen, von dem Rector magnificus versehen. Der Rektor ist das Haupt der Universität, die er nach außen und innen vertritt; dem Studenten verleiht er das akademische Bürgerrecht und verkündet ihm mit ernster Amtsmiene die über ihn verhängten Disziplinarstrafen. Ihm unterstehen ferner die Universitätsbeamten: der Quästor, auf den wir später zurückzukommen haben, die Universitätssekretäre und Kanzlisten, die Pedelle, Auditorienwärter, Heizer u. a.

In wissenschaftlicher Beziehung wird das akademische Leben durch die Fakultäten geregelt, deren gewählter Repräsentant der Dekan ist. Sie sollen über die Vollständigkeit des Lehrangebots und die Lehre selber, sowie über die Zweckmäßigkeit des Studienganges und den Fleiß der Studierenden wachen. Diese früher sehr



Ein Rector magnificus

ernst genommene Aufgabe ist naturgemäß bei der Frequenz der heutigen Universitäten so gut wie undurchführbar. Einen maßgebenden Faktor bilden indessen die Fakultäten noch heute bei der Verwaltung der Benefizien und insbesondere der Preisaufgabenstellungen. Vor allem aber ist die Fakultät, wie sie im Mittelalter das Organ war für das dem Kunst- und Innungswesen überhaupt eigentümliche Aufnahmerecht der Meister, so noch jetzt die ausschlaggebende Behörde für die Promotion und, da die *venia docendi* mit dieser nicht mehr ohne weiteres verbunden ist, für die Habilitation der Privatdozenten. Bezüglich der Anstellung von Professoren ist an Stelle des Cooptationsrechts der Fakultät ein bloßes Vorschlagsrecht gegenüber der Regierung getreten

Die
Fakultäten.

Bei dem hier kurz skizzierten Entwicklungsgang der Universität haben wir schon gesehen, daß allmählich eine Verschiebung der Verhältnisse der ursprünglich einander gleichberechtigten Universitätsangehörigen stattfand zu Gunsten der Lehrer, zu Ungunsten der Schüler. „Unaufhaltbar“ — sagt Stein a. a. O., S. 103 — „vollzog sich die Trennung der früher einheitlichen Korporationen in zwei scharf geschiedene Lebenskreise, in Professoren und Studenten. Die Einen wie die Anderen lebten unter sich, jene immer mehr den anderen bürgerlichen Kreisen genähert, diese immer weiter von ihnen abgedrängt. Zwischen dem Lehrkörper und der Studentenschaft öffnete sich eine soziale Kluft, die bis heute noch nicht ganz überbrückt ist, und die oft genug jedem der beiden Teile das Verständnis für die Lebensbedingungen und Lebensanschauungen des andern geraubt hat.

Verhältnis
zwischen
Dozenten und
Studierenden



Eine Vorlesung im 12. Jahrhundert.

(Aus dem Pugillus Facultatum Iconographicarum des Joh. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

Die Professoren begannen sich als den eigentlichen Körper der Universität zu fühlen. Auf Lebenszeit berufen und besoldet, allein im Besitze aller aktiven Rechte, lernten sie sich als das stabile, feste Element betrachten. Die rasch vorüberflutende Masse der jungen Studenten erschien nicht mehr als ein Teil der Universität, sondern als das Objekt ihrer Tätigkeit. Es schwand jedes Gefühl für die korporative Gemeinschaft, für die universitas im mittelalterlichen Sinn; die Universität wurde das, was in den Anfängen des akademischen Lebens das studium gewesen war, die unpersonliche Lehranstalt, aus den Lehrstühlen und wissenschaftlichen Einrichtungen bestehend, eine hohe Schule im eigentlichen Sinne des letzteren Worts, an der die einen als Lehrer wirkten, die anderen ihre Ausbildung suchten.“

Diese Entwicklung ist heute völlig abgeschlossen; dagegen kann man von einer sozialen Kluft zwischen Lehrkörper und Studentenschaft nicht mehr sprechen, weil auch die Studierenden sich immer mehr den bürgerlichen Kreisen genähert haben und schließlich in ihnen aufgegangen sind. Die Lebensanschauungen und Lebensbedingungen der Professoren wie der Studenten sind jetzt nahezu die gleichen, nämlich die der gebildeten Welt überhaupt.

Früher schloß das Prinzip der akademischen Freiheit eine fast unbegrenzte Lehrfreiheit in sich, von der auch die älteren Studenten einen weitgehenden Gebrauch

istorium ist ein von den Professoren gewählter Ausschuß, dem außerdem der Rektor, der Rektor des Vorjahres, meist Prorektor genannt, die vier Dekane und der Universitätsrichter angehören. Der auf ein Jahr aus der Zahl der ordentlichen Professoren gewählte Rektor, der für die Dauer seiner Amtsführung den Titel Magnificenz und sonstige Rangvorzüge hat, ist der Vorsitzende und Repräsentant des Senats und kann in einzelnen Dingen auch selbständig Entscheidungen treffen. In einer Reihe von Universitäten ruht das Amt der Rektoren nominell in den Händen des

Landesfürsten, der dann auch den Titel Rector magnificentissimus führt; tatsächlich werden indessen die Geschäfte des Rektorats von dem Prorektor oder, wie in Gießen, von dem Rector magnificus versehen. Der Rektor ist das Haupt der Universität, die er nach außen und innen vertritt; dem Studenten verleiht er das akademische Bürgerrecht und verurteilt ihm mit ernster Amtsmiene die über ihn verhängten Disziplinarstrafen. Ihm unterstehen ferner die Universitätsbeamten: der

Quästor, auf den wir später zurückzukommen haben, die Universitätssekretäre und Kanzlisten, die Pedelle, Auditorienwärter, Heizer u. a.

In wissenschaftlicher Beziehung wird das akademische Leben durch die Fakultäten geregelt, deren gewählter Repräsentant der Dekan ist. Sie sollen über die Vollständigkeit des Lehrangebots und die Lehre selber, sowie über die Zweckmäßigkeit des Studienganges und den Fleiß der Studierenden wachen. Diese früher sehr



Ein Rector magnificus

ernst genommene Aufgabe ist naturgemäß bei der Frequenz der heutigen Universitäten so gut wie undurchführbar. Einen maßgebenden Faktor bilden indessen die Fakultäten noch heute bei der Verwaltung der Benefizien und insbesondere der Preisaufgabenstellungen. Vor allem aber ist die Fakultät, wie sie im Mittelalter das Organ war für das dem Kunst- und Zünftewesen überhaupt eigentümliche Aufnahmeamt der Meister, so noch jetzt die ausschlaggebende Behörde für die Promotion und, da die *venia docendi* mit dieser nicht mehr ohne weiteres verbunden ist, für die Habilitation der Privatdozenten. Bezüglich der Anstellung von Professoren ist an Stelle des Cooptationsrechts der Fakultät ein bloßes Vorschlagsrecht gegenüber der Regierung getreten

Die
Fakultäten

Bei dem hier kurz skizzierten Entwicklungsgang der Universität haben wir schon gesehen, daß allmählich eine Verschiebung der Verhältnisse der ursprünglich einander gleichberechtigten Universitätsangehörigen stattfand zu Gunsten der Lehrer, zu Ungunsten der Schüler. „Unaufhaltsam“ — sagt Stein a. a. O., S. 105 — „vollzog sich die Trennung der früher einheitlichen Korporationen in zwei scharf getrennte Lebenskreise, in Professoren und Studenten. Die Einen wie die Anderen lebten unter sich, jene immer mehr den anderen bürgerlichen Kreisen genähert, diese immer weiter von ihnen abgedrängt. Zwischen dem Lehrkörper und der Studentenschaft öffnete sich eine soziale Kluft, die bis heute noch nicht ganz überbrückt ist, und die oft genug jedem der beiden Teile das Verständnis für die Lebensbedingungen und Lebensanschauungen des andern geraubt hat.

Verhältnis
zwischen
Dozenten und
Studierenden.



Eine Vorlesung im 17. Jahrhundert.

(Aus dem Pagillus Facietiarum Iconographicarum des Job. v. d. Heyden. Straßburg 1609.)

Die Professoren begannen sich als den eigentlichen Körper der Universität zu fühlen. Auf Lebenszeit berufen und besoldet, allein im Besitze aller aktiven Rechte, lernten sie sich als das stabile, feste Element betrachten. Die rasch vorüberflutende Masse der jungen Studenten erschien nicht mehr als ein Teil der Universität, sondern als das Objekt ihrer Thätigkeit. Es schwand jedes Gefühl für die korporative Gemeinschaft, für die universitas im mittelalterlichen Sinn: die Universität wurde das, was in den Anfängen des akademischen Lebens das studium gewesen war, die unpersonliche Lehranstalt, aus den Lehrstühlen und wissenschaftlichen Einrichtungen bestehend, eine hohe Schule im eigentlichen Sinne des letzteren Worts, an der die einen als Lehrer wirkten, die anderen ihre Ausbildung suchten.“

Diese Entwicklung ist heute völlig abgeschlossen; dagegen kann man von einer sozialen Kluft zwischen Lehrkörper und Studentenschaft nicht mehr sprechen, weil auch die Studierenden sich immer mehr den bürgerlichen Kreisen genähert haben und schließlich in ihnen aufgegangen sind. Die Lebensanschauungen und Lebensbedingungen der Professoren wie der Studenten sind jetzt nahezu die gleichen, nämlich die der gebildeten Welt überhaupt.

Früher schloß das Prinzip der akademischen Freiheit eine fast unbegrenzte Lehrfreiheit in sich, von der auch die älteren Studenten einen weitgehenden Gebrauch

Die
akademischen
Lehrer.

machten Der Aufenthalt auf den Universitäten war für alle zunächst der eigenen
Forschung wegen da, der Unterricht war eine vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen
ausgeübte Thätigkeit. Die Lehrer waren sämtlich, was wir heutzutage Privatlehrer
nennen würden, und das Prädikat „öffentlich“ legten sich diejenigen die die erforderlichen
Prüfungen abgelegt hatten, lediglich als ein epitheton ornans bei Mit
der Promotion war eine ausdrückliche Erteilung der *venia docendi* verbunden; die
Graduerten waren fähig, von einer Fakultät in ihr Kollegium aufgenommen zu
werden. Erst als die Landesherren auch die Vorbildung der Professoren überwachten
und sich schließlich deren Anstellung vorbehielten, hießen öffentliche Lehrer die staatlich
angestellten und besoldeten Universitätslehrer, die damit erst anfangen, einen abge-
schlossenen Berufsstand zu bilden und ihre vornehmste Aufgabe in der Erfüllung des
ihnen von der staatlichen Obrigkeit zugewiesenen Lehrauftrags zu sehen

Dieser im sechzehnten Jahrhundert entstehende Berufsstand schloß sich den
damals überall herrschenden zünftlerischen Bestrebungen gemäß zur Beförderung seiner
besonderen wirtschaftlichen Interessen zusammen, und so sehen wir in demselben Zeit,
wo die Innungsmeister eifrig die „Bauhäfen“ jagten und ihnen das Handwerk
legten, die in den Fakultäten organisierten Professoren einen erbitterten Kampf führen
gegen die von Alters her neben ihnen wirkenden, nicht zur Zunft gehörigen, nicht
öffentlichen oder nicht ordentlichen Lehrer, die ihnen das Unterrichtshonorar ver-
kürzten. Der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein, da die Bestrebungen der Zunft-
professoren unterstützt wurden von Seiten der staatlichen Autorität, der daran gelegen
sein mußte, den durch den dreißigjährigen Krieg in die höchste Not verlegten Stand
vor dem Untergange zu bewahren.

Erst im Anfange unseres Jahrhunderts erschienen wieder, zuerst in Halle
und Göttingen, die Privatdozenten, deren Stellung von Staat und Universität sehr
bald in dem Sinne geregelt wurde, daß sie in den Berufsstand als jüngere, noch im
Vorbereitungsstadium befindliche Kollegen eingegliedert wurden. Ihre Zulassung für
die im allgemeinen erfordert wird, daß sie sich nach erlangter Doktorwürde mehrere
Jahre der Wissenschaft gewidmet haben erfolgt durch die Fakultät nach einem
Colloquium in der Fakultätsitzung und nach Einreichung einer Arbeit, die nach dem
Urteil der Fakultät eine Bereicherung der Wissenschaft durch selbständige For-
schung darstellt. Während die Privatdozenten ursprünglich eine ganz freie und unab-
hängige Stellung einnahmen wiegte der Staat immer mehr das Bestreben, sie unter
seine Beamten einzugliedern. Neuerdings sind sie, jedenfalls in Preußen, der staatlichen
Disziplinargewalt unterstellt, die sich auch auf ihre Lehrbändigkeit erstreckt. Dafür ge-
mäßten sie andererseits die entsprechenden Vorteile, indem die Zeit ihrer Thätigkeit
als Privatdozent bei der Pensionierung angerechnet wird, auch wird in ausgedehntem
Maße an ältere Privatdozenten der Charakter als außerordentlicher Professor ver-
liehen. Die Anzahl der an den deutschen Universitäten zur Zeit wirkenden Privat-
dozenten beläuft sich auf 774, etwa ein Drittel der sämtlichen Dozenten. Mit dem
Aufhören der allgemeinen Lehrfreiheit entstand sogleich ein neben den Hochschullehrern
stehender Beruf der Sprachlehrer oder Lektoren, besonders der englischen und fran-
zösischen Sprache, der einem dringenden Bedürfnis entgegen kam. Auch die soge-
nannten Exerzitenmeister, die Unterricht erteilten im Tanzen Reiten, Turnen und
Fechten, finden sich schon früh auf allen Universitäten. Anfangs nur geduldet, wurden
sie später von den akademischen und staatlichen Behörden autorisiert und besoldet.
Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind auch an fast allen Universitäten Musik-
und Zeichenlehrer zugelassen. Die Besoldung dieser Kategorie von Privatlehrern ist
gering, sie sind im wesentlichen auf die Einnahmen aus ihrer privaten Unterrichts-
verteilung angewiesen. Ursprünglich waren dies die ordentlichen Universitätslehrer auch.
Dazu kamen für sie die Einnahmen aus den Gebühren, insbesondere den Promotions-
gebühren, ferner solche Nebennehmungen wie sie ihnen das Amt als Kurientektor
Nutzbräuh der Steuertreiberei u. a. verschafften. Geistliche Stiftungen erbehten ihr
Einkommen sehr bald in ganz beträchtlichem Maße. Als jedoch diese infolge der

Honorar und
Kadenz

Reformation abnahmen, und als zugleich beim Aufkommen der territorialen Landeshoheit die Zahl der Universitäten wuchs, und ihr Reichthum infolgedessen sank, übernahmen, wie schon erwähnt, die Landesherren die Besoldung ihrer Hochschullehrer. Die Gehälter waren ursprünglich meist nach den Fakultäten abgemisst: die Theologen erhielten doppelt soviel wie die Philologen, und in der Mitte hielten sich die Gehälter der Juristen und Mediziner. Besonders namhafte Gelehrte konnten nur durch besondere Zusicherungen gewonnen werden, auch heute kommt die Vererbung mancher berühmten Dozenten, die an der Geldfrage zu scheitern droht, nur durch die Gewährung persönlicher Zulagen aus dem Dispositionsfonds zustande. Das Gehalt der ordentlichen Professoren beläuft sich in Preußen ähnlich wie in den anderen deutschen Staaten, auf 4000–6000 M.; in Berlin ist es höher. Der außerordentliche Professor beginnt mit 2000 M. Neuerdings ist auch für die Universitätslehrer das System der Dienstalterszulagen und der Altersversorgung eingerichtet: als Entgelt dafür zieht der Staat von dem einen bestimmten Betrag (4500 M. im Jahr) übersteigenden Teil der Honorareinnahmen die Hälfte für sich ein.

Solange die Universitäten Kunstzweige waren, ausgestattet mit dem Monopol des Lehrens der Wissenschaften, gehörte die Erhebung der Unterrichtshonorare zu den Privilegien der korporativen Selbstverwaltung. Das Honorar war von der freien Vereinbarung zwischen Lehrer und Schüler abhängig, denn der Unterricht war reine Privatfache. Mit dem Beginn der staatlichen Universitätsverfassung im 15. Jahrhundert ersieht allmählich als Corrolat zu dem staatlichen Gehalt für die Professoren auch die Pflicht, bestimmte *lectiones publicae* unentgeltlich zu halten. Dies wurde schließlich die Hauptthätigkeit der Professoren; wo die öffentlichen Vorlesungen nicht ausreichten half die damals noch bestehende allgemeine Lehrfreiheit aus, indem jüngere Dozenten und ältere Studierende Privatunterricht erteilten. Aus solchen privaten, sogenannten Disputierkollegien hat sich im 16. Jahrhundert das heutige Privatkollegium entwickelt. Durch Geldnot getrieben, adoptierten die ordentlichen Professoren den Brauch der privaten Dozenten, und es gelang ihnen schließlich, wie wir gesehen haben, diese gänzlich zu verdrängen. Eine natürliche Folge war es dann, daß die Professoren allmählich immer weniger Wert legten auf ihre obligatorischen öffentlichen Vorlesungen als auf die einträglichen privaten, und so kamen die ersteren, der Form halber zunächst noch sporadisch abgehalten, allmählich ganz ab. Im 17. Jahrhundert gab es nur entgeltliche Privatkollegien, und erst in diesem Jahrhundert, 1822 in Preußen und 1849 in Baiern, werden wieder sogenannte *Publika* eingerichtet, die unentgeltlich sind, aber auch nur als Nebenvorlesungen gelten sollen.

Die Regelung des ursprünglich ganz freien Honorars wurde schon früh, der Zeitrichtung entsprechend, Kunstfache. Die Fakultäten bestimmten den Preis oder ließen ihn durch sogenannte *taxatores lectionum* bestimmen. Maßgebend war, wie auch heute noch, in der Regel die Zahl der gelesenen Wochenstunden. Häufig findet sich jedoch eine Abstufung nach den Vermögensverhältnissen der Hörer; auf manchen Universitäten wurde der *Pactus pascor*—weiden überhaupt nur von den Vermögenden gefordert, während die Unbemittelten und die Angehörigen der Universitätslehrer und Beamten von der Honorarzahlung befreit waren. Im übrigen war es Sache der Dozenten, ob sie einzelnen Hörern gegenüber von der üblichen Vorausbezahlung absehen oder ihnen gar Stundung für längere Zeit gewähren wollten. Erst im 18. Jahrhundert werden auf einigen Universitäten landesherrliche Tafeln erlassen. In der neuesten Zeit macht sich das Bestreben nach Verstaatlichung der Honorare immer stärker geltend. Für Preußen ist kürzlich bestimmt worden, daß die zur Zeit üblichen Sätze nicht erhöht werden dürfen.

Auch die Eintreibung der rückständigen Honorare war ursprünglich Sache der Fakultät oder des Rektors. Als Mittel dienten ihm eideschwörendes Zahlungsverprechen, Arrestierung des Wechfels, Schuldhalt im Karzer, Ausbängen der *tabula ingratorum* am schwarzen Brett und unter Umständen die Verfolgung in *patriam*. War eine gerichtliche Klage erforderlich, so mußte der betreffende Gläubiger-Professor selber

Die
akademischen
Lehrer.

machten. Der Aufenthalt auf den Universitäten war für alle zunächst der eigenen Fortbildung wegen da, der Unterricht war eine vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen ausgeübte Thätigkeit. Die Lehrer waren sämtlich, was wir heutzutage Privatlehrer nennen würden, und das Prädikat „öffentlich“ legten sich diejenigen, die die erforderlichen Prüfungen abgelegt hatten, lediglich als ein epitheton ornans bei. Mit der Promotion war eine ausdrückliche Erteilung der *venia docendi* verbunden, die Gradmeilen waren rübig, von einer Fakultät in ihr Kollegium aufgenommen zu werden. Erst als die Landesherren auch die Vorbildung der Professoren überwachten und sich schließlich deren Anstellung vorbehielten, biegen öffentliche Lehrer die staatlich angestellten und besoldeten Universitätslehrer, die damit erst anfangen einen abgeschlossenen Berufsstand zu bilden und ihre vornehmste Aufgabe in der Erfüllung des ihnen von der staatlichen Obrigkeit zugewiesenen Lehrauftrags zu sehen.

Dieser im sechzehnten Jahrhundert entstehende Berufsstand schloß sich den damals überall herrschenden zünftlerischen Bestrebungen gemäß zur Beförderung seiner besonderen wirtschaftlichen Interessen zusammen, und so sehen wir in denselben Zeit, wo die Innungsmeister eifrig die „Werkstätten“ jagten und ihnen das Handwerk legten, die in den Fakultäten organisierten Professoren einen erbitterten Kampf führen gegen die von Alters her neben ihnen wirkenden, nicht zur Kunst gehörigen, nicht öffentlichen oder nicht ordentlichen Lehrer, die ihnen das Unterrichtshonorar verkürzten. Der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein, da die Bestrebungen der Kunstprofessoren unterstützt wurden von Seiten der staatlichen Autorität, der daran gelegen sein mußte, den durch den dreißigjährigen Krieg in die höchste Not versetzten Stand vor dem Untergange zu bewahren.

Erst im Anfange unseres Jahrhunderts erscheinen wieder zuerst in Halle und Göttingen die Privatdozenten, deren Stellung von Staat und Universität sehr bald in dem Sinne geregelt wurde, daß sie in den Berufsstand als jüngere, noch im Vorbereitungsstadium befindliche Kollegen eingegliedert wurden. Ihre Zulassung, für die im allgemeinen erfordert wird, daß sie sich nach erlangter Doktorwürde mehrere Jahre der Wissenschaft gewidmet haben, erfolgt durch die Fakultät nach einem Colloquium in der Fakultätsitzung und nach Einreichung einer Arbeit, die nach dem Urtheil der Fakultät eine Vereinerung der Wissenschaft durch selbständige Forschung darstellt. Während die Privatdozenten ursprünglich eine ganz freie und unabhängige Stellung einnahmen zeigte der Staat immer mehr das Bestreben, sie unter seine Beamten einzugliedern. Neuerdings sind sie, jedenfalls in Preußen, der staatlichen Disziplinargewalt unterstellt, die sich auch auf ihre Lehrthätigkeit erstreckt. Dafür gemessen sie andererseits die entsprechenden Vorteile, indem die Zeit ihrer Thätigkeit als Privatdozent bei der Pensionierung angerechnet wird, auch wird in ausgedehntem Maße an ältere Privatdozenten der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen. Die Anzahl der an den deutschen Universitäten zur Zeit wirkenden Privatdozenten beläuft sich auf 774 etwa ein Drittel der sämtlichen Dozenten. Mit dem Nachhören der allgemeinen Lehrthätigkeit entstand zugleich ein neben den Hochschullehrern stehender Beruf der Sprachlehrer oder Lektoren, besonders der englischen und französischen Sprache der einem dringenden Bedürfnis entgegen kam. Nach die sogenannten Exercitienmeister die Unterricht erteilten im Tanzen, Reiten, Turnen und Fechten finden sich schon früh auf allen Universitäten. Anfangs nur geduldet, wurden sie später von den akademischen und staatlichen Behörden autorisiert und besoldet. Seit dem Ende des vorern Jahrbunderts sind auch an fast allen Universitäten Musik- und Zeichenlehrer zugelassen. Die Besoldung dieser Kategorie von Privatlehrern ist gering; sie sind im wesentlichen auf die Einnahmen aus ihrer privaten Unterrichts-
erteilung angewiesen. Ursprünglich waren dies die ordentlichen Universitätslehrer auch.
hinzu kamen für sie die Einnahmen aus den Gebühren, insbesondere den Promotions-
gebühren, ferner solche Nebennehmungen, wie sie ihnen das Amt als Vizekanzler,
Nutzbrauch der Steuerfreiheit u. a. verschafften. Geistliche Stellungen erhoben ihr
Einkommen sehr bald in ganz beträchtlichem Maße. Als jedoch diese infolge der

Honorar und
Lohn

Reformation abnahmen, und als zugleich beim Aufkommen der territorialen Landesherren die Zahl der Universitäten wuchs, und ihr Besuch infolgedessen sank, übernahmen, wie schon erwähnt, die Landesherren die Besoldung ihrer Hochschullehrer. Die Gehälter waren ursprünglich meist nach den Fakultäten abgestuft: die Theologen erhielten doppelt soviel wie die Philologen und in der Mitte hielten sich die Gehälter der Juristen und Mediziner. Besonders namhafte Gelehrte konnten nur durch besondere Zusicherungen gewonnen werden; auch heute kommt die Berufung mancher berühmten Dozenten, die an der Geldfrage zu scheitern droht, nur durch die Gewährung persönlicher Zulagen aus dem Dispositionsfonds zustande. Das Gehalt der ordentlichen Professoren beläuft sich in Preußen, ähnlich wie in den anderen deutschen Staaten, auf 4000–6000 M.; in Berlin ist es höher. Der außerordentliche Professor beginnt mit 2100 M. Neuerdings ist auch für die Universitätslehrer das System der Dienstalterszulagen und der Altersversorgung eingerichtet, als Entgelt dafür zahlt der Staat von dem einen bestimmten Betrag (4500 M. im Jahr) übersteigenden Teil der Honorareinnahmen die Hälfte für sich ein.

Solange die Universitäten Häufte waren ausgestattet mit dem Monopol des Lehrens der Wissenschaften, gehörte die Erhebung der Unterrichtshonorare zu den Privilegien der korporativen Selbstverwaltung. Das Honorar war von der freien Vereinbarung zwischen Lehrer und Schüler abhängig, denn der Unterricht war reine Privatfache. Mit dem Beginn der staatlichen Universitätsverfassung im 15. Jahrhundert erscheint allmählich als Correlat zu dem staatlichen Gehalt für die Professoren auch die Pflicht, bestimmte *lectiones publicae* unentgeltlich zu halten. Dies wurde schließlich die Hauptabhängigkeit der Professoren; wo die öffentlichen Vorlesungen nicht ausreichten, half die damals noch bestehende allgemeine Lehrfreiheit aus, indem jüngere Dozenten und ältere Studierende Privatunterricht erteilten. Aus solchen privaten, sogenannten Disputierkollegien hat sich im 16. Jahrhundert das heutige Privatkollegium entwickelt. Durch Geldnot getrieben, adoptierten die ordentlichen Professoren den Brauch der privaten Dozenten, und es gelang ihnen schließlich, wie wir gesehen haben, diese gänzlich zu verdrängen. Eine natürliche Folge war es dann, daß die Professoren allmählich immer weniger Wert legten auf ihre obligatorischen öffentlichen Vorlesungen als auf die einträglichen privaten, und so kamen die ersteren, der Form halber zunächst noch sporadisch abgehalten, allmählich ganz ab. Im 17. Jahrhundert gab es nur entgeltliche Privatkollegien, und erst in diesem Jahrhundert, 1822 in Preußen und 1849 in Bayern, werden wieder sogenannte *Publika* eingerichtet, die unentgeltlich sind, aber auch nur als Nebenvorlesungen gelten sollen.

Die Regelung des ursprünglich ganz freien Honorars wurde schon früh, der Zurechtung entsprechend, Staatssache. Die Fakultäten bestimmten den Preis oder ließen ihn durch sogenannte *taxatores lectionum* bestimmen. Maßgebend war, wie auch heute noch, in der Regel die Zahl der gelehrten Wochenstunden. Hänig findet sich jedoch eine Abstufung nach den Vermögensverhältnissen der Hörer; auf manchen Universitäten wurde der *Passus pascor*-weiden überhaupt nur von den Vermögenden gefordert, während die Unbemittelten und die Angehörigen der Universitätslehrer und Beamten von der Honorarzahlung befreit waren. Im übrigen war es Sache der Dozenten, ob sie einzelnen Hörern gegenüber von der üblichen Vorauszahlung absehen oder ihnen gar Stundung für längere Zeit gewähren wollten. Erst im 18. Jahrhundert werden auf einigen Universitäten landesherrliche Taren erlassen. In der neuesten Zeit macht sich das Bestreben nach Verstaatlichung der Honorare immer stärker geltend. Für Preußen ist kürzlich bestimmt worden, daß die zur Zeit üblichen Sätze nicht erhöht werden dürfen.

Auch die Eintreibung der rückständigen Honorare war ursprünglich Sache der Fakultät oder des Rektors. Als Mittel dienten ihm eidliches Zahlungsversprechen, Arrestierung des Wechsels, Schuldbait im Karzer, Aushängen der *tabula ingratorum* am schwarzen Brett und unter Umständen die Verfolgung in *patriam*. War eine gerichtliche Klage erforderlich, so mußte der betreffende Gläubiger-Professor selber

wie Deutschland in Flor kommt Die Jugend, das ist die Hoffnung, in der ich ruhig sterben werde.

Kaiser
Wilhelms
Geburtstag

Zwei Jahre später, am 21. März 1887, wurde dem geliebten Kaiser Wilhelm zum 90. Geburtstag durch einen Kackelzug gebuldigt, an dem 7400 Studenten mit mehreren hundert Chargierten und Hunderten von Fahnen teilnahmen. Den bedeutendsten Moment bildeten die Worte, die der Kaiser an die Vertreter der deutschen Studentenschaft richtete, Worte die für die akademische Jugend einen stets bleibenden, unvergeßlichen Gewinn bedeuten und mit goldenen Lettern in der Geschichte des

tums verzeichnet zu werden verdienten. Ihren Kommen begann der seine Anwesenheit zu dieser dieser großen Mich vor Ich habe abgelehnt, Kackelzug ten ange weil ich Freude em habe über nungen, an den Um herrschen, hohem Maße freudlichen lekten mitgewirkt reiche von Unversität Mir Zeugnis hen. Die Auf Reichstags schwerer und Entschluß, Wahlen großer Freude durch den Ein versitäten in Süddeutsch-



Die Kaiserstein auf der Nibelungenberg.
Entwurf Pinnaufer 1895.

durch den Geist, der in Ihrer Generation herrscht. Ich erblicke darin eine Bürgschaft für die Zukunft und hoffe daß Sie in Ihrem späteren Leben nach dieses Augenblicks immer wieder erinnern werden wo Sie mir eine große Freude machten und Sie ihren Gesinnungen diesen 'erleuchteten' Ausdruck gaben. Sie werden hoffentlich auch in der Zukunft und Ihrer späteren Laufbahn solchen Gesinnungen treu bleiben. Danken Sie allen Ihren Kommissionen herzlich von mir."

Am Geburtstage selbst veranstalteten sämtliche Chargierte der deutschen Hochschulen eine Wagenfahrt am kaiserlichen Palais vorbei, ein glänzendes, durch die bunte Farbenpracht des studentischen Wiesens und der zahllosen Fahnen malerisches

Studenten- net zu werden. Sagen Sie mitlauten", so große Held sprache. Dank daß sie feier und Freude für einat haben sonst alles aber den der Studen- nommen, große pfunden die Gesin- welche jetzt veritäten und welche in zu dem er- Erachms der Wahlen haben Zahl- Wreisen auch tätten, haben davon gege- Lösung des war ein unerreiner aber dieneuen haben Mir zu gereicht, auch fuß der Um- land und

Mitbringen von Hunden und das Tabakrauchen im Auditorium. Andererseits bestieg noch in den zwanziger Jahren ein Professor — der Philosoph Traugott Krug, der 1815—14 als renitender Jäger gegen Napoleon mitfocht und 1819 seinen „Antistourdja“ schrieb — mit Sporenschneidern, Fuchshandschuhen und Reitgerte das Katheder, während ein anderer sich in dem sanfteren Schlafrock aus geblühtem Kattun geseßel.

Jetzt kennen wir den Professor kaum anders als im schwarzen Rock oder weiß-bleimnen Arbeitskittel. Die großen Hörsäle von ebendem haben gewaltigen Gebäuden mit einer Reihe kleinerer, mittlerer und größerer Auditorien Platz gemacht, in denen die zu neun Scheiteln brillenbewaffneten Jünger der Wissenschaft sich des Schreibens befleißigen, als diktierte ihnen der „Heilig' Geist“. Die Thätigkeit der Mediziner und Naturwissenschaftler spielt sich zum großen Teil in den Laboratorien und Kliniken



Der erste Gang ins Kolleg.

(Aus: Gsch. Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts.)

ab, die ganze Stadtviertel einnehmen und an Umfang und Wichtigkeit für die genannten Fächer die eigentlichen Kollegiengebäude weit übertreffen.

Wie die Art des Unterrichts wurde auch seine Dauer und zeitliche Anordnung naturgemäß allgemein geregelt erst nach Einführung der öffentlichen Vorlesungen. Dann aber wurden auch für die Privatkollegien des 16. und 17. Jahrhunderts Vorschriften erlassen, zuerst für die katholischen Universitäten. Durchweg waren Jahreskurse üblich, und danach wurden auch die lectiones publicae eingerichtet. Das mochte für die sogenannten „Kümmelstücken“, d. h. für die am Ort selbst oder in seiner nächsten Umgebung beheimateten Studenten bequemer und zweckmäßig sein, für die von Hause weit entfernten Studierenden waren dabei die vielen Unterbrechungen durch Ferien, insbesondere durch die 5—4 Monate dauernden Hundstagsferien sehr störend. So kam es, daß der private Unterricht, der natürlich in erster Linie auf die Bequemlichkeit der zahlenden Hörer Bedacht nahm, meist auf halbjährliche Dauer berechnet wurde. Mit dem Siege der Privatkollegien über die lectiones publicae kommt die heute allgemein übliche Einrichtung der Studiensemester allmählich zum Durchbruch.

Semester und
Ferien.

vergeben. Im 18. Jahrhundert wurde jedoch auch die Einziehung im Verwaltungs-
 zwangsverfahren durch die Universitätsbehörde eingeführt. Zu diesem Zwecke ins-
 besondere wurde im Anfang unseres Jahrhunderts in Frankfurt a. M. eine Quasur
 eingerichtet, der dann überhaupt die ganze Kassenverwaltung der Universität über-
 tragen wurde. Diese Einrichtung wurde bald von den andern Hochschulen nachge-
 ahmt, zuletzt von Halle und Kiel 1845 und 1846. Nimmehr werden hier die Honorare,
 die für die Wochenstunde im Semester 3—5 M., für Mediziner und Chemiker zum
 Teil erheblich mehr kosten, im Beginn des Semesters einbezahlt, so daß der unmittel-
 bare Geldverkehr zwischen Dozenten und Hörern aufgehört hat. Die Quasur über-
 nimmt auch die Einziehung der gestundeten Honorare. Die Stundung, die nur bei



Auf der Reise zur Universität.

(Aus: H. v. L. Dittmer: Studentleben in Ostpreußen, 1872.)

nachgewiesener Bedürftigkeit und Würdigkeit stattfindet, ist ebenfalls einheitlich organi-
 siert und erfolgt durch den akademischen Senat oder durch eine aus Professoren ge-
 bildete ständige Kommission. Die übliche Stundungsfrist beträgt sechs Jahre, von
 dem Verlassen der Universität ab gerechnet, aber auch dann wird in geeigneten
 Fällen noch Schöpfung gewährt. Gegenüber dieser einheitlich organisierten Einrichtung,
 die sich überall bewährt hat ist der früher übliche, sei es völlige sei es teilweise
 Erlaß des Honorars gänzlich zurückgetreten.

Die Auditionen

Abgehalten wurde der Universitätsunterricht ursprünglich in der Wohnung
 der Professoren. Erst mit der Einrichtung der öffentlichen Vorlesungen wurden große
 Hörsäle geschaffen, in denen es oft recht wunderbar herging. Während jetzt schon
 das Schlarren beim Zuspätkommen einzelner Studenten oder von Seiten des Verfalls
 oder der Mißbilligung gegenüber dem Dozenten als ungebührlich angesehen wird und
 fast auf allen Universitäten abgekommen ist, sehen wir noch in dem ersten Viertel
 ja bis zur Mitte unseres Jahrhunderts bei die Universitäts-behörden einen hartnäckigen,
 aber lange erfolglosen Kampf führen gegen das Zurückhalten der Hörsäle, das

Mitbringen von Hunden und das Tabakrauchen im Auditorium. Andererseits bestieg noch in den zwanziger Jahren ein Professor der Philosophie Traugott Krug, der 1813—14 als reitender Jäger gegen Napoleon mitfocht und 1819 seinen „Antikeurdza“ schrieb mit Sporenschneidern, Fuchshandschuhen und Neugerte das Katheder, während ein anderer sich in dem sanfteren Schlafrock aus geklümtem Kattun geseiel.

Jetzt kommen wir den Professor kaum anders als im schwarzen Rock oder weißleinenen Arbeitsmittel. Die großen Hörsäle von ebendem haben aewaltigen Gebäuden mit einer Reihe kleinerer, mittlerer und größerer Auditorien Platz gemacht, in denen die zu neun Hebnkeln brillenbewaffneten Jünger der Wissenschaft sich des Schreibens befleißigen, als diktierte ihnen der „Heilig' Geist“. Die Thängkeit der Mediziner und Naturwissenschaftler spielt sich zum großen Teil in den Laboratorien und Kliniken



Der erste Fang im Kollera.

(Aus: *Verd. Heidelberger Studentenleben zu Anfang des 18. Jahrhunderts.*)

ab, die ganze Stadtviertel einnehmen und an Umfang und Wichtigkeit für die genannten Fächer die eigentlichen Kollegiengebäude weit übertreffen

Wie die Art des Unterrichts wurde auch seine Dauer und zeitliche Anordnung naturgemäß allgemein geregelt erst nach Einführung der öffentlichen Vorlesungen. Dann aber wurden auch für die Privatkollegien des 16. und 17. Jahrhunderts Vorschriften erlassen, zuerst für die katholischen Universitäten. Durchweg waren Jahreskurse üblich, und danach wurden auch die lectiones publicae eingerichtet. Das mochte für die sogenannten „Kümmeltürken“, d. h. für die am Ort selbst oder in seiner nächsten Umgebung beheimateten Studenten bequem und zweckmäßig sein, für die von Hause weit entfernten Studierenden waren dabei die vielen Unterbrechungen durch Ferien, insbesondere durch die 3—4 Monate dauernden Hundstagsferien sehr störend. So kam es, daß der private Unterricht, der natürlich in erster Linie auf die Bequemlichkeit der zahlenden Hörer Bedacht nahm, meist auf halbjährliche Dauer berechnet wurde. Mit dem Siege der Privatkollegien über die lectiones publicae kommt die heute allgemein übliche Einrichtung der Studiensemester allmählich zum Durchbruch.

Sommer- und
Ferien.

Das Sommersemester dauert vom 15. April bis 15. August, das Wintersemester vom 15. Oktober bis 15. März. Die dazwischen liegenden Ferien überschreiten jedoch in Wirklichkeit die vorgeschriebene Zeit beträchtlich, da im allgemeinen nur von dem jungen Sachsen, der den Zeitpunkt seiner Immatrikulation kaum erwarten kann, der Beginn des Semesters umgebalten wird, während auf der anderen Seite bis zum offiziellen Schluß in der Regel nur das bereits von Examensorgen geängstigte bemooßte Haupt auszuharren pflegt.

In früherer Zeit war es weit weniger Sitte, die Ferien zu Hause zu verbringen, als heutzutage, wo die Überwindung selbst großer Entfernungen nicht mehr mit solchen Schwierigkeiten verknüpft ist wie ehemals. Die Eisenbahn und auch wohl das Fahrrad haben uns längst die Beförderungsmittel, deren sich unsere Väter noch bedienten, vergessen gemacht; dahin ist die Zeit der postvollen, aber oft beschwerlichen tagelangen Fußmärsche, dahin die Zeit, wo die schwerfällige Postkutsche den hoffnungsvollen Sproßling mit dem besorgten Vater langsam aber sicher dem Müsische näher brachte, während am schnellsten noch das gemietete, damals viel benutzte Rößlein den kotten Studios sein ersehntes Ziel erreichen ließ. Der schon mehrfach erwähnte Laubhard erhielt von seinem Vater auf die Mutterlung, daß er ihn in den Ferien besuchen wollte, die Antwort: „er solle sein hübsch in Gießen bleiben und die Ferien zur Repetition seiner Kollegien anwenden. Es schicke sich nicht, daß der Student alle Augenblicke von der Universität zu Hause liege; das sähe ja aus, als wollte er seiner Mutter Kap' noch einmal sehen.“

Heutzutage werden die großen Ferien von Professoren sowohl wie von den älteren Studierenden in großem Maßstabe zum Arbeiten benutzt, meist zu ungestörter Alleinarbeit; für die Studenten, bei deren Ausbildung es auf praktische Thätigkeit ankommt, besonders die Mediziner, werden überall sogenannte Ferienkurse abgehalten. Für die jüngeren Studierenden ist die Ferienzeit auch nicht verloren, wenn sie lediglich zu einer Reise oder zur Wiedergewöhnung an die ruhigeren Sitten des Vaterhauses und der Familie verwendet wird.

Alter und
Vorbildung der
Studierenden.

Ebenfalls eine Folge der Veränderung der Universitätsverfassung und Aufgabe ist es gewesen, daß die Studentenschaft, die sich in früheren Zeiten aus Leuten jeden Alters vom halbwüchsigen Jüngling bis zum gereiften Manne zusammensetzte, in Bezug auf Alter und Vorbildung einseitlicher geworden ist. Was zunächst die Vorbildung betrifft, so hatte ehemals die philosophische oder Artistenfakultät die Aufgabe, die Katechisten heranzubilden, und nur die in ihr bereits promoviert hatten, die *baccalavrei artium*, durften sich dem Studium in einer der drei sogenannten oberen Fakultäten zuwenden. Obwohl diese Fakultät danach vorwiegend aus jugendlichen Personen bestand galt sie nur in wissenschaftlicher Hinsicht als niedere, in sozialer Beziehung stand sie den anderen völlig gleich und galt ursprünglich sogar als die Hauptfakultät, an die sich die anderen anlehnten, sodaß an manchen Universitäten bis in die Reformationszeit hinein die Artistenfakultät das Privileg hatte, den Rektor der Universität zu stellen. Als in dieser Zeit jedoch das höhere Schulwesen entstand und die humanistischen Gymnasien die Vorbildung der Studierenden für die Universität übernahmen, trat die philosophische Fakultät auch als wissenschaftlich gleichberechtigte neben die anderen drei. Sehr lange indes, bis in unser Jahrhundert hinein, hat sich die Vorschrift erhalten, wonach alle Studierenden in ihren ersten Semestern zunächst philosophische Kollegien hören mußten, insbesondere das von Goethe persiflierte „*collegium logicum*“.

Zunächst aber war die Abolitionierung eines humanistischen Gymnasiums nicht unbedingt erforderlich für den Universitätsbesuch. Schulzeugnisse wurden z. B. noch im Anfang dieses Jahrhunderts in Halle nur von Landeskindern in Göttingen nur von Stadtkindern geordert. Im allgemeinen mußte sich der Studierende einer Aufnahmeprüfung unterziehen die von dem Dekan der von ihm gewählten Fakultät abgehalten wurde.

Heute ist die Immatrikulation, außer für Ausländer, zulässig nur auf Grund des Reifezeugnisses eines Gymnasiums, oder einer realistischen Anstalt mit neunjährigem Kursus, doch berechtigt die Absolvierung der letzteren nur zu bestimmten Studien innerhalb der philosophischen Fakultät. Für das zahnärztliche, pharmazeutische, chemische, tierärztliche, land- und forstwissenschaftliche Studium genügt meist das Reifezeugnis für die Prima oder für den einjährig-freiwilligen Dienst. Die sogenannten Immaturi, die kaum zehn Prozent der gesamten Studentenschaft ausmachen, bilden etwa den dritten Teil der in der philosophischen Fakultät Immatrikulierten.

Der Altersunterschied unter den Studenten ist daher in dieser Fakultät noch immer der größte. Das Normalalter des Studenten, 19–25 Jahr, haben etwa zwei Drittel, etwa zwei Neuntel sind älter, ein Neuntel ist jünger. Die juristische Fakultät weist das niedrigste Durchschnittsalter auf; älter sind die Mediziner, 20 Prozent sind über 25 Jahre alt — und die Theologen, von denen über die Hälfte zwischen 22 und 25 Jahren steht, erstere infolge des längeren Studiums, letztere meist deshalb, weil sie, der Landbevölkerung entstammend, erst verhältnismäßig spät zum regelmäßigen Schulbesuch gekommen sind. Besonders die katholischen Theologen rekrutieren sich aus Söhnen von Bauern, kleinen Handwerkern und Beamten, bei den evangelischen sind die Söhne von Lehrern und Geistlichen zahlreich vertreten. Im Durchschnitt stammt etwa der vierte Teil der Studentenschaft aus Familien von Lehrern und Subalternbeamten, nur ein Viertel aus den sogenannten höheren Ständen, unter dem die Söhne akademisch gebildeter Eltern weitaus überwiegen. Mittlere Kaufleute, Industrielle und Grundbesitzer stellen etwa 40 Prozent der Studenten, die meist Mediziner und Philologen sind, sodas auf kleine Handwerker und Bauern nur etwa 10 Prozent kommen, ein Bruchteil, der überdies in der Abnahme begriffen ist.

Ungefähr die Hälfte aller Studierenden sind preussische Staatsangehörige. Etwa 2500 sind Ausländer, die sich meist aus Nordamerika und Rußland rekrutieren; auch Österreich-Ungarn und die Schweiz stellen ein nicht unbeträchtliches Kontingent. Die Hälfte davon ist in der philosophischen, ein Viertel bei der medizinischen Fakultät immatrikuliert. Sie suchen mit Vorliebe die großen Universitäten auf und bilden in Berlin, Leipzig, Halle etwa 10 Prozent der gesamten Studentenschaft, etwas weniger in München, etwas mehr in Heidelberg.

Im ganzen studieren auf den 22 deutschen Universitäten, die Akademien zu Münster und Braunsberg eingerechnet, zur Zeit etwas über 32 000 immatrikulierte Studenten, zu denen noch eine Anzahl sogenannter Hörer oder Hospitanten kommt, unter denen sich seit einigen Jahren auch weibliche befinden.

Auf die einzelnen Universitäten verteilt sich die Zahl so, daß Berlin fast 6000, München fast 4000, Leipzig fast 3500 Studenten hat. Die mittleren Universitäten: Halle, Würzburg, Tübingen, Erlangen, Heidelberg, Breslau, Bonn, Marburg, Straßburg, Freiburg, Göttingen zählen zwischen 1500 und 800, und die kleineren Universitäten: Königsberg, Kiel, Jena, Gießen, Graisswald, Rostock zwischen 700 und 500. Der Zug nach den großen Städten macht sich auch hier stark geltend. Die Zeiten, wo jedes noch so kleine Ländchen eine Universität haben zu müssen glaubte und ihr Gedeihen durch allerhand künstliche Mittel, insbesondere den Schulzwang für die Landeskinder, zu fördern suchte, sind vorüber.

Von den Fakultäten ist immer noch die größte die philosophische, die auch die Hälfte sämtlicher Universitätslehrer beschäftigt. Sie umfaßt die Studierenden der Philosophie und der Geschichte eingeschlossen, etwas über 4000 Philologen deren späteren Beruf die Lehrthätigkeit in den klassischen oder den modernen Sprachen bildet, und gegen 4000 Studierende der Mathematik und der Naturwissenschaften. Dazu kommt dann die etwas kleinere Zahl der oben erwähnten Immaturi, unter denen die Pharmazenten numerisch die erste Rolle einnehmen.

Der Zahl nach folgt die neuerdings in ihrer Frequenz wieder gestiegene juristische Fakultät mit etwa 9000 Studenten, von denen über die Hälfte auf den drei großen Universitäten immatrikuliert ist, und die im Sommer auch die süddeutschen

Frequenz der
Universitäten
und Fakultäten

Hochschulen bevölkern. Es sind vorwiegend Leute aus wohlhabenden Familien, die jung die Universität beziehen und sie früh wieder verlassen.

Die medizinische Fakultät, die fast 8000 Studierende zählt, blüht besonders in Berlin, München, Würzburg, Leipzig und Kiel. Die evangelisch-theologische



Die Gymnasialkatheten.

Fakultät ist mit reichlich 2500 Angehörigen im Abnehmen begriffen, ihre Hochburgen sind außer Berlin Halle, Leipzig und Tübingen. Würzburg, Freiburg und München haben überhaupt keine evangelisch-theologische Fakultät. Katholisch-theologische Fakultäten giebt es außer an diesen drei letztgenannten Universitäten in Bonn, Breslau und Tübingen, außerdem in Münster und Braunsberg. Diese Fakultät, die übrigens

zur Zeit im Steigen begriffen ist, ist die kleinste: ihr gehören nicht ganz 1400 Studierende an.

Die Immatrikulation erfolgt heute wie von Alters her durch den Rektor, der den Studierenden in feierlicher Form auf die Geheße der Universität in



Am Besitze der Universität.

Pflicht nimmt. Hat der junge Student das akademische Bürgerrecht erworben, so ist er heutzutage sich selber überlassen. In früheren Zeiten hatte, wie wir gesehen haben, in den Burien der rector seine Höglinge vor allem in wissenschaftlicher Beziehung in ganz bestimmte Bahnen zu lenken. Als die Bursen aufgehoben waren, wurde dem in der Artistenfakultät Immatrikulierten nach der Aufnahmeprüfung von

Immatrikulation und Studium

dem Dekan ein sogenannter Präzeptor beigegeben, meist ein magister artium oder doch ein älterer Student, um ihn zu einem zweckmäßigen und eifrigen Studium anzuhalten. Obwohl der Neuling in den meisten Fällen von seinem Präzeptor, der zu seiner Landsmannschaft gehören mußte und seinen Zögling naturgemäß dem nicht immer ganz einwandfreien Treiben derselben zubehnte, alles andere eher als Wissenschaft und nützliche Dinge lehrte, hat sich das Institut lange erhalten. Es hat bis in unser Jahrhundert hinein fortgelebt in den sogenannten Hofmeistern der vornehmen und begüterten Studenten, deren Beigabe jetzt nur noch bei prinziplichen Studierenden üblich ist.

Studienplan.

Die Überwachung des Studienganges und des Fleißes der Studierenden übernahm im vorigen Jahrhundert die Fakultät, die ihre Aufgabe meist sehr ernst nahm. Sie schrieb einen bestimmten Studienplan vor, von dessen Innerehaltung sich der Dekan aus den Testorbüchern der Studenten überzeugte. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bricht sich die akademische Freiheit in Bezug auf das Studium mehr und mehr Bahn und erreicht in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ihre höchste Blüte. Es war dies die Zeit, wo man sich, auch ohne Vorlesungen zu hören, „Studierens halber“ auf einer deutschen Hochschule aufhalten konnte, so lange das meist auf 3 Jahre durch die Immatrikulation verliehene akademische Bürgerrecht dauerte, notabene falls man nicht früher relegiert wurde. Dem Studierenden wurde zwar nach wie vor ein von seiner Fakultät aufgestellter Studienplan bei der Immatrikulation ausgehändigt, aber dieser stellte lediglich einen Vorschlag, einen Rat dar, dessen Befolgung ganz im Ermessen des Studenten stand. Hiergegen ist, nachdem sich die an die französische Revolution, die Freiheitskriege und die Bewegung von 1848 geknüpfte Zeitströmung verlaufen hat, eine Reaktion eingetreten, ausgehend von der die Ordnung repräsentierenden Staatsgewalt, nicht von den Universitäten.

Im allgemeinen besteht jetzt für den immatrikulierten Studenten die Pflicht, in jedem Semester eine Privatvorlesung zu belegen. Dies erfolgt durch die Bezahlung des Kolleggeldes und die Quittierung seitens der Quästor in dem sogenannten Testorbuch, in das die Vorlesung vorher einzutragen ist, und muß innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, meist eines Monats, vom Beginn des Semesters ab, erledigt sein. Kommt der Studierende dieser Verpflichtung nicht nach, so wird er, nach fruchtloser Mahnung durch den Rektor, aus der Liste der Studierenden gestrichen, und die Streichung wird am schwarzen Brett veröffentlicht. Damit ist das Semester für ihn verloren. Außerdem wird, damit ein Semester bei der Zulassung zu einer staatlichen oder akademischen Prüfung als Studiensemester angesehen wird, gefordert, daß der Besuch der ordnungsmäßig belegten Vorlesung von dem betreffenden Dozenten in dem Testorbuch bescheinigt wird, und zwar in der Regel zwei Mal innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, nach Beginn und vor Schluß der Vorlesung. Dieses An- und Abtestieren ist der einzige offizielle Zwang, der dem Studierenden auferlegt wird. Allerdings ist der Dozent berechtigt, dem Studenten, der die Vorlesung zu wenig oder garnicht besucht hat das Abtestat zu verweigern aber es pflegt davon nur in den seltensten Fällen Gebrauch gemacht zu werden, schon deshalb, weil bei zahlreich besuchtem Kolleg dem Dozenten das Urteil über die Regelmäßigkeit des Besuches fehlt.

Auch die Innerehaltung eines zweckmäßigen Studienganges ist neuerdings wieder durch die staatlichen Prüfungsordnungen eingeschränkt, die bestimmen, daß bei Nichtbefolgung die Zulassung zum Examen verweigert werden kann. In derselben Weise ist auch der Besuch praktischer Übungen vorgeschrieben. In der medizinischen Fakultät sind die sogenannten Praktikantenschemata d. h. Bescheinigungen der Professoren, daß der betreffende Studierende in den Kliniken bei Behandlung kranker Personen praktisch mit Erfolg thätig gewesen ist, schon seit längerer Zeit Erfordernis für die Zulassung zum Examen. Auch bei den Juristen, den Philologen und den Theologen, die nach bestandenen ersten Examen in dem Vorbereitungsdienst in den Probejahren und im Lehrvikariat ihre eigentliche praktische Ausbildung erhalten, wird neuerdings der Besuch praktischer Übungen in den sogenannten Seminaren gefordert. Hier werden schriftliche Arbeiten angefertigt, die der Dozent bespricht und beurteilt.

Die Studiendauer beträgt bei der juristischen Fakultät in Preußen 6 Semester, Stud.dauer in einzelnen Staaten 7 und 8, sie wird in der Regel eingehalten oder nur unerheblich überschritten. Die Theologen überschreiten ihre 6 Semester im Durchschnitt schon um 2, die Mediziner, die 9 oder 10 Semester studieren müssen, um etwa 5, und um eine noch längere Zeit überschreiten meist die Philologen ihre gesetzliche Studiendauer von 8 Semestern, die für eine gründliche Vorbereitung zum Examen nicht ausreichend zu sein scheint.

Hierbei ist zu beachten, daß die Studierenden, außer den Medizimern, die nur ein halbes Jahr mit der Waffe, das andere halbe Jahr nach bestandenen Staats-Examen als Unterärzte dienen, durch die Militärpflicht nicht unerheblich aufgehalten werden; denn wenn auch das Militärljahr offiziell angerechnet wird, falls die Studenten belegen und testieren lassen, so geht es doch für das Studium so gut wie verloren. Nur etwa 15 Prozent aller Studierenden sind militärfrei oder Ersatzreservisten; für die übrigen fällt das Dienstjahr meist in die Studienzeit, nur sehr wenige haben vorher gedient, und wenige, größtentheils Juristen, dienen erst nachher. Von Juristen und Medizimern ist der Prozentsatz derjenigen, die nicht dienen, besonders gering. Die ersteren wollen meist gern Reserveoffiziere werden und die letzteren braucht der Staat im Kriegsfall.

Die Ausbildung der Studierenden aller Fakultäten teilt sich in eine mehr wissenschaftliche und eine mehr praktische, die durch eine Prüfung geschieden sind. Examina. In der medizinischen Fakultät sind die ersten 4 oder 5 Semester für die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, Zoologie, Botanik, Physik, Chemie, Anatomie und Physiologie, bestimmt. Nach dem tentamen physicum folgen dann mindestens 3 sogenannte klinische Semester, in denen der Student seine Ausbildung am Krankenbett und am Operationstisch erhält. Dann erst wird er zum Staatsexamen zugelassen, nach dessen Bestehen seine Ausbildung vollendet ist. Neuerdings ist aber in Aussicht genommen, vor der Approbation noch eine einjährige Thätigkeit in Krankenhäusern oder Kliniken vorzuschreiben.

Auch die Studierenden der evangelischen Theologie haben sich nach 4 Semestern einem Examen zu unterziehen. Von den bis zur Zulassung zum Staatsexamen für das Seelsorgeramt erforderlichen weiteren zwei Jahren müssen sie ein Jahr im Lehrvikariat beschäftigt sein oder ein theologisches Seminar besuchen.

Die Kandidaten des höheren Lehramts erhalten ihre praktische Ausbildung erst nach abgelegtem Staatsexamen, indem sie an höheren Lehranstalten als probandi im Lehramt beschäftigt werden; doch wird, seitdem die Klagen über die einseitige, rein wissenschaftliche Vorbildung der Philologen überhand nahmen, schon auf der Universität in den Seminarien auch auf die spätere Lehrthätigkeit, auf die praktische Seite der philologischen Studien Gewicht gelegt.

Die ersten juristischen Semester werden meist der römischen und deutschen Rechtsgeschichte, dem römischen und dem deutschen Privatrecht, dem Staats- und Kirchenrecht gewidmet. In den letzten folgt die Beschäftigung mit dem jetzt geltenden Privatrecht und dem Recht des bürgerlichen Gesetzbuchs, dem Handels-, Konkurs-, Wechsel- und Scheckrecht, dem Strafrecht, dem Prozeß- und dem Verwaltungsrecht.

Eine Zwischenprüfung über die erstgenannten Doctrinen, die noch abgelegt werden muß nach mindestens 3 Semestern, ist neuerdings in Bayern eingeführt.

Beim Referendarexamen, dessen Ablegung in Preußen nach frühestens sechs Semestern erfolgen darf, sind die Examinatoren meist Universitätslehrer, die zu einer Prüfungskommission vereint sind und zu diesem Amte staatlich berufen werden. Den Vorsitz in der Kommission und die Ueberwachung der Prüfung hat jedoch stets ein nicht zu der Universität gehörender unmittelbarer oberer Staatsbeamter, der das Interesse des Staates auf Beobachtung der Prüfungsordnungen und auf eine geeignete Einrichtung des Examins wahrzunehmen hat. Auch die Bildung der Kommission erfolgt nicht an der Universität, sondern an dem Oberlandesgericht der Provinz, unter Zuziehung von Universitätsprofessoren.

Die Einrichtung der Examina ist im einzelnen sehr verschieden. Die Mediziner erhalten einen praktischen Fall und müssen außer der mündlichen Prüfung eine Krankengeschichte anfertigen. Im übrigen wird stets eine wissenschaftliche Arbeit erfordert, die entweder in einigen Stunden unter Clausur oder in einigen Wochen selbständig zu Hause anzufertigen ist. Daneben steht eine mündliche Prüfung, in der Theologen und Juristen meistens Quellenstellen erläutern müssen. Die philosophische Prüfung trägt einen vorwiegend gelehrten Charakter und nimmt, abgesehen von den Neuphilologen, wenig oder keine Rücksicht auf den späteren praktischen Beruf. Bei den Juristen oder Theologen ist das Examen ein embeuliches, bei den Medizinern dagegen ist es nach Fächern geschieden, so daß ein Nichtbestehen in einzelnen derselben das Bestehen in den übrigen unberührt läßt. In den neuerdings erlassenen Prüfungs-vorschriften macht sich jedoch das Bestreben geltend, die Verschleppung der Examina



Eine Promotion des 16. Jahrhunderts. Das Ansehen des Ranges und das Lassen des Doktorhutes.
(nach einem Holzschnitt v. J. 1517.)

durch Festsetzung gewisser Zeitgrenzen, innerhalb derer das ganze Examen erledigt sein muß, zu verhindern. Die Philologen können, wenn sie die gewünschte facultas nicht gleich, — wie der Student zu sagen pflegt, „auf Anhieb“ — erlangen, sich später aus dem praktischen Beruf heraus einer Nachprüfung unterziehen. Ein nicht bestandenes Examen kann nach Verlauf einer bestimmten Zeit wiederholt werden; die zweite Wiederholung bedarf der Genehmigung bestimmter staatlicher Organe, in der Regel der Centralbehörde und wird nur in Ausnahmefällen erteilt.

Die Kosten der Examina belaufen sich für die Mediziner auf zusammen 200–250 Mk., für die Studenten der andern Fakultäten auf etwa die Hälfte.

Für die Zulassung zum Examen bedarf es, außer dem für das betreffende Studium überhaupt erforderlichen Reifezeugnis eines Sittenzeugnisses, eines Ausweises über die Militärverhältnisse und vor allem einer Bescheinigung über einen der vorchriftsmäßigen Dauer und Einrichtung des Studiums entsprechenden Univeritäts-besuch. Solche Urteile, früher meist über den Besuch einer Universität während des für die Promotionen erforderlichen Trienniums, sind uralte. Heute werden in der Examinalzeit die einzelnen von den Studenten belegten und gehörig testierten Vorlesungen semesterweise aufgeführt.

Ganz unabhängig von den staatlichen Prüfungen steht die Verleihung der Promotion, akademischen Grade, die reine Universitäts Sache geblieben ist.

Die Anrede oder Bezeichnung als Doktor oder Magister wurde ursprünglich etwa in der Bedeutung des noch heute in Künstlerkreisen üblichen „Meister“ bei hervorragenden Gelehrten als epitheton ornans angewendet. Schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts nahm die Juristenschule in Bologna das Recht in Anspruch, diese Beiworte als bestimmte Titel an Personen, die sich auf wissenschaftlichem Gebiete hervorgethan hatten, zu verleihen. Die nach dem Muster von Bologna eingerichteten mittelalterlichen Universitäten wurden dann vom Papst oder Kaiser mit dem Privilegium dieser Titelverleihung begabt, und sehr bald bildete dieses Recht wegen der damit verbundenen Einkünfte eins der am meisten geschätzten Monopole der Universitäten.

Während anfangs die genannten beiden Bezeichnungen als vollkommen gleichbedeutend gebraucht wurden, bildete sich allmählich ein Unterschied der akademischen Grade heraus. Weil Bologna meist den Doktor verlich, auf der theologischen Fakultät Paris dagegen die Bezeichnung Magister für die Graduirten üblich war, wurde der erstgenannte Titel als ein Vorrecht der Juristen, der letztere als den Theologen zukommend angesehen. Auf den deutschen Universitäten wurde diese Unterscheidung nicht streng festgehalten: die Juristen wurden in der Regel zu Doctores promoviert, die Theologen hingegen wurden durcheinander als Doctores oder Magistri bezeichnet, wobei das Wort Doktor mehr auf den Stand und die sozialen Beziehungen, das Wort Magister mehr auf die Lehrthätigkeit hinvies. Infolge dieser Beziehung — man erinnere sich, daß mit der Promotion die *venia docendi* verbunden war —

wurde im Laufe der Zeit der Magistertitel die allgemeine Bezeichnung für die Graduirten aller Fakultäten. Daneben erhielt er indessen auch die spezielle Bedeutung eines Titels für die in der Artistenfakultät Promovierten, die erst nachher, wie wir oben gesehen haben, Studierende einer der sogenannten oberen Fakultäten wurden.

Nachdem mit der Einrichtung der humanistischen Gymnasien die Inferiorität der philosophischen Fakultät aufgehört hatte, setzte das Bestreben ein, auch die in ihr Graduirten als Doktor zu bezeichnen und den Magistertitel mehr und mehr auf die allgemeine Bedeutung zu beschränken. Die Entwicklung erfolgte indes sehr langsam und gelangte in Deutschland erst mit dem Ende des 18. oder Anfang unseres Jahrhunderts zum Abschluß. Der heutige Titel der in der philosophischen Fakultät Promovierten: „Doctor philosophiae et artium liberalium magister“, der von einer Zusammensetzung der beiden ursprünglich durch *vel* oder *sive* verbundenen Titel herrührt, weist noch auf diesen Entwicklungsgang hin und erklärt sich aus dem Bestreben der philosophischen Fakultät, auch für sich den Dokortitel zu erwerben.

Schon im frühen Mittelalter bildeten sich, ursprünglich nur aus Gebräuchen ohne zwingende Bestimmung, gewisse Vorstufen aus. Wie sich heute die Studierenden während der letzten Hälfte ihres Studiums oder nach bestandener Vorprüfung Kandidaten der Medizin, Jurisprudenz u. s. w., abgekürzt zu *cand. med.*, *jur.*, nennen oder sich in der Zeit zwischen dem bestandenen Examen und der Promotion als Doktoranden (*Del.*) bezeichnen, so wurden schon früh diejenigen, die von den zur Promotion vorgeschriebenen Prüfungen und sonstigen Erfordernissen bereits einzelne erledigt hatten, durch besondere Namen ausgezeichnet. In der theologischen Fakultät gab es den *baccalaureus* oder *cursor biblicus*, den *sententarius* und *formatus*,



Die feierliche Verleihung der erlösten Promotion
(Aus dem Lite. bild aus Messeri, Christliche Einmischung. Zilt. Florenz 1656)

in der philosophischen Fakultät erfolgte besonders die Promotion zum baccalaureus, die zum Studium in den drei oberen Fakultäten befähigte. In den letzteren bestand schließlich die Zwischenstufe des licentiatus, d. h. desjenigen, der durch die Erlaubnis (licentia) des Kanzlers in der Lage war, sich dem feierlichen Promotionsakt zu unterziehen und damit den Dokortitel zu erwerben.

Heute giebt es außer dem Dokortitel nur noch, und zwar nur in der theologischen Fakultät, den Charakter eines Licentiaten, der erworben werden kann, während der theologische Doktor, abgekürzt zu D. statt wie bei den anderen Fakultäten zu Dr., im allgemeinen nur honoris causa verliehen wird wegen ganz hervorragender Leistungen auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft oder des Kirchendienstes.



Eine Promotion des 17. Jahrhunderts.

(Aus dem Pugilus Facetiarum Iconographicarum des Joh. v. d. Heyden. Straßburg 1608.)

Auch die Promotionen zum Licentiaten kommt nur ganz vereinzelt vor, weil an den zu Graduierenden hier im allgemeinen dieselben Anforderungen gestellt werden wie an den sich habilitierenden Privatdozenten.

Ursprünglich wurde die Promotion in allen Fakultäten sehr ernst genommen, so daß der Titel eines Doktors oder Magisters dem Graduierten großes Ansehen verschaffte. Als aber die italienischen Universitäten nach dem Sage verfabren: *sumimus pecuniam et mittimus asinos in Germaniam*, und so sehr schnell eine große Anzahl von „Vullen- und Brieff-Doktoren, die kaum sich besinnen können, in welcher Fakultät sie promovieren? Jesuit Congen: schuren sank die Bedeutung der Promotion so sehr, daß das Konzil zu Kosnitz sich bereits mit Maßregeln zur Hebung ihres Ansehens beschäftigte. Vergebens, denn auf der einen Seite schätzten die Universitäten überaus die ihnen durch die Promotionen zustießenden Einnahmen, und auf der anderen Seite bot der Dokortitel zu große gesellschaftliche Vorteile, als daß er nicht von vielen hätte begehrt werden sollen. Die Graduierten waren im Mittelalter den Ritterlichen im Range gleichgestellt, sie rangierten vor den einfachen Adelligen und waren z. B. stiftsfähig; außerdem genossen sie Steuerfreiheit und manche andere Privilegien. Als jedoch die in Bezug auf wissenschaftliche Befähigung gestellten Ansprüche immer geringer



Das Nächstesam Westianum im Colleo in Maceij mit einem Nicola Federab, beaufsichtigen Jachulib am Peit und Pauli, fünf Sessamen versammeln n. l. b.
(Zuo: Pufburg, Amoen tales Alolacimae.)

Die Konvikte (Kienwohnungen) und Freistische sind fast überall in Geldbeträge umgewandelt worden. Nur in Leipzig existiert noch ein Konviktorium, in dem über 500 Studenten täglich zwei Mal gespeist werden. Die Beiträge sind zwar nach dem heutigen gesunkenen Geldwert außerordentlich gering, aber da eine Kumulierung zulässig und üblich ist, bieten sie doch ärmeren Studenten eine willkommene Unterstützung. Die Verleihung erfolgt durch die stiftungsgemäß bestimmten Organe, sehr häufig durch die Fakultät.

Die Bedingungen für den Erwerb von Stipendien, wie auch für die oben behandelte Stundung oder den Erlaß des Honorars, sind, abgesehen von einzelnen besonderen Bestimmungen, im allgemeinen das Maturitätszeugnis, ferner ein Sittenzeugnis neuen Datums, ausgestellt von der Universitätsbehörde, für den mulus auch von dem Gymnasialdirektor oder der Polizeibehörde, und schließlich ein Fleißzeugnis, als welches meist eine auf der Universitätskanzlei beglaubigte Abschrift der Eintragungen des Semesters von den Dekanen überwacht und am Schlusse desselben ein Stipendienteramen abgehalten, eine Einrichtung, die noch heute in Erlangen, Halle, Jena und Pöstock besteht. Die Benefiziaten konnten daher bei dem Treiben der übrigen Studenten nicht recht mitthun, und das wirkte auf ihre Stellung vielfach ungünstig ein. Der Convent der vereinigten Orden und Landsmannschaften in Jena von 1790 handelt in einem besonderen caput von den Konviktorien (oder solchen, die den Freistich genießen und bestimmt, daß in Bezug auf Satisfaktion für Vandalen der Konviktorien wie ein anderer Student zu behandeln sei.

Über die Kosten für das eigentliche Studium haben wir oben schon gesprochen. Zu den Bedürfnissen, durch die der „Wochel“ des Studierenden in Anspruch genommen wird, gehörten in erster Linie Wohnung und Essen für 15–25 Mark im Monat erhält der Student auf allen Universitäten eine einfach eingerichtete „Bude“, wobei allerdings der Morgenkaffee, das Heizen und die Bedienung besonders bezahlt wird. Der „Stiefeljuch“ kommt mehr und mehr ab; in Erlangen, Göttingen, Gießen besorgt er allerdings noch jeden Morgen das Putzen der Stiefel und das Reinigen der Kleider, auf einzelnen anderen Universitäten, Bonn und Freiburg insbesondere werden nur noch die Couleurstudenten von Stiefeljuchsen bedient. Ein einfaches Mittagessen wird der Student auf allen Universitäten für etwa 1 Mark bekommen, und nöthigenfalls wird er sogar noch billiger essen können.

Für die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Studierenden haben, wie wir oben sahen, ursprünglich die Nationen gesorgt, dann nahm sich ihrer auf Veranlassung der Landesherren die Universitätsbehörde an. Im vorigen Jahrhundert kümmerte sich der Staat, wie um alles, auch hierum. Auf den Universitäten wurden zur Vermittelung mäßiger Mietspreise Wohnungscommissionäre bestellt, und in den Universitätsversammlungen wurden eingehende Bestimmungen getroffen über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Hauswirte und Vursen, über das Verhältnis der Studierenden zu ihren Aufwärttern, Aufwärtterinnen und Wäckerinnen; außer dem Verbot zärtlicher Verhältnisse findet sich überall das Verbot des Schimpfens und Schlägens. Die Beaufsichtigung des privaten Lebenswandels, die in den Vursen, wie wir gesehen haben, nicht immer sehr geeigneten Persönlichkeiten den Vursenrektoren und Präzeptoren, oblag, ging später auf den fakultätsdekan über, für diesen war indessen die Aufgabe etwas groß. Erst der absolutistische Polizeistaat brachte auch hier Huz in die Sache, und Verfügungen regneten förmlich über alles nur Denkbare: das Rauchen, das Tanzen, das öffentliche Waden in Klaffen u. a. m. Natürlich auch gegen das Raufen, Trinken, lüderliches Leben, Spielen und jede Verschwendung sowie gegen die aus diesen Lasten sich notwendig ergebenden Schulden wurden Gesetze erlassen. Das Halten von Pferden und Bedienten wurde von einer besonderen Erlaubnis abhängig gemacht, Kleidervorgaben traten dem „Renommementum“ entgegen, Erwerbserlöbnisse der Studierenden waren nichtig, Alimonationsklagen aus unehelichem Verkehr unzulässig u. s. w. Den Kernpunkt solcher Verfügungen bildeten überall die sogenannten Kreditedikte. Das

Wirtschaftliche
Verhältnisse

System war meist das des Allgemeinen Landrechts: ohne Genehmigung des akademischen Gerichts durften Studierende, selbst wenn sie großjährig und an sich verpflichtungsfähig waren, keine Schulden machen, und die gegenüberstehende Forderung war nichtig. Die Kontrahierung von Schulden war jedoch bis zu einem bestimmten Betrage für jedes Semester gültig. Privilegierte Forderungen waren besonders die für Honorar, sonstigen Unterricht, Wohnung, Kost, Wäsche, ferner die Forderungen von Barbier, Schuster, Schneider, Buchbinder, sowie die für, sei es ins Haus, sei es in der Wirtshube zc., gelieferte Eßwaren; der den bestimmten Betrag übersteigende Teil der Forderung war nicht einlagbar. In anderen Kreditedikten, so in denen von Göttingen und Jena, waren drei Arten von Forderungen unterschieden, solche die völlig nichtig, solche die bis zu einem bestimmten Betrage gültig, und solche, die in unbeschränkter Höhe gültig waren, aber binnen bestimmter Zeit eingeklagt werden mußten. Überall



Das Eintreten des Wechsels.
(Nach einem Stammbuchblatt.)

war für die Forderungen gegen Studierende eine außerordentlich kurze Verjährungsfrist bestimmt, durchweg 3 Semester. Trotzdem nahm das Schuldenmachen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen großen Aufschwung, schon die erlaubten Schulden betragen meist sehr hohe Summen. Die durch die Kreditedikte geschützten Studenten hatten keine besondere Veranlassung, Schulden zu vermeiden, und andererseits fanden sich Leute genug, die das Risiko des Kreditierens auf sich nahmen, naturgemäß gegen entsprechende Vorteile. Dadurch hatte sich auf einzelnen Universitäten, namentlich den kleineren, wo die Bürger zum größten Teil von den Studenten lebten, sowohl bei Bürgern wie Studierenden eine ausgeprägte Neigung herausgebildet, sich gegenseitig übers Ohr zu hauen.

Das ist heute mit der rechtlichen Gleichstellung aller Bürger, die Studierenden nicht ausgenommen, verschwunden. Aberhaupt hat das Schuldenmachen sehr abgenommen, weil die Einkommensverhältnisse nach bestandenen Examen in heutiger Zeit auf lange hinaus höchst unbefriedigend und zum Abzahlen von Universitätsschulden nur selten geeignet sind. Die üblichen Schulden, die man mit in das Philisterium nimmt, pflegen heute höchstens Verbindungs- und Dedikationsschulden zu sein, und auch diese

erreichen nicht mehr die für die betreffenden Vater besorgniserregende Höhe, sondern überall, wie wir sehen werden, in den besseren Korporationen sich das Vetreiben geltend macht, das Schuldenmachen, nicht blos der Verbindung, sondern auch des Einzelnen zu verhindern. Die Zeiten, da man semesterlang das tägliche Mittagessen und das Abendbrot anfreiden ließ und das schöne Geld lieber zu Erbummeln und Reisen verwendete, sind vorbei. Selbst auf den Universitäten Jena und Göttingen, die man bis vor kurzem noch bezog, um neben der Wissenschaft auch den Pump zu erweitern, haben in dieser Beziehung die „guten alten Sitten“ in der letzten Zeit stark gelitten. Die Studierenden der größeren Universitäten süßen, was den Pump anbetrifft, meist völlig auf dem Trocknen, denn hier fehlt die für jedes Kreditgeben erforderliche nähere Bekanntschaft und das persönliche Vertrauen.

gesellschaft-
liche Stellung.

In diese Verhältnisse spielt natürlich auch die pekuniäre und die gesellschaftliche Hebung des Studentenstandes hinein, ursprünglich mit der Tendenz der Behinderung des Schuldenwesens. Vom Herrenstand bezogen im Mittelalter nur die für die Kirche bestimmten jüngeren Söhne die Universität, und auch diese waren häufig recht knapp gestellt; die meisten Studierenden stammten aus dem kleineren Bürger- und Bauernstand. Sie waren durchweg sehr arm, und dies erschien damals bei den sogenannten „Halbpapen“ wegen ihrer halb geistlichen, mönchsähnlichen Stellung ganz natürlich. Mit dem 16. Jahrhundert verschwindet der Bettelstudent, aber der arme, von Benefizien und Privatunterricht lebende Student bleibt in der Mehrzahl. In allen Universitätsordnungen wird noch auf die pauperes liebevolle Rücksicht genommen, die solventes dagegen und die vornehmen Studenten, Barone und Grafen, werden umso mehr zu Kosten herangezogen, dafür aber auch mit besonderen Ehrenrechten begabt, beispielsweise gab es in Göttingen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sogenannte Grafentische. Die Zusammenziehung aus gesellschaftlich ziemlich heterogenen Elementen macht es verständlich, daß im Mittelalter der Besitz wissenschaftlicher Bildung keinen Anspruch auf Zugehörigkeit zur höheren Gesellschaft gab und andererseits für die Zugehörigkeit nicht erforderlich war. Erst als im 16. Jahrhundert die Kunst des Lesens und Schreibens ein dringendes Bedürfnis für den Weltmann wurde, und als an den Fürstenthöfen die Gelehrten zu Macht und Ansehen kamen, mußte sich der Adel wohl oder übel zum Studium herablassen. Er that dies, ohne sich im allgemeinen gerade zu wissenschaftlicher Forschung zu bequemen; er machte, lediglich aus Klugheitsrücksichten, der künftigen Staatsanstellung wegen, gute Miene zum bösen Spiel.

Im 18. Jahrhundert insbesondere galt es als standesgemäß bei den Adelligen, sich ein paar Jahre Studierens halber auf deutschen Universitäten aufzuhalten. Aber auch jetzt noch gehörte der Student, obwohl zahlreiche Barone, Grafen und Prinzen diesem Stande angehörten, als solcher keineswegs zur besseren Gesellschaft. Lesen wir doch im „Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde“ vom Jahre 1797, daß selbst damals noch der Student alles eher als gesellschaftsfähig war. „In Familienbekanntschaft zu kommen“ heißt es dort mit Bezug auf Halle „hält sehr schwer, weil man gleich den Namen eines Franzensimmers für besetzt hält, wenn sie mit einem Studenten geht.“ Erst allmählich gelangt es zunächst dem Juristen, dort Fuß zu fassen, nicht wegen des Ansehens seiner Wissenschaft, sondern weil er mit den Edelleuten, die fast ausschließlich der juristischen Fakultät angehörten, in nähere Berührung trat im Staatsdienst ihnen zum Teil völlig gleichberechtigt war und sich schließlich auch durch das Reserveoffizierspatent die Privilegien des Junkerstandes erwarb.

Der Adel ist nicht etwa im Bürgertum aufgegangen, sondern im Gegenteil, der akademische Bürger hat die Lebensgewohnheiten, die Manieren und die Lebensanschauungen des Edelmanns angenommen. Es wurde ihm dieses nicht gerade schwer; denn der Adel war arm geworden und die Armut hatte bereits an ihm erzieherisch und lauternd gewirkt. Nachdem in unserem Jahrhundert die Kosten des Studiums größer und größer geworden sind, und der reiche, zum Teil sehr reiche Bürgerstand, dessen Söhne sich früher nur ganz vorzüglich den Wissenschaften widmeten, die Universitäten bezieht und wie wir oben gesehen haben die Zahl der armeren Studieren-

den im Abnehmen ist, hat auch der Student als solcher die soziale Stellung des gebildeten Mannes, der jedem anderen gleichberechtigt ist.

Für die gesellschaftliche Stellung der Studenten ist, besonders auf den kleinen Universitäten, das Verbindungsleben, dessen Organisation mit ihren zahlreichen Nuancen wir in einem früheren Kapitel kennen gelernt haben von großem Einfluß. Zwar pflegen die dadurch geschaffenen Unterschiede in der Regel die Zeit der Aktiuität oder höchstens des Studiums überhaupt nicht zu überdauern — wenigstens sollten sie es nicht —, doch ist für den einzelnen Studenten die Bedeutung seiner Zugehörigkeit zu einer Korporation mit dem Abschluß des Studiums durchaus nicht etwa abgethan. Seitdem die Auffassung, daß der korporative Kommer der Mitglieder einer Verbindung sich nicht auf das vorübergehende Studentenleben beschränkt, sondern alle Mitglieder, die den Anforderungen der Verbindung genügt haben, umfaßt, bei allen nur einigermaßen entwickelten Korporationen zur Geltung gelangt ist, gehört der ins Philistertum übertretende Inaktive fortan seiner Verbindung für die Dauer seines Lebens als „Alter Herr“ an. Hatten ihn schon auf der Universität die Familien seiner Couleur oder Verbindungsbrüder als selbstverständlich stets willkommenen Gast in ihr Haus aufgenommen, so bleibt ihm auch späterhin durch seine Korporationsbeziehungen ein Familienverkehr offen, der oft für sein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung ist.

Das
Verbindungs-
leben

Das Alte-Herrentum in seinem heutigen Sinne, das seine Entstehung dem Grundsatz verdankt, daß die Mitglieder einer Verbindung nach ihrem Fortgang von der Universität sich einer fremden studentischen Korporation nicht anschließen dürfen, sondern ihrer Verbindung (und etwa einer eng mit ihr verknüpften sogenannten Kartellverbindung) dauernd angehören, hat auf das studentische Verbindungsleben in mehrfacher Hinsicht außerordentlich segensreich eingewirkt. Rein äußerlich genommen gewahrt die Institution des Alte-Herren-Verbandes — d. h. der durch feste Satzungen organisierten Gemeinshaft aller früheren Mitglieder einer Korporation, soweit sie durch ihr Verhalten ein Anrecht auf die dauernde Zugehörigkeit zur Verbindung, auf das „Band“, erworben haben — der Korporation einen wesentlichen Rückhalt durch die Zuschüsse, die den Aktiven zur Bezahlung regelmäßig wiederkehrender Ausgaben (Kneipmiete, Erneuerung des Waches, des Paukzeuges u. s. w.) oder bei besonderen Veranlassungen, z. B. P.-P.-Festen, Stiftungsfesten u. s. w. aus der Alte-Herren-Kasse zugewendet werden. Wichtiger aber als dieser materielle Vorteil sind die einflußreichen Beziehungen, welche die Alten Herren durch ihren Verkehr auf der Kneipe und ihren Rat im Convent zu der ganzen Korporation, durch die Herenzugehörigkeit in den Kreis der Familie zu den einzelnen Mitgliedern beständig unterhalten.

Die
Alten Herren

Der Opferwilligkeit und dem Interesse der Alten Herren ist auch die Schaffung der Studentenhäuser zu verdanken, die sich in den letzten Jahrzehnten fast auf allen Hochschulen in erster Linie die Corps, ihrem Beispiel folgend auch andere Korporationen erbaut haben. Diese Studentenhäuser sind das Heim der Verbindung und ersetzen ihr das gemietete Kneiplokal, das nur zu leicht eine Quelle von Mißbilligkeiten bildet und oft gewechselt werden muß wenn man eben anfängt sich darin behaglich zu rühen. Das eigene Haus ist jetzt der feste Punkt, um den sich das Korporationsleben konzentriert, es entzieht die Mitglieder dem teuren und zeitraubenden Kneipenleben, fördert den kameradschaftlichen Zusammenhalt und wirkt in jeder Hinsicht günstig nicht bloß auf die materielle Lage der Korporation, sondern auch auf den in ihr herrschenden Geist ein. Das Studentenhaus ist in der Regel einfach und reinem Zweck entsprechend praktisch eingerichtet, es umfaßt im Erdgeschoß meist einen größeren Saal für Kommerse und andere Festlichkeiten, an den sich kleinere für die regelmäßigen Kneipen, das Mittagessen und den Convent bestimmte Räumlichkeiten anschließen; im ersten Stock finden einige Aktive billige und behagliche Wohnung; außerdem enthält das Haus auch noch einen Raum für den Diener, dessen Frau vielfach die Sorge für einen wohlkommodenden und kräftigen Mittagstisch anvertraut ist.

Die Studenten-
häuser

Die
Finkenschaft

Den Korporationsstudenten gegenüber steht die sogenannte Finkenschaft, d. h. die Gesamtheit der nichtkorporierten Studenten; früher zählten die Renoncen überhaupt nicht mit, sie waren Anhängel eines Corps und hatten sich dem S. C.-Comment zu fügen. Dann teilten sich S. C. und Burschenschaft nach langem Kampfe in die Herrschaft über die Renoncen, und erst in der Mitte unseres Jahrhunderts bildet die Finkenschaft, deren Zahl den Korporierten gegenüber stetig wächst, eine selbständige Gruppe der Studentenschaft, organisiert in einem Ausschusse der mit der Vertreterbehörde der schlagenden Korporationen einen erbitterten Kampf um gleichmäßige Beteiligung bei dem Tragen der Unversitätsfahne und um abwechselnden Vortritt führt. Der Kampf hat fast überall mit der offiziellen Gleichstellung der Oblisuranten geendet. Neuerdings geht eine starke Bewegung durch die nichtkorporierte Studentenschaft, sich die Vorteile einer Organisation zu Nütze zu machen, namentlich in den größeren Universitäten, wie Berlin, Leipzig und anderswo hat sich die Finkenschaft in Gruppen organisiert, welche die Pflege irgend eines Zweiges der Wissenschaft, der Kunst, des Sports u. s. w. zu ihrer Aufgabe gemacht haben und dadurch den einzelnen Nichtkorporierten Gelegenheit verschaffen wollen, auch ohne Anschluß an eine Korporation in Gesellschaft von Kommilitonen seinen besonderen Neigungen nachgehen zu können.

Die Verbindungen haben in unserem Jahrhundert ihren Charakter geändert, während sie früher nach außen gravitirten und ihre Aufgabe erstens in einer möglichst großen Machtentfaltung über die Studentenschaft und zweitens in der Förderung der durch sie vertretenen Studentenschaft gegenüber den nichtakademischen Kreisen sahen, haben sie jetzt ihren Schwerpunkt nach innen verlegt; ihre Aufmerksamkeit richtet sich auf die Fürsorge für ihre Mitglieder, denen sie ein angenehmes Studentenleben durch die Pflege der Heiligkeit auf der Kneipe und in den Verbindungsbüchern, durch Anschluß an die im bürgerlichen Leben stehenden Alten Herren u. s. w. und eine geachtete Stellung bei Studenten und in der Gesellschaft verschaffen will. Die Mittel zur Erreichung insbesondere dieses letzten Ziels haben sich wesentlich geändert. Der etwas rauhe Ton hat an Ansehen verloren, und so sind die Verbindungen durch Selbsterhaltungstrieb auf ganz entgegengesetzte Dinge verfallen, auf Beförderung des Verkehrs ihrer Angehörigen in Gesellschaften, auf Zwang zum Besuche des Kollegs und auf prompte Regelung ihrer Schuldenverhältnisse.

Der gesellschaftliche Verkehr der Studierenden ist in den ersten Semestern in der Regel nicht groß, wenigstens nicht bei den Concurstudenten; die Verbindung nimmt mit ihren bestimmten Abenden für Kneipe und Convent zc. viel Zeit weg, und es stören besonders auch die fröhlichen Schmusse. Es kommt hinzu, daß der heutige Student, vor allem der auskömmlich Gestellte, dem es gleichgültig ist, wo er studiert, eine wachsende Wanderlust zeigt. Höchstens drei Semester ist die durchschnittliche Dauer des Besuchs derselben Universität. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Studierenden außerhalb der Verbindungen sind naturgemäß sehr mannigfaltig und richten sich in erster Linie nach den pekuniären Verhältnissen des Einzelnen. Die Beziehungen zwischen Militär und Studenten in den Garnisonen pflegen infolge des Konnexes der Einjährig-Freiwilligen und der Reserveoffiziere mit den Offizieren gute zu sein. Auch hier hat die Erziehung der Verbindungen zur Beobachtung guter Manieren und Höflichkeit vorteilhaft eingewirkt. Überhaupt wird man die Korporation mit ihrem erzieherischen Einflusse erst dann recht schätzen lernen, wenn man das Leben und Treiben der akademischen Jugend auf Universitäten betrachtet, wo die Concur verschwunden. Hier greift dann oft einerseits Formlosigkeit und Mangel an Selbstdisziplin, andererseits ein Lebemannstam mit dem entmenslichenden Einflusse von Jeu und Weibern um sich; daneben findet sich vielfach ein Tändeln mit halbverstandener Philosophie und wohl gar ein Liebäugeln mit dem ansich verkannten Sozialismus. Solche Neigungen die in einem auf Sacht und Ordnung haltenden, von Ehrgefühl durchdrungenen Verbindungsleben keinen Platz haben, führen den Charakterischen nur zu leicht auf die ichlose Ebene und zu gänzlichem Verbummeln.

Die Universitätsbehörden kümmern sich im allgemeinen wenig um die private Lebensführung der ihnen unterstellten Studierenden. Bei der Frequenz und bei den mangelnden Befugnissen und Überwachungsorganen läßt sich eine Aufsicht heute nicht mehr durchführen, auch ist, sondern der Studentenstand rechtlich in dem Bürgerthum aufgegangen ist und den allgemeinen Gesetzen und Gerichten untersteht, für eine akademische Gerichtsbarkeit kein Raum mehr. Früher war diese ein Ausfluß der den Universitäten als Korporationen zustehenden Autonomie; anfangs in vernünftigen Umfang ausgeübt, erreichte sie ihre Höhe, als die Macht der ihnen übergeordneten Faktoren, des Kaisers und der Kirche, seit dem 15. Jahrhundert langsam abnahm. Bis zur Reformation waren die akademischen Gerichte im wesentlichen geistliche; als nachher auf den protestantischen Universitäten nicht mehr der Bischof, sondern der Landesherr der Schirmherr der Universität geworden war, übte die letztere eine Art Patrimonialgerichtsbarkeit aus, doch

Die
akademische
Gerichtsbar-
keit



Auf dem Carcer (Würzburg 1828.)
(Bis. von Carl.)

immer noch aus eigenem Recht. Jetzt beginnt die Zeit, wo bei der ganzen akademischen Rechtsprechung lediglich vom Standpunkt des Studenten aus geurteilt wurde, und diese daher eine schreiende Ungerechtigkeit darstellte, insbesondere bei der weiten Ausdehnung der ihr Unterworfenen. Die Strafrechtspflege war den Studierenden gegenüber äußerst milde, was die Häßlichkeit der Studenten ins Ungeheuerliche steigerte; diese verfahren mit Person und Eigentum der Philister ähnlich brutal, wie es die Ritter früher gegenüber den Spießbürgern gethan hatten. Während vor der Reformation neben den akademischen Strafen, Relogation und Konfil, insbesondere Geldstrafen und die Exkommunikation, nur selten Freiheitsstrafen verhängt wurden, kam jetzt der Carcer in Aufnahme, der aber nur eine sehr laze Freiheitsentziehung bedeutete, und in dem Trinkgelage an der Tagesordnung waren.

Die Exemption der Studierenden von den ordentlichen Gerichten dauerte fort. Aber mehr und mehr wurde die Universität von den aufstrebenden Landesherrn zu einer staatlichen Bildungsanstalt herabgedrückt, und mehr und mehr wurden die Universitätsgerichte als staatliche Behörden angesehen, auf die der Landesherr oder seine Behörde Einfluß ausübte, sei es, daß sich ein Instanzenweg an sie herausbildete,



Studentische Sitten und Gebräuche.

Was ist das: ein Student?
 Nehmt Jugend, Hoffnung, Lust und Scherz,
 Nehmt glühenden Sinn, ein freies Herz,
 Nehmt Wissenschaft und Genüsse
 Von Freud' und Leid ein hart Gedulds,
 Sieht wahrer Mann frucht'liche That
 Das treibt das Blut, das leitet den Mut —
 Viel Demuth' nehmt und viel Genügen,
 Des wenig Geld und arge Verdägen —
 Nehmt Mäßigkeit, gelbte Tugend,
 Verstand und Tapferkeit mischt zusammen,
 Und seht es, daß es tüchtig schäume,
 Dann auf der Tisch' und Freundschaft glänzen —
 Laßt's sprühen und plühen, und seid gewärtig:
 Mein herrlich Meisterstück ist fern,
 O. Roquette, Waldmeisters Brautfahrt.

Wenn, wie wir sahen, die Universität mit ihren Einrichtungen, so sehr sie sich auch dem modernen Geiste angepaßt hat, doch mit allen Fasern an der Vergangenheit hängt und in ihr wurzelt, so gilt das in nicht geringerm Maße von dem Studenten selbst und dem studentischen Leben. Während mit Recht darüber geklagt wird, daß sonst überall in unserer schnelllebigen Zeit die



dem deutschen Volke eigentümlichen, von ihm heilig gehaltenen Sitten und Gebräuche der Vorfahren mehr und mehr schwinden, steht der Student — auch der moderne — noch ganz auf den Schultern seiner Ahnvorden: der Bauer hat seine Volkstracht aufgegeben, er beginnt sich seiner sinnigen Spiele und Aufzüge zu schämen, der Handwerksmann hat seine Grußformeln verlernt; der Student dagegen hat sich inmitten der nüchternen und langweiligen Alltagswelt der Philister eine eigene Welt, wie sie von seinen Vätern geschaffen

war, bewahrt, die Burschenwelt mit ihren festen und Waffen, Liedern und Melodien, ja mit eigener Sprache. „Trotz unaufhörlichen Wechsels der Burschengeschlechter“ — schreibt Kugmaul in seinen mehrfach zitierten „Jugenderinnerungen“ — „hat diese Welt einen festen Bestand. Alte Sitten und Sprüche, Melodien und Lieder vergehen und neue kommen, das gaudeamus aber wird niemals untergehen. Und damit die Burschenwelt auf festem Grunde durch alle Zeiten treibe, hat sie sich den Comment geschaffen, eine Verfassungsakte und ein Gesetzbuch zugleich, nach dessen Richtschnur sie Freiheit und Ehre wahrt, die Waffen wählt und führt und den Humpen hebt und leert. Als Hieb-, Verrufs- und Trinkcomment scheiden sich die sorglich bestellten Teile dieses, mit den ehrwürdigen *leges barbarorum germanischer* Urzeit wett-eifernden Gesetzbuchs.“



„Fuchsankunft“ in Jena, um 1760.
(Aus einem Stammbuch.)

Wer zum ersten Mal die Schwelle eines Universitätsgebäudes überschreitet, und dann, nachdem er durch Handschlag dem Rektor Treue gelobt hat, mit der Matrikel in die Straßen der alma mater zurücktritt, ist in den Hauberbann studentischen Lebens geraten, um ihm nicht eher zu entschlüpfen, als bis er mit der Matrikel als hemoosker Bursche in das öde Philisterium hinausziehen muß!

Die Begrüßung des neuankommenden *mulus*, sein Eintritt in den Kreis der Kommilitonen vollzieht sich natürlich heutzutage nicht mehr mit dem Ceremoniell früherer Tage. Aber das Einlaufen des Juges in den Bahnhof, wo die Korporationen den angemeldeten oder noch zu „leilenden“ Fuchs erwarten, ist auch heute noch ein Ereignis von großer Bedeutung und versetzt uns zurück in die Zeit, als die Burschen der neuankommenden Post entgegenritten:

„fragen dann lächelnd den Schwager,
ob er viel Fächse geladen,
und singen ein manteres Liedchen.“

heißt es in der „Burschiade“ (Taschenbuch für Studenten, S. 109), die das studentische Leben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schildert. Aus einer etwas

früheren Zeit stammen die hier wiedergegebenen Stammbuchbilder, welche die Ankunft der Fuchse auf der Olmühle bei Jena darstellen; dort wo die Landstraße von Weimar das jenaische Weichbild erreicht, sieht man die Burschen mit Halloh und Schreien den Schwager empfangen. Ein anderes Bild zeigt uns die Fuchse, wie sie über den Markt von Leipzig fahren und sich halb neugierig, halb ängstlich umschauen. Die Fragen und Aufforderungen, die der Zeichner den Figuren sehr zierlich auf den Leib geschrieben hat, sind weder sehr höflich noch ermutigend für die neuen Müsensöhne. „Das sind lauter Fuchse“, so lönt es ihnen entgegen, „man hat's auch schon von weitem gerochen“. „Ich glaub, die Kerle haben vor Angst die Hofen voll, pfui Teufel, ihr garstigen Böcke.“ Ähnliche spöttische Fragen, wie hier auf den



Fuchsankunft in Jena; 1765.
Stammbuchblatt im Besiz von Dr. Wiegand in Jenahausen.

Stammbuchbildern, stellen nach dem „Nennomisten-Comment“ vom Jahre 1776 die älteren Burschen an die Neuankommenden:

„Wo kommst du her, Nathanael?
N. Aus meines Vaters Hause.
Polyf. Was macht die frau Mama?
N. Es geht ihr ausgezeichnet.
P. Was bringst du neues mit?
N. Butter und Käse und viele Joachime.
P. So sei uns als hospes höchst willkommen!“

Anklänge an dies frag- und Antwortspiel haben sich in dem bekannten, noch heute gesungenen Fuchsliede: „Was kommt dort von der Höh?“ erhalten, dessen erster Vers sich auf den bei Göttingen hinter Weende liegenden, von dem Empfange der ehemals mit der Post ankommenden Fuchse benannten Fuchsberg bezieht.

Das Leben der
Fuchse

Heutzutage wird der Fuchs nicht mehr mit Spott empfangen im Gegenteil, man besleißigt sich ihm gegenüber der größten Höflichkeit, läßt sein Gepäck durch den Couleurdienner besorgen, und selbstlos bietet ihm ein älterer Bursch seine „Bude“ als vorläufiges Absteigequartier an, um ihm dann später beim Wohnungsuchen behilflich zu sein. Damit es ihm nicht an Unterhaltung fehle, wird der Fuchs des Abends auf die Kneipe eingeladen, der sich dann Frühschoppen und Erkmummel anschließt, und nicht lange dauert es, so sieht man den jungen Studenten, der eben erst den

Stand des mulus mit dem eines kraffen Fuchsen vertauscht hat, beim „Fuchsbummel“ Arm in Arm mit seinem Leibburschen renommiert durch die Straßen der Misenstadt ziehen. Dieses „Keilen“ der Fuchse konnte naturgemäß erst aufkommen, seitdem der zuerst von den Orden eingeführte Grundsatz, daß der einzelne Student in die ihm persönlich am meisten zusagende Verbindung eintreten konnte und sich nicht der Landsmannschaft anschließen mußte, die seiner engeren Heimat entsprach, zu Anfang des Jahrhunderts auch von den Landsmannschaften übernommen wurde. In den zwanziger Jahren war das „Keilen“, wie wir aus Felix Schnabels Erlebnissen erfahren, schon allgemein üblich. Wir sehen „Ehrenschnabel“ auf dem Marktplatz zu Halle bei verschiedenen Gruppen von Misenföhnen stehen; er faßt Mut,



Fuchsankunft in Leipzig, um 1780.
(Aus einem Stammbuch.)

tritt zu einem Haufen und fragt einen sich gerade umdrehenden, mit einem langen Knebelbart bewaffneten Haupthahn in Koller und Kanonen, ob er den Studenten Leibrock nicht kenne? „Ich kenne das Kameel nicht,“ erwidert jener im tiefsten Bierfaß, „du bist wohl ein Fuchs?“ Schnabel bejaht kleinmütig die Frage und wird von den Umstehenden, die sämtlich zu den Pommern gehören, nach Passendorf eingeladen. Auch von andern wird der Fuchs, als solcher an seiner Kleidung und seinen Manieren bald erkannt, beäugelt und angerebet; die einen laden ihn ein, hierhin oder dorthin zu kommen, die andern wollen ihn gleich mitnehmen: alle aber beabsichtigen ihn zu ihrer Partei zu ziehen, in der Burschensprache: „zu keilen“. Wie Schnabel dann von einem Bekannten zu den Märkern geführt wird, die gerade vor Halle in Kröllwitz einen Hofstag abhalten, wie er als „Fuchs“ überall freundlich und herzlich empfangen wird und sich, um seine Trunkfestigkeit zu erweisen, in Bier und anderen Flüssigkeiten einpaukt, und wie er schließlich, mit Lob überhäuft, zum Wiederlehren eingeladen, „ganz voll“ seinen Rückweg antritt, all' das hat sich seitdem unzählige Male bei anderen Fuchsen wiederholt und spielt sich in ähnlicher Weise auch heute noch ab.

Meldet sich der Fuchs zum Eintritt in eine Korporation, so hat er in der Fuchsregel noch eine längere oder kürzere Probezeit durchzumachen, damit ihn die Verbindung näher kennen lernt; ist er aber von einem Alten Herrn empfoblen, so pflegt

früheren Zeit stammen die hier wiedergegebenen Stammbuchbilder, welche die Ankunft der Fuchse auf der Olmühle bei Jena darstellen; dort wo die Landstraße von Weimar das jenaische Weichbild erreicht, sieht man die Burschen mit Halloh und Schreien den Schwager empfangen. Ein anderes Bild zeigt uns die Fuchse, wie sie über den Markt von Leipzig fahren und sich halb neugierig, halb ängstlich umschauen. Die Fragen und Aufforderungen, die der Zeichner den Figuren sehr zierlich auf den Leib geschrieben hat, sind weder sehr höflich noch ermutigend für die neuen Musensöhne. „Das sind lauter Fuchse“, so lönt es ihnen entgegen, „man hat's auch schon von weitem gerochen“. „Ich glaub, die Kerle haben vor Angst die Hofen voll, pfui Teufel, ihr garstigen Böcke.“ Ähnliche spöttische Fragen, wie hier auf den



„Fuchsankunft in Jena; 1785.“
Stammbuchblatt im Besitze von Dr. Wiegand in Jena.

Stammbuchbildern, stellen nach dem „Nennomisten-Comment“ vom Jahre 1776 die älteren Burschen an die Neuankommenden:

„Wo kommst du her, Nathanael?
N. Aus meines Vaters Hause.
Polyt. Was macht die frau Mama?
N. Es geht ihr ausgezeichnet.
P. Was bringst du neues mit?
N. Butter und Käse und viele Joachime.
P. So sei uns als hospes höchst willkommen!“

Anklänge an dies Frag- und Antwortspiel haben sich in dem bekannten, noch heute gesungenen Fuchsliede: „Was kommt dort von der Höh?“ erhalten, dessen erster Vers sich auf den bei Göttingen hinter Weende liegenden, von dem Empfange der ehemals mit der Post ankommenden Fuchse benannten Fuchsberg bezieht.

Das Heilen der
Fuchse

Heutzutage wird der Fuchs nicht mehr mit Spott empfangen, im Gegenteil, man befreit sich ihm gegenüber der größten Höflichkeit, läßt sein Gepäck durch den Couleurdienner besorgen, und selbstlos bietet ihm ein älterer Bursch seine „Bude“ als vorläufiges Absteigequartier an, um ihm dann später beim Wohnungsuchen behilflich zu sein. Damit es ihm nicht an Unterhaltung fehle, wird der Fuchs des Abends auf die Kneipe eingeladen, der sich dann frühshoppen und Erbummel anschließen, und nicht lange dauert es, so sieht man den jungen Studenten, der eben erst den

Stand des mulus mit dem eines kraffen Fuchsen vertauscht hat, beim „Fuchsbummel“ Arm in Arm mit seinem Leibburschen renommiert durch die Straßen der Musesstadt ziehen. Dieses „Keilen“ der Fuchse konnte naturgemäß erst aufkommen, seitdem der zuerst von den Orden eingeführte Grundsatz, daß der einzelne Student in die ihm persönlich am meisten zusagende Verbindung eintreten konnte und sich nicht der Landsmannschaft anschließen mußte, die seiner engeren Heimat entsprach, zu Anfang des Jahrhunderts auch von den Landsmannschaften übernommen wurde. In den zwanziger Jahren war das „Keilen“, wie wir aus Felix Schnabels Erlebnissen erfahren, schon allgemein üblich. Wir sehen „Ehrenschnabel“ auf dem Marktplatz zu Halle bei verschiedenen Gruppen von Musesöhnen stehen; er faßt Mut,



Fuchsankunft in Leipzig, um 1780.
(Aus einem Stammbuch.)

tritt zu einem Haufen und fragt einen sich gerade umdrehenden, mit einem langen Knebelbart bewaffneten Haupthahn in Koller und Kanonen, ob er den Studenten Leibrock nicht kenne? „Ich kenne das Kameel nicht,“ erwidert jener im tiefsten Bierhaß, „du bist wohl ein Fuchs?“ Schnabel bejaht kleinmütig die Frage und wird von den Umstehenden, die sämtlich zu den Pommern gehören, nach Passendorf eingeladen. Auch von andern wird der Fuchs, als solcher an seiner Kleidung und seinen Manieren bald erkannt, beäugelt und angerebet; die einen laden ihn ein, hierhin oder dorthin zu kommen, die andern wollen ihn gleich mitnehmen: alle aber beabsichtigen ihn zu ihrer Partei zu ziehen, in der Burschensprache: „zu keilen“. Wie Schnabel dann von einem Bekannten zu den Märkern geführt wird, die gerade vor Halle in Kröllwitz einen Hofstag abhalten, wie er als „Fuchs“ überall freundlich und herzlich empfangen wird und sich, um seine Trunkfestigkeit zu erweisen, in Bier und anderen Flüssigkeiten einpaukt, und wie er schließlich, mit Lob überhäuft, zum Wiederkehren eingeladen, „ganz voll“ seinen Rückweg antritt, all' das hat sich seitdem unzählige Male bei anderen Fuchsen wiederholt und spielt sich in ähnlicher Weise auch heute noch ab.

Meldet sich der Fuchs zum Eintritt in eine Korporation, so hat er in der Die Fuchs-Nogel noch eine längere oder kürzere Probezeit durchzumachen, damit ihn die Verbindung näher kennen lernt; ist er aber von einem Alten Herrn empfohlen, so pflegt

die Probezeit bis auf ein Minimum abgekürzt zu werden und die Aufnahme sofort zu erfolgen.

Die Ceremonie der Fuchsaufnahme hat heutzutage obwohl sie bei manchen Korporationen noch in sehr feierlicher Weise vor sich geht, doch gegenüber der Rezeption als Bursch an Bedeutung verloren. Schon zu Anfang des Jahrhunderts war „die Verpflichtung der Renonzen“ — wie es in „Schnabels Unversitätsjahren“ heißt — „bei weitem nicht so feierlich, als wenn ein neues Mitglied in den engeren Bruderbund in das Corps selbst eintrat.“ Auf der Stube, wohin man die Aspiranten beischied, waren nur die drei ersten Chargierten zugegen. Der Sekretär, der dritte Würdenträger, verlas den allgemeinen Comment, der Senior nahm dann, nachdem er den Aufzunehmenden noch einige Bestimmungen angezeiget und sie gefragt hatte, ob sie diesen nachkommen wollten und könnten, im Bejahungsfalle das Ehrenwort ab nach bestem Willen sich allen an sie gestellten Forderungen, dem Comment und anderen speziellen Verordnungen zu fügen, und damit war dann das bisherige Kameel ein Renonce, durfte die Couleur tragen alle Feste mitfeiern, mußte aber gewisse Beiträge in verschiedene Kassen zahlen.

Mit weit mehr Umständlichkeit und Würde ging es im vorigen Jahrhundert bei der Aufnahme in einen geheimen Studentenorden her, die sich in Bezug auf das Ceremoniell vielfach an die Freimaurerei anlehnten. Aus der Konstitution eines solchen Ordens vom Jahre 1788 geht folgendes über die Aufnahme eines Initianten hervor: Es wurde eine Art Loge gehalten, bei deren Eröffnung die sämtlichen Mitglieder aufstanden, einander die Hand gaben und um den in der Mitte stehenden Tisch eine Kette bildeten. Hierauf sagte der Ordensoberste: „Unzertrennlich wie diese Kette sei unser Bund.“ Sodann machten die Mitglieder das Kennzeichen des Ordens, und man setzte sich wieder nieder. Hierauf wurden die neuen Mitglieder aufgenommen. Der Ordensleiter las ihnen nach vorhergegangener Anrede, die von den Zwecken des Ordens handelte, die Konstitution des Ordens vor. Während ihnen so die geheimen Grundgesetze vorgelesen wurden, standen sämtliche Kandidaten und hielten einander bei den Händen. Nach geschriebener Aufnahme küßten sie die Ordensbrüder und erteilten dem Ordensobersten den Handschlag an Eides statt.

Von der Leidenszeit, die ehemals für den „Pennal“ nach erfolgter Deposition anhub, kennt der glückliche Fuchs von heute nichts mehr, worden doch bei vielen Korporationen die Fuchse als vollkommen gleichberechtigte Mitglieder angesehen. In Schnabels Zeiten war dies noch anders, man definierte den Fuchs „als ein Stück Fleisch ohne Sinn, Wit und Verstand“ und behandelte ihn demgemäß: er mußte alles thun und alles geben, war Bedienter und Zahlmeister. Für einen Fuchs war alles gut, ihn anzuführen und anzubenteln galt als Wit. Alte Häuser, deren Quellen von Hause verhegt sein mochten, quartierten sich bei Fuchsen ein, zehrten mit ihnen und trugen ihre Kleidungsstücke, abgetragene, verkaufte oder zerfallene Banden wurden aus den vollen Koffern Neuangekommener ersetzt, schlechte Stiefel, deren Sohle nicht mehr zusammenhalten wollten, wurden mit besseren vertauscht u. s. w. In dieser Auffassung von dem Wesen und Daseinszweck eines Fuchsen lebte der verbotene und unterdrückte Pennalismus früherer Jahrhunderte noch lange fort; heute finden wir seine Spur indeßen nur noch in einigen wenigen Überresten alter studentischer Bräuche wieder.

Dahin gehört in erster Linie die „Fuchstaufe“, die beim ersten Kommerz im Semester, dem sogenannten Fuchskommerz, bei manchen Korporationen stattzufinden pflegt. Daß die Entstehung dieser Sitte eng mit dem Pennalismus zusammenhängt, zeigt eine aus dem Jahre 1657 überlieferte Notiz wonach „in diesem Jahre zuerst etliche Studenten zu Nostock in öffentlicher Kommunität die Pennale mit dem Biere, welches sie nicht hatten austrinken können, auf gotteschändliche Art getauft worüber der berühmte Jurist D. Lothmann geüffert.“

Heute dient die Fuchstaufe nicht mehr zum Vergieren der Fuchte, sie ist vielmehr, wie die folgende Schilderung ihres Hergangs bei einer Berliner Korporation



Die Schulfestung.

zeigt, eine willkommene Gelegenheit zur Entfaltung von Witz und Laune. Der Fuchsmajor sitzt auf einem auf dem Tische stehenden Stuhle, hat ein großes Altentück vor sich und verliest eine in fürchterlichem Mönchslatein verfaßte Urkunde. Dann stellt er an die einzelnen Neophyten eine Reihe gelahrter Fragen, z. B. folgende:

„Scisne vulpecule, warum neue Häuser gebaut werden?“

Natürlich antwortet der Fuchs nicht richtig, worauf ihm die Lösung des Rätsels gnädigst gesagt wird; sie lautet: „Weil die alten keine Jungen kriegen.“

Oder: „Was thut Herr So und So (der Kneipwirt), wenn ihm ein Kind stirbt?“

Wieder muß ihm die einzig richtige Antwort gesagt werden: „Er macht sich ein neues“ u. s. w.

Nun erhält jeder Fuchs ein Diplom, wird in einer Rede des Fuchsmajors als ein Aushund von Dummheit, Ungeschliffenheit und Erziehungsbedürftigkeit dargestellt, wird mit Bier begossen und erhält seinen Kneipnamen.



Eine Fuchstaufe zu Anfang der 70er Jahre.

Etwas anders pflegte es bei einer Bonner Korporation in den sechziger Jahren herzugehen. Hier erschienen zwei Verkleidete, ein männliches Individuum und eine Person in Frauenkleidern, der Fuchspapa und die Fuchsmama. Diese nahm auf einem Stuhle im Hintergrunde Platz, schämte und ächzte fürchterlich und machte dem Fuchspapa bittere Vorwürfe. Der also Gescholtene bat de- und wehmütig um Verzeihung und versprach, er würde es auch ganz gewiß nicht wiederthun. Sodann krochen die Füchse, die man hinter einer Draperie verborgen hatte, einzeln unter dem Stuhle der Fuchsmama hervor, worauf die Taufe in der oben geschilderten Weise vollzogen wurde.

Keht der Fuchs nach den ersten indentschen Ferien ins Semester zurück, so ist aus dem „krassen Fuchs“ ein „Brandfuchs“ geworden, ein Name, der seinen Ursprung einer heute fast verschwundenen Sitte verdankt. Aber das „Brennen der Füchse“ lesen wir in Schnabels Abenteuern: „Die älteren Studenten bildeten ein Spalier, bewaffneten sich mit ellenlangen, mit Talg und Öl beschmierten Fuchsbussen, zündeten sie an und suchten den jetzt aus einer Nebenstube durch ihre Reihen ge-

triebenen Füchsen die Haare zu sengen. Ein entsetzliches Jagen und Rennen, Toben und Lachen, Walgen und Entrinnen erhob sich jetzt, man glaubte sich in ein Tollhaus versetzt. Die „schlaunen Füchse“ hatten Gläser und Krüge voll Bier über ihre Häupter gegossen, um das leicht zündbare Haar zu retten, aber gut mit Talg versehene papierne oder hölzerne Schilde machten jene Vorkehrungen doch zu Schanden.

Jetzt wird diese alte Sitte, die vermutlich mit den Mutproben zusammenhängt, wie sie im Mittelalter jede Gesellschaft den neuauftretenden Mitgliedern auferlegte, nur noch an einigen süddeutschen Universitäten geübt.

Auch die Sitte des „Fuchsrittes“, der zu Felix Schnabels Zeiten beim Fuchskommerse dem „Fuchsbrennen“ voranging, geht sehr wahrscheinlich auf einen ähnlichen Ursprung zurück, da er anfänglich im Freien auf wirklichen Pferden ausgeführt zu sein scheint. Sicher ist jedenfalls, daß die Dorpater Landsmannschaften, die ja



Fuchsbrennen der Franconia zu München. Wintersemester 1842/43.
(Nach einem Aquarell im Besitze der Franconia.)

sehr viel Altes — u. a. das „Fuchsprellen“, wobei die Füchse auf ein großes Tuch gelegt und durch Strammziehen desselben in die Höhe geworfen wurden — bewahrt haben, in den siebziger Jahren noch einen richtigen Fuchsritt auf Pferden ausführten. Die Korporationen machten einen Ausritt in die Umgegend, die Burschen bildeten mit langen Gerten bewaffnet Spalier, die Füchse mußten einen Berg hinunter und zwischen den Burschen hindurch reiten. Diese hieben auf die Zurückenden und ihre Pferde ein, wobei der Hauptspaß war, die armen Füchse zum Herabfallen aus dem Sattel zu bringen. Da Dorpat sich in seinen Sitten eng an die deutschen Hochschulen angeschlossen hat, so ist es wahrscheinlich, daß der Brauch in ähnlicher Gestalt auch hier bestanden hat; um so wahrscheinlicher, als auf dem umstehenden Bilde, das den Fuchsritt auf der Saroboruffenkneipe in Heidelberg 1831 vorstellt, ein Reiter auf einem wirklichen Pferde den Fuchsritt eröffnet. Doch war zu dieser Zeit die Sitte im allgemeinen schon zu einer bloßen „Biermilit“ herabgesunken, die in „Felix Schnabels Universitätsjahren“ folgendermaßen beschrieben wird. „Ein altes fideles Haus ergriff einen Stuhl, nahm die Lehne vorne, setzte sich gestiefelt und



„Fahrt auf der Heidelberger Schwabenreise. 1930.“



„Fahrt (50er Jahre.)
(Nach einer Chromolithographie, comp. von J. Bamberg, lith. von Ortswedel.)

gespornet, bemalt und mit einem Schläger bewaffnet auf sein hölzernes Pferd und eröffnete den Fuchsritt. Krasse und Brandfuchse mußten auf gleichen Rossen dem Vorreiter folgen, der bald langsam, bald galoppierend unter lautem Gelächter, tollen Streichen und nach dem Takte des Liedes: 'Was kommt dort von der Höh' um Tisch und Bänke in verschiedenen Couren herumsprengte'.

Heutzutage wird der Fuchsritt in der Regel nur bei besonderen Gelegenheiten, wie auf dem Kommerz nach der Fuchsaufnahme oder nach der Burschenrezeption veranstaltet; er verläuft so, wie er in „Schubabels Universitätsjahren“ geschildert wird, nur mit dem Unterschiede, daß er durch das fehlen der Sporen bei den Reitern noch mehr von seinem ursprünglichen Charakter eingebüßt hat, und daß er heute wohl überall von dem Fuchsmajor eröffnet wird.



Fuchsritt auf der Sauborussienkneipe in Heidelberg. 1831.

Der „Fuchsmajor“ war in den dreißiger Jahren ein ehrender Beiname, den Der Fuchsmajor. derjenige unter den Fuchsen erhielt, der sich zuerst bei seiner Verbindung paulte. Jetzt ist der Fuchsmajor ein älterer Bursch, oft sogar ein Inaktiver, dem die Erziehung der Fuchse anvertraut ist; sein Amt ist demnach ein ernstes, da er nicht blos im „Fuchskränzchen“, auch R. C. (Nonnen-Convent) genannt, den Fuchsen das Wissenswerte in studentischen Dingen beizubringen hat, sondern auch die Verantwortung dafür trägt, daß die Fuchse äußerlich und innerlich zu brauchbaren Mitgliedern ihrer Korporation erzogen werden.

Die heitere Seite seiner Thätigkeit zu entfalten, bietet dem Fuchsmajor die Kneipe Gelegenheit, jene für das Studentenleben so überaus wichtige Institution, in der alte Überlieferungen sich wohl am meisten erhalten haben; manche der dort beobachteten Gebräuche würden uns, wollten wir sie bis auf ihre erste Entstehung verfolgen, in die germanische Urzeit zurückführen. Schon Tacitus sagt von den alten Germanen, daß sie es nicht für eine Schande hielten, die Nacht beim Belage zuzubringen, und wenn es in einem Distichon der Anthologia latina heißt:

Inter hails goticum, skapjam, jam matjam jad driggkam
 Non audet quisquam dignos educere versus:
 Calliope madido trepidat se iungere Baccho,
 Ne pedibus non siet ebria Musa suis,

so ist unter dem 'hails' jedenfalls ein Ruf beim Zutrinken, eine Art Gesundheitstrinken zu verstehen; denn der Sinn der Strophe ist nach Maßmann (Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd. I, S. 379) offenbar der, daß der lateinische Dachstübendichter über dem Lärm, welchen unter ihm die wilden Goten beim welschen Weine machten, zu seinem Gedichte kommen konnte. Scott beschreibt uns in seinem „Ivanhoe“, wie sich die Sachsen im Hause Cedric's mit wassail und drinkail zum Trinken aufforderten, formeln, die im Mittelhochdeutschen als wees heel und drink heel beibehalten wurden, und die noch heute in dem nordfriesischen was heal zu hören sind. Auch in



Ein Zuschnitt zu Anfang der 18er Jahre.

dem Willkommstrunk, dem geordneten Trinken der Handwerksburschen des Mittelalters, das Henrik Smidt in der Höhe der Hamburger Brauersknechte so anschaulich schildert, liegen Anklänge an die studentischen Trinksitten. Aus allem geht hervor, daß ein geordneter Trinkcomment bei unseren Vorfahren aller Stände und aller Zeiten geherrscht hat. Ihn hat sich der Student angeeignet, hat ihn treulich bewahrt, weiter ausgebildet, ja schließlich zu einer Art Wissenschaft erhoben.

Die 6. Aufl. S. 111.

Der älteste studentische Trinkcomment liegt uns in dem Jus potandi oder Zechrecht des Blasius Multibibus vom Jahre 1616 vor. Danach trank man schon damals totales, Ganze, und partiales, in Absätzen, man trank sich zu und mußte mit demselben Quantum Bescheid thun, entweder nach der Ordnung, wenn keine Person übergangen wurde, oder außer der Ordnung; man trank auf Bräderschaft, wobei man viele zierliche Worte gebrauchte, — durfte auch mit einem „Merlator“ Schmolles machen propter victum et amictum. Man setzte einem Gaste den Willkomm vor, einen großen Becher, den er zu leeren hatte. Ferner trank man das „Wömische Reich“, einen ungeheuren Becher, der die Runde machte, man konnte auch zu vieren trinken, drei ad libitum, der vierte den Rest, man sang Knechtlieder beim Trinken, kurzum, man

hatte einen geregelten Kneipcomment. Die praktische Ausübung der hier gelehrten Theorie veranschaulicht das Zwischenspiel von Raue aus dem Jahre 1648 (citirt bei Fabricius, die deutschen Corps, S. 30 ff.), wo uns ein Austritt inter pocula vorgeführt wird. Wir sehen die Pennäle den Schoristen das Bier einschenken, man trinkt sich „Ganze“ zu und leert einen Becher à la santé de la madamoysella; die Pennäle müssen das „Kunda“ singen, und schließlich wird die Gemütlichkeit gestört, da ein Studiosus einem jüngeren auf ein vorgetrunkenes Quantum nicht Bescheid thun will, worin der letztere eine Heringschätzung erblickt, für die er dem andern einen „Bärenhäuter“ an den Kopf wirft.

Das Kneipen des 18. Jahrhunderts, das uns Fabricius in seinem eben-erwähnten Buche (S. 107 ff.) anschaulich schildert, hatte sich aus den vorher üblichen Schmäusen, bei denen in der Regel die Pennäle die Gastgeber waren, zu dem sogenannten „Hospiz“, bei dem ebenfalls auf Kosten des „Hospes“ gezecht wurde,



Hospiz in Jena, 1763.
(Aus einem Stammbuch.)

entwickelt. Die feuchtfrohlichen Zusammenkünfte der Studiosi fanden nicht, wie heutzutage, im Wirtshaus statt, sondern auf den einzelnen Buden. Der Hospes Das Hospiz „invitierte“ seine Landsleute, bewirtete sie mit Brötchen und Kaffee, und dann konnte das eigentliche Hospiz beginnen. Der Hospes — falls er nicht das Amt dem erwählten Vicehospes abtrat — war eo ipso Kneipwart, sein Abzeichen der Hausschlüssel, durch dessen Klopfen er Silentium gebot. Er hatte unbeschränkte Macht, konnte jeden zu jedem beliebigen Quantum verdomern und brauchte nur pro libitu zu trinken, d. h. zu nippen. So blieb er imstande, seiner Verpflichtung als Wirt nachzukommen, und konnte sein Ziel, alle Anwesenden „naß zudecken“, bequem erreichen, ohne selbst „voll“ zu werden. Daß es ihm nicht allzuschwer wurde, seine Absicht zu erreichen, dafür war gesorgt, zunächst durch die vielen auszubringenden „Gesundheiten“. Jeder mußte auf das Wohl der „Charmante“ trinken, d. h. der Dame, die er liebte. Nahmen zwei Gäste eine und dieselbe Charmante für sich in Anspruch, so suchte der eine sie dem anderen „abzuschwören“, indem er ihm 1—3 Ganze vortrank, die der andere nachtrinken mußte; dann konnte dieser wieder „nachschwören“, d. h. wieder drei nachzukommende Ganze vortrinken, u. s. w. ad infinitum.

Nach dem Trinken auf die Charmanten hatten sich alle bei dem Hospes durch Vorkommen von Ganzen zu bedanken. So kam die Trinkerei in Zug. Ein verspäteter Gast mußte, um in Stimmung zu kommen, den „Willkommen“, ein riesiges Glas, leeren, die Hälfte dessen zu sich nehmen, was von den anderen getrunken war, und auf aller Charmanten trinken; ihm mußte dann natürlich auch wieder nachgetrunken werden. Dazu wurden Lieder gesungen und holländische Pfeifen geraucht.

Wie es ein Jahrhundert früher, nach dem Jus potandi, nicht übel genommen wurde, wenn ein Zecher das, was er getrunken hatte, nicht mit nach Hause nahm, sondern „dem Herrn hospiti anstatt schuldiger Verehrung wiederum offerierte und zustellte“, so durfte auch damals der Hospes kein schiefes Gesicht ziehen, wenn das in großen Quantitäten genossene Bier die üblichen Wirkungen äußerte und infolge davon der Fußboden sein Teil abbekam. Um dem nach Möglichkeit vorzubeugen,



Nach einem Stammbuch.
(Ums. - Bibl. Bra.)

stellte der vorsorgliche Hospes einen, allerdings neuen, „Großvater“ mitten auf den Tisch, von wo ihn sich jeder nach Belieben langen konnte. Bierprozesse, d. h. „Abschwören“ einer Sache, die man für recht hielt, mit 3 Ganzen, die der Belangte nachzutrinken hatte, um dann dem Kläger wieder 3 vorzuschwören, u. a. bildeten eine lustige Kurzweil und wurden ausgetragen, bis einer „revocierte“ und „concedierte“, worauf der Sieger einen Ganzen pro victoria und der Besiegte einen pro poena trinken mußte. So ging es fort, und „naß zugedeckt“ ging jeder nach Hause, um am anderen Morgen den „Cornelium“ oder „Kater“ spazieren zu führen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts taucht neben dem „Hospiz“ die Bezeichnung „Commerce“ oder „Kommerisch“ auf; beide scheinen sich ihrem Wesen nach nicht viel von einander unterschieden zu haben, nur trug, nach dem obenstehenden Stammbuchblatt zu urteilen, der „Kommers“ schon damals einen feierlicheren Charakter, da er, wie wir sehen, mit Musik und im freien abgehalten wurde. Das Aufkommen des Landesvaters, der patronsche Geist, der nach den Freiheitskriegen die meisten Zechgelage schon allein durch die Pflege des vaterländischen Liedes auf

Kommers und
Kneipe.

ein höheres Niveau hob, drängten von selbst darauf hin, zwischen den zwanglosen Kneiperei und dem feierlicheren Kommerz einen Unterschied zu machen. Jene fanden, wenigstens in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, noch vielfach auf den Studentenbuden statt und werden sich im allgemeinen, was Solidität und Ehrbarkeit betrifft, vor dem früheren Hospiz nicht sonderlich ausgezeichnet haben. Seitdem es aber üblich wurde, daß die Verbindungen, Landsmannschaften wie Burschenschaften, ganz bestimmte Kneipen, die sie regelmäßig besuchten, zu ihrem Quartier wählten, wurde das Kneipleben immer mehr von festen, durch den Comment geregelten Formen beherrscht. Heutzutage bezeichnet man die regelmäßig wiederkehrenden geselligen Zusammenkünfte als „Kneipen“, die wiederum in „offizielle“ und zwanglose oder „Spielkneipen“ zerfallen; zum Unterschiede von den nur ein paar Mal im



Kneiperei auf einer Studentenbude.
(Nach einer Lithographie von 1815.)

Semester bei besonderen Gelegenheiten stattfindenden größeren „Kommerzen“, die sich als solche durch den größeren Aufwand von Ceremoniell und vor allem durch den Landesvater kennzeichnen. Die Kommerse haben im wesentlichen die Gestalt beibehalten, die sie zu Anfang dieses Jahrhunderts hatten. In den dreißiger Jahren ging es bei einem „Fuchskommerse“ nach der Beschreibung, die in Felix Schnabels Universitätsjahren entworfen wird, folgendermaßen her: „Obenan saßen die Senioren und Subsenioren als Präsidcs, sie stimmten die von der Musik begleiteten Lieder an, klopfen, wenn ein Vers oder der Gesang aufhören oder Ruhe herrschen sollte, laut mit ihren blanken Schlägern auf die Tafeln, daß Gläser und Flaschen klirrten, geboten herrschend silentium und diktierten das von den Anwesenden nach Verschiedenheit ihres Burschenalters zu trinkende Quantum, welches die Füchse stehend und mit entblößtem Haupte, die Brandfächse sitzend mit abgenommener Mütze, oder stehend mit der Mütze auf dem Kopfe, junge, alte und bemooste Burschen ohne Ceremoniell leerten, die Kandidaten hingegen an ihren eigenen, Tischen nach Wohlgefallen — ad libitum — auf das gegenseitige und allgemeine Studentenwohl trinken konnten.



Bath in Wuchezka 1828.
(Nach einer Lithographie von Zitel, vergrößert zu von J. G. F.)

Ihm antwortete die Korona, die mit den Hörnern und vollen Kännchen angetreten war, mit der 2. Strophe:

„Euer Gnaden aufzuwarten ic.“

Diese Strophe wurde gesungen, indem man im Takt um den Tisch herumging. Hierauf sang der Fürst wieder allein die dritte Strophe:

„Ihr Jäger, spannt's Gefieder“

und nach Schluß derselben reichte ihm einer aus der Korona sein Trinkgefäß, das der Fürst austrinken mußte. Während er trank, wurde gesungen:

„In's Horn, in's Horn, in's Jägerhorn,
Sauf zu, sauf zu, du Fürst von Torn.“

Nachdem also der Fürst sein Gemäß geleert hatte, sang er die letzte Strophe:

„Was nützt mir nun zc.“

und bestimmte seinen Nachfolger.



Der Fürst von Torn.

Hatten alle „gefessen“, so war die Ceremonie und die Kneipe zu Ende.

Eröffnet werden Kommerz und offizielle Kneipe heute wohl überall mit dem Salamander. Da dieser Brauch in der aus „Schnabels Universitätsjahren“ entnommenen Beschreibung des halleischen Fußkommerzes nicht erwähnt wird, scheint man ihn zu Schnabels Zeiten noch nicht gekannt zu haben, obschon, wie wir gleich sehen werden, etwas Ähnliches schon damals gerade in Halle existiert haben muß. Über den Ursprung des Salamanders und die Bedeutung des Namens sind die gewagtesten Vermutungen aufgestellt worden. Man will in dem Wort einfach nur eine Zusammenfassung und Entstellung aus „Sauft alle miteinander“ erkennen; man hat den Salamander ferner mit dem Bonner Universitätsrichter v. Salomon in Verbindung gebracht; da indessen, wie G. von Szejepanski in den „Bonner Skizzen“ bemerkt, das Salamanderreiben schon lange vor der Amtsführung des Herrn v. Salomon im Schwange war, kann das Wort kaum von ihm herrühren. Szejepanski will das Reiben der Gläser auf den Tischen auf das Bedürfnis zurückführen, die Gläser von

der anhaftenden Flüssigkeit zu befreien, weil man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch keine Bieruntersätze kannte.

Interessant und einleuchtend zugleich ist die Erklärung Hofmeister's, der (in der „L.C. Zeitung“ vom 22. Mai 1897) aus eigener Erinnerung zur Aufklärung des Geheimnisses folgendes beisteuert: „Als in den Jahren 1873 und 1874 etwa die Frage nach dem Ursprung und dem eigentümlichen Namen des Salamanders in Fluß kam, fügte es sich, daß ich mit einigen Freunden in der bekannten Weinstube von Jakob Broich in Halle mit einem alten Herrn der 1854 suspendierten Landsmannschaft Pomerania zusammentraf und die Gelegenheit wahrnahm, diesen nach seinen Erinnerungen über den Salamander zu befragen. Die Antwort lautete dahin, daß allerdings zu seiner Zeit, also um 1830, bei den Hallenser Pommern ein so benannter Brauch in Übung gewesen sei, der sich aber wesentlich vom heutigen



Strand von Joren

Salamander unterschieden habe. Die Einzelheiten waren ihm entschwunden, das eine wußte er aber ganz genau, daß es dabei gebrannt habe. Ähnliche Andeutungen hatten sich auch anderwärts gefunden, und schon der Name des Feuertieres mußte etwas derartiges nahe legen.

Als mich dann nach Jahren das Geschick an die Küste der Ostsee führte, lernte ich hier eine ganz besondere Art von Getränk kennen, das besonders in den Kreisen älterer Schiffskapitäne und sonstiger Seebefahrener Leute beliebt ist und von diesen in den kleinen Strandorten namentlich im Winter, wenn die ‚Berliner‘, wie hier alle Sommergäste mit Vorliebe bezeichnet werden, den Strand geräumt haben und die Bewohner wieder unter sich sind, gern bereitet wird — die sogenannte ‚Skier-tangenbowl‘. Das Rezept dazu lautet: Man nimmt einige Flaschen guten Rum oder Arac, aber ohne jedes Wasser, gießt diese in ein feuerfestes Gefäß, legt darüber eine gewöhnliche blankgeputzte Feuerzange (daher der Name), packt auf diese eben so viele Pfund grobgeschlagenen Zucker, wie man Flaschen Rum oder Arac genommen hat, und zündet nun die Flüssigkeit im Kessel an. Der Zucker, der vorher gleichfalls

mit Rum begeben ist tropft nun schmelzend und kochend in die stetig umgerührte Flüssigkeit. Wenn alles geschmolzen ist, ist das Getränk, das inzwischen ungefähr auf den dritten Teil zusammengedampft ist, fertig und wird so genossen. Es ist ein ganz vorzüglich wärmendes, mild schmeckendes, aber auch recht kräftiges Getränk, das so erzielt wird und welches große Ähnlichkeit mit dem besten schwedischen Punsch hat. Wenn man die Gläser vorsichtig schüttelt oder auf dem Tisch hin und her bewegt wie beim Reiben des Salamanders, gelingt es auch im Glase noch den Inhalt eine Zeitlang im Brennen zu erhalten. Zur Erhöhung der Heiterkeit bei dem ernst zu bereitenden Werke pflegen beim Anzünden der Flüssigkeit alle übrigen Lichter entfernt zu werden, sodaß die erwartungsvoll herumsiehenden Teilnehmer nur von den fahlen, flackernden Flammen des Spiritus beleuchtet werden, und es soll, wie mir von durchaus vertrauenswürdiger Seite mitgeteilt wurde, hier und da noch



Banniers in Heidelberg 1827.
Beschreibung von Jacht.

Sitte sein, während des Umrührens einen Spruch zu murmeln. Näheres über den Spruch selbst habe ich aber nicht in Erfahrung bringen können.

Wer denkt hier nicht an die Beschwörungsformel im Faust.

Salamander soll glücken,
Unde sich winden
Selphe verübwinden
Wohld sich mühen!
Wer ne nicht konnte,
Die Elemente
Ihre Kraft
Und Eigenhaft,
Wär kein Meister
Über die Geister.

Die alten Seebären in Wustrow und Ahrenshoop werden freilich wohl nicht gerade diesen Spruch angewendet haben, daß aber ein Studio bei der Bereitung des überall verbreiteten und geschätzten Trambambuli (denn dies ist mit der beschriebenen Saertangenbowle identisch) sehr leicht darauf kommen konnte, ja mußte liegt

auf der Hand. So haben wir den alten und echten Salamander, von dessen Ceremoniell dann einiges auf den Viercomment übertragen wurde. Der Bonner Salomon ist hineingekommen wie Pontius Pilatus ins Credo."

Den Höhepunkt seiner Feierlichkeit erreicht der Kommers durch den Landesvater, einen Brauch, der eben nur dem Kommers eigen ist.

Nach G. von Szezepanski hat der Landesvater seine jetzige Fassung während der Franzosenzeit erhalten, und das Durchbohren des Hutes soll nach ihm das Durchbohren von Napoleons Hut oder des Hutes des Tyrannen à la Geyler bedeuten. Wahrscheinlicher als diese Erklärung von der Entstehung des Landesvaters ist die Ansicht, die Fabricius in seinem Buche über die Deutschen Corps vertritt. Er ist der Meinung, daß das Hutedurchbohren, die Hauptceremonie beim Landesvater, mit dem alten Bruderschaftstrinken zusammenhänge. Diese Ceremonie habe schon früher an

Der
Landesvater



Landesvater.

(Aus einem Biegener Stammbuch von 1763 im Besitze des Oberhess. Geschichtsvereins in Gießen.)

den Universitäten als ein Zeichen des Opfers bestanden, das man dem neuen Bruder zu bringen gewillt sei. Das Bruderschaftstrinken für die ganze Korona war im 18. Jahrhundert bei jedem Hospiz Sitte, und da meistens die Landsleute zusammenkneipten, so wurde auch des Landesvaters beim Brüdergesange gedacht, und zwar in einer besonderen Strophe, die lautete:

Landesvater,
Schutz und Vater,
Es lebe mein . . . hoch,
Ausbund auserles'ner Prinzen,
Schutz der glücklichsten Provinzen,
Ehr und Hoheit krönen ihn.

Dann wurde dem Landesvater — wie sonst dem Freunde — zu Ehren der Hut durchstochen. Das war die ganze Ceremonie, außerdem sang man noch improvisierte Strophen, die oft recht unanständig waren, so daß die ganze Sitte in Verfall kam.

Der Renommisten-Comment aus dem Jahre 1776 erwähnt auch den Landesvater als eine bemerkenswerte Übung aus alten Zeiten, und fügt, indem er ihn beschreibt,

hinzü: „Der Präses durchsucht den Hut mit dem Schläger, und so einer nach dem andern, damit nämlich das Loch im Hute sei, sowohl ein Sinnbild des Todes für das Vaterland, als auch ein Denkzeichen der guten Bruderschaft.“

Ähnlich heißt es im Taschenbuch für Studenten, dem die oben S. so wiederzugegebene bildliche Darstellung des Landesvaters entnommen ist:

... singt seinem König zu Ehren.
Ihm wird das Haupt bedeckt mit dem Hieber
Und zum Bundesvott erklärt, der sich erlähnt, ihn zu schimpfen.

Landvater mit 1796.
(Aus einem Stammbuch im Besitz des Herrn Dr. Schreiber in Weith.)



Erst in diesem Jahrhundert nahm der Landesvater die heute übliche Form an; man trank auf das Wohl des Vaterlandes und der Bruderschaft. Die bekannte Bearbeitung des Weibeliedes „Alles schweige“ findet sich zuerst in den deutschen Burschenliedern (Jena 1817). Der Hergang ist im großen und ganzen, von einzelnen Abweichungen des Liedes abgesehen, so geblieben, wie er in „Kelig Schnabels Univeritätsjahre“ beschrieben wird: „Mit Ruhe und Würde wie der Anfang: 'Alles schweige, jeder neige ernsten Tönen jezt sein Ohr', befiehlt, wird der Landesvater begangen: die Präsidet, jezt mehrertheils nur die ersten Chargierten, außer in dem Falle, daß diese zu schlecht singen, teilen die Anwesenden in gleiche Teile und ordnen die Plätze so, daß jeder seinem vis-à-vis gerade gegenüber sitzt und so verbleibt, stellen sich dann, je zwei, an die obern und untern Enden der Tafeln, daß jeder ein Viertel seines Tisches überkommt. Nach der Zahl der Anwesenden werden zwei bis sechs und mehr Tafeln geordnet und

besetzt. Mit spit geschliffenen Schlagern Ruhe gebietend und den Takt auf den Tischen andeutend singen die Präsidet allein die erste Strophe, schreiten dann links und rechts zu ihren Nachbarn, stoßen mit diesen die Gläser an und singen, zu ihnen gekehrt: 'Nimm den Weiber, wackerer Hedder, vaterländischen Weines voll; nimm den Schläger in die Linke bohre ihn durch den Hut und trinke auf des Vaterlandes Wohl.' Der so singend Angeredete thut das Begehrte, legt, nachdem die Ruhe durchsichert und auf die Glocke geschoben, die beiden ersten Finger seiner Rechten auf die Klinge und singt Solo: 'Ich durchbohre' den Hut und Schwere, halten will

ich stets auf Ehre, stets ein flotter Bursche sein.' Diese Prozedur wird bei allen Umwesenden von den verschiedenen Präsidcs wiederholt, die mit einem jeden, wenn auch nach Belieben, wenig oder mehr temken und dadurch oft so hinfällig werden, daß sie ihr Amt nicht verrichten oder vollenden können. Nachdem die Mützen der Menge durchlöchert und an dem Schläger befindlich sind, treten an jedem Tischende die Präsidcs auf Stühle und durchbohren ihre Kopfbedeckungen, wechseln dann die Schläger und Mützen und teilen sie, dem Gegenübersitzenden die oberste Mütze hinreichend und den Schläger auf dessen Haupt legend, wieder aus. Bei diesem Akt singen sie: 'So nimm ihn hin, dein Haupt will ich bedecken, und drauf den Schläger strecken, es leb' auch dieser Bruder hoch, ein Hundsfott, der ihn schimpfen soll'; dann fällt der Chor ein: 'So lange wir ihn kennen, woll'n wir ihn Bruder nennen, es leb' auch u. s. w.' So der Reihe nach bei jedem, und hiermit ist der Landesvater und gewöhnlich auch der Kommers beschloffen."



Landesvater in Pottlman am 1816.
(Nach einem Kupferstich, bei Wiederhold in Pottlman erdtenen.)

Während der Kommers und auch die offizielle Kneipe sich in dem Rahmen einer feststehenden Ordnung abspielt, geht es auf den sogenannten „Eykneipe“ ungekündener und regelloser her. Jede Korporation hat eine besondere Eykneipe, die ein Lokal außerhalb des Weichbildes der Stadt, gewöhnlich in einem nahegelegenen Bierdorf, wohin an schönen Sommernachmittagen, wenn der Tag nicht durch Mienne, Kneipe oder sonstige befezt ist, die mehr oder weniger vollzählige Verbindung ihre Schritte lenkt. Das Bild einer solchen Eykneipe mag bisweilen auch heute noch nicht viel anders sein als zu Schmabels Zeiten, der sich als fuchs auf die Sommerkneipe der Hallenser Märker in Kröllwitz begiebt. „Auf der fahre, die den ungeduldig Sehnsüchtigen an das andere Ufer der Saale und in den Kreis der Erwählten bringen sollte, vernahm er schon das Larmen, Schreien und Singen der lustigen Kameraden, sah auf dem vorspringenden Felten und auf dem vor der Bergschenke befindlichen freien Plage orangefarbige und weiße Mützen, sich umbertummelnde Burschen in Hemdsärmeln, beißende, bellende Hunde, den geschäftigen Wirt und Keller-mädchen, die sich kaum den Umarmungen und gewaltsamen Verführungen lockereit Zeifige — es war noch am Tage! — zu entwunden vermochten“.

Den Hauptganz empfängt die Erkeipe, wenn auf ihr seine königliche Hoheit Der Hofstaat der Bierherzog einen „Hoftrag“ abzuhalten gerubt. Die Anfänge des heutigen Hoftragwesens sind im 17. Jahrhundert zu suchen. „Es ist geschehen“, berichtet Mewfart, „auf der Universität zu U., daselbst theten sich zusammen etliche junge Lappen, und scholten ihre Gesellschaft die Cavalierer d. i. die Ritter) der Ehren: Das Haupt dieser Rette hieß Apollo, hatte neben sich neun Mäusen und drey Gratten. Andere, welche ober dieser Zahl waren, führten den Titel Expectanten. Sie machten Satzungen, theils von Narrentheidungen, theils von Sauffereyen, wie Apollo erstlich drey Gläser austrinken, und hernach die Gesellschaft das Maul in die Schwemme jagen und baden, und der Mel-Götze Apollo vorerbet werden sollte“. Nach Fabricius (Die deutschen Corps, S. 125) müssen noch früher Trinkerreiche existiert haben, er erwähnt, daß Eobanus Hessus König in einem Erfurter Humanisten Trinkerreiche gewesen sei, und daß am Ende des 16. Jahrhunderts in Tübingen die „Kongreiche“ abgeschafft worden seien, er zitiert eine Stelle aus den „facetiae facetiarum“, wonach die Studenten auf einem Bierderfe sich einen comes oder princeps wählten, dem alle zu folgen hatten. Auch in dem

Promovieren zum Doktor „Cerevisiae et Vini“, so wie in dem „Pappspiel“ des vorigen Jahrhunderts haben wir nach Fabricius direkte Vorläufer des Bierstaats zu sehen.

Einen solchen Bierstaat lernt auch Schmabel auf der eben erwähnten Erkeipe der Hallenser Märker kennen. „Der Großherzog mit dem jedesmaligen Namen 'Mar' wurde unter den Befähigsten und Tüchtigsten im Gebiete des Trinkens erwählt und herrschte monarchisch-konstitutionell, indem die Großen des Reichs,



Erkeipe.

(Best. von Adrt 1820, herausg. von Jort h.)

die eine Kammer bildeten, nicht selten in Opposition traten, den betrunkenen Fürsten zeitweise suspendierten, den tyrannischen zur Abdankung oder Aenderung seines Regierungssystems zwangen. Sonst war der Großherzog angesehen und hochgeehrt, prangte bei festlichen Gelegenheiten in Purpurmantel mit Krone und Szepter und hatte einen sehr großen Hofstaat: Erztruchseß, Erzklammerer, Erzmundschenk, Ceremonienmeister, Herolde, Pagen, Knappen und Hofgesinde. Jeder, der in diesem Staat das Bürgerrecht erlangen wollte mußte eine gewisse Quantität Weiskorn in fünf Minuten einhütten, Süßke und junge Burichen nicht unter acht Gläser, ältere Häuser nach Belieben. Höhere Chargen, Orden, Belobungen in der Hofsetzung und andere Auszeichnungen erwarb die vermehrte Gläserzahl in eben jener Zeit, es haben sehr befähigte Leute — kaum sollte man es glauben! — vierzig Gläser, also über fünf Steinfrüge in fünf Minuten hinein und alsbald auch wieder herausgeschüttet!

Jeder Neuling erhielt eine Charge, Süßke und schlechte Trinker zahlten zum Gesinde, höchstens zu den Knappen und Pagen, bessere Bacchusdiener nahmen höhere Stellen ein. An Hoftagen bei einer neuen Wahl und Krönung des Großherzogs, am Störungstage und anderen Festen ging es hoch und prächtig her: Jeder verschaffte sich, oder wählte unter der eigenen Garderobe, einen seinem Stande angemessenen Anzug, Geirants in Staatsgewändern erschienen von anderen, dem Krollwäther ähnlichen Staaten Mühl und Eieder erholten, ein würdiger Anzug wurde

gehalten und sehr viel des edlen Stoffes aller Art getrunken und verschüttet. Eine der angesehensten, aber mühseligsten Stellen bekleidet der Hofpoet, der wöchentlich eine Hofzeitung bei gänzlicher Pressfreiheit schreiben, passende Gesänge und Lieder dichten und die Thaten seines Gebieters preisen mußte, dafür hatte er zwar, wie auch der Großherzog, freie Zechen, konnte jedoch, wenn er sein Amt gut versehen wollte, wenig den Studien obliegen. Noch mühsamer und nichts einbringend war das Geschäft des Totenfuhrmanns, dem es oblag, mit seinem noch nüchternen Gehilfen die des „süßen Getränks Vollen“ in die Totenkammer, ein mit Stroh bedecktes finstres Gemach, zu bringen“.

Die eigentliche Heimat des Bierstaats ist Jena, auf dessen Vierdörfern zu Schmabels Zeiten die Verbindungen, so oft sie sich in den Dörfern aufhielten, immer eine Art Hoftag abgehalten zu haben scheinen. Jedenfalls galt in Wöllnig, Eichtenhain



Eine Kneipe in den 18ten Jahren.
(Nach einer Lithographie von Kaiser.)

und anderen Vierdörfern nicht der sonst übliche, auch in Jena gültige Comment, sondern der in einem besonderen Gesetzbuch niedergeschriebene „Burgbrauch“. Alles hatte in dem Vierdorf besondere, aus der alten Ritterzeit entlehnte Namen; das Bauernhaus, die Kneipe, hieß „Burg“, der Wirt und seine Angehörigen „Burgvolg“, Burgfrau, Burgfräulein“ u. s. w., die Mißpfäße vor der Thür „Burgleidi“, die Trinkgeräte „Humpen“ und „Lanzen“, eine Bierfunte „Fobde“ u. s. w.

Alles das hat sich in Jena bis auf den heutigen Tag noch unverändert erhalten. Jetzt pflegt der Hoftag namentlich bei Gelegenheit der Feier eines Stiftungs-festes mit besonderem Glanze abgehalten zu werden und alsdann — von dem der Entfaltung von Witz und Laune gelassenen Spielraum abgesehen — etwa folgenden typischen Verlauf zu nehmen: Bald nach dem Mittagessen versammeln sich die Mitglieder der feiernden Korporation auf der Kneipe, um sich zu kostümieren; dann erscheinen die Wagen, und der Zug setzt sich in Bewegung. Voran reitet der Herold in mittelalterlicher Tracht. Er trägt ein Schwert und das Reichsbanner, das mit den Bierfarben — die andere sind als die Farben der Couleur — versehen ist. Nach

ihm kommt der Wagen mit der Misch — der Jenerser Stadtkapelle — und dann der Wagen Sr. Hoheit des Herzogs, von vieren gezogen. Neben dem Kutscher sitzt der Leibmohr der Herzogin, ein Fuchs in rotem Hemd und weiten Bein Kleidern, in der Hand hält er einen gewaltigen Sarras, er trägt schwarze Handschuhe und eine Negerperücke, das Gesicht ist ihm mit „Graphit“ glänzend schwarz gemacht. Im Fond des Wagens lehnt das herzogliche Paar, der Herzog mit Krone, Purpurmantel und Szepter, die Herzogin — ein Fuchs mit glattem Gesicht, aus dem etwaige Anzeichen eines zukünftigen Bartes sorgfältig entfernt sind — in modernem Damenkostüm. Auf dem hinteren Trittbrettle des Wagens steht der Leibnarr und erste Hofpage des Herzogs, der mit einer Schweinsblase in die Zuschauermenge hineinschlägt. Folgen mehrere Wagen mit „stinkenden Geisern“. Jedes Semester nämlich stirbt der Herzog, ein neuer folgt ihm, aber der Geist will doch auch mitfeiern; so erscheinen die seligen Herzöge in Leichenhemden oder Bettlaken gebüllt, auf dem Kopfe ein messingnes Diadem mit ihrer Regentennummer. Sie bringen von den himmlischen Gefilden übrigens einen Böllendurst mit. Nun kommen die Burschen, die alle Ritter und Prinzen sind und zugleich als Kammerherren, Schnellmaler, Reichsapotheker fungieren; ferner der Kriegsminister Sr. Hoheit, allem ein Ponyviergespann lenkend, in eigelbem Frackanzuge mit römischem Schilde, Ritterschwert und griechischem Helm. Auch die Geistlichkeit darf nicht fehlen: der Erzbischof, umgeben von einigen Mönchen, fährt in einem besondern Wagen. Sodann folgt der Wagen mit den jetzt Sch. . sbürger genannten Füchsen, die von dem Sch. . sbürgermeister befehligt werden. Den Schluß macht die Hummelziege, ein in Jena beliebtes Gefährt, mit zwei als Verbrechern kostümierten Füchsen und dem Reichschinder, der wahrhaft schrecklich aussieht, endlich wieder einige Reiter und zuletzt der Nachtwächter des Bierdorfes mit Horn und Hellebarde in eigner Person.

Dieser Zug fährt nun zunächst nach dem Markt hin, dreimal um den „Hammfried“, und dann zur Stadt hinaus. Auf dem Bierdorf ist die „Burg“ in Stand gesetzt; ein feierlicher Einzug findet statt, die Hoheiten nehmen auf dem Throne Platz, neben ihnen Mohr und Narr, und der Hoftag kann beginnen. „Burgfriede“ ruft der Herzog statt silentium, „Burgfriede“ wiederholt der Narr, und achtingsvoll lauscht man der Thronrede, die der Herzog seinen geliebten Unterthanen vorliest. Der Narr spricht die Worte seines Herrn nach, verdreht sie aber. Sagt der Herzog z. B.: „Ich verkünde von meinem erbgeessenen Thronstuhl“, so sagt der Narr: „Ich verkünde von meinem abgeteissenen Kofferstuhl“ u. s. w. Nachdem die Thronrede verlesen und Titel und Auszeichnungen verliehen worden sind, beginnt das Turnier. Jemand wendet sich zu einem andern und sagt z. B.: „Fürst von Klosewitz, ich werfe Euch ein Länzchen!“ „Aufgehoben!“ sagt der Klosewitz, und beide trinken zu gleicher Zeit ein Gemäß Bier — der Sieger ruft: „Fürst v. Klosewitz in den Sand gestreckt.“

Zur Abwechslung werden einzelne vor den Herzog geführt, wo sie knieend ein Gemäß leeren müssen und mit Bierorden decoriert werden. Der Büttel oder Schinder ist in ewiger Bewegung, und alle, die gegen den „Burgbrauch“ verstoßen, kreidet der Reichsherold an die „Abt-Tafel“ an. Revolten der Bürger unterbrechen das Emerlei, werden aber meist schnell erstickt, und die Attentäter müssen etliches und noch einiges pro poena trinken.

Zum Schluß kommt das große Ordensturnier. Die Bewerber um einzelne Orden melden sich beim Narren, der sie aufbreyht, und der Herzog bestimmt die Kämpfer. Diese treten an und trinken nun um die Orden auf Kommando. Wer zuerst fertig ist, ist Sieger, wird vom Herzog geschmückt und trinkt ein Gemäß pro laude. Der Besiegte meldet sich weiter. Einen höheren Orden kann sich nur der Sieger erkämpfen. Die zu bewältigenden Quanten sind: 1. ein Länzchen = $\frac{1}{2}$ l; 2. ein Doktor = 1, 3. ein Kannchen = $\frac{1}{2}$ l; 4. 1 Kanne = 1 l, 5. ein Kannchen u. eine Kanne = $\frac{1}{2}$ l, 6. zwei Kannen = 2 l. Abgeseht darf nicht werden, der „Obergerber“ hat aber den Weg zum Fenster freizuhalten. Während der ganzen Zeit des Hoftages ist die Bauernschaft im Lokal und trinkt frei mit, denn mächtige Fässer voll

Eulenkamer liegen zum Verzapfen an den Wänden bereit. Bei Morgengrauen geht es zu Fuß oder zu Wagen nach Jena zurück.

Wie schon erwähnt, herrscht auf den Hostagen ein eigener Comment, der „Burgbrauch“; er unterscheidet sich freilich von dem gewöhnlichen Comment nur durch die mittelalterlich zugeschnittenen Ausdrücke. Der Biercomment, über dessen Alter und Entstehung schon gesprochen wurde, ist, nach der Definition eines Jenenser Biercomments aus den 40er Jahren, „die Richtschnur, welcher ein jeder eifrige Verehrer der heiligen Cerevisia nachzukommen streng verpflichtet ist.“ Nach § 2 desselben Comments soll er „zu dem erhabenen Endzweck führen, teils das gesellige und heitere Leben auf den Unenpen nicht durch unnötige Strengkeiten zu stören, teils aber auch und besonders Ruhe und Ordnung beim Commercis und anderen Trinkgelagen zu erhalten.“ Kürzer und präziser bestimmt der Leipziger L. C. Comment vom W. S. 1887/88 seinen Zweck als gerichtet auf „die Herbeiführung bierrechtlicher Verhältnisse und eines geordneten Bierwesens.“ Überhaupt hat man sich bemüht, dem heutigen Biercomment durch juristische Fassung seiner Paragraphen den Charakter eines Gesetzbuchs zu verleihen; so zerfällt der genannte Leipziger Comment in einen civilrechtlichen Teil, der das Personenrecht und das Obligationenrecht umfaßt, und einen strafrechtlichen Teil, der vom Abfassen, vom Spinnenlassen, vom pro poena-Trinken und vom Bierverschiff handelt. Inhaltlich unterscheiden sich die beiden mehr als vierzig Jahre auseinander liegenden Bier-Comments nicht sehr; auch der ältere handelt vom „Vortrinken“, vom „Bierstandal“, heute gemeiniglich „Bierjunge“ genannt, vom „Cerevis“, d. h. dem Eid in Bierfachen, vom „Bierverschiff“, von der Wiedererlangung der „Bierehre“ und vom „Bierconvent“, dem heutigen Biergericht. Ein besonderer Abschnitt des älteren Comments ist überschrieben: Vom ex pleno-Bieten. Aus der Beschreibung dieses Aktes, bei dem der Bietende den Strafwaren dreimal mit den Worten auffordert: „ex pleno“, und dieser bei Strafe des Bierverschiffes nachzutrinken hat, geht hervor, daß dieses ex pleno-Bieten nichts anderes ist als unser heutiges Spinnenlassen.

Der
Biercomment.

Der Bierstandal, der heute einfachere Formen angenommen hat und nur noch in der Gestalt der „einfachen“ und „doppelten Bierjungen“ üblich ist, war nach dem Jenenser Comment noch ziemlich kompliziert; man unterschied danach verschiedene Grade des „Sturzes“: Renommage (1/2 Doktor), Gelehrter (1/2 Doktor), Doktor (wohl das Normalmaß = 1 Ganzer), Papst (2 Doktoren), Seraph (4 Doktoren), Christenheit (8 Doktoren) und Gottesacker (16 Doktoren). Daß diese Bestimmungen des Biercomments nicht bloß graue Theorie waren, sondern auch in der Praxis Anwendung fanden, geht aus den „Bonner Stützen“ (1839) von G. v. Szezepanski hervor, wo wir von einer richtigen P. P. Suite, die zwischen den einzelnen Corps mit Bier ausgefochten wurde, lesen. „Als Kommando diente ein dem Mensurkommando analoges: „Auf die Mensur! — stoßt an! — stoßt an! — los“. Man kontrahierte sich auf mehrere Stangen, die den Namen der alten großen Gefäße: Papst (2 Stangen), Christenheit (4 Stangen), Ocean (8 Stangen) hatten. Das Turnier dauerte stundenlang, endlich siegten die Pfälzer die Gegner konnten nicht mehr trinken.“ Ähnlich ging es in den dreißiger Jahren in Halle zu. „Man trank sich“ — so wird in Schnabels Universitätsjahren erzählt — „gegenseitig nicht nur ein halbes oder ganzes Glas vor, was binnen fünf Minuten nachgetrunken werden mußte, sondern man kontrahierte auch Bierstandale, d. h. man steigerte von einem halben Glase bis auf vier und acht ganze, die von beiden Kontrahenten unter Huziehung von Sekundanten, welche das Quantum gleichmäßig verteilen, zum Leeren desselben kommandieren und das Resultat des besseren oder schlechteren Trinkens proklamieren mußten getrunken wurden. Der Besegte war angekschiffen. Dies duldete sein Sekundant nicht, und es entstand eine neue Bierfehde.“

Solche „Sausturniere“ sind in neuerer Zeit mehr und mehr abgekommen, und auch die Bewegung, die sich gegen den studentischen Frühstoppfen richtete, ist hier und da von Erfolg gewesen. Nur der Sonntagsvormittag und besondere fest-

tage vereinigen noch überall die Korporationen zu einem Frühstücken, der dann meistens unter der Herrschaft des vorbergehenden Abends zu stehen pflegt. Von der Aufrichtung der Lebensgeister abgesehen dient der Frühstücken dazu, den offiziellen Erbummel für den Sonntagnachmittag zu verabreden.

Praktisch

Spritzleuren und Erbummel sind auch heute noch bei den Studenten sehr beliebt, wenn sie auch mit der Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse ihren Charakter geändert haben. Wagenfahrten sind heute schon etwas Seltenes geworden, und solche Kuriosa, wie die in den 80er Jahren sehr beliebte Himmelstoge in Jena — ein altes Pferd, das beim Bergauffahren ein Nachziehen des Wagens verlangte, zog einen kleinen Wagen, der einen Kutschbock hatte, zwei Hintersitze und einen Reitsitz, alles mit Matrazenzug gepolstert — werden bald ganz von der Bildfläche verschwunden sein.

Früher war das Reiten und Fahren bei den Studenten sehr im Schwange, namentlich die Ausfahrten der Korporationen zu Kommerzien auf Bierdorferm heinabe an der Tagesordnung. Auch bei Felix Schnabel wird uns von einer solchen Ausfahrt,



Ausfahrt.

Gezeichnet von Ernst 1825. heraus gegeben von G. H. H. S.

welche die Hallenser Corps vor dem Kuchskommerz veranstalteten, erzählt: Mehr als sechzig Wagen und Reiter zogen von Halle ab, angeführt von zwei Gensdarmen und einem Müllker. In Sechsspännern saßen, von chapeaux d'honneur und Reitern in Uniform umgeben, die Senoren und Chargierten, hinter ihnen Vier-, Zwei- und Ein-spänner, die mit kammibalsidiger Grausamkeit, Lieben und Schreien zu gleichem Schritt mit den besser bespannten vorderen Karossen angetrieben

wurden. Chargierte zu Pferd führten, begleiteten und schlossen den Zug, neben ihnen die Adjutanten reitende Kuchie in Polonaisen mit Kollern in den Couleurfarben, Ceremonialstappen und Schleppmäbeln — so ging es nach Weidenburg hin.

Verabmt sind heute noch die Ausfahrten der Jenenser Burschenschaften nach Weimar hin, wenn dort die Ränker aufgeführt werden. Dann hat die Burschenschaft Jena — dank einem alten ihr schon von Karl August verliehenen Privileg — die Erlaubnis in der Szene, in welcher die Ränker „Ein freies Leben führen wir“ anstimmen, das Recht, nach der ersten Strophe Silentium zu gebieten und das „Gauloamus“ oder ein anderes Lied, z. B.: „Stoßt an! Jena soll leben!“ zu singen. Nach Schluß des Liedes wird gerufen: „Silentium ex, das Spiel darf weiter gehen“. So war es schon zu Schnabels Zeit, so ist es noch jetzt. Die Ausfahrt nach Weimar geht jedes Jahr einmal, meist im Februar, vor sich, bei guter Bahn in Schlitten sonst in Wagen, mit Zugführern und Adjutanten in Wick.

Das Comité. Besonders feierlich gestaltete sich früher eine unedelmütige Ausfahrt, wenn es galt einen scheidenden Kommilitonen ins Pfälzertum zu geleiten. Wann die Sitte des Comitéats ungetraht angekommen ist, steht nicht fest, der Neuenmünzencoment von Jahre 1776 sagt nichts vom Comitéat, erwähnt aber die Nachtmahl eines „Abiturienten“. Die Sitte scheint bis in den Anfang unseres Jahrhunderts sehr beliebt gewesen zu sein, mit dem Aufkommen der Eisenbahn hatte sie indeßen ihre eigentliche Bedeutung



The Fair.
Glasgow, 1840.

verloren und blieb nur noch als eine Ehrung, die der Scheidende durch seine Verbindung erfuhr, bestehen. Ein solches Ehrengeläute beschreibt auch Kusmaul in seinen „Jugenderinnerungen“: „Gegen Schluß meines zweiten Semesters gab die Suevia einem scheidenden Ehrenmitgliede ein feierliches Geleite, ein Comitat. Der verdiente Veteran, stattlich und wohlbeleibt, Hamster genannt, war um seines gesunden Verstandes und glücklichen Humors willen der Verbindung doppelt wert und teuer. Vierzig bis fünfzig Freunde zu Pferd und Wagen bewegten sich mit dem alten ‚Hause‘ in festlichem Aufzug durch die Straßen, es war eine Auffahrt wie aus den Tagen von Louis XV., die Teilnehmer in herkömmlicher Weise größtenteils kostümiert in der eleganten Tracht jener Zeit. Wie ein Souverän unter seinen Getreuen nahm der Gefeierte den Hinterfüß eines Sechsspänners ein, ihm gegenüber zwei Füchlein prächtig ausgestattet als „Chapeaux d'honneur“, in Vierspännern folgten die



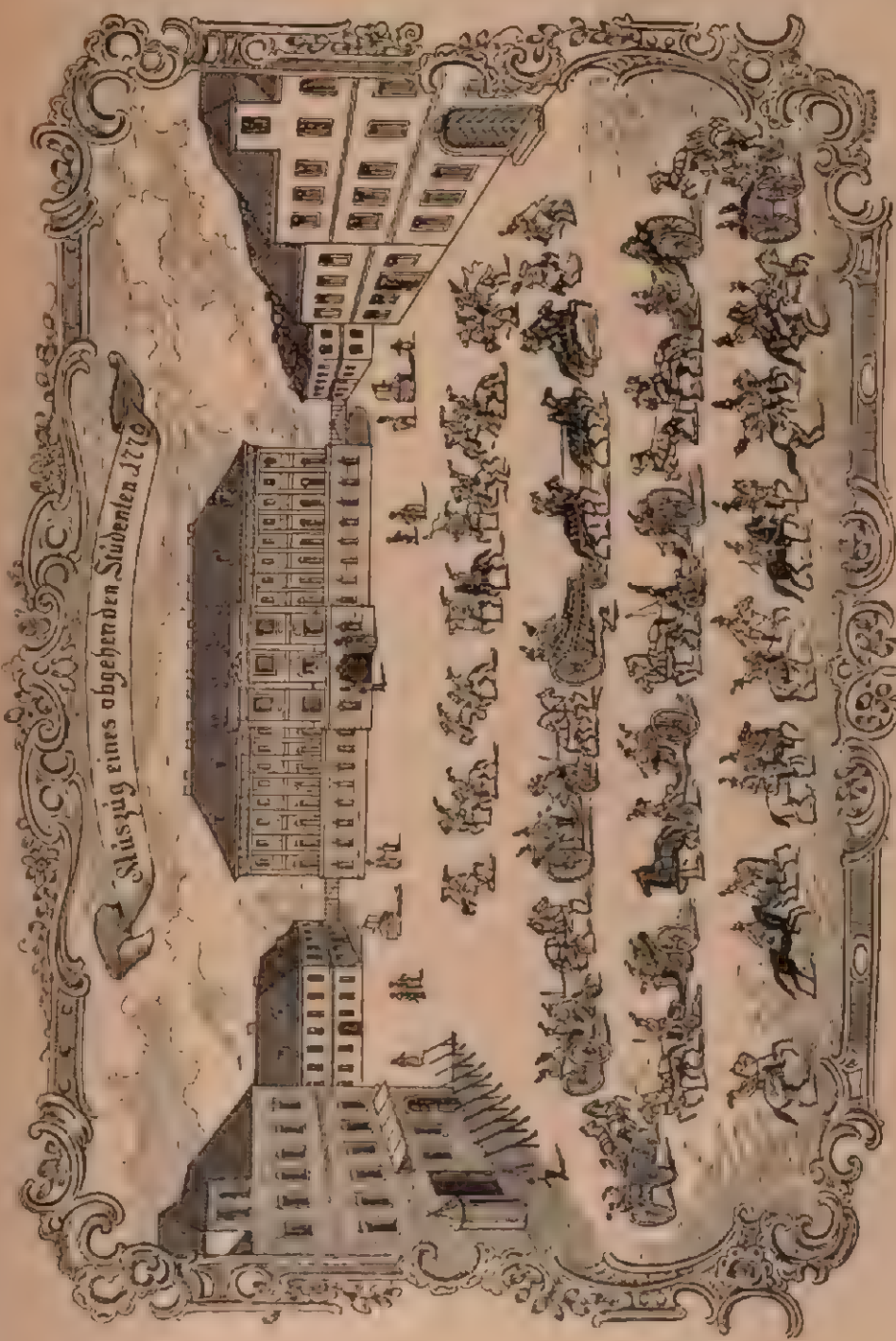
Auffahrt.

(Nach einer Lithographie von Kaiser; um 1855.)

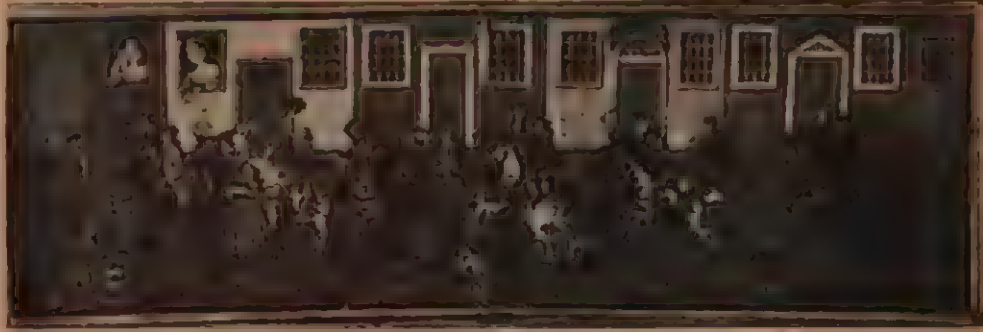
‚Chargierten‘, in Zweispännern die übrigen. Was der Student bei solchen Gelegenheiten brauchte an Federhüten und Treppen, Jabots und Manschetten, Schärpen, seidnen Kniehosen und silbernen Degen, hielten die Trödler in gutem Stande bereit. Wir fuhren nach Schriesheim, wo ein Mahl gerichtet war, nahmen gebührenden Abschied und — brachten den Freund mit sinkender Sonne wieder nach Heidelberg in die alte Pfalz zurück“.

Studenten-
Leidert-
begängnis.

Geht die Reise eines Scheidenden noch etwas weiter, verläßt er diese schöne Erde und muß er mitten aus seinem frohen Burschenleben in voller Jugendkraft aus dem Leben scheiden, auch dann giebt ihm seine Korporation das letzte Geleite. E. A. von Jordan beschreibt in den „Bildern aus dem Bonner Studentenleben“ die Beerdigung eines Corpsbruders, des Grafen Carmer, die an einem Februarabende im Jahre 1828 stattfand, folgendermaßen: Nachdem die Chargierten den Sarg mit gezogenen Waffen in die Universitätschalle getragen hatten, versammelten sich die Corps mit 200 Fackeln vor derselben, und die Beerdigung begann. Zunächst kamen Fackelträger, dann die Musik, die Trauermärsche spielte, hinter ihr der Sarg, der von je drei Trauermarschällen geführt und geleitet wurde; an der Seite gingen



Abzug eines Lehrgesetzten aus dem Pöschel, 1797.
(Original (Zuwart), im Pöschel von Lorenz Dr. Richter in Memmingen, Kupfer im Pöschel, München.)



Rostocker Comitat um 1770.
(Aus einem Stammbuch der, fibr. u. Klopsehride'schen Sammlina)

fackelträger, dem Sarge folgten die Geistlichkeit, die juristische Fakultät, der der Verstorbene angehört hatte, und die übrigen Leidtragenden. Hinter ihnen kam der Generalanführer nebst zwei Generaladjutanten, zehn Adjutanten, der Generalschließer nebst zwei Adjutanten, wieder an der Seite von fackelträgern geleitet, und zum Schluß die übrigen fackelträger. Am Grabe sang der Musikverein ein Trauerlied, ein Professor hielt eine Rede und zuletzt sangen die Corps die Trauerstrophe: „Ist einer unsrer Brüder dann geschieden“ zc.

Heutzutage vollzieht sich die Trauerfeierlichkeit in ähnlicher Weise; hinzugekommen ist der zu Ehren des Toten geriebene Trauersalamander, wobei die Gläser nicht auf dem Tisch, sondern in der Luft gerieben werden — ein ernster und feierlicher Brauch.

Zu Ehren Lebender hielt man früher „Nachtmusiken“ ab, an deren Stelle heute die fackelzüge getreten sind. Bei der schon erwähnten Nachtmusik des „Renommistencorps“ zog die Landsmannschaft, festlich von Jungführern und Adjutanten geleitet, mit Fackeln und Musik vor das Haus des Gefeierten; vor der Hausthür bildeten die Studenten einen Kreis und ließen die Musik spielen. Dann traten die Chargierten in die Mitte des Kreises und zückten den Schläger. Schließlich rief der Führer: „Unser so und so, Herr N. N., lebe hoch!“ Alle anderen riefen das Hoch nach, und die Chargierten schlugen mit den Schlägern gegen einander.

Zu fackelzügen bietet der Rektoratswechsel oder die Ehrung eines scheidenden Professors willkommenen Anlaß. Die ganze Studentenschaft — vorausgesetzt, daß sie sich einigt — zieht unter dem Geleit berittener Jungführer mit fackeln vor das fackelzüge. Haus des zu feiernden, die fackelträger je zu zweien; zwischen ihnen Chargierte mit gezückten Schlägern. Jede Korporation hat ein Musikcorps und führende und schließende Chargierte. Vor dem Hause des zu Ehrenden bildet man einen Halbkreis, die Delegierten gehen in das Haus, halten ihre Rede und bringen ein Hoch aus, in das die Draußenstehenden begeistert einstimmen. Dann zieht man wieder durch die Stadt auf den Marktplatz oder auf ein freies Feld; dort werden die fackeln zusammengeworfen, und die Musik intoniert das Gaudeamus, das von allen gesungen wird. Während des Gesanges schlagen die Chargierten die Speere taktmäßig gegen einander.

Wie das Gaudeamus, das den Mikrokosmos der Burschenwelt im Liede verkörpert, so sind die auf den Universitäten gesungenen Lieder in ihrer Gesamtheit zu allen Zeiten ein getreues Spiegelbild des Studententums, studentischer Sitten und Gebräuche gewesen. „An einer Hochschule muß man fragen: Was singt ihr? Wo ist das Kommersbuch? Man erkennt den Baum an den Früchten“, so schreibt Fr. Ludw. Jahn. Und in der That, hätten wir eine vollständige Sammlung der Lieder, welche die deutschen Studenten zu verschiedenen Zeiten sangen, so würden

Das studentische Lied.

sie uns einen tiefen Blick in die derzeitigen Zustände unserer Universitäten thun lassen. Studenten sind von jeher die treuesten Pfleger der Kunst des Liedes gewesen, studentische Fröhlichkeit ist ohne Gesang nicht denkbar, und selbst das Holsatia oder Frisia non cantat macht bei den Muiensobnen eine Ausnahme. Die spezifisch studentischen Lieder bilden, ebenso wie andere festgewurzelte Einrichtungen, ein gemeinsames Band, und da, wo ein rechtes Studentenlied erklingt, fühlt sich der Bursch wie der Alte Herr zu Hause. Das gilt nicht blos von den Liedern, die im ausschließlichen Besitze einzelner Korporationen geblieben und darum jedem Angehörigen der Verbindung besonders ans Herz gewachsen sind, sondern auch von denen, die das Gemeingut aller bilden, die der alma mater angehört haben oder noch angehören. Die Perlen der deutschen Studentenlieder, die alten und immer jungen Singweisen eines Schwab, Claudius, Wilh. Müller, Geibel, Scheffel und vieler



Kelchbegängnis zu Würzburg 1823.
(Beschriebel von Esert 1828, herausgegeben von Forstch.)

anderer erwecken bei Süd- und Norddeutschen gleiche Erinnerungen und gleiche Begeisterung.

Unsere ältesten Studentenlieder, von denen ein glücklicher Fund uns viele in einer Liederhandschrift des 13. Jahrhunderts aus der Abtei Benediktbeuren (Bura), dem codex buranus, erhalten hat, sind in lateinischer Sprache, teilweise mit Einschreitung deutscher oder romanischer Worte (Mischpoesie) abgefaßt worden. Auch diese lateinischen carmina burana müssen, wie Schmeller sagt, als deutsche Studentenlieder gelten, welche trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen treue, lebendige Kunde geben. Sie besingen das Leben und Treiben der clerici, scolares, bursales und vagi selbst oder preisen das, was jene liebten, Wein und Weib. Zumeist sind sie wohl verschiedenen Verfassern zuzuschreiben, die wir einmal unter den Minnesängern, als Dichtern der deutschen Lieder des codex, andererseits unter den Mönchen, Stiftsherrn und Studenten, vorzugsweise aber unter den fahrenden Schülern, den Vaganten oder Goliarden des 12. und 13. Jahrhunderts zu suchen haben. Wir können in dem codex buranus gewissermaßen

ein Kommersbuch jener frühen Zeit erblicken. Eine Anzahl der Lieder ist mit Sicherheit dem Archipoëta zu Köln, jenem Vorbild eines fahrenden Schülers der damaligen Zeit, zuzuschreiben, wie das Ordenslied der Fahrenden (de vagorum ordine) und das noch aus den heutigen Kommersbüchern bekannte „meum est propositum in taberna mori“ aus der confessio archipoëtae, von der J. Grimm sagte, daß sie von unvergänglicher Kraft und Schönheit sei. Das Lied hat später Goethe zu seinem „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“ und Bürger zu der Nachdichtung „Ich will einst bei Ja und Nein“ angeregt. Dem codex buranus gehört auch das interessante Lied zum Lobe Triers an:

Urbs salve regia,
Trevir, urbs urbium -

das wir als eins der ersten Vivatlieder bezeichnen können. Es enthält ganz verwandte Klänge, wie das 500 Jahre später von Vinzer gedichtete „Stoß an, Jena



„Fadeltanz des Heidelberger S.C., 30. Januar 1857.
(Gezeichnet von Dehne und Zeet.)

soß leben!“ Die einzelnen Strophen des Liedes klingen in einem prächtigen deutschen Refrain aus:

Her wirt tragent hêr nuo win,
Vrölich suln wir bl dem sin.

Mit dem Verschwinden der lustigen Vaganten von den Landstraßen sind auch ihre Lieder geflohen. Wir finden sie aber hinter den Klostermauern wieder, wo seitdem manch unheiliges Goliardenlied aus dem Munde der Mönche erklingen sein mag. Auch die Neigung der Vaganten, geistliche Lieder in weltliche umzudichten, scheint damals mit in die Klöster eingezogen zu sein. Man parodierte selbst die Messe und dichtete sie zu Trink- und Spielmessen um, die sich lange gehalten haben. Im 17. Jahrhundert finden wir eine Bacchusmesse bei den Gelagen der Schoristen, und die heutige Saufmesse der Liederbücher reicht in ihren Wurzeln wohl in diese alte Zeit zurück. Sehr spärlich flossen die Quellen des Studentenliedes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und der ersten des 15., doch gehört ein Lied, das die Gründung der Universität Leipzig im Jahre 1409 besingt, der Universitätspoësie dieser Zeit an, sowie das bis auf unsre Zeit allgemein bekannte Mischlied: Per-

transivit clericus durch einen grünen Wald u. s. w. Aus dem Jahre 1454 wird uns das älteste rein deutsche Studentenlied überliefert:

Ich weiß ein frisch Geschlechte,
Das sind die Bursenknechte.

Auch das Trinklied:

Der liebste Ruhle, den ich han,
Der liegt beim Wirt im Keller —

ist schon in diesem Jahrhundert auf Universitäten beliebt gewesen.

Wie weit das Gaudeamus igitur, das hohe Burschenlied, dem schon Jahrhunderte geläufigt haben und noch lauschen werden, in seinem Ursprung zurückgeht, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Es wird aus einer Verschmelzung eines kirchlichen Weihnachtsliedes mit Vagantensrophen hervorgegangen sein und ist gewiß im 16. und 17. Jahrhundert viel gesungen worden, wenn wir auch aus der Zeit keine geschichtlich beglaubigten Angaben über das Lied besitzen. Im 18. Jahrhundert war es nach Hoffmann v. Fallersleben namentlich in Jena und Leipzig ein sehr beliebtes Studentenlied. Die jetzt geltende Form hat dem Liede Kindeleben gegeben, dessen abenteuerliche Erscheinung mit Bardt und Lautbard in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar „eine wenig erfreuliche Trias hallischer litterarisch-akademischen Eottertums“ bildet, der sich aber besonders durch Herausgabe einer Sammlung von Studentenliedern um die Pflege und Veredelung des vollstimmlichen, sangesmäßigen, geselligen Liedes auf den Universitäten großes Verdienst erworben hat. Sein lateinischer Text des Gaudeamus ging über in die Kommersbücher, die nach dem neuen Aufschwung des Studentenlebens 1817 erschienen, wie in das Tübinger Kommersbuch 1815, das Halle'sche Neue Allgemeine Kommersbuch 1816, das Berlin'sche Kommersbuch 1817. Die deutsche Übersetzung des Liedes von Kindeleben ist seitdem nicht weiter gedruckt und gesungen worden.



Singende Scholaren des 16. Jhdts.
(Aus: De Generibus christorum)

Der Ursprung des „Landesvaterliedes“ geht auf das 18. Jahrhundert zurück. Den Kern des Liedes finden wir in einem Lustspiel von Joh. Mich. Hofmann, „Der verführte und wieder geboßerte Student“

„Landesvater,
Schutz und Rater
Es leb' mein Landgraf Philipp hoch.

hier nimmt er seinen Hut, sticht mit den Degen mitten hindurch und fährt fort

Ausland auserles'ner Prinzen,
Satz der glücklichsten Provinzen!
Ehr und Hoheit krönen ihn!

(Alle machen es auf die nämliche Art nach der Reihe, spielen ihre Hüte an den Degen des Philosophen, und jeder singt auf das Wohlergehen seines Landesbornen oder wiederholt dies Liedchen).

In den Liederbüchern des 18. Jahrhunderts, die sich allmählich von dem unflätigen Wuß besonders des 17. Jahrhunderts säubern, tritt auch das patriotische Lied,

das dem Studenten des Mittelalters ganz fremd ist, immer mehr in den Vordergrund. In Kindelebens Sammlung klingen schon Accente eines starken preussischen Patriotismus an. Die Freiheitskriege lassen dann manch herrliches Lied entstehen, das gerade von Studenten mit Begeisterung gesungen wurde. Das Neue Kommerzbuch Germania 1817, enthält schon unter anderen patriotischen Gesängen das Bundeslied von Arndt: „Sind wir vereint zur guten Stunde“ und „Des Deutschen Vaterland.“ Es folgt dann eine Zeit, in der die patriotischen Lieder sich aus den Kommerzbüchern wieder verloren, als die deutschen Regierungen seit 1819 eifrig dafür sorgten, daß auf lange Zeit alle vaterländischen Erinnerungen, Bestrebungen und Regungen in der Studentenvwelt möglichst zum Schweigen gebracht wurden. Später lebt das Vaterlandslied wieder auf und treibt unter vielen so herrliche Blüten, wie das weichevolle „Deutschland, Deutschland über alles“, und in neuester Zeit das studentische Bismarck-



„Es ritten drei Burschen zum Thore hinaus“.

(Nach einer Lithographie, gezeichnet von Eckert 1828, herausgegeben von Forstsch.)

lied „Horch, Sturmflügel rauschen“. Es wird nun hoffentlich nicht wieder aus den Kommerzbüchern der Studenten verschwinden, und wenn die Vaganten des Mittelalters nur vom Trinken und der Liebe sangen, wird das deutsche Studentenlied hinfort immer drei der höchsten Begeisterung werke Dinge preisen: Wein, Weib und Vaterland.

Die Studenten-
sprache

Auch in der Studenten- oder Burschensprache spiegeln sich studentische Sitten und Gebräuche wieder, und wie Marksteine aus den verschiedenen Entwicklungsstufen sehen manche Wörter und Wendungen noch heute in unserer Sprache da, sind aber oft so in die Gemeinsprache hineingewachsen, daß ihr studentischer Ursprung nicht mehr erkannt wird. Wer sieht es heute den Ausdrücken, „abrutschen, absegeln, aktrollen, abziehen, anhojen, anpumpen, aufdonnern, aufmugen, auffacken, aufschneiden, aufwischen, austreiben, auspfeifen, benebelt, brummen, büffeln, odfen, sich drücken, verduften, durchfallen, durchwischen, einpacken müssen, foppen“, um nur einige Zeitwörter zu nennen, an, daß sie ursprünglich aus studentischem Munde kamen? Kaum ein anderer Stand hat mit seiner Kastenprache in dem Maße an der Bildung unseres

Wortschatzes mitgearbeitet, wie der studentische, ein Zeugnis dafür, wie besonders innig das Studententum immer mit anderen Kreisen Fühlung gehabt, das Interesse derselben erregt und sie weit über die Universität hinaus beeinflusst hat. „Der Bursche“, sagt Kluge in seinem Buch über die Studentensprache, „beherrscht mit seiner Sprache nicht nur die Universitätsstadt, er trägt sie auch in seine Heimat und in seinen Lebensberuf. Zumeist aus den Kreisen der akademisch Gebildeten entspringt unsere Litteratur, und wie gern sichtet der jugendliche Schriftsteller, der eben die Universität verlassen hat, in seine ersten Geisteserzeugnisse burschliche Wendungen aus der Burschensprache, die ihm eine froh verlebte Studentenzeit von selbst darbietet. Stets hat das buntpfarbige Leben, das vielseitige Getriebe der akademischen Jugend die weitesten Kreise angezogen“. Wenn auch die Burschensprache mehr oder weniger das ganze Studentenleben in seinen Formen und Äußerungen umfaßt, so finden naturgemäß doch die „Burschikosa“

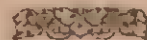


„Verteilen“.

(Nach einer Lithographie von Kaiser; um 1855.)

den reichsten studentischen Ausdruck, d. h. die Gebräuche, die von Alters her für das Studententum besonders typisch gewesen sind, oder die Gegenstände, Begebenheiten und „Sitten“, die den Burschen als solchen interessierten. So ist das Zechwesen, insbesondere Bierstaat und Bierfehde, in erster Linie von einem Sprachschatz umgeben, dessen Wurzeln in das 16. Jahrhundert zurückreichen, als Studenten in Freiburg schon eine aula regia einrichteten. Die meisten Ausdrücke sind zwar flüchtig verrauscht, einige aber haben sich bis heute erhalten. So wird das Wort „Waffe“ für das Trinkgefäß der Bierfehde schon im Jus Potandi von 1616 belegt. Später treten dafür auch andere Fehdenausdrücke wie „krumme Säbel, Kanonen, Pistolen, Mörser und Granaten“ auf. Das Geld zum Anschaffen des „Stoffs“ oder „Soffs“ wurde mit scherzhaften Namen belegt. War der Beutel gefüllt oder „gut besponnen“, so hatte der Bursch „Moneten, Knöpfe, Spieße, Speck, Goldfische, Mammon, Kies, Moos, Moses und die Propheten“. Waren die „Baria“, wie im Lamm zu Ninio, drauf gegangen, hatte der Student seinen „Wechsel“ „verjubelt“, so war er zu Lauffhard's Zeit „auf dem Miß“, oder „auf dem Hund“, oder er steckte, wie man später sagte, „im Pech“ und mußte seine Zustucht zum „Verteilen“ nehmen, indem

er seine Sachen ins Pfandhaus trug, wo sie „Geratter standen“ oder „hebräisch lernten“. Glücklicherweise gelang dem Bursch, wenn es ihm gelang, einen „Wären anzubinden“, zu „pimpen“ oder zu „pumpen“, doch mußte er dann allen Scharfsinn aufbieten, um später seinen Gläubigern, den „Mambäern“, „Tritt- oder Tretdögeln“, auch „Pumpiers“ genannt, die das „Erkneifen“ wohl aus Erfahrung kannten, zu entgehen. Gewiß gelang dem „Bruder Studio“ das „Prellen“ um so besser, je mehr er vom „krassen Fuchs“ zum „Brandfuchs, Brander oder Brenner“ und dann zum „Jungburschen, Altburschen oder kemooften Haupt“ aufstieg. Mit souveräner Geringschätzung sah ein „forscher“ Bursch, ob er nun „Pandektenreiter“ oder „Schwarzmantel, Jesus Strachs Knecht, Katechismusjunge, Bibelhujar“ war, auf die wimmelnde Schaar der „Philister“ herab, unter denen er wohl „Vierphilister, Geldphilister, Taktphilister (Musikanten), Pferdephilister, Vermieter, Hans-, Pump- und Kreuzphilister“ unterschied. Doch verächtelte er bisweilen nicht, mit ihnen „Schwägerschaft zu trinken“, wie er mit seinen „Brüdern“ „Brüderschaft“ trank oder „schmollierte“. Stand er, wie es wohl meist der Fall war, auf gespanntem Fuße mit „Philistern“ und „Knoten“, so war sein Wortschatz ergiebig genug an Spottnamen für sie. Besonders einige Handwerker mußten die Bezeichnung „Kamuff (Kammacher), Marcusbrüder (Bäcker), Pechhengste (Schuster), Perrückenhengste (Perrückiers), Katzenhinder (Kürschner)“ über sich ergehen lassen. Für seine ihm nützlich umklammernden Hauptfeinde, Polizisten, Nachtwächter und Pedelle, hat sein bereiter Wit zu verschiedenen Zeiten die Namen gebildet: „Schmirrbart, Schmirrwächter, Schmirre, Claudtchen, Meisen (Stadtsoldaten in Leipzig zur Zeit Goethes), Raupen, Ölberger (16., 17. Jahrhundert), Kaufhammer (Straßburg), Maikäfer (München), Puff, Klammbalen (Freiburg) und Polyp (jetzt allgemein gebraucht)“. Die „gemooenen Kerle“ „schleppten“ den armen Sünder nach vorangegangener „Holzerer“ aufs Karzer, ins „Finckenbauer oder Hundeloch“ in den „Hund“, ins „Hôtel de Brühbach“ (Göttingen), in die „Schmirrbartei“ (Polizeiamt in Jena), oder, wenn er keinen „Pfonig“ mehr besaß und niemand ihm mehr auf „Puff“ geben wollte, wegen Schulden wohl gar in die „Pechhütte“ (Jena), wo er, anstatt zu „bechern, schnapfen, bieren, grocken und Champagnern“, sich in Tisch und Bänke „einprägeln“ (seinen Namen einschneiden) konnte. Vielleicht tröstete den in Erwartung einer „Müßeley“ „Mißhdelen“, dem es so „pechds“ gegangen war und der sich „sträflisch emuzyierte“, der Besuch seiner nach ihm „sämachtenden“ „Charmante“, die sehr oft eine „Spaßcharmante“ und keine „wahrhaftige“ oder „wirkliche“ war. Die holde Weiblichkeit, der „Flor“, mußte sich in unserem Jahrhundert von Studenten allgemein die Bezeichnung „Besen“ gefallen lassen. Dabei unterschieden sie wohl „Florbesen“ (in Göttingen die Töchter der Honoratioren), „Kattunbesen, Staubbesen oder Dienstbesen“. Auch hören wir von „Stadt-, Land-, Bier-, Kneip-, Stall-, Leib-, Wirt-, Markt-, Burgbesen“ und anderen mehr oder weniger geschmackvollen Bezeichnungen. Die neubildende Kraft der Studentensprache ist zwar noch jetzt thätig, und manches Wort findet noch immer Eingang in weitere Kreise, doch nähert sich die studentische Kastenprache immer mehr der allgemein üblichen Umgangssprache. Unsere Zeit, die der Absonderung nicht mehr günstig ist, übt auch hier ihren irreführenden Einfluß aus, und wenn es gerade den Studenten im Vergleich zu anderen Ständen noch am meisten gelingen ist, auch jetzt ihre Besonderheiten in der Sprache, wie in anderen Sitten und Gebräuchen, zu wahren, so ist dies ein sicheres Zeichen der Energie und Lebenskraft des Studententums, das sich in seiner Eigenart nicht allzu stark beeinflussen läßt und, wenn es auch dem Auge der Zeit folgt, doch „der Vater heiligem Brauche“ die Treue wahr





Das Fechten und die Mensur.

In Waffen und Liebe
ich mich freiges vbe,
In Ith wehr und Waffen
will ich einichlaven.

Leipziger Stammbuchers n. 3. 1657.

Wir Deutsche sind ein waffenfrohes Volk; tief in unserem Nationalcharakter wurzelt die Liebe zum Waffenhandwerk, und von jeher ist es germanische Sitte gewesen, mit dem Schwert in der Hand die eigene und des Vaterlandes Ehre zu verteidigen. Wenn auch das ritterliche Turnier des Mittelalters, das Duell der späteren Jahrhunderte und die heutige studentische Mensur ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach verschiedene Dinge sind, so sind sie doch alle der Ausfluss einer und derselben Quelle: echt deutscher Kampfesfreudigkeit.

In keinem Lande ist die Fechtkunst so gleichmäßig in fast allen Schichten Entwicklung des Volkes gepflegt worden, wie in Deutschland. Die ursprünglich nur am Hofe der deutschen und in den Kreisen der Ritter ausgebildete Kunst hörte auf, ein ausschließlich ritterliches Privileg zu sein, als infolge der Erfindung der Feuerwaffen die alten Schutzwaffen, Panzer, Helm und Schild in Wegfall kamen; es bildete sich die neuere Fechtkunst aus, bei der die Waffen sowohl zum Parieren wie zum Angriff verwendet wurden. Mit dem Emporblühen der Städte, mit dem Erstarren des deutschen Bürgertums kam das Fechten mehr und mehr in allgemeine Aufnahme, und es entstanden Fechtschulen, die sich in ihrer äußeren Organisation an die damals bestehenden Zünfte und Gilden angeschlossen. Die erste Fechtergilde, die es verstand, sich kaiserliche Privilegien zu verschaffen, waren die sogenannten Marxbrüder, die Brüderschaft von St. Marcus; sie gründeten in Frankfurt a. M. eine Art Hochschule der Fechtkunst und standen lange Zeit hindurch in unbestrittenem Ansehen.

Anfangs wurde in Deutschland nur mit nationalen Waffen gefochten. Hans Leblommer, dem wir eins der ältesten Fechtbücher („Der Altem Fechter anfengliche Kunst“ Frankfurt am Meyn um 1550) verdanken, kennt, außer dem Doldz, nur das lange Schwert und das kurze Messer. Beide Waffen wurden sowohl zum Hieb wie zum Stoß verwendet, doch brauchte man die Spitze zum Stich nur selten, vielmehr bestand die Hauptthätigkeit beim Fechten mit dem langen Schwerte in einer vereinigten oder entgegengesetzten Bewegung um einen gedachten Stützpunkt. Die linke Hand umfaßte den Knopf des Schwertes, die rechte ruhte dicht an der Parier-

stange. Bei allen Hieben von rechts wurde die linke Hand zurückgezogen und die rechte vorwärts gedrückt, ebenso bei den Hieben von links, nur mit dem Unterschied, daß sich hier kreuzten. Die sprach unserm beim Säbel-Vorderbein gebogen, das gegen gestreckt. kurzen Messers einige Jahr- dem berühmten Joachim burg (1570) den slav. tusack, Art kurzen unteres breites liche Öffnung fassen der Hand war. Bemerk- Ähnlichkeit, die Hinsicht zwischen der fechtart mit dem Düsack und der mit dem studentischen Schläger besteht: die Parade ist dieselbe wie heutzutage auf dem fechtboden bei der verhängten



Das fechten mit dem lauzen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts.
(Aus: Leo Allman, fechter außenglische kunst.)

bei die Arme Auslage ent- jetzigen Ausfall fechten: das war im Knie hintere da- In Stelle des finden wir zehnte später in fechtbuch von Meyer (Straß- „Düsack“ (vom schlagen), eine Säbel, in dessen Ende eine läng- zum Hinein- eingelassen lenswert ist die in mancher



Das Rapierfechten im 16. Jhd.
(Aus Joachim Meyers fechtbuch.)

Auslage; die Spitze liegt tief und die Hand sehr hoch; ebenso gehen die tiefen Hiebe beim Düsack- fechter genau so wie jetzt von unten nach oben, während die Hand hoch liegt.

Joachim Meyer war Freirechter d. i. Fechtmeister zu Straßburg und ge-
 böhrte den Marsbrüdern an. Wir finden aber bei ihm neben den deutschen Waffen,
 dem Schwert, dem Düsack, der Hellebarde und dem Pösel, schon das fremdlandische
 Rappter, dessen Handhabung er auf italienischen Schulen gelernt hatte, und das in
 der Folgezeit auch in Deutschland die herrschende Waffe werden sollte. Eingeführt
 war es hier zuerst von den einzigen erfolgreichen Konkurrenten der Marsbrüder den
 „Federfechttern“ oder „Greisfechttern von der Feder von Greisenfels“, die als die
 ersten sich die spanische und italienische Fechtweise aneigneten und freien Gebrauch
 vom Stoß machten. Sie forderten die Marsbrüder überall heraus, mit
 ihnen auf „Stoß und Hieb“ zu fechten, und zwangen sie schließlich, da der
 Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen dem plumpen, altmodischen
 Schwert und dem leichten behend stoßenden Rappter der „Feder“, wie
 sie es nannten, nicht zweifelhaft sein konnte, die ausländische Waffe zu
 adoptieren. Einmal mit dem Rappter vertraut, handhabten die Marsbrüder
 es mit großer Geschicklichkeit und Kraft und wußten sich, obgleich sie
 Neues im Rappterfechten nicht her-
 vorbrachten doch von fremden
 Lehrern freizumachen. Allmählich
 bürgerte sich die Fechtkunst mehr und
 mehr ein und verdrängte, in der
 Praxis wenigstens, den deutschen Hieb
 fast gänzlich, daß man die deutschen
 Waffen nicht überall vergessen hatte,
 zeigt das Fechtbuch des Verolinus
 Würzburg 1699, der noch das
 „Schwert“ und den „Düsack“ be-
 handelte.

Die
 Marsbrüder
 u. Federfechttern.



Fechtende adlige Studenten um 1500.
 (Aus einem Stamm nach der sehr. i. Unverdorbenen Nachkomm.)

Die
 Fassung des
 Studenten
 Fechtens

Auf der Universität war vor der Reformation ein kunst- und
 schulmäßiges Fechten noch nicht be-
 münd, oder beschränkte sich auf die
 adeligen Studenten, in deren Er-
 ziehung die ritterliche Kunst einen
 notwendigen Bestandteil bildete. Sehr
 bald nach dem Ausblühen der Fecht-
 kunst und dem Entstehen der Fecht-
 schulen schienen jedoch auch die bürgerlichen Studenten ihr Interesse den Waffentübungen
 angewandt zu haben. Man verbot ihnen den Besuch der Fechtschulen, und dies Verbot,
 das doch offenbar erlassen war, weil man eine Vernachlässigung der Studien befürchtete,
 läßt vermuten, daß die akademische Jugend schon damals ihre Zeit oft mehr auf
 dem Waffensplatz als hinter den Büchern verbrachte. Ein regelmäßiges kunstgerechtes
 Fechten kam jedoch auf den Universitäten erst auf, als die bürgerlichen Studenten
 den adeligen gleichgestellt wurden und man anfieng, von oben herab die adeligen
 Exercentia zu fordern. Vorher half sich jeder, wenn es etwa zu einer Schlägerei oder
 zu einem ernsten Rencontre kam so gut er konnte, indem er als „Naturalist“, wie
 man später sagte auf seinen Gegner eindrang und denen Angriffe abzuwehren suchte.
 Nach der Schilderung, die im „Buche Weinsberg“ von einer am Sberz veranstaltete

lange. Bei allen Hieben von rechts wurde die linke Hand zurückgezogen und die rechte vorwärts gedrückt, ebenso bei den Hieben von links, nur mit dem Unterschied, daß sich hier kreuzten. Die sprach unserm beim Säbel-

Vorderbein gebogen, das gegen gestreckt. kurzen Messers einige Jahr- dem berühmten Joachim burg (1570) den slav. tusack, Art kurzen unteres breites liche Öffnung faßen der Hand war. Bemer- Ähnlichkeit, die

Hinsicht zwischen der fechtart mit dem Düsack und der mit dem studentischen Schläger besteht: die Parade ist dieselbe wie heutzutage auf dem fechtboden bei der verhängten



Das fechten mit dem langen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts.
(Aus: Der Altman, fechter außenglische Kunst.)

bei die Arme Auslage ent jetzigen Ausfall fechten: das war im Ume hintere da- An Stelle des finden wir zehnte später in fechtbuch von Meyer (Straß- „Düsack“ (vom schlagen), eine Säbel, in dessen Ende eine läng- zum Hinein- eingelassen fenswort ist die in manchen



Das Rapierfechten im 16. Jhdts.
(Aus Joachim Meyers fechtbuch.)

Auslage; die Spitze liegt tief und die Hand sehr hoch; ebenso geben die tiefen Hiebe beim Düsack-Fechter genau so wie jetzt von unten nach oben, während die Hand hoch liegt.

Joachim Meyer war freisichter d. i. Fechtmeister zu Straßburg und gehörte den Marsbrüdern an. Wir finden aber bei ihm neben den deutschen Waffen, dem Schwert, dem Düsack, der Hellebarde und dem Pösel schon das fremdlandische Rapier, dessen Handhabung er auf italienischen Schulen gelernt hatte, und das in der Folgezeit auch in Deutschland die herrschende Waffe werden sollte. Eingeführt war es hier zuerst von den einzigen erfolgreichen Konkurrenten der Marsbrüder, den „Federfechttern“ oder „Freisfechttern von der Feder von Greifenfels“, die als die ersten sich die spanische und italienische Fechtweise aneigneten und freien Gebrauch vom Stoß machten. Sie forderten die Marsbrüder überall heraus, mit ihnen auf „Stoß und Hieb“ zu fechten und zwangen sie schließlich, da der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen dem plumpen, altmodischen Schwert und dem leichten bebend stoßenden Rapier, der „Feder“, wie sie es nannten, nicht zweifelhaft sein konnte, die ausländische Waffe zu adoptieren. Einmal mit dem Rapier vertraut, handhabten die Marsbrüder es mit großer Geschicklichkeit und Kraft und wußten sich, obgleich sie Neues im Rappierrechten nicht hervorbrachten, doch von fremden Lehrern freizumachen. Allmählich bürgerte sich die Fechtkunst mehr und mehr ein und verdrängte, in der Praxis wenigstens, den deutschen Hieb fast gänzlich, daß man die deutschen Waffen nicht überall vergessen hatte. zeigt das Fechtbuch des Verolinus Würzburg (1699), der noch das „Schwert“ und den „Düsack“ behandelte.

Die Marsbrüder u. Federfechter.



Fechtende adelige Studenten um 1500.

(Aus einem Traktat des 17. u. 18. Jahrhunderts.)

Auf der Universität war vor der Reformation ein kunst- und schulfähiges Fechten noch nicht heimisch oder beschränkte sich auf die adeligen Studenten, in deren Erziehung die ritterliche Kunst einen notwendigen Bestandteil bildete. Sehr bald nach dem Ausblühen der Fechtkunst und dem Entstehen der Fecht- schulen scheinen jedoch auch die bürgerlichen Studenten ihr Interesse den Waffentübungen zugewandt zu haben. Man verbot ihnen den Besuch der Fechtschulen, und dies Verbot, das doch ortenklar erlassen war, weil man eine Vernachlässigung der Studien befürchtete, läßt vermuten, daß die akademische Jugend schon damals ihre Zeit oft mehr auf dem Waffensplatz als hinter den Büchern verbrachte. Ein regelmäßiges, kunstgerechtes Fechten kam jedoch auf den Universitäten erst auf, als die bürgerlichen Studenten den adeligen gleichgestellt wurden und man anfing, von oben herab die adeligen Exercitia zu fördern. Vorher half sich jeder, wenn es etwa zu einer Schlägerei oder zu einem ersten Rencontre kam, so gut er konnte, indem er als „Naturalist“, wie man später sagte, auf seinen Gegner eindrang und dessen Angriffe abzuwehren suchte. Nach der Schilderung die im Bache Weinsberg von einer am Saaberg veranstaltete

Die Anfänge des bürgerlichen Fechtens.

stange. Bei allen Hieben von rechts wurde die linke Hand zurückgezogen und die rechte vorwärts gedrückt, ebenso bei den Hieben von links, nur mit dem Unterschied, daß sich hier kreuzten. Die sprach unserm beim Säbel.

Vorderbein gebogen, das gegen gestreckt. kurzen Messers einige Jahre dem berühmten Joachim burg (1570) den slav. tusack, Art kurzen unteres breites lichte Öffnung fassen der Hand war. Bemerk.

Ähnlichkeit, die Hinsicht zwischen der Fehdort mit dem Düsack und der mit dem studentischen Schläger besteht: die Parade ist dieselbe wie heutzutage auf dem Fehdtboden bei der verhängten



Das Fehden mit dem lanzen Schwert zu Anfang des 16. Jhdts.
(Aus: Leo Allian, Fehden-antiquarische Kunst.)

bei die Arme Auslage ent- zehigen Ausfall fechten: das war im Knie hintere da.

An Stelle des finden wir zehnte später in fechtbuch von Meyer (Straß- „Düsack“ (vom schlagen), eine Säbel, in dessen Ende eine läng- zum Einem- eingelassen feuchwert ist die in mancher



Das Rappierfechten im 16. Jhdts.
(Aus Joachim Meyers fechtbuch.)

Auslage; die Spitze liegt tief und die Hand sehr hoch; ebenso gehen die tiefen Hiebe beim Düsack. fechter genau so wie jetzt von unten nach oben, während die Hand hoch liegt.

Joachim Meyer war Freisfechter od. Fechtmeister zu Straßburg und gehörte den Marxbrüdern an. Wir finden aber bei ihm neben den deutschen Waffen, dem Schwert, dem Düsack, der Hellebarde und dem Pöfel, schon das fremdländische Rapier, dessen Handhabung er auf italienischen Schulen gelernt hatte, und das in der Folgezeit auch in Deutschland die herrschende Waffe werden sollte. Eingeführt war es hier zuerst von den einzigen erfolgreichen Konkurrenten der Marxbrüder, den „Federfechtern“ oder „Freisfechtern von der Feder von Grafenfels“ die als die ersten sich die spanische und italienische Fechtweise aneigneten und freien Gebrauch vom Stoß machten. Sie forderten die Marxbrüder überall heraus, mit ihnen auf „Stoß und Hieb“ zu fechten, und zwangen sie schließlich, da der Ausgang des ungleichen Kampfes zwischen dem plumpen, altmodischen Schwert und dem leichten behend stoßenden Rapier, der „Feder“, wie sie es nannten, nicht zweifelhaft sein konnte, die ausländische Waffe zu adoptieren. Einmal mit dem Rapier vertraut, handhabten die Marxbrüder es mit großer Geschicklichkeit und Kraft und wußten sich, obgleich sie Neues im Rapierfechten nicht hervorbrachten, doch von fremden Lehrern freizumachen. Allmählich bürgerte sich die Fechtkunst mehr und mehr ein und verdrängte, in der Praxis wenigstens, den deutschen Hieb fast gänzlich; daß man die deutschen Waffen nicht überall vergessen hatte, zeigt das Fechtbuch des Verolimus Würzburg 1699, der noch das „Schwert“ und den „Düsack“ behandelte.

Auf der Universität war vor der Reformation ein Kunst- und schulmäßiges Fechten noch nicht beliebt, oder beschränkte sich auf die adeligen Studenten, in deren Erziehung die ritterliche Kunst einen notwendigen Bestandteil bildete. Sehr bald nach dem Ausbluten der Fechtkunst und dem Entstehen der Fecht-
schulen schienen jedoch auch die bürgerlichen Studenten ihr Interesse den Waffenkünsten zugewandt zu haben. Man verbot ihnen den Besuch der Fechtschulen und dies Verbot, das doch offenbar erlassen war, weil man eine Vernachlässigung der Studien befürchtete, läßt vermuten, daß die akademische Jugend schon damals ihre Zeit oft mehr auf dem Wapenplatz als hinter den Büchern verbrachte. Ein regelmäßiges Kunstgerechtes Fechten kam jedoch auf den Universitäten erst auf als die bürgerlichen Studenten den adeligen gleichgestellt wurden und man Anfang von oben herab die adeligen Exercitia zu fordern Vorher hielt sich jeder wenn es etwa zu einer Schlägerei oder zu einem ernsten Rencontre kam so gut er konnte indem er als „Naturalist“, wie man später sagte auf seinen Gegner eindrang und dessen Angriffe abzuwehren suchte. Nach der Schilderung die im „Vare Weisheit“ von einer zum Sberz veranlaßte-

Die
Marxbrüder
u. Federfechter.



Fechtende adelige Studenten um 1500.
Das obere Bild ist aus der 1699 in Würzburg erschienenen Fechtbuch des Verolimus.

Die
Anfänge des
bürgerlichen
Fechtens.

Verlust angedreht: nullus cum armis offensivis in plateis incedat sub poena amissionis. Ähnliche Bestimmungen lehren in den Statuten fast aller Universitäten bis in das 17. Jahrhundert hinein wieder.

Zunächst waren es hauptsächlich die adeligen Studenten, die das Waffentragen als ihr Privileg betrachteten. Aber schon 1559, als der erwähnte Weinsberg in Köln judierte, scheint der Degen ein Noanist studentischer Kleidung gewesen zu sein. Er fügt der Beschreibung seines Anzugs hinzu: „Um diese Zeit galt nur ein meder auch einen Fechtsdegen mit 13 Liden silbers anhabende“. Wenn demnach Meyfart in seiner „Christlichen Erinnerung von den aus den hohen Schulen in Deutschland entwichenen Ordnungen“ (Schlegelingen 1676) von „Feder, Junkern und Degen Studenten“ spricht, die „daher gehen in Federn und Degen“, und hinzufügt, daß die reichen und famulum habentes studiosi sich gegenseitig zum Zweikampf herausfordern, so geht das wohl nicht, wie Heumann (de gladio academico. Jena 1751) meint, ausschließlich auf die Edelleute, es zeigt vielmehr, daß zu Meyfarts Zeit die Sitte des Waffentragens schon ziemlich allgemein verbreitet war. Verbote wurden freilich in Jena noch 1625, in Straßburg 1629 erlassen, doch brachte der dreißigjährige Krieg in der Hinsicht einen völligen Umschwung. Die überall herrschende Unsiherheit nötigte dazu den Studenten das Tragen der Waffe als Schutzwehr zu gestatten, auch verlieh der kriegerische und rohe Geist jener Zeit dem Studenten ein soldatisches Gepräge und soldatische Manieren.

Die Verbote des Waffentragens hatten ihren guten Grund. Nur zu locker lag dem jungen Volk die Klinge in der Scheide; ein hitziges, in der Erregung oder Trunkenheit hervorgerissenes Wort genügte, um die Hand des Beleidigten an den Degengriff zu führen. Rasch kreuzten sich die Klingen, und oft genug farbte das Herzblut des einen Kämpfers den Boden. Schon die Annalen des 16. Jahrhunderts sind voll von Klagen über die zahlreichen Todesfälle, die sich bei solchen Rencontre ereigneten. Von eigentlichen Zweikämpfen kann um jene Zeit noch nicht die Rede sein; man griff seinen Gegner an, wo und zu welcher Zeit man ihn fand.

Erst unter dem Einfluß französischer Sitten nahmen die Rencontre mehr und mehr den Charakter von regelrechten Zweikämpfen an. Der Gegner wurde vorausgefordert, Zeit und Ort des Duells verabredet, und in aller Frühe, meist vor dem Thore der Stadt, schlug man sich im Beisein von Sekundanten. Eine sehr lebendige Schilderung solcher Zweikämpfe, wie sie im 17. Jahrhundert an der Tagesordnung waren, findet sich in dem 1648 von dem Danziger Schulprofessor Naue verfaßten „Juwelenspiel“ (Hrsg. von Joh. Volke in der „Altpreussischen Monatschrift“, Jg. 1891). In der Pennalhierzene des 2. Auftritts (abgedruckt bei Fabricius, die deutschen Corps, S. 26 ff.) kommt das Gespräch zwischen den Studenten und Pennalen auch auf die Duelle; ein Studiosus wirft die Frage auf:

Bere Bruder, hastu nicht heute gehört, daß sich ein paar geschlagen haben?

Alter Studiosus:

Nein, wer mag es sein?

Prior Penalis:

Ich habe es zwar mit angesehen, aber ich kenne sie nicht. Sie gingen sonst feich auf einander los, so war auch der eine im Halbe gestossen.

Alter:

Wie ging das zu?

Prior:

Er versah es im Pariren und bracht sich mit der Parad die Spitz recht vorn halbe, der ander aber verfolgte den Stoß und stieß ihm durch den Halß. Aber es hat nicht sonderlich zu bedenken; den es nur durch die Hautt gangen ist.

Alter:

Neulich habe ich auch ein paar sich auf dem Vieh schlagen, daß man sich bette mögen puckerstalt lachen. Da ließ einer zu und hieb mit solchen Furt, daß der Degen bei ein Viertel von der Elle im Sand necken kliebe, und sprang hernach wieder zurück; der ander macht es gleich also.

Prior:

Morgen, höre ich, werden sich wieder zweien schlagen.

Alter:

Welche Zeit? Ich will auch hinaus gehen.

Prior:

Ohngefähr um 6; denn es wird in der Frühe geschehen, damit es der Magnificus nicht erfahre. Und wie ich höre, so solls künftigen Sonntag vom neuen sub poena relegationis durch ein neues Edict verbotzen werden.

Alter:

Ja es wird viel verbotzen und wenig gehalten.

Der Studiosus hatte Recht: es regnete um diese Zeit Duell-Edikte, die der immer mehr um sich greifenden Duelltrout Einhalt thun sollten, aber kein Mensch kümmerte sich um sie. Wie der weitere Verlauf der Scene zeigt, boten im Gegentheil



Der fechtende Student.

(Aus: Trendelen, Natürl. Abshildzung des akad. Lebens, Nürnberg um 1725)

die geringfügigsten Dinge, z. B. die Weigerung des Bescheidthuns, Anlaß zu einer Herausforderung.

Duell-Edikte.

Das älteste bekannte Duell-Edikt wurde zu Wittenberg 1570 erlassen und war veranlaßt durch eine Bittschrift des akademischen Senats an den Kurfürsten August von Sachsen, worin um Bestätigung eines Statuts gegen das „Meßeln unter den Studenten“ gebeten wurde, „damit die Universitäten nicht Lermen- und Palcepläße oder Meßelhäuser seien“. Das Mandat scheint in Kraft getreten zu sein, aber die Strafen, die es festsetzte, waren offenbar sehr milde, denn die Annales Academiae Wittebergensis vom Jahre 1585 berichten von der Relegation mehrerer Studenten wegen Duells mit tödlichem Ausgang und wegen Herausforderung zu einem solchen: „Cum igitur Theodorus Hoken Donus interfecerit Adamum Saluder, pronunciamus illum eo ipso facto amisisse jus nostrae societatis. Excludimus etiam ex nostra societate Disenhusen Livoniensem, quia alios ad dimicandum evocavit“. In Altdorf, Helmstedt, Gießen u. s. w. kostete ein Rencontre nur die Konfiskation des Degens und eine geringe Geldstrafe, oft nur einen Kaiserthaler. Ungleich schärfer waren die Bestimmungen des ältesten Jenenser Duellmandats vom Jahre 1684; danach sollten Provokanten, auch wenn es nicht zum Duell gekommen

wäre, mit zweijähriger, oder wenn sie durch grobe Beschimpfung dazu gereizt wären, mit einjähriger Zuchthausstrafe belegt und aller Hoffnung auf Beförderung beraubt werden. Duellanten, die sich wirklich geschlagen hatten, sollten mit dreijähriger, der Urheber des Streits mit vierjähriger Gefängnis- oder Festungsstrafe belegt und des vierten Theils ihres Vermögens verlustig erklärt werden. Fiel jemand in einem Zweikampf, so wurde er wie ein Missethäter begraben.

Inzwischen hatte die Fechtkunst und vor allem das Stoßfechten auf den Universitäten eine immer größere Verbreitung und Vervollkommnung erfahren. Als der eigentliche Schöpfer der deutschen Stoßfechtkunst gilt der Jenenser Fechtmeister W. Kreuzler, der bei den „Marsbrüdern“ in die Lehre ging, 1618 nach Jena kam und hier der Begründer einer durch mehrere Generationen hindurch unter den deutschen Fechtmeistern berühmten Fechterfamilie wurde. Sein ältester Sohn Gottfried ging zunächst nach Leipzig, übernahm aber beim Tode seines Vaters 1673 die Leitung des Fechtbodens in Jena. Von seinen zahlreichen Söhnen ergriffen wiederum

Die deutsche
Stoßfechtkunst
im 17. Jhd.



Der taufende Student.

(Nach Tenbrone, Natürl. Uebungsbildung des akad. Lebens, Nürnberg um 1726.)

die meisten das väterliche Gewerbe; der älteste, Johann Wilhelm, wurde sein Nachfolger in Jena, und Heinrich Kreuzler galt lange als einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Schule, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts als die beste in ganz Europa angesehen wurde.

Die größere Ausbildung im Fechten hatte ohne Zweifel, obschon sie die Zahl der Duelle vermehrte, das Gute zur Folge, daß die Zweikämpfe ordnungsgemäßer verliefen und unblutiger wurden als früher. Man hatte gelernt zu parieren und den Stößen auszuweichen; man drang nicht mehr in blinder Wut auf den Gegner ein, sondern suchte seine Kunst im „Battieren“, „Legieren“, in geschickter Benutzung der Blößen und in feinen Finten zu entfalten.

Die Duelle wurden noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oft auf offener Straße ausgefochten, vor allem in Jena und da, wo der Jenenser Ton maßgebend war, in Gießen und Erlangen. Meistens verlief die Sache so, daß auf dem Marktplatz um die beiden Kämpfenden ein Kreis geschlossen wurde, an den sich von Soldaten, Bürgern, selbst von der Polizei herandrängte, wer wollte; innerhalb des Kreises wurde von den Sekundanten die Mensur genommen, die so weit war,

Die
Stoßmensuren
des 18. Jhdts.

daß in der Regel nur der Oberarm getroffen werden konnte. Späterhin freilich wurden diese Stoßduelle gefährlicher: man nahm die Mensur enger, und an die Stelle der Stoßschläger mit den großen Tellern traten die sogenannten Pariser mit sehr viel kleinerem Stuchblatt. Die spitze Klinge des Parisers drang leicht in die Lungen — „Lungenfuchser“ nannte man solche Verletzungen —, der Getroffene warf Blut aus und verfiel nur zu oft dauerndem Siechtum, wenn er nicht gar tot auf dem Plage blieb.

Durch das Aufblühen der Orden, deren Gesetze ihren Mitgliedern den Duellzwang auferlegten, steigerte sich die Zahl der Duelle ins Ungemessene. Laufhard, der sich in Gießen in den Amicitienorden aufnehmen ließ, schreibt (Leben und Schicksale. T. I, S. 162) über die Stellung der Orden zum Duell: „Wenn ein Mitglied das Duell. Händel bekommt, so muß es sich schlagen; doch aus guten Gründen schlägt sich auch



Stoßduell auf dem Markte in Jena (um 1760.)
(Aus einem Stammbuch der Weimarschen Sammlung.)

der Senior oder ein anderes Mitglied für ihn. Überhaupt müssen in diesem Fall die Glieder dafür sorgen, daß sie und nicht ihre Gegner in Advantage sind. Lieber eine Niederrichtigkeit begangen, lieber sich à la mode der Gassenjungen herumgebalgt, als den Vorteil und die Ehre der Advantage aus den Händen gelassen“. Gerade der Brauch der Advantage, dem zufolge sich kein Ordensbruder von einem Profanen einen Tusch gefallen lassen durfte, ohne mit einem stärkeren zu antworten oder zu fordern, gab immer von neuem zu Händeln Anlaß. Daß es bei solchen Kaufereien auch damals (1776) noch vielfach sehr unregelmäßig herging, können wir der Schilderung entnehmen, die derselbe Laufhard von den Gießener Zuständen entwirft: „Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, sich auf der öffentlichen Straße zu schlagen, und das alsdann, wenn man zum voraus gewiß war, daß es würde verraten werden. In diesem Falle ging der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieher (der Stüßer diente nur zu geheimen Schlägereien), hieb damit einige Male ins Pflaster, und schrie: pereat N. N., der Hundsfott, der Schweinefott! tief! pereat! pereat! Nun erschien der Herausgeforderte: die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, und die Käufer kamen aufs Karzer; und so hatte der Spaß ein Ende“.

Das Verdienst, die durch langjährige Tradition überlieferten, aber bisher sehr willkürlich gehandhabten Observanzen in feste Formen gebracht und dadurch gleichzeitig zur Hebung des Nivoeines beigetragen zu haben gebührt den Landmannschaften, die wie oben (S. 87 ff.) ausgeführt wurde, nach Unterdrückung der Orden die Führerrolle in der Studentenschaft übernahmen. Deutlich tritt in den von ihnen vereinbarten Comments neben der Absicht, die beim studentischen Zweikampf zu beobachtenden Gebräuche zu fixieren, das Bestreben zu Tage, das Vorkommen von tatsächlichen Beleidigungen, vor allem von Realinjurien, nach Möglichkeit zu verhindern oder doch einzuschränken. Die Comments, als deren Muster der bei Fabricius (die deutschen Corps, S. 195 ff.) vollständig abgedruckte Jenenser Comment aus der Zeit um 1812 gelten kann, verdammten streng jede tatsächliche Beleidigung der Kommilitonen unter sich und setzten genau die Grenzen der wörtlichen Beleidigung fest. Im einzelnen wichen diese Grenzen an den verschiedenen Hochschulen, wenn auch nur unerheblich, von einander ab. Nach dem Jenenser Comment konnten Worte

Die Comments
der Land-
mannschaften



Steinmessur in Erlangen um 1760.
(Nach einem Bild im Besiz der Frau v. Notzen.)

wie einfältig, lächerlich, komisch u. s. w. als beleidigend aufgefaßt werden, doch sollte dabei auf den animus injuriandi Rücksicht genommen werden. War jemand im Zweifel, ob eine Beleidigung vorliege, so konnte er den Weg der Coramiation einschlagen. Dabei mußte nach dem Halle'schen Comment der Coramierende das Zimmer des Gegners mit bedecktem Haupte betreten. Ausweichende Antwort galt schon damals als Bejahung. Wollte jemand den Weg der Coramiation nicht einschlagen, so konnte er sich in „Avantage“ setzen. Die höchste Verbalinjurie war damals, wohl an allen Universitäten gleichmäßig „dumm“ oder „dummer Junge“. Diese Maximalgrenze der wörtlichen Beleidigung hat sich lange, teilweise bis in die neueste Zeit, in ihrer Geltung erhalten. In „Felix Schnabels Universitätsjahren“ wird der Held der Erzählung von einem Halle'ser Pommeren, der ihn Arm in Arm mit seiner Verlobten, der Tochter seiner Wirtsleute, gesehen hat, gefragt: „Was war das für ein Besen, mit dem du gingst, wo dient er?“ Schnabel ist über diese unartige und seine Braut beleidigende Frage höchst ergrimmt: „Wäre es — so heißt es weiter — nach dem Halle'schen Comment nicht verboten gewesen, einen ‚Hundsfott‘ oder einen ‚Infamen‘ aufzubrummen, er hätte es gethan; ein bloßer ‚dummer Junge‘ war ihm zu wenig, er beherrschte sich, trank aus und ging hastig fort“. In den vierziger

Injurie und
Coramiation.



Frühling, Mentur 1838.
(Original in Aquatinta von M. C. Pfeffel.)

Jahren hatte sich, wenigstens in Heidelberg, schon eine andere Praxis eingebürgert; das schärfere Wort „Hundsott“ wurde, wie Kufmann in seinen „Jugenderinnerungen“ schreibt, für commentmäßig erachtet, doch mußte die Beleidigung durch eine schwerere Forderung geführt werden.

Realinjurien, für die 1795 nach dem Halleschen Comment noch als aufsteigende Reihenfolge Ohrfeigen, Siegenhainer, Heppetsche und Begießen mit dem



Führender Meister (um 1816).
(Nach einem Kupferstich, bei Wiederbold in Villingen erschienen.)

Nachttopf festgesetzt waren, wurden mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts überall verboten; nur gegen anerkannte „Schiffer“ waren sie erlaubt. War das Wort „dummer Junge“ gefallen, so mußten beide Parteien stillschweigen, um alles Schimpfen zu vermeiden; neue Beleidigungen, welche zwischen den Parteien nach Anfang des Standals bis zu Ende des Duells vorfielen, mußten revoziert und depreziert werden. Deprelation galt damals, wenigstens nach der Theorie des Comments, nicht als

schimpflich; der Beleidiger konnte den Beleidigten wegen des „dummen Jungen“ um Verzeihung bitten, ohne dadurch seiner Ehre etwas zu vergeben.

Die Forderung.

Eine Forderung mußte, wie noch heute, binnen drei Tagen nach der Beleidigung überbracht werden; die Sitte erforderte es, daß der Überbringer sich als Kartellträger durch das Tragen eines Siegenhäumers kenntlich machte. Auch der lange Eineburger Corpshut, der in Göttingen eines Morgens an Schnabels Thür pocht, erscheint auf das „Herein“ mit einem Stock in der Hand, und das Aufbehalten der Mütze vervollständigt das Kartellträgerkostüm. Hatte der Beleidiger die Forderung angenommen, so mußte er nach dem Jenenser Comment Zeit und Ort des Duells bestimmen, doch hatte er dies dem Beleidigten, wenn er sich in der Stadt schlagen wollte, 2 Stunden, wenn außerhalb der Stadt, 4 Stunden vorher anzuzeigen.



Heidelberger Mensur im 1818.
(Zeichnung von Götting.)

Wollte der Beleidiger als Ort des Duells eine Stube festgesetzt wissen, so bedurfte es dazu der Einwilligung des Gegners im Sommer, umgekehrt, wenn er das freie bestimmte, im Winter. Pünktliches Erscheinen auf dem Mensurplatze war vorgeschrieben. Kam einer nicht, ohne hinlängliche Entschuldigung zu haben, so mußte er sich einen Vorweis vom Sekundanten des Gegners gefallen lassen; kam er das dritte Mal nicht, so verlor er das Recht auf Satisfaktion. Niemand brauchte länger als eine Viertelstunde in der Stadt, länger als eine halbe Stunde außerhalb derselben auf seinen Gegner zu warten.

Die Forderung konnte verschieden lauten, d. h. die Anzahl der Gänge, auf die gefordert wurde, variierte je nach der Größe der Beleidigung und nach dem an der betreffenden Hochschule geltenden Comment. Als Minimum galten durchweg 6 Gänge, nur wenn die Gegner sonst gute Freunde waren oder die Sache auf Mißverständnis beruhte, konnten nach dem Siegener Comment — 5 genügen; in Heidelberg durften nicht mehr als 12 Gänge gemacht werden, während der forschere Jenenser Comment bestimmte, daß niemand mehr als 12 Gänge an einem Tage zu machen brauchte dagegen als Maximalgrenze 24 Gänge festsetzte, nach deren Beendigung, sowie nach gegebenem Anruf, der Beleidigte Satisfaktion nehmen mußte.

Solange der Stoßcomment herrschte, war die Kleidung der Duellanten willkürlich; man konnte alle Kleider außer dem Rock anbehalten, nur übertrieben dicke, stichfeste Kleider, z. B. lederne, mit hohen Vorden besetzte Hosen waren verboten. Nach dem Halleischen Comment von 1795 war es untersagt, nasse Tücher auf dem Körper zu tragen oder den Fechthandschuh zu nagen; nur Hals und Pudenda durften durch nasse Tücher und Mäßen geschützt sein. Der Oberkörper durfte nur mit dem trockenen Hemd bekleidet sein, als Kopfbedeckung war der Hut, der nach Belieben gesetzt werden konnte, zulässig. Später, wohl infolge der allgemeinen Einführung des Hiebcomments, kam der sogenannte „Paulwuchs“ auf; er bestand in Heidelberg nach dem Comment von 1821 in einem Filzhut ohne Draht und Riemen, Tüchern um den Hals und den schlagenden Arm und einer Binde um den Leib von den Brustknöcheln abwärts; der Oberkörper durfte nur mit dem Hemd bekleidet sein.

Die Kleidung
des Paukanten.

Bei jedem Duell mußte von jeder Landsmannschaft ein Quersdy oder Chargierter als Zeuge zugegen sein, der darüber zu wachen hatte, daß nichts Comment-



Vorne Mensur. 1820.

widriges vorkomme, und im Notfalle das Duell inhibieren mußte. Diese Zeugen oder Testanten sind auch späterhin bei den Mensuren geblieben, ihre Funktionen aber sind an den „Unparteiischen“ übergegangen, der im Heidelberger Comment von 1821 neben den Zeugen und Sekundanten als „unparteiischer Zeuge“ erwähnt wird.

Die Zeugen u.
Sekundanten

Die Funktionen der Sekundanten sind im allgemeinen noch heute dieselben, wie sie in den ältesten Comments niedergelegt sind, wenn man berücksichtigt, daß hier größtenteils von Stoßmensuren die Rede ist. Nach dem jenaischen Comment mußten sie darauf sehen, daß Licht und Schatten unter den Schlagenden gleichmäßig verteilt war. Sie mußten ferner auf dem zum Schlagen bestimmten Platz eine auf die Duellanten passende Mensur nehmen und darauf achten, daß dabei die Spitze des Schlägers bei einem starken Ausfall nicht weiter als bis an die Brust des Gegners reichte. Der Sekundant des Verletzten hatte bei der Mensurnahme den Anstoß und eröffnete, wenn geschossen werden sollte, das Duell durch Kommando: „Stoß aus!“, worauf der Verletzte den ersten Stoß führte. Während des Duells hatten die Sekundanten das Recht, nach Belieben Halt zu rufen, und mußten dabei den weiteren Stoß nach dem Haltrufen durch Vmainschlagen des Schlägers mit beiden Stöcken

von unten möglichst verhindern. Ging einer der Duellanten hinter seine Mensur zurück, so mußte dies der Sekundant des andern erwähnen. Zwei Fuß zurückgehen machte nichts aus, zumal wenn der Zurückgehende in dem nämlichen Gang seinen Platz wiedergewann, war jedoch der Duellant 6 Fuß über seine Mensur zurückgewichen und zwar so, daß der Gegner auf seiner Mensur stand, so mußte ihn der Sekundant des Gegners für „geschäft“ erklären.

Beendet war das Duell – falls der Beleidigte nicht schon vorher Satisfaction genommen hatte – entweder nach Ausrichtung der Gänge, auf die gefordert war, oder nach gegebenem „Anschuß“. Nach dem Jenaer Comment galt als Anschuß jeder Stich auf den Rumpf der blutete, an anderen Stellen des Körpers, nämlich am Kopf und an den Extremitäten, aber nur dann, wenn er per et per oder die



Duellschritt.

Lutoma.

Heidelberger Mensur im „Hausade“, 1820.
(Zeichnung von F. Reilmann)

Wunde ein Dreieck war. In Gießen betrachtete man als Anschuß jede klaffende, wenigstens 1¹/₂ Zoll lange Wunde, während in Heidelberg jede Wunde über der Hälfte welche in der Länge eines Zolls klaffte und blutete und an einer Stelle die drei Häute trennte, das Duell beendigte. In Jena galt außerdem der Pankant als „angekniffen“, wenn ihm der Schläger aus der Hand batnert, legiert, gestoßen oder gedrückt wurde, doch konnte die Legade nur dann für einen Anschuß erklärt werden, wenn das Stuchblatt oder der Griff des Schlägers auf der Erde lag.

In der Zeit der die erwähnten Comments entstammen, ging man fast überall sowohl auf Stoß wie auf Hieb los, doch hatte jede Universität ihre commentmäßige Waffe, von deren Gebrauch in der Regel nur fremden Studenten gegenüber Abstand genommen wurde. In Heidelberg war der Korbtschläger die commentmäßige Waffe; auch der Gießener Comment bestimmte, daß alle Schlägereten mit 2¹/₂ Fuß langen Schlägern ausgemacht werden sollten, und daß Duelle auf Stoß nur dann stattfinden konnten, wenn beide Gegner darüber übereinkämen. Umgekehrt nahm der jenaische Student nur auf Stoß Satisfaction, räumte jedoch, wenn er mit einem

Die
Blutwunden
der Fahren.



Diehene Mensur auf dem Wehberger Hof, Sommer 1828.
 (Nach einer Zeichnung des Paulanten links, Jabritus neu.)

fremden Studenten Skandal bekam, dem Beleidigten das Recht ein, die 3 ersten Gänge zu bestimmen. In Jena hat sich die Stofmensur am längsten, bis um die Mitte der 40er Jahre, erhalten. Man focht damals teils auf den Buden bekannter Studierender, teils in den Stuben der Gasthöfe zu Wöllnitz, Zwätzen, Cospeda, im Sommer

meist im
 den Bergen
 nitz oder in
 der Wöll-
 nitz oder in
 Nach Wöll-
 nitz
 Platz auf
 über dem
 Dache stam-
 ach man
 Schwärze
 früh bei
 jähig roth
 dem Pant
 sein. Für
 schafften der
 mußten die



Schlägermensur.
 (Gezeichnet von Edel 1828, herausgegeben von Söllich.)

Freien auf
 über Wöll-
 nitz Cospe-
 dungen
 Wöllnitz
 nitz, wo auf
 freigelegten
 der Wöllnitz
 Dornbüsche
 standen, be-
 schydenent
 Wöllnitz, um
 Sommerzeit
 völlig auf
 plätze zu
 das Herbei-
 Wöllnitz
 Söllich



Ibergurgen Steiermark.
(Nach einer Lithographie, gezeichnet von Carl 1829, herausgegeben von J. G. G.)

bergen, die dann oft im Schweiße ihres Angesichts durch das Gebüsch im Walde mit den Stoßschlägerklingen im Lederfutteral angeschlichen kamen, während andere die Stuchblätter unter dem Rock auf der Brust trugen. Nach fehlgeschlagenem Versöhnungsversuch wurde die Mensur abgemessen. Die Sekundanten traten auf den Pankplatz und stellten sich gegenüber, so daß jeder den rechten gestreckten Arm dem anderen mit dem Stoßschläger entgegenstreckte, und die Spitzen der Klingen gegenseitig bis an das andere Stuchblatt reichten. Hierauf wurde der linke Fuß möglichst weit zurückgestellt, hinter demselben der Strich gemacht und dann der Kreis gezogen, über den keiner der Pankanten, auch nicht mit einem Fuße, treten durfte, wenn er nicht in Vordring kommen wollte. War der Kreis gezogen, so bekamen die Pankanten die Schläger in die Hand und wurden von den Zeugen auf die Mensur geführt. Bekleidet waren die in Hemdsärmeln fechtenden Duellanten vielfach mit einer schwarzen



Stoßmensur um 1855.

(Nach einer Lithographie von Waller.)

atlassenen oder seidenen Weste, da die Glätte solcher Stoffe besonders gegen das Eindringen des Stofes schützte; außerdem waren die Armarterien mit seidenen Tüchern verbunden und der Unterleib durch eine starke lederne Binde gegen jeden Stoß geschützt.

Bei dem Duell selbst standen die Sekundanten jedes Duellanten an der linken Seite des Gegners. Sie führten als „Sekundierprügel“ den Ziegenhäuter, womit sie, wenn „halt“ gerufen war, die Waffen rückwärts bogen und zurückhielten, damit nicht nachgestoßen werden konnte. Das Kommando des Unparteiischen lautete: „Ergreift die Waffen!“ — „Legt euch aus!“ — „Stoßt aus!“ Jeder Gang dauerte, wenn auf mehrere Gänge gefordert war, so lange, bis bei einem der Gegner ein Stoß gefessen hatte; lautete die Forderung auf einen Gang Pariser, so wurde so lange gefochten, bis der eine Teil erklärte, Satisfaktion zu nehmen, oder bis das Duell — was auch bei mehreren Gängen der Fall war — durch eine schwere, die Fortsetzung verbotende Verwundung oder dadurch beendet wurde, daß einem der Duellanten seine Waffe aus der Hand geschlagen und er dadurch kampfunfähig gemacht wurde.

Obgleich Todesfälle und ernste Verwundungen relativ selten waren, so verging doch bei der großen Anzahl der Stoßmenüren kaum ein Semester, das nicht seine Opfer gefordert hätte. Schließlich, nachdem die Regierungen lange vergeblich versucht hatten, die Stoßduelle aus der Welt zu schaffen, drang in studentischen Kreisen selbst die Ansicht durch, man müsse den Stoßcoment mit dem minder gefährlichen Hiebcoment vertauschen. Freilich erst allmählich; mancher mochte die heftigere Waffe, mit der er vertraut war, nicht gern mit einer anderen vertauschen, deren Führung ihm weniger fein und künigerecht erschien. Nach verdienter ja, als Übung betrachtet, das Stoßfechten zweifellos den Vorzug: es kräftigt nicht bloß, wie das Schlagfechten den Arm der die Waffe führt, sondern macht auch, da es die ganze Muskulatur des Körpers in Anspruch nimmt diesen gewandter, außerdem scharft es den Blick und erhöht die Sicherheit der Hand. Vorteile, die

Führung des Hiebcoments



Hiebmenüre um 1855
(Nach einer Lithographie von Müller.)

namentlich für den Mediziner von einiger Wichtigkeit sind. In diesen uneren Gründen, die für die Verbehaltenung des Stoßfechtens sprachen, kamen einige äußere hinzu: die Theologen widerstrebten dem Hiebfechten wegen der sichtbaren Spuren, die eine Tierquart im Gesicht hinterläßt; auch konnte man sich nicht gleich über den Hiebcoment einigen, da es sich fragte, ob Hieb auf Block oder Korb. Indessen mußten alle solche Erwägungen doch schließlich der vernünftigen Überlegung weichen, daß der Hiebkampf auf Stoßwaffen zu gefährlich sei, und daß der tödliche Verlauf des Duells in den meisten Fällen zu der oft geringfügigen Verletzung in gar keinem Verhältnis stand. So wurde dann auch an den Unversitäten die das Stoßfechten am längsten beibehalten hatten in Erlangen Würzburg und zuletzt in Jena, wo Professor Scheidter einzig für das Hiebfechten eintrat und der Fachlehrer f. A. W. E. Rour durch seinen Unterricht zur die Verbesserung vor allem des Hiebfechtens wirkte der Hiebcoment eingeführt.

Uebergang
des Schlag-
fechtens

Bei dem allmählichen Uebergang vom Stoßneil zur Schlag- und Säbelmenüre machte sich in dem Charakter dieser naturgemäß noch lange der Einfluß des Stoßfechtens geltend. Man ging nicht etwa gleich zur verhängten Nutlage über

sondern focht in den ersten Jahrzehnten überall Schläger und Sabel glacé; das Rapier ward im Gang mit wagerecht vorgestrecktem Arm geführt, der Sekundant hatte die gleiche Anslage. Die Mensur wurde noch so weit genommen, daß der Paulant, wenn er einen Hieb hineinbringen wollte, einen Ausfall machen mußte. Ganz von selbst aber bildete sich, da ja nunmehr der Kopf der allein oder doch vor allem bedrohte Teil des Körpers war, das Bestreben aus, den Kopf so viel wie möglich zu decken und das konnte am besten geschehen, indem man die Hand hob, die Spitze des Schlägers senkte und dadurch nicht bloß mit der Klinge, sondern auch mit dem Arm und dem Korb des Schlägers parierte. So entstand die „verhängte Anslage“, und damit war denn auch die Notwendigkeit des Ausfalls und der „beweglichen Mensur“ beseitigt. Freilich dauerte es noch Jahrzehnte, ehe man zu der heutigen festen Stellung gelangte, aber deutlich läßt sich an den beigefügten Mensurbildern das allmähliche Fortschreiten dieser Tendenz verfolgen.



Sueria.

Tübinger Mensur. 1853.

Wien.

In der Zeit nach Einführung des Hiebkomments gelangte das Paulweesen zu besonders hoher Blüte. Während es vor 1820 vorkam, daß Corpsmitglieder überhaupt ohne Mensur die Universitäten verließen, und von der heutzutage bei fast allen schlagenden Korporationen vorgeschriebenen Bedingung, daß der zu Rezipierende vorher eine Anzahl Mensuren geschlagen hatte, noch keine Rede war, stieg die Zahl der von den Einzelnen angeforderten Partien ins Unglaubliche. Wenn wir in „Kehr Schnabels Universitätsjahren“ lesen, daß es in jener Zeit Studenten gab, die sich in einigen Jahren fünfzig bis achtzig Mal, oft mit gefährlichen Waffen, geschlagen hatten, so sind wir geneigt, das für eine romanhafte Übertreibung zu halten. In diesen werden diese Zahlen von anderer Seite bestätigt. Kapmann, der, wie schon erwähnt wurde, von 1841 bis zum Herbst 1844 dem Heidelberger Corps Sueria angehörte, erzählt („Jugendermirungen“, S. 159), daß die meisten der älteren Burtschen der Sueria 10, 12, auch 20 und einige 40—60 Mensuren hinter sich hatten; sein Freund, der spätere Chirurg Bernhard Beck hatte nach seinen eigenen Worten, noch nicht 21 Jahre alt, als schneidiger Gegner und scharfer Schläger bekannt, 51 Mensuren auf Schläger, Sabel und Pistolen tubulisch angefochten. Dabei ist allerdings ja

berücksichtigen, daß die Schlägermensuren jener Zeit weit unblutiger verliefen als heutzutage; nicht so sehr wegen der Vorsichtsmaßregeln, die heute ebenso sorgfältig getroffen werden, wie damals, als vielmehr wegen der ganz anderen Auffassung, die man damals von einer Menjur hatte, und wegen der veränderten Anforderungen, die man jetzt an den Pankanten stellt. In Bezug auf die Auslage, die Stellung der Füße, die Haltung des Körpers und das Erwidern der Hiebe waren dem Pankanten keinerlei Vorschriften gemacht; alle Vorteile galten, wenn er sich nur nicht „schaffen“ ließ, d. h. soweit zurückwich, daß der Gegner auf seinen Platz zu stehen kam. Aber dies wurde damals viel leichter abgeföhrt, als heutzutage. Man handelte eben noch nach dem Grundsatz: „Hat ein Schmiß gefessen, ist der Tusch vergessen“, und ließ die Pankanten nicht stehen, bis sie umfielen. Die schlechte Heilung, bei der jeder gefickte Schmiß eiterte, verbot von selbst ein zu langes Stehenlassen.



Menjur in Göttingen (im Deutschen Hause). 1858.

Bremserpl.

II. 1. 10. 12

Der Pankant's. In ihrem äußeren Verlaufe hat sich die Schlägermensur seit den dreißiger Jahren nicht wesentlich geändert; der Hergang ist im großen und ganzen derselbe geblieben, wie er uns in „Felix Schnabels Universitätsjahren“ so anschaulich geschildert wird. Ausführlich werden hier die „abschreckenden, langweiligen und entmutigenden“ Vorbereitungen, die Anlegung des Pankwisches, beschrieben. „Lederne, stark wattierte Hosen — Pankhosen —, die hinten zugeschnallt werden, decken Unterleib und Schenkel; um den Hals wird eine fast fughake Binde — Pankbinde — gelegt, die die freie Bewegung des Kopfes und Halses hemmt, aber undurchschlagbar ist. Der Kopf wird je nach der geschärften Forderung auf zwölf und vierundzwanzig Gänge mit einer wattierten, mit großem, festem Schind versehenen Mütze, an welcher die Farben der Verbindung, oder mit einem breitrandigen Hut, Pankhut, bedeckt. Der linke Arm wird gewöhnlich hinten an die Pankhose gebunden, der rechte dagegen verlangt die mühseligsten Vorkehrungen. Die Gelenke an der Hand und an den Ellenbogen werden mit geflochtenen und fest gedrehten seidenen Tüchern — Würsten — kunstgerecht umwickelt, dann noch mit seidenen Tüchern umwunden. Hierüber wird,

wenigstens in Halle, der lederne, bis über den Ellenbogen reichende Fuchthandschuh — Stulp — gezogen und nochmals an den gefährdeten Gelenken mit seidenen Tüchern umwunden.“

Der Paukwichs hat seither, um lebensgefährliche Verletzungen völlig auszuschließen, einige Veränderungen erfahren. Hinzugetreten sind das Herzleder und die zum Schutz der in der Achselhöhle liegenden arteria axillaris eingeführte Arillaris. Die Paukbose ist durch einen ledernen Schurz ersetzt, der etwaige incommensurable Brust- und Bauchstöße abfangen soll. Das Schild an der Mütze und der breite Rand des Hutes wurden anfangs als hinreichend zur Verhütung von Verletzungen des Auges erachtet, doch kam schon in den 40er Jahren die von dem Heidelberger Paukdozent Immisch erfundene Paukbrille auf, während Mütze und Hut allmählich verschwanden. Vielfach verzichtete man allerdings damals noch auf das Schuttmittel der Brille sowohl wie der Mütze und ließ beides nur bei Fuchsmensuren zu; bei einzelnen Verbindungen, wie z. B. den Leipziger Landsmannschaften Lipsia, Dresdensia, Ruthenia, Flavia, gingen auch die Fuchse ohne Brille und ohne Mütze los. Die Berliner



Heidelberger Mensur, W.S. 1846/47. Zeichnung von Krenschurg.
 Fuchsbata. Zurück.

Landsmannschaft Normannia hat, wohl als die letzte, die Paukbrille erst zu Anfang der sechziger Jahre eingeführt.

Lange nachdem der Gebrauch der Paukmütze abgekommen war, hat sich noch die Erinnerung an dieses altherwürdige Institut erhalten in den Worten, mit denen der Sekundant der einen Partei die Suite eröffnete: „Herr Unparteiischer wir bitten um Silentium für einen Gang Schläger, mit ohne Mützen, mit ohne Sekundanten, auf fünfzehn (zwanzig Minuten oder bis zur Abfuhr.“ Mancher Fuchs mag sich im stillen über dieses den Thatsachen widersprechende Kommando des Sekundanten gewundert haben, der Dinge als vorhanden bezeichnete, die kein Mensch mehr kannte, oder die vielleicht in irgend einer Ecke des Paukzastens unbemerkt ruhten, und der mit der größten Unbefangenheit sein eigenes Dasein schlechtweg leugnete. Indessen hatten diese Kommandos eine besondere Bedeutung, die zurückging auf die verschiedenen Formen der Schlägermensur. Eine leichte Forderung lautete auf eine bestimmte Anzahl von Gängen mit Mützen und mit Sekundanten, d. h. die Paukmütze wurde aufbehalten, und die Sekundanten durften den weitgehendsten Gebrauch

von ihrem Rechte des Einfallens und Auffangens von Hieben machen. Dieser Form entsprach die Bestimmungsmensur in ihren Anfängen, späterhin fielen jedoch die Mützen fort, ebenso wie das Herausfangen von Hieben durchweg auch bei diesen Messuren verpönt wurde. Dessenungeachtet lautet das Kommando noch immer: „mit Mützen und mit Sekundanten“. Einen Rest des alten Brauches, den Kopf während der Messur mit der Mütze zu bedecken, haben wir wohl darin zu sehen, wenn hier und da, z. B. in Heidelberg, die Kuchle, und bei Bestimmungsmessuren auch die Burschen, mit der Mütze auf dem Kopf den Messurplatz betreten und sie während des sogenannten „Ehrensanges“ aufbehalten. Der eine Sekundant kommandiert: „Auf die Messur!“ — die Paarkanten gehen in die Anstalt — der Gegensekundant ruft: „Halt!“ Beide springen ein, nehmen den Paarkanten die Mütze ab, und eist jetzt, nachdem das vollständige Kommando: „Auf die Messur!“ — „Bündet die Klunzen!“ „Sind gebunden!“ „Los!“ gegeben ist fallen die ersten Hiebe.



Heidelberger Messur 1850. Gez. v. E. Mann
 Landsta. Zorn-borries.

Eine andere, schwerere Form war früher die Forderung auf eine größere Anzahl von Gängen „ohne Mützen, ohne Sekundanten“. Hierbei traten die Sekundanten weiter zurück und fielen überhaupt nicht ein, oder nur, um einen Klunzen oder die „Abfuhr“ konstanteren zu lassen. Diese Form wurde später bei der Kontrabage üblich doch verschwand, wie gesagt, der Unterschied in der Thätigkeit der Sekundanten mehr und mehr. Statt der Kommandos „ohne Sekundanten“ hört man stellenweise, z. B. in Göttingen, die Wendung „mit abgetretenen Sekundanten“, woraus deutlich hervorgeht, daß die Worte „ohne Sekundanten“ nur den geringeren Grad ihrer Thätigkeit bezeichnen sollen. Ein Mittelding zwischen beiden Arten des Kommandos war früher und ist hier und da auch heute noch bei P.-P.-Saiten üblich. Man ließ die Mützen zu während die Sekundanten nicht einfallen durften. Dementsprechend wurde die Suite als ein Gang „mit Mützen ohne bezw. mit abgetretenen Sekundanten“ bezeichnet. Solange die Mützen im Gebrauch waren unterschied man auch wohl, beispielsweise in Jena zwischen einer Forderung auf 12 oder 24 Gänge „große Mützen“ und auf ebensoviel Gänge „kleine Mützen“. Die großen Mützen hatten einen breiten Lederkranz und waren dick wattiert in den kleinen Mützen waren nur solche Lagen Seide.

Die Sekundanten spielten damals eine größere Rolle als heutzutage, wo das Auffangen von Hieben nur noch bei Fuchsmensuren üblich ist. Bis in die sechziger Jahre galt das Sekundieren als eine Kunst, und oft wurde eine Korporation wegen eines guten Sekundanten mehr beneidet als wegen eines guten Schlägers. Mancher geringere Fechter, der einem stärkeren auf der Mensur gegenüberstand, wurde durch ein geschicktes Auffangen gegnerischer Hiebe, durch Deckunggehen bei gewagten Hieben und durch schnelles Einspringen im kritischen Augenblick vor der Abfuhr bewahrt. Tüchtige Sekundanten waren infolgedessen gesucht, und nicht selten kam es vor, daß Verbindungen, denen es an einem solchen fehlte, ihn sich von einer anderen borgten.

Die Sekundanten.

In den fünfziger Jahren erfuhr das Pauken insofern eine Änderung, als die „Gänge“ wegfelen; die Forderung lautete statt dessen auf eine bestimmte Minutenzahl, in der Regel 15 Minuten, oder wenn sie verschärft wurde, auf



Hanse.

Bonner Mensur. 1856.

Borussia

20 Minuten oder bis zur Abfuhr. Aber von dieser unwesentlichen Außerlichkeit abgesehen, blieb die Art des Fechtens bis gegen das Ende der 60er Jahre ziemlich unverändert. Man hielt an der Ansicht fest, daß es bei der Mensur vor allem darauf ankomme, die Hiebe des Gegners zu parieren und diesen durch feines, kunstgerechtes Fechten zu verwunden, womöglich „abzuführen“. Darum ermahnte man die Fächse auf dem Fechtboden, nicht bloß hauen, sondern auch parieren zu lernen: denn „geholt“ sei nicht gefochten. Man schärfte ihnen ein, daß die Aufgabe eines guten Schlägers die sei, den Gegner zu zeichnen, und daß es eine Schmach wäre, wenn das Paukbuch der Korporation am Ende des Semesters eine Unterbilanz an ausgeteilten „Blutigen“ oder ein Plus an erlittenen „Abfuhren“ aufwies. Diesem Zweck entsprach denn auch die ganze Stellung des Paukanten und seine Fechtart, die ein alter Jenerer Westfale in den „Akademischen Monatsheften“ folgendermaßen kennzeichnet: „Der Korb lag wenig über Gesichtshöhe des Paukanten, die Spitze war stark nach unten geneigt, die linke Schulter wurde weit zurückgehalten. Man hielt den Gegner und jede seiner Bewegungen scharf im Auge und suchte einerseits durch

geschicktes Parieren und gedecktes Schlagen die Hiebe des andern abzufangen, anderer seits suchte man dem Gegenpartikanten auf jede Weise eine Bloße abzugewinnen, um ihm einen Schmiß beizubringen. Man zog Hiebe an, man schlug hinten, man trat oder sprang zur Seite und nach vorn — alle Liten und Künste galten.“ So kam es, daß damals das Zuschauen bei einer Mensur, namentlich zwischen zwei tüchtigen Schlägern und ebenbürtigen Gegnern, eine Freude war; man bewunderte die Kunst im Fechten, die Geschicklichkeit des Angriffs und der Verteidigung auf beiden Seiten.

Welchen Eindruck eine solche Mensur auf den unbeteiligten Zuschauer machte, geht aus der lebendigen und anschaulichen Schilderung hervor, die der Engländer Hart in seinem Buche „German Universities“ von einer Göttinger Mensur entwirft. Hart, der im W.S. 1861/62 an der Georgia-Augusta studierte, erzählt wie er von einem Hannoveraner zu einer Mensur mitgenommen wird, die in dem etwa fünf Minuten von der Stadt entfernt gelegenen Gasthof „Zum deutschen Hause“ vor sich



Jeneſer Mensur auf der Tante, W.S. 1878/79. Gezeichnet von Ferdinand Eberling.

geben sollte. „Neben dem Gasthaus“ so fährt er in seiner Erzählung fort — „liegt eine kleinere Kneipe. Hier traten wir ein, gingen durch die unteren Restaurationsräume und stiegen auf einer schmalen, wackeligen Treppe zum oberen Stockwerk hinauf. In dem ersten, kleinen Raum, den wir betraten, stand auf einer Bank ein faß Bier, aus dem ein oder zwei Kellner geschäftig Schoppen für die durstigen Kehlen in dem Zimmer nebenan füllten. Dies, das eigentliche Mensurlokal, war ein ungefähr 25 Fuß tiefer und 40 Fuß breiter ziemlich niedriger Raum, der sein Licht von zwei Fenstern an jedem Ende empfing. Die Luft in dem Zimmer war trübe und dick vom Rauch; Gruppen von passenden, trinkenden und laut schwägenden Studenten standen umher. Der eine oder andere probierte in einer Ecke des Zimmers Luthische, was für Nase und Ohren jemandes, der zufällig in seine Nähe geriet, im höchsten Grade verhängnisvoll werden konnte. Die erste Partie war eine Mensur zwischen zwei Jächern. Die Gegner trugen Mägen zu dem gewöhnlichen Panikwerks und hatten jeder zur Linken einen Sekundanten, dessen Aufgabe es war die gefährlichen Hiebe zu parieren. Die beiden Kämpen gaben sich alle Mühe ernteten aber nur Spott. Wie alle Anfänger suchten sie, was ihnen an Geschicklichkeit abging, durch rohe Kraft zu ersetzen. Die Schläger verfielen sich alle

anbeimlichen Zug um den Mund. Obwohl sein Gesicht ebenso glatt und rosig gefärbt war wie das eines jungen Mädchens, verrieten seine Bewegungen und sein Ausdruck den gefährlichen Gegner. Zu seiner raschen und doch kalten Besonnenheit hatte er noch den großen Vorteil, daß er Linker war.

v. B., der offenbar die Manier jenes Gegenpaukanten studiert hatte, legte es darauf an, ihm viel zu schaffen zu machen. Da er mehrere Hüll größer war, suchte er diesen Vorteil noch zu erhöhen, indem er einen wütenden Angriff machte und vier oder fünf Hochquarten hintereinander schlug in der Absicht, M-'s Parade niederzubauen oder darüber hinweg seinen Hinterkopf zu treffen. Aber das alles ließ M- völlig kalt. Er parierte jeden Hieb mit dem Arm, den er ganz in der Parade ließ, und schlug nur gelegentlich eine Finte nach oben, die mehr ein leichtes Schmellen des Schlägers, als ein entscheidener Hieb war. Es war klar, daß er streng



Ein toller Mann. W. S. 1874 75.

Ein toller Mann.

Ein toller Mann.

in der Defensive verharren und seine Zeit abwarten wollte. So wurden 5 Gänge in ungefähr eben'so viel Minuten gefochten. v. B-'s Kinn war leicht geritzt. M- war überhaupt noch nicht berührt. Im vierten Gange machte v. B. einen noch wütenderen Anstich als vorher, indem er so weit wie möglich hinüberreichte, und es schien, als wenn es ihm endlich gelungen sei, M-'s Hinterkopf zu treffen. Der Unparteiische rief: Halt, und M- mußte eine Untersuchung durch den Paarkanzler über sich ergehen lassen; er that es mit schlecht verhehltem Ärger, und sein ironisches Lächeln schien zu sagen: Welch' ein Unsinn! Der Arzt konnte keinen Blutigen finden, und das Kommando zum fünften Gange wurde gegeben. Wie M- in die Auslage ging, bemerkte ich, daß er den vorderen Fuß ein ganz klein wenig mehr vorstieß als sonst, seinem Kopf einen leichten Ruck gab und seine Lippen kaum merkbar verzog. Ich fühlte mündlich, daß er diesmal Unheil plane. Wie sonst schlug v. B. an, aber diesmal mit einer prächtigen Hochzeit bei der fast beide Klängen sprangen. M- parierte mit einem schnellen Hieb nach oben, v. B. hatte kaum Zeit in die Auslage zu gehen und zu parieren. In dem Augenblick, wo er es that, ließ er möglichst rasch seinen Vorderarm einen oder zwei Hüll sinken; mit

Blitzschnelle, wie wenn es dieselbe Bewegung gewesen wäre, veränderte sich M—'s steiler Hieb in eine Hochterz. Ein unheimliches Blinken der Klinge, ein blitzähnliches Sausen, und sein Schläger fuhr über die ungedeckte Stirn seines Gegners. Durch die Corona lief ein unterdrücktes Gemurmel. Ein Strom hellroten Blutes spritzte auf den Boden, und es bedurfte nicht der Prüfung des Pankarztes, um die Abfuhr zu konstatieren und die Mensur als beendet zu erklären. Sie hatte fünf oder sechs Minuten gedauert, und der Sieger hatte eigentlich nur einen Hieb geschlagen“.

Eine derartige Taktik, wie sie hier beschrieben wird, würde man heutzutage beanstanden und vermutlich als „Mauern“, wenn nicht gar als „elende Kneiferei“ bezeichnen. Seit dem Anfang der siebziger Jahre begann sich nämlich eine Fechtwaise einzubürgern, die mit der Kunst sehr wenig zu thun hatte, und bei der es einzig und



Plata.

Paukerei des Leipziger L.C. W.S. 1891/92.

Dudissa.

allein darauf ankam, ohne Rücksicht auf das Parieren und etwaige Blößen, die man sich dabei gab, möglichst rasch hintereinander und kräftig drauf loszuschlagen. Wurde ein Hieb nicht erwidert, so fragte der Gegensekondant an, und wiederholten sich solche Anfragen, so galt die Mensur als „ungenügend“, und der betreffende Pankant wurde solange dimittiert, bis er sich durch eine Reinigungsmensur herauschlug. Die Folge war, daß die beiden Gegner auf „Cos“ in der Regel beide zugleich anschlügen, und daß oft der ganze Gang nur aus à tempo-Hieben bestand. Hinzu kam, daß der Pankant, um nur ja keinen Zweifel an seiner Tapferkeit aufkommen zu lassen, wie festgewurzelt an seinem Platze stand, kein Glied außer dem Handgelenk rührte und, ohne mit der Wimper zu zucken, den Kopf oder das Gesicht der Klinge seines Gegners aussetzte. Auch heute ist dies das übliche Bild des Pankanten; erst in neuerer Zeit macht sich die Tendenz geltend, zu der alten Fechtwaise mit beweglicher Mensur zurückzukehren, und das ist gewiß anzuerkennen. Dabei brauchen ja die Anforderungen an



Рисунки 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100



Östlicher Sabelmännchen.

eine gute Mensur keineswegs heruntergeschraubt zu werden, nur wird man sich bei der Beurteilung nicht wie bisher von nebensächlichen, durch die Rücksicht auf ein absolut bewegungsloses „Stehen“ diktierten Grundsätzen leiten, sondern den Gesamteindruck entscheiden lassen, der in den wenigsten Fällen einen Zweifel darüber läßt, ob sich jemand „forsch“ oder „schüßerig“ — so pflegte man früher zu unterscheiden — geschlagen hat.

Die
Belohnung
wird.

Von wesentlichem Einfluß auf die geschilderte Entwicklung der studentischen Mensur ist der Umstand gewesen, daß sich etwa seit den 40er Jahren die Auffassung von der Schlägermensur als einem ritterlichen Kampfspiel, einer zur Erprobung des Mutes und der Fortschritt dienenden Waffenübung mehr und mehr verbreitete. Die Corps hatten schon seit geraumer Zeit angehört, den Schläger als eine zum Ausstrahlen von Ehrenbändern und zur Sühnung wirklicher Verleidigungen geeignete Waffe anzusehen; ihnen waren die Schlägermensuren Selbstzweck und ein Mittel zur Erziehung ihrer Angehörigen geworden. Da man nun anfangs, um dem Pausbedürfnis zu genügen, an der alten Form des Kontrabierens festhielt, diese aber zu vielen Unzuträglichkeiten führte, richtete man besondere „Kontrabierabende“ ein, an denen sich die Corps in einem bestimmten Lokale zum Zwecke des Kontrabierens trafen. Laumig beschreibt Kugmaul in seinen „Jugenderinnerungen“, wie es in Heidelberg zu seiner Zeit bei einer solchen Gelegenheit herzuwachen pflegte. „Abends zur festgesetzten Stunde zogen sämtliche Corps in hellen Häusen von ihren Kneipen in die Arena zu fröhlichem Tischieren, jeder besetzte den Tisch, den seine Füchse im voraus belegt hatten. Waren sie alle eingetroffen, so war die Neugierde groß, welche Lösung die verschiedenen Corpsconvente ausgegeben hatten, doch die unheimliche Stille währte nicht lange. Ein Barock erhob sich und schleuderte einem ebenbürtigen Kämpen an einem der feindlichen Tische höhnenden Schlachtruf zu Befehl der Gegner Wig, so erwiderte er mit Gegenhohn, wenn nicht was die Regel war, sofort mit dem Tisch. Nach dieser ersten „Kontrabage“ ging das Kampfgeschrei an allen Tischen los. Die Luft schwirrte von dummen Jungen, dazwischen sausten einige schwere Hundstöße nieder. Die Helden der Mias hätten ihre helle Freude an dem Treiben gehabt. Ähnlich ging es um die Mitte der 40er Jahre in Jena zu. Nach der Schilderung, die der oben erwähnte alte Jenenser Weisthale von den damaligen Memmverhältnissen entwirrt, waren die Mensuren durchweg Kontrabage- und P. P. Partien. Kontrabiert wurde auf dem sogenannten „Allgemeinen“, d. h. einer Zusammenkunft aller Corps die alle vier Wochen auf der Hofe stattfand. Als zweites Lied sang man dann „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“ und wenn das Lied gelungen war, dann stand das Volk allerdings auf, und der Sturm brach gehörig los. Jeder suchte sich seine Leute zu langen, mit denen er gern einen Gang machen wollte. Aber so ganz einfach war das keineswegs. Man konnte da nicht gut auf den Betreffenden losgehen und ihm sagen: „Ah, wünsche mit dir zu hängen.“ Das wäre gegen allen Brauch gewesen. Zunächst mußte gefärtelt werden, das heißt, man suchte den Betreffenden, mit dem man losgehen wollte, so lange mit schmeichrigen Redensarten zu reizen und sich gegenseitig in Bosheiten und Anzüglichkeiten zu überbieten, bis der einen Partei der Geduldssaden riß, und das ersöhnende Wort „dummer Junge“ fiel. Nach dem dummen Jungen durfte nicht weiter geschiedet und geschimpft werden, denn sonst mußte der Nachwäch revoziert werden. Auch in Göttingen ging man um dieselbe Zeit zu dieser Form der Kontrabage über. Früher war hier das Kontrabieren auf der Straße allgemein; die Landsmannschaften und Corps trafen sich des Abends auf der Weender, wo es in der Regel zu lärmenden Austritten kam, nicht selten wurden, um die Kontrabagen zu verhindern, nicht bloß die Pedelle, sondern auch die Landgensdarmere aufgeboten. Schließlich machte man dem Kontrabieren dadurch ein Ende, daß man eine allmonatliche „Kontrabierkneipe“ der Corps und Landsmannschaften einrichtete.

In diesen „Kontrabierkneipen“ haben wir die Anfänge der heutigen „Vestimmung“ zu finden. Schon zu Kugmauls Zeit übte in Heidelberg das am Kontrabierabend in der geschilderten Weise herausgeforderte Corps am anderen Tage

seinen Kartellträger mit dem Bestimmzettel dem feindlichen auf die Kniepe. Die Person dieses Heroldes war durch seine Mission geheiligt: er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen, und Tag und Stunde der Messuren artigt mit ihm vereinbart. So war denn die vorausgegangene Kontrahage eine rein äußere Form geworden, und da man das Grundlose und zum Teil Thörichte dieser Form, die überdies noch den Nachteil hatte, daß sich häufig durch Übersürzen aus formalen Kontrahagen schwere Forderungen ergaben, mehr und mehr einsah, so führte man allmählich die heutige Bestimmungsmensur ein.

Die Einführung der Bestimmungsmensur vollzog sich indessen nicht überall gleichmäßig; auf einzelnen Universitäten und bei vielen Korporationen hielt man noch lange an der formalen Kontrahage fest. Am konservativsten scheint man in der Hinsicht in Königsberg gewesen zu sein. Hier kam, wie Hans Wagner im Juniheft



Kieler Mensur. 1898. Nach einem Bild von Kleinsana.

Corpo Saxonica.

(Original im Kieler Café „Hoffnung“.)

Burschenschaft Teutonia.

des letzten Jahrgangs der „Burschenschaftlichen Blätter“ erzählt, das, was man heute Bestimmungsmensur nennt, in den sechziger Jahren etwa auf folgende Weise zustande: Eines Abends erschienen eine Anzahl Masuren oder Littauer z. B. auf der Kniepe der Germanen und begannen zunächst einen feinen Antritt. So bei der dritten Halben stimmten dann plötzlich die Gäste einen trohigen Cantus an. Dann erhob sich ein Germane und rief: „Sächsle, laßt ihr euch das gefallen?“ Und alsobald lief dann ein Sächslein mit der Mütze in der Hand bei den kampfesfrohen Gästen umher und sammelte die Karten. Dann ging die Fecherei weiter, und am nächsten Morgen wurde der Skandal ausgepaukt. Diese gute alte Sitte der gemüthlichen Massenkontrahage ist auch in den achtziger Jahren noch gepflegt worden, und Überreste der alten Kontrahage hat der Königsberger Paulcomment bis heute bewahrt. Wenn nämlich alles zum Fechten bereit ist, der Arzt sich hilfsbereit gemacht hat u. s. w., dann geht der Kämpfe von der Partei, die die Bestimmung gefordert hat, auf seinen Gegner zu und sagt: „Heiße N., gestatte mir, Ihnen aufzufengen“. Dann stürzen beide zurück, und in 1 bis 2 Minuten ist die Anbandagierung vollzogen

indessen nur selten und in wirklich gravierenden Fällen vor; Heyd berichtet in seiner Schilderung des Heidelberger Studentenlebens zu Anfang des Jahrhunderts, er habe nicht gefunden, daß der Verruf in jener Zeit wegen eines Falles von Satisfaktionsverweigerung verhängt worden sei. Diese Verhältnisse änderten sich mit dem Entstehen der deutschen Burschenschaft, die als ihr Ziel aufstellte, die gesamte Studentenschaft einer Hochschule zu umfassen, und dem entsprechend Verbindungen unter sich oder neben sich nicht dulden konnte. In § 24 der Verfassung der Allgemeinen Burschenschaft vom 18. Oktober 1818 wurde als Grundsatz aufgestellt: „Wenn Verbindungen von deutschen Burschen auf einer Hochschule als solche auftreten, wo schon eine Burschenschaft als Teil der Allgemeinen besteht, so sind dieselben eo ipso im Verzicht“. Da indessen dieser Grundsatz nur sehr vereinzelt, wie in Jena und Erlangen, durchgeführt wurde, und auf der andern Seite die Versuche der Corps, ihrerseits den gleichen Standpunkt herauszulehren, ohne anhaltenden Erfolg waren,



Nach der Mensur.
Im Bandagierzimmer des Hirschgasse, W.Z. 1855/56.

so hätten die Gegensätze zwischen Burschenschaft und Corps allein nicht vermocht, den leidigen Zwiespalt innerhalb der Studentenschaft durch den Verruf zu sanktionieren. Erst als durch das Eindringen progressivster Ideen die Satisfaktionsverweigerung von einer Reihe von Progressverbindungen zum Prinzip erhoben wurde, kam der usus auf, daß eine Gruppe der Studentenschaft die andere in den Verruf steckte, und dieser usus wurde auch dann noch beibehalten, als die Abweichungen in Bezug auf die Satisfaktionsfrage längst geschwunden und auch bei den Burschenschaften die Bestimmungsmensur allgemein eingeführt war. Erst in neuerer Zeit ist hierin ein Wandel eingetreten; fast überall hat sich jetzt die Anschauung Bahn gebrochen, daß in Fällen wirklicher Beleidigung jedem Studenten Satisfaktion gegeben werden müsse, und zwar entweder dadurch, daß die schweren Waffen jeder Verbindung anerkannt werden, oder daß der Verbindungsstudent vorübergehend aus der eigenen Korporation austritt. Die Korporation, die heutzutage mit der Verhängung des schweren Waffenverrufs schnell bei der Hand ist, setzt sich dadurch nur zu leicht dem Verdacht aus, sich auf bequeme Art ihren Verpflichtungen entziehen zu wollen.

Die commentmäßige Waffe zur Ausfächtung von schweren Forderungen ist jetzt auf allen Universitäten der Säbel. Die Pistolenmensuren, die früher manches Opfer ge-

Die
Säbelmensur.

fördert haben und selbst bei reinen Conleurenstreitigkeiten in der Form von Ehrengeldern in Anwendung kamen, sind heutzutage fast verschwunden, seitdem bei allen studentischen Verbänden der Grundsatz gilt, die Pistole zur Austragung von Ehrensachen nur dann zuzulassen, wenn einer der Kontrahenten aus physischen Gründen die blankte Waffe nicht führen kann, oder im Falle schwerer Familienbeleidigung. Um in anderen Fällen eine der Schwere der Beleidigung entsprechende Sühne herbeizuführen hat man verschiedene Formen der Säbelmensur in den Continent aufgenommen: eine schwere Forderung mit wenig und kleinen Wundlagen und eine leichtere, bei der die meisten bei der Schlägermensur gebräuchlichen Schutzvorrichtungen, wie Paukulle, Armpulsp u. s. w. üblich sind. Die Anstalt ist jetzt fast überall die gleiche, nämlich die mit wagerecht vorgestrecktem Arm, wie sie das dem Mour'schen Paukbuch entnommene Jener'ser Menurbild zeigt, während die sogenannte verbanzte Anstalt, welche durch die Höttinger Säbelmensur veranschaulicht wird, nur noch auf einigen süd-deutschen Universitäten im Gebrauche ist.

Die Ehrengerichte

Obwohl bei der leichteren Säbelmensur durchweg weniger herauskommt, als bei Schlägermensuren, einmal weil die meisten Hiebe flach fallen, sodann wegen der besseren Möglichkeit des Parierens, fällt doch die Säbelmensur, einerlei in welcher Gestalt sie vor sich geht, unter den Begriff des Duells, das nur dann vor sich zu gehen pflegt, wenn kein anderer Ausweg gefunden werden kann. Die Möglichkeit, in Fällen thätlicher Beleidigung einen Ausgleich herbeizuführen, bietet die Institution der Ehrengerichte, deren Aufgabe es ist, die Gründe der Forderung zu prüfen, Streitigkeiten, wenn möglich, auf gütlichem Wege beizulegen und auf jeden Fall dafür zu sorgen, daß die Schwere der Forderung in richtigem Verhältniß zu ihrem Anlaß steht. Da überall vorgeschrieben ist, daß die Ehrengerichte mit älteren ruhigen Leuten besetzt sind, so darf man annehmen, daß sie vernünftig gehandhabt werden und im allgemeinen ihrem Zweck entsprechen. Aberdies werden die Ehrengerichte immer weniger günstig sein, schwere Forderungen zu genehmigen, seitdem die Korporationen es zu ihrer Aufgabe gemacht haben, über das Verhalten ihrer Mitglieder bei allen Forderungen eine scharfe Aufsicht zu üben. Der „Verein deutscher Studenten“ hat beispielsweise die Einrichtung getroffen, daß der Ehretrat nicht bloß dann einschreitet, wenn ein Mitglied beim Austrag einer Forderung die studentische Ehre nicht gewahrt hat, sondern auch die ihm zugehörige Strafgewalt gegen solche ausübt, welche leichtfertig eine schwere Forderung provoziert haben. Ehrengerichte, die sich der gesamten Studentenschaft überordnen wollten und die Abschaffung der Mensur überhaupt bezweckten, wie sie z. B. in Kiel im Jahre 1795 emgerüthet wurden, und wie sie die Reformverbindungen in den 40er Jahren in Heidelberg anstrebten, haben sich, so oft auch solche Versuche gemacht wurden, in der Praxis als unbaltbar erwiesen.

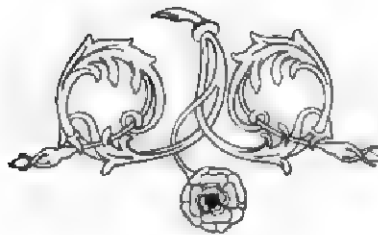
Die Bedeutung der Mensur

Der Student will sich nicht bevormunden lassen. Darum ist es den Behörden auch nie gelungen, durch akademische Gesetze das frische und fröhliche Mensurwesen zu heben. Wie im Anfang dieses Jahrhunderts alle Verordnungen gegen die Duelle ohne weiteres an dem studentischen Herkommen abprallten, weil, wie Heyd in seiner oben citirten Schrift sagt, die aus altgermanischer Kampfstreude hervorgegangene, sozusagen nationale Lust am Wappenspiel in den Begriffen des Studenten mit den hohen Geboten der Standesehre zu einem unerschütterlichen Ganzen verschmolzen war, so ist es auch jetzt noch. Auch heute will der Student seinen Mut, seine Waffenerfugkeit erproben, er schlägt sich nicht bloß, um Genugthuung zu erlangen, sondern um des Waffenkampfes selber willen. Taglich aber und darin liegt der große erzieherische Wert der Mensur gewöhnt er sich daran, dem Gegner furchtlos ins Auge zu sehen, seine ganze Willenskraft zusammenzunehmen und sich selbst zu beherrschen. Was ihm der Hörsaal allein nicht zu geben vermag, die Ausbildung der Persönlichkeit, der Charakterfestigkeit und des Mutes, das erhalt der junge Student nirgend, besser als auf dem Mensurplatz.

2. Teil.

Der

Einzelnen Hochschulen.





1356.

Mit Heidelberg du teine
 Da sticht an Edeem reich
 Am Neckar und am M. eine
 Weir' andre kommt dir gleich

Heidelberg ist, obwohl es schon lange das Gewand der ländlichen Schönen mit der anspruchsvolleren Tracht der modernen Courtesen- und Industriestadt vertauscht hat, noch immer die landschaftlich schönste Universitätsstadt der Welt. Ihre Gepräge erhält die Landschaft vor allem durch die herrlichen Kastanienwälder, die sich auf den Hügeln und Bergen rings um Heidelberg ausbreiten und mit ihren jatten Farben, von dem frischen Grün des Lauges, das sich im Juni mit dem bläulichen Gelb der Kastanienblüte mischt, bis zu dem bräunlichen Gelb und Rot im Herbst, diesem lieblichsten Fleck unseres deutschen Landes einen fast südlichen Charakter verleihen. Geradezu märchenhaft aber ist der Anblick Heidelbergs im Frühjahr zur Zeit der Obstblüte, wenn die großen weißen Blumensterne der Mandelbäume aus den Nebgärten ins Thal leuchten, und die Knospen der Aprikosen, Pfirsich- und Kirschbäume ausbrechen. Niemand kann sich dann dem Zauber entziehen, den die paradiesische Schönheit des Neckarthal's auf das Herz des Weichauers ausübt und den Meister Josef so wundervoll in die Worte zu kleiden verstanden hat:

Landschaft 4a
 Lage

Und kommt aus lindem Süden
 Der Frühling übers Land,
 So webt er dir aus Blüten
 Ein schimmernd Brautgewand.
 Auch mir sehest du geschrieben
 In's Herz gleich einer Braut,
 Es klingt wie süßes Lieben
 Dein Name mir so traut.

Oben vom Schloßberg schaut die weltberühmte Ruine des Schloßes auf die Stadt hernieder: schon im 15. Jahrhundert begonnen, wurde es durch den herrlichen Otto-Heinrichsbau zu einem Meisporwerk deutscher Renaissance und bildete mit seinem Park, dem hortus palatinus des Winterkönigs, eins der "Wunder der Welt". Die furchtbaren Verwüstungen, die die Stadt im 17. und 18. Jahrhundert zu überstehen hatte, verwandelten das Schloß in eine Ruine und begruben die Lorbeer- und Pommeranzienbäume, die Springbrunnen und Marmorstatuen in Schutt und Gerümpel, aber sie vermochten doch nicht die unvergängliche Schönheit des Heidelberger Schloßes zu zerstören. Karl Friedrich von Baden trug Sorge das Schloß zu erhalten, und legte wieder einen Lustgarten an. Er bietet, wenn auch sein Raum nicht besonders



SCENOGRAPIA HORTVS PALATINVS A FRIDRICO V. ELECTORIS PALATINO HEIDELBERG. P. INSTRVCTVS. 1720.

Der Heidelberger Schlossgarten. 1630.



Heidelberg 1820.

ausgedehnt ist, eine Fülle romantischer Bilder. Wer die auf den Schloßhof führende Zugbrücke überschreitet und über den Hof auf das Schloß zugeht, ohne ein Wort zu sagen, der — so erzählt die Sage — mag sich einen Wunsch ausdenken, der in Erfüllung gehen muß. Aber es hat noch niemanden gegeben, dem die Schönheit des Schlosses nicht einen Ausruf des Entzuckens entlockt hatte.

Von der Terrasse des Schlosses überblickt man die Ebene in der sich moderne Straßen mit rauchgeschwärzten Fabrikdornsteinen hinzieben, und die neben dichtbewaldeten Berge, zur Linken sieht man den Gaisberg und Schloßberg mit der Molkentur, drüben Heiligenberg, wo ehemals Kloster Neuenburg stand, mit der Stuttmühle einem sehr beliebten, nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Naßort der Studenten.

Sohnender noch als die Aussicht von der Schloßterrasse ist der Blick auf Heidelberg den man von den Höhen jenseits des Neckars genießt. Das andere Ufer, auf dem Neuenburg liegt, ist mit Heidelberg durch zwei große Brücken verbunden, eine alte steinerne führt von der Altstadt Heidelbergs aus eine neue eiserne liegt im Westen der Stadt. Steigt man den Philosophenweg hinan so breitet sich vor dem entzückten Auge auf dem schmalen Streifen Landes zwischen den Höhen des Odenwaldes und dem Neckarstrom, der sich wie ein silbernes Band durch das Thal schlängelt die Stadt aus, die wie nur wenige unseres Vaterlandes reich ist an Denkmälern einer fernem, ernten Vergangenheit, und die zugleich den Tummelplatz jungen, reichlichen Le-

bensbildet. Es berg, die alte Pfalzgrafen heute noch die der gewaltigen von Schöpsel sind: der Herr das Enderle der Hweg über die alten sehen sich die ligengeistliche fische das alter über und die der schonen



Das Neckar bei Heidelberg

fröhlichen Le- in Alt-Heidel- Residenz der bei Rhein und Hochburg all Weinkämpen Gnaden, als da von Rodenstein, von Ketsch und Porloo. Hoch Griebeldacher Turme der Ver- und Peters hantliche Karls- Universität mit reiten Mula, die



Schlossberg mit Baumen.

in das Gasthaus zum Ritter am Marktplatz in der Hauptstraße, ein historischer Bau aus der Renaissancezeit. Obgleich mehrere Säulen desselben erhebliche Brandspuren aufweisen, entging die Fassade auf wunderbare Weise der Einäscherung welche 1697 die ganze Stadt verunstaltete. Erbaut ist das Haus 1592 von dem eingewanderten Bogenotten Charles Velter.

Grundm. der
Bauersch. l.

Die Hochschule ist von Ruprecht I. aus dem Hause der Wittelsbacher gegründet, nachdem ihr der Papp Urban VI. am 25. Oktober 1385 einen Stiftungsbrief verliehen hatte. Die feierliche Einweihung fand am 18. Oktober des folgenden Jahres statt, und die Universität trat in ihr erstes Semester mit einem Universitätskörper von 579 Personen. Bereits im Jahre 1395 wurde ein gewaltiges Universitätsgebäude errichtet. Die Verfassung „ad instar studii Parisiensis“, war die rein mittelalterliche. Wie die Aufnahme der Studierenden das ganze Jahr hindurch erfolgte, so gab es auch keine Ferien im heutigen Sinne des Wortes, sondern nur eine größere Anzahl von dies non legibiles. Die Studenten waren Männer aller Altersklassen und Stände. Insbesondere besuchten zahlreiche Geistliche, sogar heilige, die Universität für einige Jahre, sie blieben nach einer päpstlichen Verordnung für diese Zeit im Genuß ihrer Pflichten. Ueberhaupt haben die Päpste der Heidelberger Universität ihr Wohlwollen dauernd im weitesten Maße bewiesen und reichliche Benefizien an Lehrer und Schüler gewährt, deren Retulus jährlich nach Rom geschickt wurde. Im 15. Jahrhundert gewann die Universität schnell an Ansehen und erreichte ihren höchsten Glanz um die Wende des Jahrhunderts, als unter Philipp dem Aufrechten Johann von Dalberg, Rudolf Maricola, Johannes Reuchlin, Willibald Pirckheimer und andere hervorragende Gelehrte an ihr thätig waren.

Ferführung der
Reformation.

Die gewalttätige Einführung der Reformation bewirkte dann aber sehr bald eine bedeutende Abnahme, sodaß 1526 plures professores quam auditores vorhanden waren. Nach Otto Heinrich dem Großmüthigen war insbesondere auch Friedrich III. ein eifriger Lutheraner. Er berieth an seine Hochschule den berühmten französischen Rechtslehrer Hugo Donellus und ferner Melancthon der die Universität reorganisierten

1586 zum 500sten Jubelfest erbaut wurde, und dem alten Karzer, dessen vielbeschriebene Wände den kommenden Generationen ein Denkmal unergänzlich Jugendüberwites sind und bleiben werden. Unter den vielen alten oder im alterthümlichen Stil erbauten „Kneipen“ sind die bekanntesten: der Porkeo der Rodensteiner, der Kuhhof und die weiße Rose.

Das einzige Privatbaus das uns von der Pracht des alten Heidelberg Kunde giebt



Universität Bamberg.

Die Universität.

6. 1. 1898. Bamberg.

sollte. Aber der hereinkommende 50jährige Krieg verhinderte auf lange hinaus jede gedeihliche Entwicklung. Als Tilly 1622 Heidelberg einnahm, hörten die Vorlesungen gänzlich auf, bis 1627 Maximilian von Bayern, dem nach dem Sturze des unglücklichen Winterkönigs die Pfalz zufiel, die Universität wieder herstellte.

Im westfälischen Frieden fiel Heidelberg an Karl Ludwig aus dem Hause Pfalz-Simmern, der an der Universität den protestantischen Calvinismus rücksichtslos durchführte, sonst aber für deren Hebung mit allen Kräften sorgte, ebenso wie seine Nachfolger. Die Verurteilung Spinozas scheiterte an dessen Ablehnung, dagegen wirkte Samuel Pufendorf an der Universität.

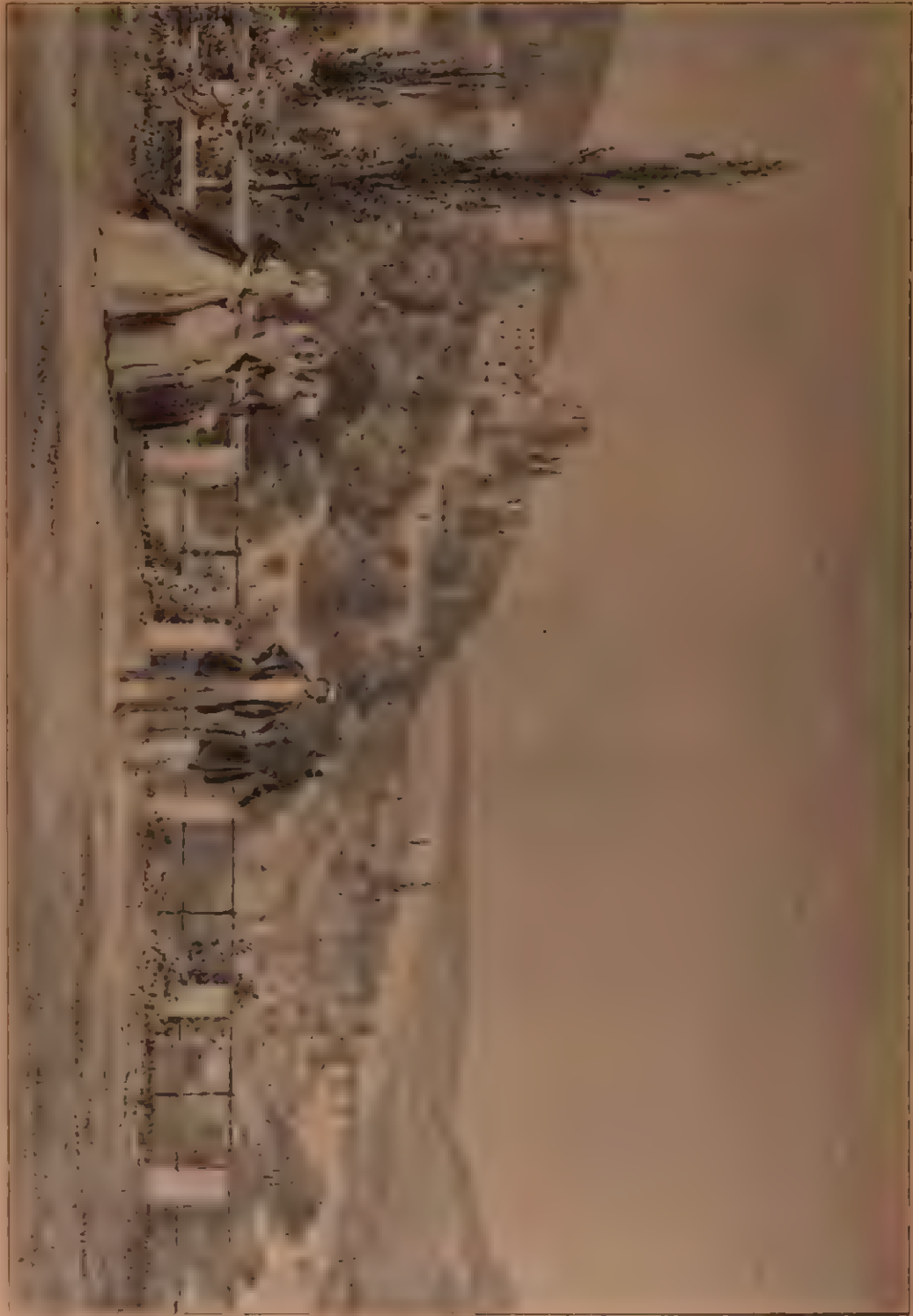
Ihr Besuch blieb aber gering, obwohl 1652 eine feierliche Eröffnung der Universität stattfand, eine neue Bibliothek geschaffen und ein botanischer Garten eingerichtet wurde. Den Studierenden, zunächst mit Ausnahme der Theologen und Mediziner wurde das Jagdrecht in einem bestimmten Bezirk verliehen, das sie bis zu der 1848 erfolgten gesetzlichen Neuordnung des Jagdrechtes behalten haben. 1685 kam mit der Einie Pfalz-Zweibrücken der Katholizismus wieder aus Rufer, wurde jedoch von Philipp Wilhelm in toleranter Weise eingeführt. Im zweiten Jahre seiner Regierung unter dem Rektorat des Kurprinzen Friedrich Wilhelm begann die Universität das 500jährige Jubeljahr ihres Bestehens, und friedliche Seiten schienen endlich anzuknicken. Aber bereits drei Jahre später wurde Heidelberg im Verlaufe des Orleans'schen Erbfolgestreits zum ersten Male erübrnt, und 1695 wurde es in der barbarischen Weise verübrnt. Dabei fiel auch die Universität der Vernichtung anheim. Die Pro-



Die Aula der Universität

fessoren sammelten sich in Frankfurt, siedelten später nach Weimern über und lebten erst 1700 nach Heidelberg zurück. Johann Wilhelm unterzog sich mit großem Eifer der Reorganisation der Hochschule; er errichtete eine katholisch-theologische Fakultät und baute 1711 das jetzige Universitätsgebäude mit der berühmten Aula Wilhelmiana. Leider überließerte er die Universität völlig den Jesuiten, die sie für das ganze Jahrhundert völlig beherrscht haben und den überall sich geltend machenden Geist der Aufklärung und des Nationalismus nicht auskommen ließen.

Karl Theodor, wohl der populärste Fürst der röhlichen Pfalz, stärkte die Universität durch Gründung der pfälzischen Akademie der Wissenschaften, und dadurch, daß er 1784 die hohe Kameralchule mit der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft von Kaiserslautern nach Heidelberg verlegte und somit den Grund schuf zu der späteren staatswissenschaftlichen Fakultät und der heutigen staatswissenschaftlichen Fakultät.



Heidelberg vor 10 Jahren.

lichen Fakultät der Universität. Doch sollten die frohen Hoffnungen, die bei Gelegenheit der unter ihm feierlich begangenen 4 Säkularfeier der Universität ausgesprochen wurden, sich nicht erfüllen, da schon nach sieben Jahren wiederum eine französische Invasion erfolgte, die die Hochschule zeitweise einem gänzlichen Untergange zuführte.

Das Studentenleben bis zu dieser Zeit war das uns bekannte Universitäts-^{Studentenleben} leben der Scholaren, das sich in den Bursen und Landsmannschaften abspielte. Der ^{bis 1800} Penultimus herrschte, und auch sonst fehlte es nicht an Unsittlichkeiten der durch die fortwährenden Kriege stark verwilderten Studenten. Bis in das 17. Jahrhundert hinein waren fortgesetzte Strafverordnungen gegen Raufhändel und gar Lächerlichkeiten wie Obje und Weindiebstahl erforderlich. Am Ende des 15. Jahrhunderts erregten skandalöse Händel zwischen den einzelnen Bursen die Studentenschaft und führten erst als 1546 die sämtlichen Bursen zu einer Vereinigung wurden. In dieser



Heidelberg vom Neckar aus gesehen

müßten alle Studenten Wohnung nehmen wenn sie nicht von Adel waren und einen Präzeptor hatten. 1580 fand der letzte in größerem Maßstabe gegen die Bürger geführte Studentenkrieg statt, demstwegen mußte die 300-jährige Jubelfeier der Universität auf das nächste Jahr verschoben werden. Unter der strengen Disziplin der Annaten änderten sich jedoch im 18. Jahrhundert die Sitten der Studierenden ganz erheblich und waren außerordentlich schlimm. Gefechten wurde überhaupt nicht, und Laubhard fand den Heidelberger Comment „schiefel“, das einzige, was ihm an den dortigen Studenten gefiel, war, daß sie „wenigstens soffen wie die Wapenbinder“. Studentenverbindungen gab es damals noch nicht erst in den letzten Jahren der Prälat-Swecktrückerischen Herrschaft, unter Maximilian Joseph (1799) 1802 fanden die Orden der Connantoten und Harmonien in Heidelberg Eingang.

Der Reichsdeputations-Hauptschlusß brachte der Hochschule ein neues Herrscher-geschlecht das dem früheren an Sorge für die Wehrtafel der Landesuniversität nicht nachstand. Mit den Organisationsedikten des Markgrafen Karl Friedrich von Baden beginnt eine neue Phase der Heidelberger Universität, aus den Trümmern der alter-

schwarz gewordenen, zu einer Jesuitenkirche herabgesunkenen Ruperta erhebt sich in Kraft und Schönheit die Ruperto Carola

In fünf Sektionen, einer theologischen, einer juristischen, einer medizinischen, einer staatswissenschaftlichen und einer philosophischen, wirkten 40 Professoren. Eine jährliche Dotation von 40000 fl., die sich bald um über die Hälfte erhöhte wurde der Hochschule bewilligt. Als Mittel, ihre Frequentz zu heben, wurde den Landesfürsten ihr Besuch für einen Kursus von 5 Jahren vorgeschrieben, indes ist dieser Unversitätsbrauch bereits 1810 aufgehoben worden, denn schon nach wenigen Jahren bedurfte es keiner solcher Mittel mehr. Angelockt durch das romantische Heidelberger Studentenleben, nur das die literarischen Romantiker Götz, von Arnim, Brentano und Hoff den Sinn gereicht hatten und durch die große Zahl der hervorragenden



Wied auf dem Heidelberger Universitätssplatz nach der Wiedensche von Anstalt, nach Neuenheim.
1804, Juli 1804.

(Wiedensche von Anstalt)

Lehrer, strömten seit 1806, insbesondere nach der Vernichtung Etbauts die Studenten, namentlich Norddeutsche und Juristen, zahlreich nach Heidelberg. Die juristische Fakultät stand dort in höchstem Flor, an ihr wirkten außer Etbaut, Dangewitz, Zacharia, Müllermeyer, Niehl, Windscheid, Wundtlich und Renand. Auch die andern Fakultäten hatten, da an Gehältern nicht gespart wurde, bedeutende Lehrkräfte wie den Mediziner Alfermann und den Theologen Markheime, von bedeutenden Mitgliedern der philosophischen Fakultät mögen hier gleich aus einer etwas späteren Zeit erwähnt werden. Schulz, Buntzen, Rückhoff, Schloffer, Gerwinus und Treuticke.

Die Ruperto Carola

Die Reorganisation der Heidelberger Universität, die Gründung der Ruperto Carola, fällt in die Zeit der Geschichte des Studentenlebens, in der die Orden degeneriert waren und einen erbitterten Kampf mit den landsmannschaftlich organisierten Klans, den zu bestehen hatten, dem sie gar bald erlagen. In Heidelberg entstanden aus den schon erwähnten Orden, aber in großem Gegensatz zu ihnen, bereits 1802 die Landsmannschaften der Rheinländer und die der Franko-Badenier. Der

Zweck der ersteren war nach den Statuten: „Unterstützung ihrer Mitglieder zur Erleichterung ihrer Studien, gesellschaftliches Vergnügen und eifriges Bestreben zur wechselseitigen Verteidigung gegen die Angriffe verachtlicher Neonomisten und Unterdrückung sogenannter Orden, welche ruhige akademische Bürger in ihrer Laufbahn zu stören suchen.“

Sowohl wurden 1805 die Orden sowohl wie die Landsmannschaften verboten, beide bestanden aber fort, und ihre Kämpfe beherrschten das studentische Leben Heidelbergs. Nur bei gemeinsamer Gefahr gingen sie zusammen, so organisierten sie 1807, als Studenten von den in Heidelberg garnisierenden Dragonern unglücklich behandelt waren, einen Auszug der gesamten Studentenschaft nach Neuenheim. Als aber nach ausreichenden Versprechungen der Regierung die Studenten, unter feierlicher Einholung durch die Universitätsbehörden, nach Heidelberg zurückgekehrt waren, erfolgte noch am selben Abend eine feierliche Kesselerie zwischen Orden und Landsmannschaften.



Sturm nach dem weltlichen Kommerzsau. Heidelberg, den 23. März 1810.

Mit der Freizügigkeit der Universität stieg die Zahl der letzteren. Um 1805 bildeten die Süddeutschen die Oberrheinische Landsmannschaft mit den Farben blau-weiß-rot und die Schwabische Landsmannschaft mit schwarz-gelb-weiß. Norddeutsche Landsmannschaften waren die Westphalen (grün-schwarz-weiß), die Niederrheinische blau-rot-weiß, die Turonen (grün-blau-weiß) und die Dandalen (rot-gold). Gefechte wurde sehr viel, auch innerhalb der Landsmannschaften, aber es wurde leicht abgelehnt. Man paulte auf den Studentenbuden und wenn der Platz dort nicht ausreichte, in dem Saale einer nahe beim Schießhor gelegenen Wirtshaus oder auf der zu diesem Zweck schon damals benutzten Buschgasse. Häufig ging es auch hinaus nach Neckargemünd oder Schwesingen, wo dann nicht selten eine grüne Waldwiese mit klarem Bergquell als Niemurplatz diente. Die Kommerze wurden bei den Landsmannschaften reichum auf den Stuben der Mitglieder abgehalten. Dabei durfte z. B. bei den Schwaben nicht mehr, aber auch nicht weniger getrunken werden als Apfelwein, Bier, Wurst und Schwarzbrot.

Die Nonnencen, d. h. die nicht inkorporierten Studenten waren eo ipso Anhängsel einer Landsmannschaft, und zwar entweder der, zu welcher sie ihrer her



Kasernen zum Hüphen (Partholab) in der Hochschule zu Heidelberg.

kunft nach gehörten oder, mit Einwilligung dieser, einer von ihnen gewählten anderen. Sie protestierten fortgesetzt energisch gegen diese

Unterdrückung, gegen die „Annahme von Alters gleichen“, und da nun einzelne Landsmannschaften ihren Forderungen, zu denen insbesondere das Recht zum Sekundieren gehörte geneigter gegenüberstanden als andere, spitzten sich die ohnehin durch die Stammesverschiedenheit vorhandenen Gegensätze noch mehr zu und führten zu Streitigkeiten denen die Behörden machtlos gegenüber-

standen. Ihren Höhepunkt erreichten die Feindseligkeiten im Frühjahr des Jahres 1810, die Kurländer und Westfalen setzten sich gegenseitig in Verruhm, und es kam sogar soweit, daß die Luronen mit ihrem Anhang das Kommerzhaus ihrer Gegner zu künden versuchten. Erst nachdem der Senat Militär von Mannheim requiriert und mehrere Relegationen verfügt hatte, beruhigten sich die Gemüther. Nunmehr erfolgte ein Rückschlag und eine Zeit der Ennuy, welche die oben angeführten Korporationen dazu bewogten den „Allgemeinen Heidelberger Comment“ herauszugeben, der die Kantonsverteilung der Rekrutierungsverhältnisse und den obligatorischen Anschlag der Nonnen sanktionierte. Gleichzeitig richtete sich das Streben der Landsmannschaften die um diese Zeit anfangen sich Corps zu nennen, immer mehr darauf den in der Studentenschaft herrschenden schlimmen Geist, der sich in rohen Ausschreitungen, Prügeleien u. s. w. äußerte zu bessern. Sie verboten in dem Comment nicht bloß das Volken, wie man die Prügeleien nannte sondern jede thätliche Beleidigung der Kommilitonen unter sich auf das strengste und stellten die commentmäßigen Grenzen der wörtlichen Beleidigung genau fest. Ungachtet dieses guten Willens der Corps war in Wirklichkeit von einer Verbesserung des Burschenthums nicht viel zu spüren. Man ruckte emander häufig abends auf die Kneipe, randalirte und kontrabirte, wobei es nicht eben fein herzugehen pflegte. Erst in den vier Jahren gelang es dem Seniorencorps, dessen Streben immer auf die Hebung der Sitten gerichtet war Wandel zu schaffen und für das Pauleckdärnis in anderer Weise zu sorgen. Es wurde ewiger Friede zwischen den Corps-Kneipen dekretiert, die gegenseitigen Eintrübe pro gloria patriae wurden verboten und statt dessen Kontrabirleipen einarrichtet, die wir an anderer Stelle oben S. 276 bereits kennen gelernt haben.

Der Heidelberger
und Corp

Offiziell waren die Corps wie alle studentischen Verbindungen verboten, und mancher von den etwa hundert Studierenden, die 1813 in den Krieg zogen wurde

nur entlassen unter Vorbehalt der Untersuchung wegen Angehörigkeit zu einer Landsmannschaft. Nach dem Kriege gründeten im Anschluß an die von Arndt hervorgerufene Bewegung wie überall auch in Heidelberg die aus dem Kriege Zurückgekehrten eine „Deutsche Gesellschaft“ oder Teutonia; sie suchte sich als eine selbständige Korporation der Corpsberrschschaft zu entziehen und erhielt auch 1816 für kurze Zeit im Seniorenconvent eine siebente Stimme, als die „der repräsentierten Renoncen“. Als 1817 die burschenschaftlichen Ideen überall Boden gewannen, wurde auch in Heidelberg eine die ganze Studentenschaft umfassende Burschenschaft gegründet. Die Corps lösten sich auf, doch wurden ihre Prinzipien von dem aus der Suevia übrig gebliebenen Schwabenerverein aufrecht erhalten. Aus ihm rekonstituierten sich die meisten Corps schon im nächsten Jahre, doch war ihr Bestand ein überaus wechselnder. 1820 wurde zu den bereits wiedererstandenen der Suevia und Rhemania, die Saxoborussia (weiß-grün-schwarz-weiß) gegründet. Die Unterdrückung durch die Behörden dauerte fort und ebenis die Rivalität mit der Burschenschaft, die sich nach der 1819 erfolgten Auflösung der ursprünglichen Burschenschaft neugebildet hatte, aber eine Burschenschaft im engeren Sinne war, d. h. eigentlich eine burschenschaftlich gesinnte Korporation, die von den Corps insbesondere in bezug auf den Einfluß auf die Renoncen Gleichberechtigung erkämpfen wollte und schließlich auch als Korporation mit denselben Rechten wie ein einzelnes Corps anerkannt wurde.

Diese Korporationen beherrschten nun das ganze studentische Leben und zum nicht geringen Teil auch das sonstige Leben Heidelbergs in einem Geiste, mit dem die Behörden wohl zufrieden sein konnten; insolgedessen wurde auch das Verbot der Verbindungen nicht streng durchgeführt. Die Studenten waren fast wie ein kleiner Staat im Staate, eine Macht, mit der gerechnet werden mußte. Sie unterhandeln mit den akademischen Behörden über Mensurabfassungen und das Benehmen der Pedelle, sie führen Beschwerde über schlechtes Bier, über die Hundesteuer und regeln die Kutschertare. Bei dem 1819 ausgebrochenen Judenkravall stellen sie auf das „Burschen herans“ Thibauts die Ruhe wieder her. Das Tragen der Uniformen, mit Ausnahme einer einfachen schwarzen Kolarde, war verboten, trotzdem wurden Waffen und Wandkolarde getragen. 1819 trug die Landsmannschaft Hasia schwarze



Heidelberger Meute auf der Blüchergasse, 1825

2000.

Seit 1825 (2. Aufl. 1875)

2000 (1875)

hosen, rote Weste und grünen Frack, auch die anderen Corps kleideten sich ihren Farben entsprechend.

Das 1810 erlassene Verbot des Tabakrauchens da „wo es dem öffentlichen Anstand zuwider sei“, mußte 1821 dahin authentisch interpretiert werden, daß Tabakrauchen, besonders in den Hörsälen, dem öffentlichen Anstand zuwider sei. Im übrigen lebten die Studenten berlich und in Kreiden, nicht ohne Erzeje im Spielen und Trinken, zu denen die Tanzbude in der Hirschgasse und die Kirchweihen in den umliegenden Dörfern, insbesondere in Neuenheim, reichlichen Anlaß boten.

Die Burschenschaft stand in keinem allzu scharfen Gegensatz zum Corps, was den überzeugten Burschenschaftlern anderer Universitäten sehr ärgerlich war. Die Kneipe der Burschenschaft auf der Hirschgasse wird als „Duellherhoble“ bezeichnet, „wo die Herren alle Nachmittag zum Kaffee ungestört ihre Schlägereien hatten“. Auch Whist und Pharos grassierten auf der Hirschgasse ebenso wie bei den Corps.

Als 1828 ein Konflikt mit der Müncemsgesellschaft zu Studentunruhen, zur Entförmung des Carcers und Befreiung der verhafteten Studenten geföhrt hatte, organisierten die Corps und die Burschenschaft gemeinschaftlich den Auszug nach Frankenthal. Etwa 400 Studenten schlugen hier ein Lager auf, nachdem gegen 100 Schwaben, die ihre Heimat nicht verlassen wollten, in Schweszingen zurückgeblieben waren. Aber die Zeiten hatten sich geändert; die Behörden wollten sich zur Umnejerung der Karzerhürmer durchaus nicht verstehen. So sprachen Burschenschaft und Corps einen dreijährigen Verruf über die Universität aus. Dessen ungeachtet rekonstituierten sich die Saroborussia und die Sueria noch im selben Jahre, und die anderen Corps folgten bald. Die Burschenschaft hat den Verruf unangehalten; erst 1851 entstand aus den sogenannten Fußlerianern wieder eine burschenschaftliche Verbindung Franconia (schwarz-rot-gold), die 1852 der allgemeinen deutschen Burschenschaft beitrug, aber der immer wachsenden Unterdrückung durch die Behörden bald unterlag. Sowohl am Hambacher fest wie an dem Frankfurter Attemptat waren Heidelberger Burschenschaftler stark beteiligt.

Nach die Corps hatten unter den Verfolgungen viel zu leiden, insbesondere wurde das 1855 für preußische Unterthanen erlassene Verbot des Besuchs der Heidelberger Universität für die Saroborussia vernichtend. Doch konnten sie sich im allgemeinen halten und wurden sogar von den Professoren zeitweise protegirt als Gegengewicht gegen die nur sehr spärlich erhaltenen burschenschaftlichen Verbände. Sie trugen öffentlich ihre Farben, sogar bei Aufzügen der Universität. Erst um 1840, als die Zahl der Studenten etwa 600 betrug, war die Zeit der Verfolgungen, die die Burschenschaft nicht überlebt hatte, überstanden. Im W.-S. 1840/41 bestand der S.C. aus den folgenden, ihrem Alter nach aufgezählten 7 Corps: Schwaben, Westfalen, Banseaten, Rheinländern, Saroborussen, Nassauern und Schweizern. Besonders angesehen war nach Kufmann Jugenderinnerungen, S. 145) die Bansea, die der nachmalige Hamburger Bürgermeister Petersen gestiftet hatte. Es gehörten ihr viele Hamburger an meist sehr feine und fleißige Leute, sollten ihre Bestimmungen mit wichtigen Kollegen zusammenfallen, so bestanden sie auf Verleugung der Mensuren. 1842 wurde aus den Banseaten das seitdem bestehende Corps Vandalia mit den Farben gold-rot-gold gegründet.

Der enge Anschluß der Nonnen zu den einzelnen Corps kam in den dreißiger Jahren mehr und mehr ab. Noch immer gewährten die Corps unbeschränkten Studenten gegen einen mäßigen Beitrag das Recht, ihre Kneipe und ihren Kochboden zu besuchen, und sicherten ihnen außerdem Schutz und insbesondere bei Ehrenbandeln Waffen und Schindanten zu, aber nur wenige militärcorporierte Studenten begaben sich in dies persönliche Abhängigkeitsverhältnis. Dafür dominierte in dieser Zeit der S.C. als Ganzes über der gesamten Studentenschaft Heidelbergs mit einer Souveränität, die von Überhebung nicht frei war. Ihren Höhepunkt erreichte die Suprematie der Corps bei dem von ihnen am 1 April 1840 veranstalteten Leidenzug zu Ehren des Professors Thibaut, der mit einer Feierlichkeit und einem Pompe ins Werk gesetzt war,

wie ihn Heidelberg noch nie gesehen hatte. Auch bei dieser Gelegenheit fügten sich die Wilden, die sich vollzählig daran beteiligten, in jeder Beziehung den Anordnungen des S.C.; aber die Erbitterung der nichtincorporierten Studenten gegen die Annäherung der Corps wuchs immer mehr und artete bald zu einem Haß gegen dieselben aus, der besonders dadurch geschürt wurde, daß die Corps in ungesetzlicher Bevorzugung von den Behörden nicht nur geduldet, sondern zuweilen sogar gefördert wurden.

Als der liberale Geist schließlich sogar in den Corpsconventen Eingang fand, war die Zeit der zweiten Burschenschaft gekommen. Schon im Jahre 1841 hatte sich ein Leseverein gebildet, dem zwar auch Corpsstudenten angehörten, in dem aber immerhin das Element der Nichtcorpsstudenten überwog und sich in einem gewissen Grade zusammenschloß. 1842 bildete sich um den nachmaligen Oberbürgermeister von Köln, Becker, unter dem Namen *Lumpia* eine Gruppe Nichtincorporierter, die den Kampf gegen die Corps in friedlicher Weise durch Wit und Satire führten. Einige Jahre später entstand der christliche Studentenverein, der 1851 den Namen *Wingolf* annahm und als solcher noch heute besteht. Endlich gründeten 1844 mehrere Mitglieder des Corps *Suevia* die Reformverbindung *Ulemannia*, der sich bald zahlreiche Gesinnungsgenossen, unter ihnen auch Schöffel, angeschlossen.

Die Reform
verbindungen

Nach ihrem Programm beschränkte sich ihre Wirksamkeit auf das rein studentische Gebiet, auf eine zeitgemäße Reform des Studentenlebens. Schon im nächsten Jahr sonderten sich diejenigen, die weiter gehen und auch in Bezug auf Philosophie, Religion und Politik im liberalen und radikalen Sinne thätig werden wollten, zu ihnen gehörte auch der jetzige preussische Finanzminister v. Miquel — unter dem Namen *Neckarbund* von ihnen ab. Sie betrachteten das Tragen von Farben als kindische Spielerei und trugen statt der Mützen große dunkle Filzhüte, den sogenannten *Beckerhut*.

Ebenso verzichtete die in derselben Zeit entstehende Reformverbindung *Walhallia*, die auf streng loyalen Wege vorzugehen, weder Corps noch Burschenschaft sein wollte und sich lediglich wissenschaftliche und gesellschaftliche Ziele steckte, auf das Tragen von Abzeichen. Einen ausgesprochen burschenschaftlichen Charakter hatte dagegen die *Ulyperia*, die sich aus der oben erwähnten *Lumpia* bildete. Im W.S. 1845/46 zählten die Reformverbindungen, zu denen ferner eine *Palatia* und eine *Ubringia* gehörten, mehr als doppelt soviel Mitglieder als die Corps, und konnten diesen eine empfindliche Niederlage beibringen, indem sie bei den Wahlen für die Krankenkommision der Universität und für die Vorkommision der Museums-gesellschaft, die bisher in einer Ernennung der Kommissäre durch den S.C. bestanden hatten, einen wirklichen Wahlsieg durchsetzten und dabei die Corps aus diesen Stellungen völlig verdrängten.

Die Reformverbindungen machten sich nunmehr an die Ausarbeitung einer Verfassung für die allgemeine Studentenschaft, in der die Ehrengerichtsstage wie überall eine große Rolle spielte. Auch die meisten Corps schlossen sich der „Allgemeinheit“ an, aber diese war naturgemäß von kurzer Dauer; denn über einzelne Fragen, insbesondere die der Mensurverweigerung, war eine Einheit nicht zu erzielen. Die Folge war, daß sich nicht nur die Corps bald wieder zusammensanden, sondern daß sich auch im Gegensatz zur „Allgemeinheit“ schon im nächsten Winter-Semester eine burschenschaftlich gesinnte *Franconia* bildete, die alle progressivsten Ideen vortrug; ihr trat auch Schöffel bei.

Die im Anschluß an die Februarrevolution im Jahre 1848 besonders in Süddeutschland auftretende revolutionäre Bewegung ergriff auch die Heidelberger Studentenschaft. Für kurze Zeit wurde eine „Studentenwehr“, d. h. ein bewaffnetes Studentencorps geschaffen, und die „Allgemeinheit“ im „Heidelberger Studenten-Verein“ erneuert. Die revolutionären Ideen waren indes in der Studentenschaft nicht sehr weit verbreitet, obwohl an dem Aufstand von 1848/49 eine „Studenten-legion“ beteiligt war. Lediglich aus Solidaritätsgesühl identifizierte sich die Heidelberger Studentenschaft mit dem wenig zahlreichen „demokratischen Studentenverein“.

der von der Regierung aufgelöst wurde. Weil den Studenten im Gegensatz zu den übrigen Bürgern die Bildung eines politischen Vereins verboten und sie dadurch zu Bürgern minderen Rechts herabgedrückt wurden, erfolgte am 17. Juli 1848 unter Beteiligung von etwa 400 Studenten der Auszug nach Neustadt a. d. Hardt. Durch Erlass eines allgemeinen Vereinsgesetzes, das nur Studenten keine besonderen Bestimmungen erhielt, wurde der Grund des Auszuges hinfällig.

Nachdem das preussische Militär die Ruhe im Großherzogtum Baden wiederhergestellt hatte, kehrte auch in das Heidelberger Studentenleben die Ordnung zurück. Nach gegen Ende des Jahres 1849 rekonstituierten sich die Corps mit obrigkeitlicher Genehmigung. Die Burschenschaften wurden noch nicht erlaubt, alle als solche verdächtigten Verbindungen aufgelöst, ein Schicksal, das im Jahre 1853 z. B. den Heidelberger Wingolf ereilte.



Auszug der Heidelberger Studenten nach Neustadt a. H. 17. Juli 1848.

Erst 1854 konnte die burschenschaftliche Saxonia gegründet werden; sie wurde von den Corps mit einem solchen Haß und derartigen Mitteln bekämpft, daß 1870 der S.C. für kurze Zeit von der akademischen Behörde suspendiert werden mußte. Von seiner Rekonstitution an waren alle studentischen Verbindungen mit Ausnahme von geheimen Burschenschaften gestattet. Fast gleichzeitig entstanden jetzt zwei burschenschaftliche Verbindungen, am 7. November 1856 die Burschenschaft Allemannia schwarz-weiß-rot und am 24. Oktober 1856 eine schwarze corpsfeindliche Verbindung Madenia. Letztere legte sich 1858 den schon 1851–55 und 1846–49 seitens der Burschenschaft getragenen Namen „francoonia“ bei und trug die Farben „rot-gold-grün“; da rot-gold-schwarz vom Senat nicht genehmigt wurde, 1861 nahm sie die Farben „schwarz-rot-gold“ mit den noch heute getragenen roten Stürmen und den Namen „Burschenschaft“ an und hat seitdem mit der Germania Jena und der Hannovera-Göttingen unter Vertretung des Prinzips der unbedingten Satzaktion lebhaft für die Wiedervereinigung aller deutschen Burschenschaften gewirkt. Beide Burschenschaften, die anfangs den Corps gegenüber einen schweren Stand hatten, haben sich eine überaus geschätzte Stellung erworben, nicht zum mindesten durch ihre Menntendigkeit, die zu Zeiten sogar das Mißtrauen anderer

Die heutige
Burschenschaft!

Burichenschaften erregte. Der seit 1864 bestehende Vertrag zwischen S.C. und D.C. ist 1895 aufgehoben; ein Paßverhältnis auf leichte Waffen besteht indessen nicht.

Die Frequenz der Universität hatte sich im Jahre 1855 schon wieder auf 758 Studenten erhöht und ist seitdem ständig im Steigen begriffen. Heidelberg wird nach wie vor, besonders im Sommer, von Norddeutschen zahlreich besucht und ist eine Ausländer-Universität par excellence. Im letzten Sommerhalbjahr betrug die Zahl der Immatrikulierten auf 1462.

Das Verhältnis der Studenten zu den Bürgern wie zu den Beamten und dem Militär des Großherzogtums ist dauernd das beste geblieben. Die akademischen Behörden sind stets wohlwollende Beurteiler studentischen Übermuts gewesen. Der Carcer mit seiner herrlichen Aussicht und seiner weltberühmten Thür hat bei dem Studenten niemals unangenehme Gefühle geweckt und es ist verständlich, daß sein Besuch den Amerikaner Mark Twain zu der Frage veranlaßt, ob die Kriminalgeschichte der Welt wohl einen schmerzlicheren Gebrauch nachweisen könne als den der Carcerhaft.

Die Mensuren sind zwar verboten und werden auch von den Pedellen verbündert; aber gerade durch diese Klapperstücke gewinnen sie einen eigentümlichen Reiz, der ihnen anderswo oft fehlt.

In der neueren Zeit ist das Bild des Heidelberger Studentenlebens wenig verschieden von dem der anderen süddeutschen Universitäten. In den Jahren nach dem Kriege erfolgte auch hier vorübergehend eine Schwächung der alten Farbenverbindungen zu Gunsten anderer Organisationen. In den siebziger Jahren bildeten sich mehrere schwarze Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion und zum Teil mit eigenen Waffen, die 1871 genutzte Leoenestia, die ein eigenes Haus besitzt, die Rupertia, die Karlsrubensia, die Vineta, die Hartungia, die Hamburger Gesellschaft, und in den achtziger Jahren entstanden die Turnerschaften Obenopalatia (hellblau-weiß-dunkelblau) und Ghibellinia (mezzgrün-weiß-rosa). Ferner bestehen jetzt dort eine Reihe wissenschaftlicher Vereine, außerdem der schon erwähnte Wingolf, zwei katholische Studentenvereine, ein Verein deutscher Studenten, sowie mehrere Musik- und Gesangsvereine. Seit 1886 stellen

Schwarze Verbindungen, Turnerschaften u. s. w.

alle Korporationen Anzuzug der Studenten ferner sieben inkorporierten Studen-fakultäten bin-schäfts-führende schules besteht aus stenden, je einem D.C., der übrigen der Nichtinkorpo-zugente haben S.C. schied Eröffnung und die Reihenfolge der tionen ist nach einem geregelt, die Nicht-schreimen nach fakul-ganisation, die zu bmblick auf das läum des Jahres bat sich gegen alles Erwarten gehalten und bewährt. Bei diesen Jubiläum haben alle Kreise auch die außerhalb der Universität, an Euer und Selbstaufopferung Dinge geleistet, die allem es ermöglicht haben, die Jubelfeier der ältesten und be-rühmtesten reich-deutschen Universität in der würdigen und erhebenden Weise zu feiern, wie es gebräuchlich ist.



einen Vertreter zum dentenschaft, zu Vertreter der nicht-denten, gewählt aus zutreten. Das ge-Komitee des Aus-seinen drei Vor-Vertreter des S.C., Korporationen und rierten bei Aus-und D.C. abwech-Schluß des Tages, übrigen Korpora-bestimmten Turnus-inkorporierten or-täten. Diese Or-nacht lediglich im 700-jährige Jahr 1837 geschaffen ist.



1409.

*Non Lipsia, sed et nunc, et ut ea non Paris
 W. D. Huber 1899. Leipzig.*

Die klassische Charakteristik, die Goethe in diesen wenigen Worten von der altberühmten Pleißenstadt gegeben hat, trifft auch heute noch zu. Wenn man die alte Hochschule in ihrem Wesen und Entwicklungsgange eingehender betrachtet, so zeigt sich auch hier wieder unverkennbar die Thatsache, daß sie trotz der gewaltigen Wandlungen im Laufe der Zeiten auch jetzt noch in den Grundzügen denselben Charakter aufweist wie zur Zeit ihrer Errichtung im Beginn des 15. Jahrhunderts.

*Reformer
 Charakter
 Leipzigs.*

Wie damals die großen Handelsstraßen Deutschlands, die den Verkehr zwischen dem Süden und den skandinavischen Ländern, zwischen der Rheinebene und den Slavenländern des Ostens vermittelten, über Leipzig führten, so ist es heute der Mittelpunkt eines Weltverkehrs, das sich nach allen Richtungen hin an die Hauptwege des modernen Weltverkehrs anschließt. Die engen Beziehungen zu diesem drücken in der Gegenwart, wie schon in jenen alten Zeiten der Stadt und ihren Bewohnern den Stempel ihrer Eigenart auf. Wie heute dem Fremden in Leipzig die zahlreichen imposanten Bauten öffentlichen und privaten Charakters, insbesondere aber neben den Stätten für Kunst und Wissenschaft die dem Handel und Gewerbe dienenden Institute Bewunderung abnötigen, so war dies schon im Mittelalter der Fall. Und wenn man heutzutage an dem Leipziger der gebildeten Kreise den Anflug eines gewissen Weltbürgertums wahrnimmt, so ist das nichts anderes, als wenn Papst Alexander V. in der Bestätigungsurkunde der Universität Leipzig vom 12. Nov. 1409 von ihnen rühmt, daß sie „homines civiles et in moribus bene dispositi“ seien. Ein weiterer charakteristischer Zug, der seit der Entwicklung des Buchdrucks und des Buchhandels dem geistigen Leben Leipzigs durch die Jahrhunderte hindurch anhaftet, ist ein in weiterer Kreise gedrücktes Interesse für die sächsischen Wissenschaften und Künste. Alle diese Eigenheiten der Stadt und ihrer Bewohner haben sich auch in dem Wesen der Universität niedergebildet und verleihen dieser noch heute ihr charakteristisches Gepräge.

Kreisch, so manches Altberühmte ist im Laufe der Zeit hier zerfallen und verschwunden, und namentlich gilt dies von dem äußeren Rahmen, in dem das Universitätsleben sich abspielt. Während manche kleine deutsche Hochschule noch heutzutage die Stätten unverändert aufweist, an denen sie begründet worden ist, hat es die großstädtische bauliche Entwicklung Leipzigs mit sich gebracht, daß die historischen Gebäude der Universität zum größten Teil verschwunden sind. Nur wenige Denk-

male aus der Vergangenheit sind, in verjüngter Form, erhalten und sprechen zu dem Musensohn unserer Tage von den grauen Zeiten, wo seine altherwürdige alma mater hier ihre Stätte fand. In erster Linie sind dies die Nicolaskirche, wo die Mediciner, und die Thomaskirche, in deren Kreuzgang die Juristen in der ersten Zeit ihr Kolleg hatten, sowie die Paulinerkirche, die in besonders engem Zusammenhange mit der Universität stand. Die ersten beiden Kolleghäuser, mit denen die Universität bei ihrer Gründung vom Landesfürsten begabt wurde, das „große Fürstenkolleg“ in der Ritterstraße und das kleine, auch „Petrum“ genannte in der Petersstraße, sind beide vom Erdboden verschwunden. Von dem ersteren aber hat sich wenigstens die bei den Studierenden geläufig gewesene Bezeichnung „Das schwarze Brett“, die Anschlagtafel hatte dort ihren Platz, noch heute erhalten, wenn sie auch jetzt auf das dort befindliche Restaurant Köckeritz übergegangen ist. Ein später der Universität zugefallenes Gebäude, „Das rote Kolleg“ in der Ritterstraße, ist, wie im Anfang, wieder der philosophischen Fakultät für ihre Prüfungen und Sitzungen zugewiesen worden.

Haben sich auch die alten Stätten der Universität geändert und ist an Stelle des ehemaligen Quartier latin in der Gegend der Ritterstraße draußen im Johannisthal ein modernes akademisches Viertel emporgewachsen, so hat doch die Universitätsstadt ihren allgemeinen Charakter mutatis mutandis bewahrt. Noch heutzutage findet dort der Studio, wie in alten Tagen, neben seiner geistigen Bildung Unterhaltung und Zerstreuung im Theater wie im Konzertsaal, und fröhlich zieht er hinaus auf die Bierdörfer, die, wie vor Jahrhunderten schon, im anmuthigen, grünen Schmuck von Wiesen, Wald und Feldern Leipzig in weitem Kreis umrahmen.

Eine freundlich, in fruchtbarem Gelände belegene Stadt, damals freilich wohlbewahrt mit festen Thürmen

und Mauern, deren trübiger Eindruck aber durch das helle Grün der zahlreichen Gärten in den Vorstädten ringsherum gemildert wurde — so bot sich auch schon in den Maitagen des Jahres 1409 das Bild Leipzigs den Scharen von Studenten und Magistern dar, als sie auf dem Auszug von Prag nach langem Marich erwartungsvoll zum ersten Mal aus der Ferne auf die neue Heimat schauten. Der Grund für die Auswanderung der Deutschen von der Prager Universität und damit die Veranlassung zur Gründung der Hochschule in Leipzig ist, wie oben S. 12 bereits ausgeführt wurde, die Annäherung der böhmischen Nation gewesen. Den letzten Anstoß zur Verzechtung auf Prag gab König Wenzel als er jagungswidrig und höhnend seinen Küchenmeister zum Oberhaupte der Universität einsetzte. So entschlossen sich denn die drei nichtböhmischen Nationen zum Auszug. Wie groß ihre Zahl gewesen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit rechen; die erste Leipziger Matrikel verzeichnet 30 Magister und 700 Studenten. Man war bei der Auswanderung keineswegs planlos zu Werke gegangen, sondern hatte sowohl bei den zukünftigen Landesrufen wie auch beim Papste ohne deren Einwilligung die Eröffnung der Universität nicht



Das „rote Kolleg“.
(Die Häuser, die hierherat Leipzig.)

Die Anlage
der Universität

von statten geben konnte, die nötigen Schritte gethan, sodaß zwischen dem Auszug aus Prag und der Eröffnung in Leipzig für damalige Verhältnisse nur eine kurze Frist liegt. Am 2. Dezember 1409 wurde die Universität Leipzig aufgethan, in Gegenwart der Landesfürsten, Friedrichs des Streitbaren und Wilhelms, des Bruders und Mitregenten, sowie in Anwesenheit vieler geistlicher Würdenträger. Die Dotation an Gehältern, 50 Gulden für jeden Professor jährlich, und an Grundbesitz, darunter reiche Dörfer, erfolgte noch an demselben Tage, und gleichzeitig ging auch die Inschriftion vor sich; Verfassung und Statuten wurden einfach von Prag übernommen, nur mit dem Unterschiede, daß die böhmische Nation in Leipzig durch die meißnische ersetzt wurde.



Leipzig zu Anfang des 16. Jhdts.
(Nach einem Kupferstich von Chr. Heintz, 1701.)

So organisiert, nahm die neue Universität ihre Thätigkeit auf. Ihr Besuch war in der ersten Zeit kein besonders großer, die Zahl der in jedem Semester Immatrikulierten schwankt zwischen 50 und 200 — wobei das Sommerhalbjahr immer eine stärkere Frequenz aufwies als das Wintersemester. Einer größeren Ziffer begegnet man zum ersten Mal im Sommer 1440, wo über dreihundert neue Studenten eingeschrieben wurden. Auch der Besuch der Vorlesungen ließ zu wünschen übrig, was aber bei der großen Zahl der Dozenten im Anfang ungefähr der achte Teil der Studierenden nur natürlich war. Die junge Hochschule hatte in der ersten Zeit ihres Bestehens manchen Kampf um ihre Selbstständigkeit und ihre Rechte sowohl dem Landesherren wie der Stadt gegenüber zu führen, ein Zustand, der auf ihre Entwicklung einen hemmenden Einfluß ausübte. Bezeichnend für das Selbstgefühl, dessen sich die Universität damals erfreute, ist die Antwort, welche der Rektor im Jahre 1446 dem Landesherren gab, als dieser die Statuten der Hochschule revidieren wollte: „Wir waren Knaben unter der Mütze, wenn wir die Statuten annahmen.“ In der That sind denn diese auch niemals zur Anwendung gekommen.

Die Schwierigkeiten, mit denen die neue Universität zu kämpfen hatte, waren zum Teil noch viel ernsterer, mürerer Art und drohten ihr um den Beginn des 16. Jahrhunderts höchst gefährlich zu werden. Ein schweres Uebel war die geringe Ausstattung der Hochschule mit Mitteln, die eine ausreichende Besoldung der Lehrer ausschloß. Diese sahen sich daher in einer Weise auf Nebenerwerb angewiesen, die im höchsten Grade nachtheilig für ihre Lehrthätigkeit wurde. Schwerer noch wog der Mißstand, daß die Leipziger Hochschule sich völlig gegen die neue Geistesströmung, den Humanismus, absperrte, der sich allenthalben draußen zu regen begann und bereits an vielen anderen Universitäten eine Stätte gefunden hatte. Hier dagegen wurde immer noch an der altüberlieferten scholastischen Richtung festgehalten. Ein strenger Formalismus im Denken und eine auf bloße Rhetorik hinauslaufende Disputationskunst waren die Hauptziele dieser traditionellen Pflanze der Wissenschaften. Der Bund der freien Forschung, wie sie die Humanisten auf ihr Banner geschrieben hatten, wurde dagegen ängstlich abgewehrt. Die jungen Geister begannen dies bald herauszufühlen, und viele kehrten deshalb Leipzig den Rücken. Aus dieser Krisis half der Leipziger Hochschule der Rektor Caspar Vornor, der von Herzog Moritz nach schweren Kämpfen mit der Stadt und den Landständen, ja selbst mit den eigenen Amtsgenossen das erlangte, was not that, Dotation und Reformation. So brachten dann die vierziger und fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts einen hochbedeutungsvollen Umschwung der Dinge für die Universität und leiteten eine neue Periode für sie ein.

Die Dotation, die außer einer großen jährlichen Geldzuwendung in der Begabung mit Pfründen und vor allem mit dem säkularisierten Dominikaner-Kloster von St Pauli in der Stadt bestand, machte Leipzig plötzlich zur reichsten Universität Deutschlands und verlegte sie in die Lage, sich hervorragende Lehrkräfte heranzuziehen und mit ihnen die neuingerichteten ordentlichen Professuren zu besetzen. Die jetzt vorhandenen reichen Mittel wurden in erster Linie dazu angewandt um die Hochschule der neuen humanistischen Richtung zuzuführen. Vornor bewirkte, daß Männer wie Camerarius berufen und dauernd angestellt wurden, ihm war die Schaffung eines Lehrstuhls für Anatomie sowie die Anlegung des Botanischen Gartens vor dem Grummaschen Thor zu verdanken. Er sammelte ferner aus neun säkularisierten Klöstern 4000 wertvolle Bände nebst 1500 Handschriften, die der Grundstock zu der jetzigen Universitäts-Bibliothek von 400000 Bänden und 4261 Handschriften wurden. Aber auch für das materielle Wohl der Studierenden wurde durch Stiftung von Stipendien, Einrichtung eines Kowits und dergleichen vieles gethan.

Dieser frische Umschwung war indessen nicht nachhaltig. Die fakultäts-Einteilung als Grundlage für die Verfassung wurde wieder aufgegeben, die Wahl der Professoren aus der Zahl der Landeskinder und ihre Beförderung nach der Anciennität wiederhergestellt. Der Humanismus entwickelte sich nur nach der formalen Seite, und die Disputationen wurden bald wieder das Ziel, worauf die Bildung angelegt war. Die Professoren suchten ihren Ruhm in gelehrten Händereien untereinander oder mit Kollegen fremder Hochschulen, wobei der Konkurrenzneid zumeist eine große Rolle spielte. So war es denn nicht weiter verwunderlich, daß die Besuchsziffer der Universität bis zum Jahre 1700 beständig fiel. Manderlei Vorschläge zur Abhilfe dieses Mißstandes wurden von den Professoren selbst gemacht. Der eine meinte es müsse das Duell-Mandat gemildert werden; ein anderer schob die Schuld auf die schlechten Hörerale. „honette Leute tragen billig Bedenken, in welche finstere Winkel zu kriechen“, noch andere fanden darin einen großen Mißstand, daß Leipzig keine Rechtskule, keinen Ererzittenmeyster und tranzösischen Tanzmeister habe. Doch verkannten alle diese Klagen, obgleich sie nicht ohne Grund waren die eigentliche Ursache für den Niedergang der Hochschule völlig. Ubrigens darf hierbei nicht übersehen werden, daß in dieser Zeit die Stadt Leipzig und mit ihr die Universität durch den 30-jährigen, wie späterhin durch den 7-jährigen und den nordischen Krieg, Erschütterungen erlitt, die anderen Universitätsstädten in gleichem Maße erspart blieben. Immerhin fiel auch in diese Zeit des Stagnirens der Hochschule manches Ereignis: das von Bedeutung für ihre

Die Universität
im 16.
u. 17. Jhd.

eigenartige Entwicklung und die Bildung des Landes werden sollte. Dies gilt namentlich von der Gründung von Gelehrten-Vorschulen den späteren Gymnasien für die Universität die von den Landesfürsten in Grimma Meißen und an der Porta Thuringiensis errichtet wurden, und die seitdem bis auf unsere Tage in engen Beziehungen zu der sächsischen Landes-Universität stehen. Hierher gehört auch die Stiftung einer „Burse für Bürgerkinder“ auf dem Nikolaiskirchhof durch den Leipziger Rat, aus der sich das noch heute als „Nikolaishule“ bekannte Gymnasium entwickelt hat.

Der eben geschilderte Zustand der Leipziger Hochschule dauerte, wiewohl namentlich im vorigen Jahrhundert eine lebhafte schenwissenschaftliche Bewegung und hervorragende Persönlichkeiten unter den Professoren zeitweilig fröhliches Leben hineintrugen, dennoch im großen und ganzen bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein. Dann erst begann eine durchgreifende Reformation durch die Regierung, die der Universität ein modernes Gepräge, ihren gegenwärtigen Charakter gab.

Die heutige
Universität

(1817) Diese Umwandlung begann mit der Entziehung der eigenen Gerichtsbarkeit für die Verwaltung der Universität wurden eigene Behörden, Rentamt und Quästur, geschaffen. Die alte National-Verfassung schwand und machte der Organisation in Fakultäten Platz. Hand in Hand damit ging eine völlige Umgestaltung der Baulichkeiten, die namentlich in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen wurde. Besonders ist die Anlage des „Mediziner-Viertels“ im Johannisthal hervorzuheben, wo von 1807

1885 nicht weniger als 17 Lehrinstitute mit musterhafter moderner Ausrüstung geschaffen wurden. Den Abschluß dieser Umgestaltung bildete der Um- und Neubau des gewaltigen akademischen Gebäudekomplexes zwischen dem Augustusplatz, der Grimmaischen und Universitätsstraße, der das Haupt- und Auditoriengebäude der Hochschule enthält. Um eine Vorstellung von dem Umfang dieser Baulichkeiten zu geben, sei erwähnt, daß allein 88 belle, große Räume für die verschiedenen Seminare zur Verfügung stehen, und ein Zeichen der Zeit ist es, daß auch für die Fahrräder der aus Kolleg radelnden Studenten ein zweckmäßiger Raum eingerichtet worden ist. Einzig in ihrer Art ist die herrliche Wandelhalle, ein Raum, dem andere Universitäten kaum etwas Gleiches zur Seite stellen können, und dessen besonderen Schmuck das in ihr an der linken Seite befindliche Denkmal für die im Kriege 1870 gefallenen Kommitonen bildet.

Das Leben und Treiben der Studentenschaft in Leipzig hat, wiewohl einzelne charakteristische Hauptzüge sich auch hier durch alle Perioden der Universitätsgeschichte hindurch feststellen lassen, natürlich den Wandel der allgemeinen kulturellen Entwicklung Deutschlands miterfahren. In der ersten Zeit scheint in Leipzig das Studium mit großem Ernst und Eifer betrieben worden zu sein. Wie aus den Aufzeichnungen eines schwedischen Studenten aus dem Jahre 1424 hervorgeht, begann der Professor

Leipziger
Studenten
leben



J. K. ...

Die Universitäts-Bibliothek

damals schon früh um fünf Uhr zu lesen, sodaß er sich eine Stunde vorher aus den Federn erheben mußte, und die Vorlesung wurde selbst in den Hundstagen nicht unterbrochen. Dieses Leben bebaugt dem fleißigen Studiosus von dem wir hoffen wollen, daß er nicht etwa, um mit jenem „Mereifer“ zu „renommierten“, gelobt hat — dennoch wohl, wenigstens schreibt er nach Haus: „haec est vita laudabilis!“ Allerdings hat dieser Eifer der ersten Zeit nicht dauernd angehalten. Wie schon erwähnt, brachten die

Unsitte der Dozenten, ihre Zeit mit allerlei Nebenerwerb auszufüllen, sowie äußere Störungen wie Streitigkeiten der Studenten mit den akademischen und städtischen Behörden, namentlich aber Kriegszeiten es mit sich, daß der Studiengang oft recht unregelmäßig und mangelhaft war.

Die soziale Zusammensetzung der Studentenschaft war sehr verschiedenartig. Während im Laufe der ganzen Universitätsgeschichte die juristische Fakultät sowie zum größeren Teil

die der schönen Wissenschaften und der Medizin fast ausschließlich begüterte junge Leute aus gutem Hause zu ihren Angehörigen zahlte, warfen sich namentlich auf das Studium der Theologie schon seit älterer Zeit die Söhne armer Familien. So wurde denn ein Studentenproletariat erzeugt, das für Leipzig bis in unser Jahrhundert hinein charakteristisch gewesen ist. Gerade die reiche Handelsstadt zog begreiflicherweise viele solcher unvernünftigen Studenten an, da sie hofften, hier am besten durch allerlei Nebenerwerb sich die Mittel zum Studium selbst zu beschaffen, was bisweilen auf eine recht wenig würdige Art geschah. Sie spielten Bauern oder Handwerkern Sonntags öffentlich zum Tanz auf, sie verschmähten es nicht, mit Bettelbriefen in die Häuser wohlhabender Bürger zu gehen, und, was noch viel schlimmer war, sie ließen sich von Frauen durchfüttern, denen sie galante Dienste erwiesen.

Der Lebensunterhalt der Studenten variierte in Leipzig je nach der Verschiedenheit ihrer sozialen Herkunft sehr. Während der Studierende aus wohlhabender Familie, der Verkehr in den besten Kreisen der Bürgerchaft suchte, natürlich eines recht hohen Wechsels bedingte, konnte der weniger Vermögende sich ziemlich billig einrichten. In ältester Zeit mußten nach modernen Begriffen in dieser Beziehung geradezu ideale Zustände geherrscht haben; denn der erwähnte schwedische Student vermochte mit „sechs neuen Groschen“ etwa 5 Mark nach heutigem Gelde wöchentlich seinen Unterhalt zu bestreiten. Sehr viel teurer dagegen waren in jener Zeit die Promotionskosten, die sich infolge der hohen Gebühren und des kostspieligen Schmanjes z. B. bei der juristischen Fakultät zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf rund 250 Dukaten (2400 Mark) belaufen. Heute wird man einen Wechsel von 100–120 Mark monatlich als den Durchschnitt für die Mehrzahl der bescheiden auftretenden Studenten Leipzigs bezeichnen können, wozu natürlich noch die besonderen Aufwendungen für das Studium und die Bekleidung treten.

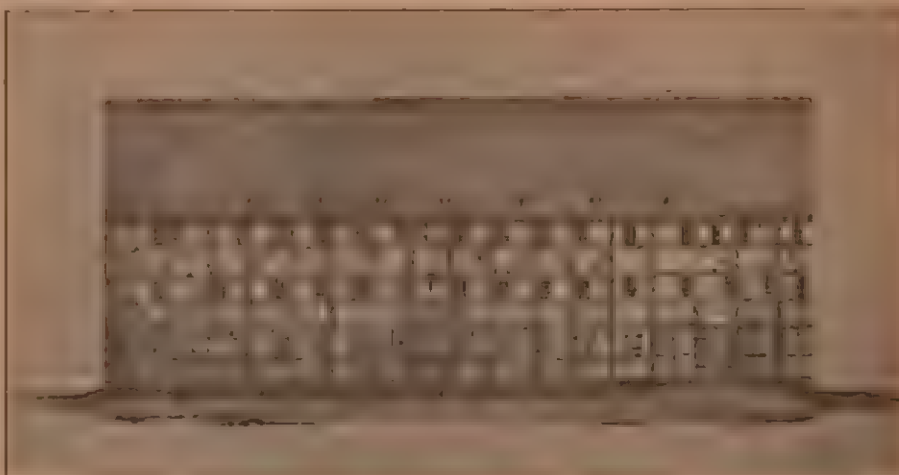
Das Verhältnis der Studierenden zu ihren Lehrern war in früheren Zeiten enger als in der Neuzeit. Es brachte dies die Einrichtung mit sich, daß jeder Student gehalten war, bei einem Magister Wohnung und Verpflegung zu nehmen. Dies geschah entweder in den der Universität gehörigen „Burgen“ der Landsmannschaften oder in Privatburgen, die einzelne Dozenten in ihren Häusern errichteten. Hier fanden die Studenten in beständigem familiärem Verkehr mit ihrem Lehrer, aber auch unter dessen Aufsicht, ein Verhältnis, das natürlich mehr und mehr schwand, je mehr die Studierenden in Bürgerwohnungen zogen, so wie es heute die Regel ist. Die unmittelbar abgebildete Burg ist die bursa bavaria, die auf demselben Platze stand, wo sich jetzt ein neues Universitäts-Gebäude mit drei übereinander liegenden Sälen, die frühere deutsche Buchhändler-Werke, erhebt. Von den Privatburgen war besonders bekannt die bursa Henrici, die durch die epistolae virorum obscurorum litterarisch verberichtet worden ist. Curio, regens veterrimus in bursa Henrici Lipsig preist



Die heutige Universität.

Zusammen-
setzung der
Studenten-
schaftWirtschaftliche
Verhältnisse

sein Bier als Lovent an und führt seinen guten Tropfen mit den Worten ein: „Et cum hoc habemus bonam potationem, quae dicitur coventum“; es giebt auch „quotidie septem fereula.“ Das Volk nennt heutzutage sein Volksbräu noch immer Lovent, versteht aber darunter Dännkier, nicht Klosterbräu, d. i. Bier, wie es sich die Klosterbrüder gegönnt haben oder noch gönnen in ihren Conventen. Klagen über Essen und Trinken waren ehemals dieselben, wie sie bis in unsere Zeit in den Internaten und Pensionaten gehört aber nicht erhört werden. Die Leipziger Studenten jener Zeit klagten darüber, daß ihnen ihre Kollegiaten nicht oft genug Braten vorsetzten und gar keinen Käse, obgleich sie genugsam Geld für Kost und Wohnung bezahlen mußten. Ähnliche Klagen erheben sich später auch über das große vom Rektor Werner geschaffene Konvikt, jene musterartige, billige Speiseanstalt, die ihre ursprüngliche Anlage bis heute, wo sie täglich mittags und abends 296 Studenten speist, beibehalten hat. So kam es 3 B. vor, daß die mit der Verpflegung unzufriedenen Konviktsessen die bemängelten Speisen in feierlichem Zuge durch die Stadt trugen ein Vorgang, der sich in der Mitte unseres Jahrhunderts noch einmal wiederholt hat.



Die Borsch-Bavaria.

Beziehungen
zur
Bürgerchaft

Die Beziehungen der Akademiker zur Leipziger Bürgerchaft sind nicht immer die besten gewesen. Obwohl der Rat und einzelne vermögende Bürger vieles zur Unterstützung der Universität thaten, so herrschte doch, namentlich bis zu der reichen Dotation der Hochschule, ein gewisses gespanntes Verhältnis zwischen ihr und der Bürgerchaft, das sich auch auf die Studierenden erstreckte. Dieser Gegensatz entpfrang allerlei Kompetenzkonflikten, besonders gaben Eingriffe städtischer Organe in die Selbstgerichtsbarkeit der Universität dazu Veranlassung. So standen denn die Studenten von jeher auf einem gewissen Kriegsfuß mit den Philistern und namentlich mit den Exekutivorganen der Stadt, eine Erscheinung, die ja auch heutzutage noch vorhanden ist. Bezeichnend ist auch das Verhältnis, in dem der Student zu dem Handelsstand, der bedeutendsten Bürgerklasse Leipzigs, stand. Der Sohn aus reichem Hause fand zu den Kreisen der vornehmen Kaufleute natürlichen Zutritt und in ihnen ein angenehmes gesellschaftliches Leben, dessen vornehmere Art er selber bald annahm, und so ist es wohl auch heute noch. Anders dagegen standen jene eben charakterisirten ärmeren Schichten der Studentenschaft zu diesen Kreisen. Sie waren ihnen veridlossen, und man sah den armen Studenten nicht einmal gern als Mitbewohner in demselben Hause. Einmal aber — und dies verdient rühmend hervorgehoben zu werden — fand die gesamte Studentenschaft die vornehme wie die geringe einmütig gegen die

Kaufmannschaft zusammen, nämlich im Jahre 1808. Napoleon sollte durch Leipzig kommen, und die Kaufmannschaft wollte ihn mit Ehrenpforten in festlichem Aufzuge empfangen. Allein der Koise verdarb ihr das von geringem Nationalgefühl zeugende Vergnügen und als es bekannt wurde, er sei des morgens 4 Uhr durch die Stadt und um die Ehrenpforten herumgezogen, da hießen es die Studenten an iharrem Spott für dies Mißgeheimel nicht fehlen.

Aber es gab auch Zeiten, wo die Vursichen Schüler an Schulter mit den Bür-

gern gegen Feindesgefahr standen. Das war nicht nur in den wilden Kriegszeiten früherer Jahrhunderte der Fall, sondern noch in den Jahren 1850 und 1845, als die Revolutionsbewegung sich auch in Leipzig fühlbar machte, standen die Studenten, zu Wackelpompagen formirt, mit dem Schläger bewaffnet, zum Schutz von Leben und Eigentum der Bürger gegen den aufrührerischen Pöbel da, wofür ihnen der offizielle Dank der Stadt nachher bei reichlichem Vorkost abstatuet wurde.

Die Unterhaltungen und Vergnügungen der Studenten nahmen natürlich im Laufe der Zeit eine veränderte Gestalt an, aber im wesentlichen blieb auch hier vieles beim alten. In veredelten Gemüthen bot gerade eine Stadt wie Leipzig mehr als man die andere Universität, und es muß anerkannt werden, daß sich die Studenten nach Möglichkeit dies auch zu Nutzen machten. Schon erwähnt in der gesellschaftliche Verkehr, den der besser gestellte Teil von ihnen in den guten Bürgerkreisen suchte und fand. Der verfeinerte Ton, die Galanterie gegen die Damen, die eleganten Manieren und die modische Kleidung welche sie aus diesen Kreisen übernahmen, ist namentlich im vorigen Jahrhundert für die Leipziger Studenten charakteristisch gewesen.

Wenn es nicht möglich war in der ersten Gesellschaft zu verkehren, der suchte Umgang mit den Familien mittlerer Bürgerklassen, und es war nicht selten, daß Verlobungen mit der *filia hospitalis* oder sonst einem hübschen Bürger-tochterlein aus diesem Verkehr entsanden. So ging denn der bekannte, oben S. 60 zitierte Spruch welcher den glücklichsten, der „ohne Weib“ aus Leipzig kommt, bei den Studenten nicht mit Unrecht um.

In derselben Zeit trieb auch die Neigung, sich mit schenwissenschaftlichen Dingen ernstlich zu beschäftigen oder



Universität und Pauliner Kirche um 1840.

(Aus: Winter u. Verbas, Leipzig. Verlag von G. Weidmann in Braunschweig.)



Der Leipziger Marktplatz um 1840.

(Aus: Winter u. Verbas, Leipzig. Verlag von G. Weidmann in Braunschweig.)

Dichter-
gesellsch.
schaften.

zu spielen, ihre Blüten äußerlich dokumentierte sich diese Richtung in dem Zusammen-
schluß der Studenten zu Dichtergesellschaften. Es bildete sich u. a. der Kreis um
Garnier, Kramer, Schlegel, Gieseke, Rabener, Zacharia u. a., dem sich auch Gellert
bisweilen angeschlossen und Klopstock zeitweilig angehörte, und aus dem heraus die
Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes entstanden.
Um Gottsched sammelten sich verschiedene Kreise; er war u. a. Gründer der „Ge-
sellschaft der feinen Künste“ und Senior der „Gortzischen Poetischen, späteren Deutschen
Konzert-Gesellschaft“. Hand in Hand mit der Neigung zur Poesie ging die Vorliebe für Konzert
und Theater. Die Studenten, namentlich die Theologen, hatten von jeher die Musik
gepflegt; ein regelrechter akademischer Musikverein entstand jedoch erst zu Anfang
des 18. Jahrhunderts. Besonderen Aufschwung nahm die Pflege der Musik in Leipzig
mit der Einrichtung des großen Konzertsaals im Gewandhaus (1781). Einen mehr

Konzert-
Gesellschaft.

populären Charakter trugen die zahlreichen Gartenkonzerte,
die etwa zur selben Zeit aufkamen, und die auch heute
die Studenten und das Familienpublikum regelmäßig in
großen Scharen in die öffentliche Lokale der Vorstädte und
engeren Umgebung Leipzigs ziehen.

Eine ungleich größere Bedeutung gewann jedoch für
die Studentenschaft Leipzigs das Theater. Die erste ständige
Schauspieltruppe wurde hier gegen Ende des 17. Jahr-
hunderts durch den Magister Johann Veltheim gebildet.
Er führte seine Haupt- und Staats-Actoren und Barlekmaden
auf dem Boden über den Fleischbänken auf dem Nasch-
markte auf, in denen auch noch die Karoline Neuberin
zeitweilig spielte. Das erste Schauspielhaus wurde erst 1766
am Rannstädter Thor erbaut, während die Oper (schon
1695 neben dem Georgenbause am Brühl entstand. Historisch
bekannt geworden ist die „Bude“ in Voje's Garten, wohin
die Neuberin infolge von Kibalen mit ihrer Truppe aus-
wandern mußte und wo auf Verreiben Heinrichs 1767
von Studenten der „Banzwurf“ und mit ihm das mittel-
alterliche Pickelbergsspiel mit Pomp zu Grabe getragen
wurde. Nach der Neuberin übernahm Heinrich Gottsch.
Koch 1773 die Leitung des Theaters; unter ihm spielte eine
Zeit auch der berühmte Eckhof. In dem Schauspiel nahmen
die Studenten den allergrößten Anteil; ein bezeichnender Be-
weis dafür ist der berühmte „Murenkrieg“,
an dem auch der Student Goethe ein lebhaftes Interesse
genommen hat, wenn er auch nicht persönlich beteiligt

Theater.



Leipziger Studenten-Trachten.
In Kostüme von Raren waren
im 18. Jahrhundert häufig zu sehen.

war. Die Veranlassung zu diesem „Kriege“ gab die vorhin erwähnte Einrichtung
eines ständigen Theaters, gegen das die Geistlichkeit, Rektor und Professoren von
Kanzel und Katheder herab zu Felde zogen. Die akademische Jugend und mit ihr
Goethe stand einmütig auf der Seite Kochs und seiner Schauspieler. Theaterfreiheit und
„Schutz den Muren“ war das Feldgeschrei der Studenten. Das Studenten-Parterre war
täglich überfüllt und gab den Ton an. Die Universitäts-Behörde sagte in ihrem Ver-
dict nach Dresden: Studierende Jugend und vornehmlich die Noblesse redet von nichts
als von Comedien und Tänzen, wie sie denn dafür so eingenommen ist, daß bereits
über Acteurs, Actricen und Tänzerinnen factiones entstanden, welche sich selbst im
Comedienbause geschlagen und einander provozieren. Das Interesse, das damals die
Studentenschaft am Theater bezeugte, ist diesem immer treu geblieben. Noch in der ersten
 Hälfte unseres Jahrhunderts spielte die akademische Jugend auf ihre Weise eine Rolle
im Schauspielhause. Sie hatte sich stillschweigend das Privileg angeeignet, das Parterre
ausschließlich für sich zu reservieren, und das Glück einer Premiere hing in der Haupt-
sache von dem Studentenpublikum ab, das mit großem Eifer seines Kritikeramtes waltete.

Wenn vorher gesagt worden war, daß der Studiosus Goethe sich beim Marenkeiege von der aktiven Beteiligung an der allgemeinen Studentenbewegung fern hielt, so darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß der junge Dichter ein „Mücker“ oder gar ein „Kneifer“ gewesen sei. Das gerade Gegenteil war der Fall. „Hier stinkt's nach Fädsen!“ rief Goethe, als ihm, dem sechssemesterlichen Burschen, in Leipzig andere Studenten den Weg ins Theaterhaus veripereten. Ein Studiosus Bergmann aus Neuenmühlen bei Riga reagierte darauf, und es kam zur Mensur, wobei Goethe eine Verwundung am Arm erhielt. Goethe's Theater-Erinnerungen sind in „Wahrheit und Dichtung“ sehr lebhaft wiedergegeben, hingegen fehlt es dort an sonstigen Reminiscenzen an die Leipziger Zeit leider gänzlich. Seine Briefe an Vebrisch aber lassen uns ganz in sein Studentenherz hineinschauen. Im Oktober 1767 schreibt er an ihn: „Ich wälzte mich im Bette, sprang auf, raste dann hatte ich dumme Träume von langen Leuten, Federbüten, Tobackspfeifen, Tours d'adresse, Tours de passe-passe und hübsche Träume: die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Thüre, die Küsse im Vorbeistiegen, und dann auf einmal, da hatte sie mich in einen Sack gesteckt. Ich wünschte mich in Freiheit und wachte auf“. Goethe war rasend verliebt in Mädchen Schönkopf. Bald darauf schreibt er an Vebrisch: „Was macht denn Mamsell Auguste? die ist mir heute eingefallen, quer hinein! das gute Mädchen haben wir seit vier Wochen ganz vergeessen“. -- Die nachfolgende, wohl weniger bekannte Anekdote wirft ein besonders charakteristisches Licht auf den Studiosus Goethe. Im Härtel'schen Hause Breutkopf & Härtel in Leipzig lebte eine alte Dame, die zur Familie gehörte und Goethen, der dorthin jede Woche einmal kam mit weiblichem Scharfblick beobachtete. Wenn nun später die jungen geistvollen Tochter des Härtel'schen Hauses heranwachsend in schwärmerischer Verehrung für Goethe erglühten, dann schüttelte die Alte bedächtig und abwehrend das Haupt und rief: „Ach, gebt mir mit eurem Goethe. Der Goethe war ein Lustikus!“ -- Die Briefe an Vebrisch beweisen aber auch, wie ernst es Goethe mit seinen Arbeiten bei Öfer und Stock nahm, und wie er in Leipzig den Grund zu seiner vielumfassenden Bildung legte.

Neben Theater und Konzert hat es in Leipzig an Vergnügungen, wie sie der Student auch anderwärts hat, gleichfalls nie gefehlt. In früheren Jahrhunderten boten namentlich das Ballspiel, das in einem eigens dazu erbauten Hause betrieben wurde, und der Akt der „Deposition“, dessen Ursprung und Bedeutung an anderer Stelle eingehend behandelt worden ist, den Studenten reichliche Abwechslung.

Nach dem Abkommen der Deposition traten andere Vergnügungen für den Studenten in den Vordergrund, vor allem „Tanz“ und „Kneipe“. Der Tanz war schon in frühester Zeit auf den „Mierdörsfern“ ein beliebtes Sonntagsvergnügen der meisten Studenten, wobei es nicht selten Handel mit den Verehrern der dort vorhandenen „Damen“ aus den Kreisen der „Philister“ oder „Knoten“ gab. Später bot sich auch Gelegenheit, öffentliche Bälle besserer Art zu besuchen, so waren namentlich zu Anfang unseres Jahrhunderts die Maskenbälle im Schauspielhaus, sowie die Bälle der Professorenstadt, der Concordia, Eunomia, der „Ethelung“, und die Bürgerbälle von Studenten viel besucht. Das Leipziger „Kneipenleben“ hat zu keiner Zeit hinter dem anderer Universitäten zurückgestanden. Schon im 16. Jahrhundert waren ausgedehnte Festgelage in Bier und Wein nichts Seltenes und ebensoviele die daraus

Goethe
als Leipziger
Student



Von vier Studenten-Trachten.
(Illustration von Siepenbusen
im Barockzeit Wandere aus 1768.)

resultierenden Schulden. Beim Gelage vertrieb man sich die Zeit mit Gesang und Musik auf der Fiedel oder Laute, mit Würfeln und Kartenspiel, oft genug auch mit einer Rauferei zum Schluß, denn die Sitten waren nicht gerade die sanftesten. Wurden dann die Ruheförderer aus den Trinkstuben hinausgeworfen, so zogen sie lärmend durch die Straßen, brachten unbeliebte Personen eine Kagenmüll, beschädigten die Häuser oder warfen Fenster ein, bis sie schließlich von den Dienern der Stadt in ein sicheres Gewachraum gebracht wurden. Um diesen Störungen der nächtlichen Ruhe vorzubeugen, forderte ein Paragraph der Verbesserungsentschlüsse für die Universität Leipzig von 1577, man solle den Bürgern verbieten, die Nachtschwärmerie durch Herausgabe von Hauschlüsseln zu unterstützen. Freilich waren die Studenten, die im Kolleggebäude wohnten, schon durch den zeitigen Schlaf in ihrer Freiheit beschränkt, aber sie waren erfindertüchtig genug, um auf andere Art, sei es durchs Fenster, sei es durch Besetzung des Schließers ins Freie zu kommen. Auch im Kolleg selbst scheint es übrigens nicht selten übel zugegangen zu sein, denn aus



Interieur der Kaffeehaus zu Leipzig

den Kollegstatuten über Aufrechterhaltung der Ruhe geht hervor, daß ähnliche Ruhestörungen auch am Tage vorgekommen sein müssen. Hineinlagen der Thüren, Wüllen aus den Fenstern, unverkante Redensarten scheinen auch im Kolleg an der Tagesordnung gewesen zu sein. In den Vergnügungsorten in der Stadt traten mit dem 18. Jahrhundert die Kaffeehäuser das erste Mal bereits 1695 gegründet, sie haben in dem sühngerühmten Leben Leipzigs zu jener Zeit eine gewisse Bedeutung gewonnen, sind aber bei den Studenten nicht in dem Maße populär geworden, wie etwa in München. Was die Lokalverhältnisse im modernen Leipzig angeht, so muß hervorgehoben werden, daß die Stammkneipen heutzutage teuer sind, wenn sie größeren Ansprüchen genügen und innerhalb der Stadt liegen sollen. Eigene Häuser

zu erwerben, ist fast unerschwinglich, Leipzig ist eben Großstadt geworden. Dennoch reist man meist behagliche, annütende Verkündigungs-Kneipen, zumal wenn der „Wilderwart“ seine Schuldiaten bei ihrer Aus schmückung gelban hat.

Eine der antrallendsten Erscheinungen des früheren Leipziger Studentenlebens sind die häufig wiederkehrenden großen Tumulte und Auszüge der Studenten. Die Veranlassungen zu Strafenerecessen größter Art, die oft den Charakter eines regelrechten Landfriedensbruchs annahmen, waren meist ganz geringfügig. Jrgend ein Studententull, z. B. das beliebte Pressen der Thormache um den schuldigen Grenzken nach Thoreschluß der die Festnahme der betreffenden Studenten zur Folge hatte, gab Anlaß zu dem gesüchteten Ruf: „Burschen heraus!“ Dann streikten aus allen Wirtshäusern und Quartieren die Studenten oft zu vielen Hunderten zusammen, und allen rennigen Zwiespalt unter emander vergessend, kämpften sie gemeinschaftlich für die bedrohte akademische Freiheit. Freilich lagen zuweilen auch ernstere Gründe vor. So kam es z. B. 1521 zu einem großen Tumulte, der seinen Grund darin hatte, daß in den Burschen auch den Nicht-Studenten und Handwerksburschen Getränke gereicht, und dadurch die Gasthäuser der Stadt geschädigt wurden. Der Rat beschwerte sich über den Bruch der Vereinbarung mit der Universität und beide Körperschaften lagen sich wie so oft, in den Haaren. Der Rat unterließ nun, da die Ausübung der Gerichtsbarkeit auf beiden Seiten still stand, einen Niemergesellen zu bestrafen, der einen Studenten auf offener Straße getötet hatte. Da entstand der Aufruhr unter

den Studenten, und sie beschloßen, auszuziehen. Nicht allzulange danach, aus dem Jahre 1761, wird berichtet, daß drei Kürschnergezellen einen Studenten des abends überfielen und tödtlich verwundeten, was ebenfalls wieder große Excesse zur Folge hatte.

Großeren Umfang nahm die Aktion der Studenten in dem schon oben erwähnten berühmten Mäusenkrige (säklich auch Meisenkrieg genannt an, der seinen eigentlichen Ursprung in dem Kampf der Universitätsbehörden gegen das Theater hatte. Die dadurch geschaffene Erregung in der Studentenschaft kam aber zum offenen Ausbruch durch folgenden Vorfall: Im Frühjahr 1768 gaben etliche hundert Studenten einem verstorbenen Kommilitonen das letzte Geleit. Der Posten an der Thorwache präsentierte — entgegen der bestehenden Vorschrift — nicht, noch rief er die Wache ins Gewehr. Böswilligkeit soll nicht vorgelegen haben, denn die Untersuchung stellte fest: „Diese Beerdigung geschah so frühe, und die Schildwache hatte nach ihrer Gewohnheit die Augen und den Kopf voll Schlaf.“ Aber die Folge war, daß die Schildwache mißhandelt wurde und ein großer Straßen- tumult entstand. Bis in den Sommer hinein fanden Verbererereien statt, sodaß die Behörden nun ernstlich in Sorge gerieten, auf keiner Seite wollte man sich zu Zugeständnissen herbeilassen. Am 29. Juli kam es zu einem großen Tumult in Plagwitz, wobei die Gefürchte Schenke vollständig demoliert wurde. Ein „Haupttreffen“ fand am 11. August statt. Um 2 Uhr zogen 6--700 Studenten ins Paulinum und drangen in den Kreuzgang und bis in den Verjaal der Gerichtsstube, den Degen an der Seite, große Stöcke in den Händen. Den Gefangenen auf den Carcern war Freigabe mit der Beschränkung angedroht worden, daß sie sich auf Verlangen wieder stellen mußten. Da dieses Anerbieten von den Gefangenen nicht angenommen wurde, fand unbedingte Freilassung statt. Die Studenten-Poesie, die bei Gelegenheit des Mäusenkriges voll blühte, verherrlicht diesen Erfolg in den Versen:

Der
Mäusenkrig.

„Da schlug man bald den Frieden vor
Gab alle völlig frei,
Sie zogen mit uns aus dem Thor
Mit Jauchzen und Geschrei.“

Der Zug ging, nach Landsmannschaften geordnet in die „Kohlgärten“, wo man, ähnlich wie es von der Plagwitzer Kneiperei berichtet wird Lieder sang besonders den Landeshüter, „während welchem die Hüte auf die Degen gestochen und an die Stuhendecke nach der Reihe gesetzt wurden, bis nach Mitternacht.“ Dann zog man zurück, alles in allem 1500—2000 Studenten, voran ein Führer namens Dross mit bloßem Degen, ihm folgten einige Musikanten, „von Haacens Bande mit ihren blatenden Instrumenten, die mehr kläglich, als lustig erklingelten, demnach aber in Ermangelung besserer denen Studenten die erfreulichsten Dienste vertraten“, alsdann ein Herr von Malzahn, ebenfalls mit der blanken Waffe, vor seinen Landesleuten er war ein Mecklenburger, und so fort die übrigen Landsmannschaften ihre Führer voran, die indeßen den Degen in der Scheide trugen. Auf dem Markte schloßen sie einen Kreis, und ein Studiosus brachte „mit einer deutlichen und wohlvernehmlichen Eowensumme“ ein dreifaches Hoch auf die akademische Freiheit aus. Der Erfolg dieses Feldzuges der Studenten gegen die akademischen Behörden war zunächst groß. Sie erreichten, daß sie wieder Nachhändchen und Vrats bringen, Aufzüge zu Pferde oder in Kutschen aus der Stadt hinaus oder nach dem Oberholze veranstalten durften, daß sie vom Thorgröichen, der auch den Bürgern der Stadt eine verhasste Abgabe war, befreit wurden, daß Stadtsoldaten, Rathsbäncker oder Garnison nicht gegen sie zur Verwendung kommen sollten, daß täglich Komödie gespielt wurde und sie diese täglich besuchen durften. Sie hatten auch Amnestie für alle erlangt. Da geschah plötzlich das Unerborte, daß vor dem Petersthore eine kurfürstliche Hauptwache eingerichtet und 500 Mann Soldaten in die Hauptbarrack vor dem Thore gelegt wurden. Unter dem Schutze der Gewehre erschien eine Untersuchungs-Kommission aus Dresden und die Folge war, daß die Studenten von neuem rebellierten.

Ins Kolleg wurde nicht gegangen. Selbst Gellert, der „sonst viel Liebe hatte“, schloß wegen Mangels an Zuhörern seine Vorlesungen im roten Kolleg und reiste zu einem guten Freunde aufs Land. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Herr von Malzahn zeigte den eintretenden Stadtsoldaten, die ihn abholen wollten, die Pistolen, weshalb „nachher ihm ein Unteroffizier vom Feldregimente und zwei Feldsoldaten den Arrest in der Stube ankündigten, mit denen er sich mit dem besten Essen divertierte, jedem Soldaten auch täglich vier Groschen mehr Exekutions-Gehühren zulegte.“ Am 26. September war die Untersuchung zu Ende. Es regnete Strafen, und nicht weniger als 45 Studenten wurden verurteilt, die damals noch im Turme des großen Fürsten-Kollegiums in der Ritterstraße belagerten Carcer es waren sieben an der Zahl zu beziehen. Das war in jener Zeit alles andere als ein Vergnügen; vor allem der „Carcer Paulinus“ muß ein recht ungemütliches Hétel gewesen sein, da einmal ein Student aus ihm freigelassen wurde: „propter maxima frigora, ne periret!“

Der letzte Auszug der Studentenschaft Leipzigs erfolgte erst 9. Juli 1860, weil ein Corpsburd von der Bürgergarde arrethert und mißhandelt und im weiteren Verlauf dieser Affaire viele andere Studenten grundlos verhaftet worden waren. Eine im „Hôtel de Saxe“ abgehaltene allgemeine Studenterversammlung beschloß daher unter der Moderation, „daß die Studenten in Leipzig keine persönliche Sicherheit mehr genossen bei dem brutalen Vorgehen der exaltierten Bürgergarde,“ die Universität zu verlassen und auszuziehen. Wirklich zogen am Abend des 9. Juli gegen 3000 Studenten nach den Dörfern Gohlis, Möckern und Wahren. Hier lief natürlich die Sache auf eine große Kneiperei hinaus, und am zweiten Tage kehrten infolge Geldmangels die Mühselbühne an die Brust der so stolz verlassenen Alma mater zurück.

Wie namentlich bei dem Müsenkriege, so haben bei allen solchen Tumulten stets die studentischen Korporationen eine führende Rolle gespielt. Ihr Ursprung greift bis in die frühesten Zeiten der Universität zurück. Schon 1657 gab es unter den Studenten Leipzigs eine organisierte männliche Landsmannschaft mit eigenem Mentor. Von fremdländischen Landsmannschaften ist die holländische aus den Jahren kurz vor dem Müsenkriege beglaubigt; sie trug schwarzrote Uniformen mit grünen Kragen und Stahlknöpfen. Die Chargierten der späteren Causier trugen eine blaue Uniform mit goldenen Spauletten, großen Hut mit lausiger Kofarde an der linken Seite nebst Federbusch. Die Orden fanden erst spät in Leipzig Eingang, bielten sich indessen von Wittenberg abgesehen, länger als an andern Universitäten, ein letzter Rest von Ordensverbindungen findet sich noch um 1810 doch konnte sich die damals noch existierende „Amicitia“ nur deshalb bis dahin erhalten weil sie in Gßz, der ein gefürchteter Schläger war, einen forschon Vorsteher hatte. Abgelöst wurden die Orden von den ersten studentischen Korporationen moderner Art, von den Landsmannschaften Lusatia, Misunia, und Thuringia, die das nationale Prinzip und den Kampf gegen die Orden auf ihr Banner schrieben. Sie hielten längere Zeit hindurch streng auf Einhaltung der Werbung in den festgelegten Bezirken. Nur Dresden und Leipzig waren zur Rekrutierung für alle Landsmannschaften frei gegeben.

Die Landsmannschaft Thuringia hatte 1810 11 in Theodor Körner einen vorzüglichen Mentor. Er und sein Freund Flemming, der Lusaten-Mentor, proklamirten: „Nur die konstituirten Verbindungen sind waffenfähig!“ In derselben Proklamation wurde verlangt, daß bei jeder Mensur ihre Waffen entnommen werden mußten gegen eine Entschädigung von acht Groschen pro usu armorum und acht Groschen Schlaggeld. Das führte zu einem gewaltigen Streite mit der „adeligen Hochschullehrerschaft“. Anfangs wurden die Adelligen von andern Hochschulen und Verbindungen, die sich dem Machgebote der vereinigten Landsmannschaften nicht fügen wollten, unterhåst. Als sie aber abschließend zur Deminuzation beim Senate schritten, kamen sie in allgemeinem Verfall, und man nannte sie allgemein Sulphurien und ihre Verbindung Sulphuraria. Wo einer von ihnen hand und arm, erfornte es: „Wochts hier nicht nach Schwere! Ist nun fortgehen, hier muß's!“ Zuletzt entstand allge-

Landsmann-
schaften und
Orden

Dr. Körner als
Landsmann-
schäfer

meiner Holz-Komment, bei dem die Adelligen auch Pistolen nicht bloß Hoppetschen zur Anwendung brachten. Die Verurtheilung der Landsmannschaften gegen die adelige Fechtgesellschaft ward auch nach den übrigen Universitätsstädten gesandt, unterfertigt mit Siegel und Wahlspruch beider, der Thuringia und Lusatia. Beigegeben war ein achtstrophiges Gedicht Körners, in dem den Adelligen vorgeworfen wurde, sie hätten wohl Manschetten, aber keinen Mut. Die Adelligen trugen nämlich Hemdkrausen, die den anderen Studenten nichts weniger als burchlos vorlanten. Seitdem ist der Ausdruck „Manschetten haben“ für Unsiß haben, „Aneisen“ in die deutsche Sprache übergegangen. Ein Opfer dieser Stromgassen ward auch Theodor Körner. Er erhielt wegen erheblichen Verdachts der Aufforderung zum Duell acht Tage Carcer. Das war nicht schlimm für Körner, als er aber vom Pedell zur Publikation des Urtheils zitiert werden sollte, lag er, wie er sagte, weil er sich mächtig an den Kopf gestoßen habe, im Bette. Auf eine Denuntiation hin, er habe sich die Kopfwunde im Duell geholt, sandte das Universitäts-Gericht den Universitäts-Physikus nebst Assistenten in seine Wohnung. Aber das Nest war leer. Körner nahm an dem Komitat von 4 relegierten Kaufleuten teil. Das war Bruch des Stadt-Arrests, und darauf hin wurde er mit der Relegation bestraft, die indessen später durch Gnadenenerlaß aufgehoben wurde.

Die nächste Zeit des Korporationslebens wird gekennzeichnet durch die Gründung der alten (allgemeinen) Burschenschaft in Leipzig und ihre Kämpfe mit den Landsmannschaften und späteren Corps, die wir nach dem Eingehen der Misnia 1811 und dem Übertritt der Thuringia zur Burschenschaft durch die vier Korporationen Lusatia (blau-gold-rot), Saxonica (dunkelblau hellblau-weiß), Montania (rot-schwarz-gold) und Franconia (grün-rot-gold) vertreten sehen. Die 1818 begründete Burschenschaft Leipzigs zählte um das Jahr 1820 über 500 Mitglieder. 1855 löste sich die Burschenschaft auf, doch lebten die burschenschaftlichen Ideen trotz der Anfeindung von Seiten der Behörden fort und wurden von einzelnen Verbindungen, die dem „germanischen“ Prinzip zuneigten, vertreten. Im Jahre 1851 wurde die letzte burschenschaftliche Verbindung, die „Wartburg“, aufgelöst.

Früher als anderswo regte sich in Leipzig die Finkenkrast, um sich von der Suprematie der Corps loszumachen, als es 1856 galt, die Einweihung des Augusteums durch einen Fackelzug feierlich zu begehen, machte sie den Corps den Vortritt streitig.

Die Jahre 1848 und 49 gingen ohne nennenswerte Störung an der Universität vorüber. Bei der Feier des 150jährigen Jubiläums der Universität im Jahre 1859 gestaltete sich das farbige Bild der Studentenchaft folgendermaßen: Als die ältesten Verbindungen erschienen neben den beiden erwähnten Corps Lusatia und Saxonica die 1857 gestiftete Misnia (dunkelgrün-weiß-rot) und die 1849 gegründete Guesphalia (grün-weiß-schwarz). Die zweite Gruppe bestand aus den drei neuen Landsmannschaften, der 1855 von früheren Gymnasialen aus Plauen gestifteten Plavia (grün-weiß-rot), der Lipsia mit den Farben rot-weiß-schwarz und der 1855 als sogenannte Clique gegründeten Dresdensia (violett-weiß-rot). Eine dritte Gruppe bildeten die beiden Verbindungen Afrania und Grimensta, von denen die erstere 1859 von früheren Schülern der schola Afrana in Meissen, die letztere 1850 von Abiturienten der Fürstenschule Grimma gestiftet war. Zur vierten Gruppe gehörten alle Nichtverbindungs-Studenten, die auf einer Versammlung einen Ausschuß von drei Mitgliedern mit einem Vorsitzenden wählten, um durch diesen beim Jubelfeste Vertretung zu haben. Das Fest-Komitee der Studenten bestand aus dem Senior der Kaufleute, dem Ersten der Plavienjer, dem Ebtargierten der Grimenjer und dem Vorstand der Nichtverbindungsstudenten. Ein besonders gutes Festmahl wird der ganzen damaligen Studentenschaft ausgestellt, wenn es in einem gleichzeitigen Berichte heißt: „Nem Nistön hat das Versammeln so vieler in jugendlicher Vertierken, ja Ausgelassenheit, bei Weckerklang, Mäul und sprudelnder Niederreihen verammelten Musenöhne gestört und die alten Bäuber, welche dieses Fest mitgefeiert hatten,

Burschenschaft
und Corps.

Die
Korporationen
bei der
150jährigen
Jubelfeier

bekanntem mit Freude und Stolz: das akademische Leben hat bis zur Gegenwart große Fortschritte gemacht."

In der That herrschte in Leipzig in den 30er Jahren ein fröhliches, freies Studentenleben, das die Entwicklung des Verbindungswezens außerordentlich begünstigte. Die neuen Leipziger Landsmannschaften, die unter diesem Namen vom Universitäts-Gerichte anerkannt worden waren, haben das Verdienst, in jener Zeit den studentischen Farben neue und vermehrte Achtung verschafft und das weitverbreitete Sinkentum für das Verbindungswezen so günstig umgestimmt zu haben, daß in den nächsten Jahren unermüdet Korporationen entstanden. Auch stellten die Universitäts-Behörden damals nicht mehr gefühllos den Konkurrenten nach, ja, es kann als eine Begünstigung des Farbensinns angesehen werden, daß seit 1862 wieder Burschenschaften zugelassen wurden. Schon 1859 hatten sich unter roger Anteilnahme



Im Rosenthal.

alter Burschenschaftler und unter Mitwirkung von Jenseitler Burgkelleranern eine neue Burschenschaft unter dem Namen Wartburg konstituiert. 1861 wurde das Tragen der deutschen Farben schwarz-rot-gold und anfang 1862 die Führung des Namens „Burschenschaft“ seitens des Universitätsgerichts offiziell gestattet. Die Wartburgia nahm dann nach Aufnahme von Mitgliedern der 1862 neu begründeten Burschenschaft Albia den Namen Germania an und führte seit 1872 die Farben schwarz-weiß-rot. Am 20. April 1862 hatte auch der bisherige Verein Arminia den Namen „Burschenschaft“ und die Farben schwarz-rot-gold angenommen, und noch in demselben Jahre wandelte sich die Dresdensia unter Annahme der Farben violett-schwarz-rot-gold, die sie später wieder mit den alten vertauschte, in eine Burschenschaft um.

Zu dem Anblühen des Korporationswezens in Leipzig trug viel die Einmütigkeit bei, die unter den schlagenden Verbindungen herrschte, und die ihren Ausdruck fand in dem W. S. 1887 ss zu Stande gekommenen, vom Universitäts-Gericht anerkannten Vertreter-Convent V. C. Er umfaßte den D. C., L. C., S. C., C. C. und eine Reihe treu-

schlagender Verbindungen. Zum L. C. gehörten damals außer der Flavia noch die (1879) gegründete Budissa blau-gold-weiß, die seit 1898 zum S. C. übergetreten ist, und die jetzt suspendierte Brunsviga blau-weiß-schwarz. Von den damals existierenden fünf Corps bestehen zur Zeit die Lemnia, Saronia und Guesiphalia, während Minerva und die aus der Lippia hervorgegangene Thuringia dunkelrot-weiß-schwarz suspendiert sind. Der C. C. Goslärer Ebsgierter-Convent bestand aus der Urania grün-weiß-gold, die später als Landsmannschaft dem Coburger L. C. beirat der 1870 gestifteten Mecklenburgia grün-gold-rot, der Thetyscia grau-weiß-dunkelblau, die jetzt ebenfalls Landsmannschaft ist und der Salia. Außer diesen Verbänden schickten noch der akademische Turnverein Normannia gestiftet 1868, carmoisinrot-weiß-grün und die treuschlagende Verbindung Bantua dunkelblau-weiß-rot, die später mit der Salia verhielt, ihre Vertreter in den V. C.

Neben den genannten Verbindungen erinnern jetzt noch eine ganze Reihe von Korporationen unter denen manche schon durch ihr Alter für die Geschichte des Leipziger Studentenlebens von besonderer Bedeutung sind, dahin gehören in erster Linie die beiden akademischen Gesangsvereine von denen wir den Universitäts-Sänger-Verein in St. Pauli hellblau-weiß-hellblau schon bei anderer Gelegenheit

Die heutigen
Corps
zahlen

kennen gelernt haben, und der 1879 gestiftete Arion (rot-grün-gold). Von den christlichen Verbindungen ist die älteste der Wikingolf (schwarz-weiß-gold), der am 29. Juni 1865 gegründet wurde, die dem Schwarzburg-Bund angehörende Verbindung Nordalbingia (blau-geld-schwarz) errichtet seit 1870, die katholische Verbindung Burgundia (orange-weiß-blau) seit 1879. Von schlagenden Verbindungen sind außer der bereits erwähnten Grimmesia, die anfangs braune Umfärbung trug und 1874 mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion die Farben braun-weiß-hellblau annahm, noch die aus einem Pharmazeuten-Verein hervorgegangene Franconia (blau-weiß-rot), die Stantia (rot-weiß-gold) und die dem Dessauer A. C. angehörende deutsch-nationale Verbindung Gothia (hellgrün-gold-schwarz) hervorzuheben.

Die Vielgestaltigkeit des Leipziger Korporationswesens, das heute kaum mehr zu übersehen ist, liefert den besten Beweis für den kräftigen Pulsschlag, der das heutige Leipziger Studentenleben auszeichnet, und der zu dem regen geistigen und künstlerischen Leben, das in Leipzig von jeher geherrscht hat, in vollem Einklang steht.





1419.

Was in allen Eiden Tru- un Seiden was für de
Welt wegen den ba del erst vorden liden was für de
Welt wegen Kunz un Weisheit, dat is up un s
Rostock für den Med lehrer un Wissen o u is 19
Pridus.

1419 Rector
De metelbare Len Monrecht un Capitan

Unter den noch fluhenden Universitäten des Deutschen Reichs nimmt Rostock dem Alter nach die dritte Stelle ein, und wenn auch heute die Zahl der an ihr Immatrikulierten nur klein ist, so verdient sie doch, vor allem wegen ihrer Bedeutung für die ältere Geschichte des Studententums, für die kaum irgendwo die Quellen so reichlich streifen wie gerade bei Rostock, ganz besonders hervorgehoben und eingehend betrachtet zu werden.

Die Vorgeschichte der Begründung der Universität ist noch nicht genügend aufgeklärt, urkundlich steht fest, daß unter dem 8. September 1418 die Landesherren, Herzog Johann IV. und Herzog Albrecht V. von Mecklenburg, die päpstliche Bestätigung für eine unter Zustimmung und Mitwirkung des Bischofs von Schwerin und des Rostocker Rats in ihrer Stadt Rostock, „hinc ad hoc plurimum et notorie habili et competentit“, zu begründenden Universität erbat. Diese Bestätigung erfolgte am 15. Februar 1419, jedoch unter Ausschluß der theologischen Fakultät, was vielleicht in der in Norddeutschland stark verbreiteten Hinneigung zu weltlichen und humanistischen Lehren seine Erklärung findet. Trotzdem waren von vornherein ordinarii letores in sacra theologia vorgesehen und auch wirklich vorhanden, sodaß die päpstliche Genehmigung vom 28. Januar 1452 wohl nur schon bestehendes formell bestätigte und den Zusammentritt der genannten Lektoren zur Fakultät mit Fakultätsrechten ermöglichte.

Gründung der
Universität

Das Kanzleramt der Universität übertrug Papst Martin V. dem Bischof von Schwerin und bestellte den Rostocker Archidiaconus zu dessen Vertreter. Nachdem dann noch der Rostocker Rat unter dem 29. September 1419 sich zur Vergabe der für Kollegienzwecke nötigen Gebäude und Grundstücke und zur Dotierung der zu errichtenden 16 Professuren bereit erklärt hat, erfolgte am 12. November 1419 die feierliche Eröffnung. Die überwiegende Mehrzahl der Professoren kam aus Erfurt unter ihnen der erste Rektor Petrus Stembke, der erste Dekan der philosophischen Fakultät Heinrich Tole und der Dr. theol. Heinrich von Geismar, die alle schon in Erfurt das Rektorat bekleidet hatten, und auch die Statuten der neuen Universität, deren Redaktion uns Jahr 1452 abgeschlossen ist, lehnen sich eng an die Erfurter an. Dementsprechend kennt auch Rostock keine Gliederung nach Nationen, sondern nur nach Fakultäten. Im ersten Semester fanden 160 in den drei folgenden 168

Immatrikulationen statt, die bereits das ganze Gebiet von Amsterdam bis Neval hin und die drei nördlichen Reiche umfahen

Ein wertvolles, fast einzig dastehendes Privilegium verlieh Papst Martin V. der Universität unter dem 28. Februar 1427, indem er ihr das Recht erteilte, unter gewissen Voraussetzungen auch ohne Genehmigung des Kanzlers aus eigener Macht vollkommenheit vollgiltige Promotionen vorzunehmen. In demselben Jahre spannen sich Ereignisse an, die in ihrem weiteren Verlauf die Geschicke der Universität sehr stark beeinflussten. Infolge langdauernder bürgerlicher Unruhen verfiel die Stadt in des Reiches Acht und Oberacht, in Bann und Interdikt, weshalb das Konzil zu Basel am 28. September 1436 der Universität die Weisung erteilte, die gebannte Stadt zu verlassen und sich für die Dauer des Kirchenbanns innerhalb der Diözesen Schwerin, Camin oder Rapsburg einen anderen Aufenthaltsort zu wählen. Die Universität entschied sich für Greifswald und siedelte zu Ostern 1437 dorthin über. Mit der am 7. Januar 1440 verkündeten Lösung vom Bann stand einer Rückkehr nach Rostock formell nichts mehr im Wege, aber jetzt verweigerte die über den Ausgang erbitterte Stadt die Wiederaufnahme. Erst dem vermittelnden Eintreten der Domkapitel von Hamburg und Lübeck und der anderen wendischen Städte gelang es, am 17. März 1445 eine Vereinbarung zustande zu bringen, nach der die Stadt Rostock die Universität wieder aufnahm, aber nur unter der harten Bedingung, daß sie auf den von der Stadt im Jahre 1419 gewährleisteten Schutz verzichtete. Zu Ostern 1445 begann die Universität ihre Thätigkeit wieder, nachdem sie sich drei Jahre hindurch jeder Amtshandlung enthalten hatte. Die Zahl der Immatrikulationen beläuft sich in diesem Semester auf 278, doch ist wohl als sicher anzunehmen, daß sich unter dieser Zahl sehr viele befanden, die in der Zwischenzeit sich um den vorhandenen Lehrkörper gesammelt und dessen Unterwerfung genossen hatten und nun die formelle Immatrikulation nachholten.

Urscheidung
nach
Greifswald

Noch einmal in diesem Jahrhundert sah sich die Universität genötigt, ihren Sitz zu verlassen. Zu Beginn der sogenannten „Domfehde“, die zu offenem Kampfe zwischen der Stadt und den Landesherren führte, wanderten Professoren und Studenten im Sommer 1487 nach kurzem Aufenthalt in Wismar nach Lübeck aus; am 16. August 1488 finden wir sie wieder in Rostock. Trotz der hierdurch und durch mehrere Pestjahre, besonders das Jahr 1464, herbeigeführten Störungen ist doch der Versuch für jene Zeit ein guter zu nennen. In den 100 Jahren von 1419–1519 sind 15958 Immatrikulierte verzeichnet, was eine durchschnittliche Präsenziffer von 280 Studierenden ergibt. Ungefähr ein Viertel davon erlangt einen akademischen Grad, in der philosophischen Fakultät über die uns allein genaue Listen erhalten sind, gewinnen 5669 den Grad eines Baccalaris, 600 den eines Magisters, zu denen noch 57 Baccalarien und 65 Magister kommen, die anderwärts promoviert waren. Aus den Niederlanden, Westphalen, Niederachsen, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Pommern, Preußen und Livland, wie aus den drei nördlichen Reichen prämierte die lehrbegierige Jugend zusammen, eine, was Vorbildung, Lebensalter und Sprache betrifft bunt gemischte Schar. Die mangelnden Vorkenntnisse mußten im Pädagogium, das ebenso wie in Eritum den Namen porta coeli führte, nachgeholt werden; die Verkehrssprache war das Latein, dessen Gebrauch in den Regentien bei Strafe geboten war und gereifte Männer mit glattwangigen Jünglingen auf derselben Laufbahn zu sehen, war, wie viele Abbildungen und Berichte zeigen etwas ganz Gewöhnliches zu einer Zeit, wo zur Erreichung der höchsten akademischen Grade eine mit gleichzeitigem Lernen und Lehren angefüllte Zeit von mindestens 10 Jahren erforderlich war. Im übrigen verlor das Leben der Studierenden durchaus in den oben S. 16 ff. geschilderten Grenzen halbflüsterlicher Zustände (der Ausdruck „Halipapen“ hat seine Heimat in Rostock, und ein sehr großer Bruchteil der Lehrenden und Lernenden gehörte tatsächlich derselben geistlichen Stande an) und in den durch das Manuale scholarium gezeichneten Umrißen. Spezielleres über das alltägliche Leben und Treiben der Studenten ist außer dem Studienplan der keine besonderen Abweichungen gegen-

Auswanderung
nach Lübeck

lich in der weiten Verbreitung lutherischer Ideen im Norden Deutschlands ihren Grund hatte; wie lange sich diese hier erhalten hatten, dafür liefert das Auftreten des Mag. Nikolaus Ruge, eines geborenen Rostocker, der um 1500 eine niederdeutsche Übersetzung zweier in tschechischer Sprache geschriebenen Traktate von Johannes Buz drucken ließ, den Beweis. Ruge, (gewöhnlich Rüg genannt), war der Lehrer Conrad Pegels der spätererits als Erzieher des Herzogs Magnus von Mecklenburg für die Einführung der Reformation von großer Bedeutung geworden ist. Als dann Luthers Auftreten den Bann gebrochen hatte, da waren es frühere Rostocker Geistliche, Magister und Studenten, die in Irland, in Danemark, in Ostfriesland, in Hamburg, in Lübeck, in Göttingen zuerst die Lehre des reinen Evangeliums verkündigten. Allerdings hatte während des Übergangs die Universität eine sehr schwere Zeit durchzumachen, die aber auch keiner ihrer Schwestern, selbst Wittenberg nicht erspart blieb. Vom Wintersemester 1522–23 an begann die Universität zu veröden, nicht nur an Studierenden, sondern auch an Professoren, wie die eintonige Wiederkehr derselben Namen im Rektorat und im Dekanat der Artistenfakultät zeigt. Es sind durchweg hochangehene gelehrte und weltberühmte Männer, deren Verdienste um die humanistischen Studien von Hutten und Hadus in ruhmendster Weise anerkannt waren die sich aber in die Ideen der Reformation nicht mehr hineinfinden konnten und mochten. So erachteten sie es denn, wiewohl fern von jedem Fanatismus, für ihre heilige Pflicht, die Universität so lange als möglich dem alten Glauben zu erhalten und bis zur Wiederkehr besserer Zeiten zu bewahren. Einer nach dem anderen starb darüber hin, aber der Rest verteidigte den verlorenen Posten mutig noch bis Ostern 1538, trotzdem inzwischen die Reformation in Rostock selbst und in einem großen Teile des Landes zur Herrschaft gelangt war, Erasmus Sarcerius und Aldendorp 1530 die Ordnung des städtischen Schulwesens in die Hand genommen hatten, und Herzog Magnus, der inzwischen die Regierung des Bistums Schwerin und damit das Kanzleramt der Universität angetreten hatte, schon 1532 seine Lehrer und Erzieher Conrad Pegel und Arnold Buremus, überzeugte und eifrige Anhänger der Reformation, an die Universität entsandte. Von Ostern 1538 bis dahin 1540 führten Conrad Pegel und Andreas Eggerdes als die ersten offen evangelisch gesinnten Rektoren das Szepter der Universität, während die nächsten Rektorate, 1540–1542, wieder von erklärten Anhängern der alten Kirche, Lambertus Thabel und Petrus Bove, bekleidet wurden. Mit dem Tode des am Ende seines Rektorats verstorbenen Petrus Bove der schon 1508 Rektor gewesen war, gelangt die lutherische Richtung endgültig zum Siege. Der letzte am katholischen Bekenntnis festhaltende Universitätslehrer M. Heinrich Pauli von Arssen, gewöhnlich Arsonius genannt, zugleich der letzte Rektor der Rostocker Niederlassung der Brüder vom gemeinsamen Leben, segnete erst 1575 das Heitliche.

Die
Reformation.

Mit dem Siege der Reformation war eine durchgreifende Reorganisation der Universität nach allen Richtungen hin zur dringendsten Notwendigkeit geworden. Schon die Entsendung des in Leipzig und Wittenberg klassisch gebildeten Mediziners Janus Cornarius nach Rostock durch den der Reformation günstig gestimmten Herzog Heinrich im Jahre 1525 war ein Schritt in dieser Richtung, der aber ohne Erfolg blieb, weit bedeutungsvoller war die Rückkehr Conrad Pegels, der schon 1508–1514 der Regente Porta coeli vorgestanden hatte, und die Veranfung des Arnold Buremus, eines durch seine Lehrgabe und wissenschaftliche Tüchtigkeit hervorragenden Freundes des präceptor Germaniae Melancthon. Die Veranziehung einzelner wenn auch noch so bedeutender Lehrer allein vermochte jedoch der Universität seine dauernde Hilfe zu bringen, und einer wirklich durchgreifenden, auf einbeutlichem Plane beruhenden Neuordnung standen manche Schwierigkeiten im Wege. Eine der größten war die Entscheidung der Frage wem das Recht zum reformatoreichen Eingreifen zustehe, und wem die Pflicht, für die Unterhaltung zu sorgen.

Reorganisation
der Universität.

Auf der einen Seite beanspruchte der Rat der Stadt Rostock das Oberaufsichts- und Verrückungsrecht über die von ihm mitgegründete und ausgetattete

über anderen Universitäten aufweist, aus dem 15. Jahrhundert nicht überhört: der fleißige, müdterne, friedfertige Student hinterläßt eben keine weiteren Spuren in den Akten. Daß das Bursenwesen den Zusammenschluß der Studenten zu festen Vereinigungen auf landsmannschaftlicher oder anderer Grundlage hindern, ja unmöglich machen mußte, ist klar, und doch scheint es, als ob bei der Wahl der Regentie die Heimat des Magister regens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, wie ja auch Bartoldus im Manuale den in der Bursie ankommenden Fremdling sofort als *conterraneus* anspricht und sicherlich ist es kein Zufall, wenn am Tage des Amtsantritts des Vektors Nicolaus Theoderici de Amsterdam, Ostern 1420 sieben seiner Landsleute zusammen immatrikuliert werden. Daß es an schwarzen Schafen in der Herde nicht gefehlt hat, zeigen die nicht seltenen, schon in den ersten Semestern vorkommenden Relocationsvermerke in der Matrikel, sodann die Strafandrohungen der Universitätsstatuten gegen nächtlichen Anflug, Frauenraub, Diebstahl, Einschlagen von Thüren und Fenstern und wörtliche oder thätliche Beleidigung der Nachwächter und schließlich die 1471 erfolgte Einrichtung eines noch vorhandenen, ziemlich ungemüthlichen Geranknisses auch *Comenige*, später *Kunkenbauer* genannt, wo die während der Nacht zur Haft gebrachten Studenten geistlichen und weltlichen Standes so lange festgehalten wurden, bis man sie vor ihren ordentlichen Richter führte.

Die humanistische Bewegung zog auch Rostock in ihre Kreise. Schon am 10. November 1480 wird ein „poeta“ als solcher ehrenhalber kostenfrei immatrikuliert, um dieselbe Zeit drucken die Rostocker Brüder vom gemeinsamen Leben eine Ausgabe der Dichtungen Ovids allerdings unter Ausschluß der *Ars amandi* und der *Amores*, und Conrad Teltus besucht auf seinen Reisen die Rostocker Universität. Hermann von dem Busche wird im Mai 1493 immatrikuliert und schließt sich besonders an den jungen Magister Huthold Wardenberg an, der später Administrator des Bistums-Schwerin wurde. Als er nach einigen Jahren wiederlebet und, ohne in die Fakultät rezipiert zu sein, Vorträge über römische Klassiker zu halten beginnt, greift er in das Lehrfach des die römischen Dichter behandelnden Mag. Tilemann Hoyerlingh ein, was diesen zur Abwehr veranlaßte und den Fortgana Hermann von dem Busches aus Rostock zur Folge hatte. Hoyerlingh ist selbst als lateinischer Dichter thätig, was aber seinen Namen in der Geschichte der deutschen Universitäten fortleben läßt, in die allgemein durch seinen Gegner Vinscius bekannt gewordene Thatsache daß er die alten Klassiker in deutscher, und zwar in niederdeutscher Sprache vortrug. Er stand damit in Rostock nicht allein da, gleichzeitig erklärte auch Mag. Hildebrand Dorgelo an der Marien Kirchspielschule den Tragiker Seneca und den Terenz in der heimischen Mundart. Als lateinischer Dichter that sich ferner der Domberr und Reisebegleiter Herzog Erichs von Mecklenburg, Dr. theol. Heinrich Boger, hervor. Der Aufenthalt Buttens in Rostock und sein poetischer Dank für die gastfreie Aufnahme sind bekannt; gleich nach Buttens Abgang erschien Nikolaus Marschalk, von den Landesherren als Rat und Professor berufen, und brachte seine eigene Druckerei mit. Er lehrte nicht nur Griechisch, sondern auch Hebräisch und gab im Jahre 1516 ein eigenes Elementarbuch für diese Sprache heraus. Neben ihm wirkte in den Jahren 1515—16 als einer der letzten amstär von Hochschule zu Hochschule wandernden Humanisten Johannes Hadus (Hadelus), der seinem Dank für das ihm erwiesene Wohlwollen in einer „*Carminae*“ betiteltten Sammlung von Lehrgedichten auf die Rostocker Universität und deren Lehrer beredten Ausdruck gab. Führt man dazu noch die von den genannten als besondere Pfleger der schonen Wissenschaften gepriesenen Rostocker Professoren, unter denen Egbert von Harlem die erste Stelle einnimmt und die klumpfische Behandlung die Rostock in den *Epistolae obscurozum virorum* erfährt, so muß man zu der Überzeugung kommen daß die Bedeutung der Universität Rostock für die Pflege und Ausbreitung des Humanismus eine weitaus größere ist als ihr bisher zuerkannt wurde. Hand in Hand damit geht die Empfanglichkeit für reformatorische Ideen. Es ist schon darauf hingewiesen worden daß die Vertiefung der Vertiefung einer theologischen Fakultät wahrhaben

wird bestimmt, daß die Studenten sich in anständiger Kleidung zu zeigen haben, und festgesetzt, daß nach allgemeinem Urteil nur lange Gewänder für anständig und züchtig gelten. Das Waffentragen innerhalb der Stadt ist untersagt, und besonders die langen silberbeschlagenen Raufdegen sind verpönt. Nächtliches Umberschwärmen mit larmendem Gesang, mit Klöten, mit Blas- und Saiteninstrumenten überhaupt ist bei $\frac{1}{4}$ Goldgulden Strafe verboten. Auch der Ausübung der edlen Musik bei Tage scheinen die gelehrten Herren keine übermäßige Liebe entgegengebracht zu haben, denn in dem Lehrplan von 1544 wird sie zwar, da sie nun einmal zu den sieben freien Künsten gehört, an ihrer Stelle zwischen Rhetorik und Geometrie aufgeführt, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie von vielen als Lehrgegenstand gar nicht oder doch nur an allerletzter Stelle anerkannt werde, wenigstens was die Instrumentalmusik angehe. Diese störe die Mitschüler und verlocke zur Leichtfertigkeit, und wenn sie auch zur Erholung von ernster Arbeit ganz nützlich sein möge, so dürfe ihre Übung doch die Nachbarn nicht belästigen, kurz, sie sei mehr zu dulden als zu pflegen, damit die Studenten nicht etwa als Pfeifer und Lautenschläger in die Heimat zurückkehren, statt als Gelehrte. Dem entspricht auch das 1569 erfolgte Verbot einer aus Professoren und Studenten bestehenden Vereinigung zur Pflege der Tonkunst durch Konzilsbeschluß. Ferner wurde bestimmt: Der Besuch öffentlicher Bänke, in denen gespielt, gezecht und noch Schlimmeres getrieben wird, ist bei 1 Gulden Strafe verboten. Wein- und Bierkeller zu besuchen, der beliebteste war der nach dem dort verzapften Bier sogenannte Bartsche Keller unter dem Rathhause; fast jede Unkeuschheit, Schlägerei u. dergl., die in den Alten vorkommt, nimmt dort ihren Anfang oder erhält wenigstens von da Anfang, obgleich das oben genannte „Kulenhauer“ unmittelbar dabei lag und die „Baren“ oder „Vorensteters“ die städtische Sicherheitswache, daneben ihr Wachtlokal hatten kostet $\frac{1}{4}$ Gulden. Glücksspiele sind überhaupt untersagt. An Hochzeitstänzen darf rottan kein Student ohne ausdrückliche Erlaubnis des Rektors, Prorektors oder



Kostrod am 1700.
(Nach einem Kupferstich von Gabriel Dorentz)

Universität; dasselbe geschah aber, und zwar mit der gleichen Begründung, auch von Seiten der Herzoge, die indessen durch auswärtige Verwickelungen an Tatkraft und energischer Verfolgung ihrer Ansprüche gehindert wurden. Der Rostocker Rat that ernstliche Schritte zur Restauration der Universität und wagte auch die benachbarten Städte dafür zu interessieren. Die drei Hansestädte Lübeck, Hamburg und Lüneburg erklärten sich auf eine Reihe von Jahren zur Zahlung von je 100 Gulden bereit, ebensolche Riga, einen noch höheren Beitrag, von 100 Thalern jährlich, stellte Novgorod in Aussicht. Auch Maria, das Fräulein von Jever, nahm lebhaften Anteil an der Universität, deren Neuenrichtung jetzt allen Ernstes in Angriff genommen wurde.

Wahl zum
Patronat

In dem Ringen um das Patronat über die Universität war, so lange die Landesherren durch die äußere Politik in Anspruch genommen waren, der Rostocker Rat im Vorteil geblieben, und wie vorher die päpstlich gesinnten Konziliaren, selbst als sie schon bis auf 4 oder 5 ausgetrocknet waren, keinem Anhänger der Reformation einen Platz im Konzil und damit Einfluß auf die Leitung der Universität vergönnt hatten, ebenso enthielten jetzt die vom Räte eingesetzten Professoren den von den Herzögen enthaubten Kollegen Sitz und Stimme im Konzil vor und sperren ihnen damit den Zugang zum Rektorat und Dekanat. Ganz besonders jubilar wurde dies als nach dem Tode Herzog Albrechts am 5. Jan 1547 der junge für alles Hohe und Edle begeisterte Herzog Johann Albrecht zur Regierung kam und es sich angelegen sein ließ, hervorragende Männer aller Wissenschaften in sein Land, an seinen Hof und an die Universität zu ziehen. Auch der Rat blieb, was rühmlich anerkannt werden muß, in dieser Hinsicht keineswegs zurück, aber gerade darum stellte sich die Unhaltbarkeit der so geschaffenen Lage immer klarer heraus, zumal auch in anderer Hinsicht das Verhältnis zwischen den Landesherren und der Stadt Rostock immer gespannter wurde. Schließlich kam am 11. Mai 1565 der unter dem Namen der Formula concordiae bekannte Vertrag zu stande, der von da ab bis zum Jahre 1760 die alleinige Rechtsgrundlage für alle Verhältnisse der Universität gebildet hat.

Von den Landesherren, die schon 1560 eine kaiserliche Bestätigung der Universitätsprivilegien erwirkt hatten, wurden der Universität zu ihrem Unterhalt 5000 Gulden jährlich aus den entzogenen Mönchergütern angewiesen und die Hauptbeiträge wegen des Patronats über die Universität dahin erledigt, daß die Landesherren und der Rat der Stadt je neun Professoren, 2 Theologen, 2 Juristen, einen Mediziner und 4 Artesen, bestellten und bezoldeten. Diese beiden Kollegien das rätliche und das herzogliche, bildeten das Konzil und wechselten in der Führung der Universitätsämter regelmäßig mit einander ab. Der erste herzogliche Professor, der auf Grund dieser Vereinbarung im S. S. 1565 das Rektorat bekleidete, war David Ebytraus, der weitans hervorragendste unter den lutherischen Theologen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der 39 Jahre lang die Herde und der Glanz der Hochschule war.

Reformen
angebahnt
des 16. Jhdts

Mit dieser grundlichen Umgestaltung ging noch eine Reihe weiterer Reformen Hand in Hand. Die alten Statuten der Universität blieben im großen und ganzen in Kraft während die Disziplinarverordnungen ganz dem Sinne der obigen et accurata restauratio von 1544 entsprechen. Voran steht die Verordnung, in den Universitätshäusern zu wohnen und die Androhung der Excommunication bei Verletzung dieser Anweisung. Daran folgen die Regeln für das Leben in den Regentien untereinander und im Verhältnis zu den Dozenten, ganz ähnlich wie in den entsprechenden Verordnungen aus dem 15. Jahrhundert, auch die Geldstrafen für den Gebrauch der deutschen Sprache in der Regente und für das Umherstreifen auf den Straßen zur Zeit der öffentlichen Vorlesungen sind beibehalten. Dem Rektor und den Ratsherren der Stadt haben die Studenten mit entblößtem Haupt Ehrfurcht zu erweisen, alle Dozenten, Examinatoren, Magister und Baccalarii und zu grüßen, besonders aber die Professoren und Dozenten, bei deren Eintritt sich alle zu erheben haben. Schmähsachen, Verleumdungen, weltliche und weltliche Verleumdungen gegen Kommilitonen oder Bürger werden nach Verhältnis der Schwere bestraft. In Bezug auf die Tracht

wird bestimmt, daß die Studenten sich in anständiger Kleidung zu zeigen haben, und festgestellt, daß nach allgemeinem Urtheil nur lange Gewänder für anständig und züchtig gelten. Das Waffentragen innerhalb der Stadt ist untersagt, und besonders die langen silberbeschlagenen Raufdegen sind verpönt. Nachtlisches Umherischwärmen mit lärmendem Gesang, mit Flöten, mit Blas- und Saiteninstrumenten überhaupt ist bei 1/2 Goldgulden Strafe verboten. Auch der Ausübung der edlen Musik bei Tage scheinen die gelehrten Herren keine übermäßige Liebe entgegengebracht zu haben, denn in dem Lehrplan von 1544 wird sie zwar, da sie nun einmal zu den sieben freien Künsten gehört, an ihrer Stelle zwischen Rhetorik und Geometrie aufgeführt, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie von vielen als Lehrgegenstand gar nicht oder doch nur an allerletzter Stelle anerkannt werde, wenigstens was die Instrumentalmusik angehe. Diese störe die Mitschüler und verlocke zur Leichtfertigkeit, und wenn sie auch zur Erholung von ernster Arbeit ganz nützlich sein möge, so dürfe ihre Übung doch die Nachbarn nicht belästigen, kurz, sie sei mehr zu dulden als zu pflegen, damit die Studenten nicht etwa als Pfeifer und Lautenschläger in die Heimat zurückkehren, statt als Gelehrte. Dem entspricht auch das 1569 erfolgte Verbot einer aus Professoren und Studenten bestehenden Vereinigung zur Pflege der Tonkunst durch Konzilsbeschluß. Ferner wurde bestimmt: Der Besuch öffentlicher Häuser, in denen gespielt, gezecht und noch Schlimmeres getrieben wird, ist bei 1 Gulden Strafe verboten. Wein- und Bierkeller zu besuchen. Der beliebteste war der nach dem dort verzapften Bier sogenannte Barth'sche Keller unter dem Rathhause, fast jede Nabe nörnung Schlägerei u. dergl., die in den Alteln vorkommt, nimmt dort ihren Anfang oder erhält wenigstens von da ihren Anfang, obgleich das oben genannte „Kunstenbauer“ unmittelbar dabei lag und die „Varen“ oder „Vorenstellers“, die städtische Sicherheitswache, daneben ihr Wachlokal hatten kostet 1/2 Gulden. Glücksspiele sind überhaupt verboten. An Hochzeitstänzen darf fortan kein Student ohne ausdrückliche Erlaubnis des Rectors, Prorectors oder



Kloster um 1700.
(Nach einem Kupferstich von G. Brühl, No. 100.)

Dokans teilnehten Wer die zuerkamten Straten zu erlegen sich weigert wird relaxiert.

Andere Redaktionen dieser Heilte unterborden sich von der hier auszuge-
wene mitgeteilten fassung von 1548 fast nur in der form, wenig im Inhalt. Bei
der scharfe der Bestimmungen war es nicht zu verwundern das ein Teil der
Studentenschaft zu offener Widersehltheit uberging und andere mit sich forttrag
Eucrygisches Emdreuten gegen die Nadelstuhler wird seine Wirkung nicht verfehlt
und wemalens die Ansehigen bald veranlaßt haben ihren Willen auf eine andere
die Einzelnen nicht so offen klostellende Weite durchzusetzen indem sie, um die
Unversitat in Verrw zu bringen, uberall austreuten zu Rosock gebe es keine richtige
freie Unversitat mehr sondern nur noch ein Arheushaus und eine Judtanzalt für
Schulungen und der Zwang in den Häusern der Unversitat zu wohnen, die
Mene der pädagogia zu hehenden Vorlesungen, die Höhe der Honorare und der
Geldstrafen hatten einzig und allein nur den Zweck den Professoren und Magistern

reiche Einnahmen zu ver-
schaffen. Eine glanzende
Verteidigung der Unversitat
wider diese nicht ohne Wir-
kung gehobenen Massrean-
ungen in die Rede des dilem-
Betrinas „de disciplina
scholarum Rostochmarum“

Weitere Reformen
schloßen sich an. Die die-
genie zum roten Löwen 15
wel Jahre lang manc an-
wenden wurde 1565 mit
Vilhe eines ungenannt ge-
bliebenen Wohlthaters als
Stammzelle für 12 mittellose
Studierende eingerichtet.

1566 wurde eine Societas
pauperum scholarium in
den Häusern des ausgeho-



Das Wohnhaus in R. 1567

hemm Domschulmeister in St. Jacobi- und Leben gezogen in deren Bedacht die
Betrags pädagogische Betrachterungen anwesend und die Menge der Vorkell in allen
Unversitätskreise wurden wieder in Stand gesetzt. Als dann im Dezember 1567
eine Senatskommission das Collegium philosophicum am Posten machte schickte Franz
Kremer zum Landesherrn der Hof der Stadt und der umwohnende Landesherr die
ausdrückliche Wiederherstellung dieses Schloß und Hauptgebäude der Unversität durch
Kremer und nach Beförderung von Hauptmann und Magister zu fördern. In
dem nächsten Jahre, dem 1568, um diese Zeit trat der Herr von Mecklenburg
wegen Kriegszug wurde. Eine der ungenannten Schüler im Namen der Senatskommission
eine Petition an den Herzog zu schicken, nachdem die Hof von 1567 vorher den ge-
wonen Hof und den Hof der Unversitätskreise anwesend gehalten war. Die
ausdrückliche Beförderung wurde, was die Hof von 1567 vorher den ge-
wonen Hof, nachdem durch das Einsetzen des Hof von 1567, nachdem durch
Kremer und nach Beförderung von Hauptmann und Magister zu fördern. In
dem nächsten Jahre, dem 1568, um diese Zeit trat der Herr von Mecklenburg
wegen Kriegszug wurde.

Die Hof von 1567 der Hof von 1567, nachdem durch
Kremer und nach Beförderung von Hauptmann und Magister zu fördern. In
dem nächsten Jahre, dem 1568, um diese Zeit trat der Herr von Mecklenburg
wegen Kriegszug wurde.

Rostocker Theologen genossen ihrer gediegenen wissenschaftlichen Bildung halber weit und breit als Gelehrte und als Lehrer eines hohen Ansehens, das nur durch den Auf einer vielleicht übergroßen Strengbarkeit auf kirchlichem Gebiete etwas beeinträchtigt wurde; wird doch dem 1578 als Pastor nach Norden in Ostvorpommern berufenen M. Johannes Oldewelt 1594 im Visitationsprotokoll ganz besonders nachgerühmt: „obwol Oldewelt van Rostock herkommen is was he doch van Naturen fredeleertig.“ Die übrigen Fakultäten standen ihr nicht nach. Von den Juristen mögen genannt werden: Laurentius Kirchhoff, Johannes Boulius, Johannes Verholt, Heinrich Camerarius, Ernst Cothmann, und der als Gegner der Hexenverfolgungen bekannte Gddelmann; von den Medicinern: Heinrich Brucius, Petrus Niemannius, Levinus Vattus und Wilhelm Lauroberg, von den Philosophen Johannes Vocerus, Johannes Pojelius, Nathan Ebytrius, Johannes Carhus, der „letzte Humanist“ und spätere Helmstädtler Professor, der Historiker Christoph Sturk und der Geograph Eilhard Lubinus.

Diesem Stande des Lehrkörpers entsprach auch der der Hörer. Im ersten Jahrhundert der Universität finden wir zwei Scholaren fürstlichen Geblütes welche von der Universität mit der Übertragung der Rectorwürde geehrt werden, die Herzog Baldbanar 1470, 1475, und Erich 1499, 1502 von Mecklenburg, außerdem noch einen Grafen von Eberstem-Naugard, dem 1509 diese Ehrengewürde widerfährt. In der Zeit nach 1505 sind dagegen als Rectores magnificentissimi ver-



T. I. Universitat

zeichnet Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg 1555/6, Johann Gustav von Meisa, Graf und Herr von Volant und Lindenbalm 1576, Johannes Cyriacus, Keeserherr von Polbain und Wartenburg 1576/7, Wilhelm, Herzog von Kurland und Semgallen 1591/92, Ulrich, Herzog von Schleswig-Holstein 1592/3, Ananias Herzog von Braunschweig-Lüneburg 1594, Ulrich, Herzog von Pommern 1602/3. Kurz vor Eintritt seines ersten Rectorats war Prinz Philipp von Schleswig-Holstein unmaritalisch geworden. Mit diesen Fürsten kam aber auch ihr Adel, der seinerseits wieder den Adel anderer Landschaften anzog, besonders auch den Mecklenburgs der bisher nur wenig auf der Landesuniversität vertreten war.

So erstreckte diese Hochschule der Universität zur die Professoren und nicht minder für die Bürgerchaft war eine bedeutliche Seite hatte sie doch. Die Anrechtserhaltung der vor kurzem erst erlassenen, auf den von Burenius vertretenen Grundlagen erwaldenen Disziplinartatuten riefte auf schwere Hindernisse setzen. Das Gegenüber und der wallende Federstimm des Varents mußte, ebgleich Herzog Ulrich mit dem vollen Gewicht seiner doppelten Autorität als Landesherr und als Kanzler noch am 19. Mai 1578 ein scharfes Edikt dagegen und gegen den Aldecalanus überhaupt hatte ausgehen lassen worauf übrigens zwei Herren von Mallinkrod gleich am nächsten Tage abweichend damit reagierten daß sie feierlich vor Notar und Senaat auf ihre Staatschaft als akademische Bürger Verzicht leisteten, wenigstens den Edelleuten gestattet werden und wurde schließlich überhaupt nicht mehr beachtet. Ganz ebenso ging es mit der Forderung, daß möglichst alle Studierenden in den Kamern der Universität unter der Aufsicht der dazu verordneten Magister Wohnung nehmen sollten. Die strenge Beaufsichtigung und andauernde Verhütung wie sie von

Burenus und dessen Landsmann Heinrich Welp von Lingen geübt wurde und wie sie Bartholomäus Sajstrow so anschaulich geschildert hat, war für die Mehrzahl der jungen Herren doch nicht aufrecht zu erhalten. Das Leben eines solchen Münsterstudenten nach dem Buchstaben des Gesetzes: täglich 7 - stündige Arbeit teils in der Regentie unter Aufsicht des Magisters teils im öffentlichen Kolleg gegen Abend 2. im Hochsommer sogar 3 Stunden zur Erholung und Geselligkeit aber Verleibe nicht im Wirtshaus, Sonntags Morgenandacht im Hause, dann Besuch des Gottesdienstes und nachmittags vielleicht noch ein Konversationskammer über Irdische Eitelkeit - konnte das junge lebenslustige Volk nicht locken. Zudem war das Gehalt in den Regentien zu wohnen, nicht mehr durchführbar, als die Zahl der Studenten über eine gewisse Höhe hinauswuchs; auch war der darin für Studentenwohnungen verfügbare Raum in der Regel bewohnter ihrer vier ein Zimmer sehr goldmüde dadurch, daß die nun im Ehestand lebenden Eitel sich nicht mehr wie früher mit einem einzigen Zimmer begnügen konnten, sondern Wohn- und Wirtschaftsräume für eine Familie beanspruchten mußten. Von da bis zur Abgabe von Wohnung und Verköstigung an Studenten von Seiten anderer Professoren war nur noch ein Schritt, der sehr bald gethan wurde, aber nicht gerade zur Hebung der Disziplin beitrug, da die Vermieter sich wohl mehr als einmal genötigt sahen, jugendlichem Übermut gegenüber nicht nur ein, sondern beide Augen zuzudrücken, um ihre mit Rücksicht darauf erworbenen oder gemieteten Häuser auch stets besetzt zu haben. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn die Burjken in Bürgerhäusern erst recht thaten, was sie wollten. Die bisher üblichen Geldstrafen für leichtere Vergehen versagten die Wirkung waren auch wohl nicht immer leicht herzutreiben, und so hören wir zuerst von Gefangnis- und Carcerstrafe.

Das Fechten an sich war gestattet, wenn auch unter gewissen Einschränkungen. Der erste bekannte Fechtlehrer war ein Kriegermann namens Heinrich Schwerin, ihm wurde vom Rat der „Doberaner Hof“ jetzt chemisches und hygienisches Institut dazu angewiesen. Öffentliche Fechtsübungen von Studenten bedurften der Genehmigung des Rectors. Zweikämpfe kamen häufig vor, soweit zu ersehen ist, nur in der Form des zufälligen Rencontres. Die Obrigkeit, sowohl die städtische wie die akademische, scheint bei Zweikämpfen ohne schwere Folgen nach dem Grundsatz gehandelt zu haben: „Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter“, wenigstens wissen wir von besonderen Duellmandaten aus dieser Zeit nichts. Bemerkenswert ist der Zweikampf zwischen dem später weltberühmten Astronomen Tycho Brahe und einem anderen dänischen Adligen Manderup Pasberg, der am 29. Dezember 1566 abends 7 Uhr auf offener Straße, also in völliger Dunkelheit, stattfand und Tycho den Verlust seiner Nase enttrug. Als Grund des Duells wird ein Streit angegeben, der sich am 10. Dezember bei einer Hochzeitfeier im Hause des Professors Lucas Bacmeister darüber entpinnen hatte welcher von beiden in der Mathematik bewandeter sei.

So lange das halbblöthliche Leben in den Bursen die Regel bildete, konnte von anderen studentischen Vereinigungen nicht gut die Rede sein, aber bald nach deren Verfall lassen sich schon Spuren verfolgen, die auf landsmannschaftlichen Zusammenschluß hindeuten. Am 4. Juni 1610 feierten westphälische Studenten den Depositionstmann eines Landmannes bei dem Wirt Delbrügge dessen Name gleichfalls auf Westphalen hinweist. Von 1614 liegt ein Erlaß des Rectors Mathias Bahans vor worin der Pennalismus in den schärfsten Ausdrücken gegeißelt und als Krebschaden der Hochschule abbrandmarkt wird. Die eigentlichen Sündenböcke sind aber diesmal nicht die Nationen, sondern die Freiwächter, denen der Rector das schmerzliche Zeugnis ausstellt es gelte kein Anlag, an dem nicht Konviktionen beteiligt seien. Bei weitem scharfer tritt 1621 Johann Quitorp d. Alt in der berühmten Rede „Oratio in qua Scholastic, Academicarum peccata, delinquentiae“ auf. Er bezeichnet schon die Nationen als die Stätten, wo die reisenden Wolke erfüllenden Tiere und blutdürstigen Tyrannen ihr Wesen treiben. (Schimmer)

noch als die Wölfe, gerade unter den Heimats- und Stammesgenossen ihre Opfer suchen. Bestimmte Nationen treten uns hier noch nicht entgegen; die ersten sicheren Nachrichten über solche beginnen mit dem Jahre 1625, in dem der noch vorhandene Libellus legum et rationum societatis Westfalicae Rostochii studiorum gratia commorantis angelegt ist. Man ersieht aus diesem Buche, daß die nationale Vereinigung der Westphalen schon eine Zeitlang bestanden hat. Die Mitgliederliste weist Namen auf, deren Träger schon 1617 immatrikuliert sind, jedoch ohne gemeinsame Kasse und ohne geschriebene Gesetze. Die aus den Eintrittsgeldern, Monatsbeiträgen, Abschiedsgeschenken und Strafgeldern zusammenkommenden Mittel sollen zum Besten der in Rostock studierenden Westphalen Verwendung finden, durch Gewährung barer Darlehen gegen genügende Sicherheit und durch Unterstützung mittelloser und krank darniederliegender Landsleute. Die Angelegenheiten der Nation werden geleitet durch den Senior und zwei Fiskale, bei deren Wahl alle Landsleute gleiches Stimmrecht haben ohne Ansehen ihres Alters und ihrer Studienzzeit. Aus diesen Bestimmungen geht schon zur Genüge hervor, daß der Eintritt sämtlicher in Rostock studierender Landsleute in die Nation als selbstverständlich vorausgesetzt wird, und eine Vergleichung des von 1625 bis 1661 reichenden, 424 Namen umfassenden Mitgliederverzeichnis mit der Universitäts-Matrikel ergibt nur ganz wenige Abweichungen. Etwas später als die *leges fisci* sind die *leges nationis* niedergeschrieben, etwa zwischen 1626 und 1635, doch auch mit Berufung auf alte Gewohnheit. Die beiden ersten Paragraphen lauten:

§ 1. „Jeder hat seinen Lebenswandel so einzurichten, daß er weder die Nation noch sich selbst dadurch in übelen Ruf bringt“.

§ 2. „Jeder hat jedem seine gebührende Ehre und Förderung zu erweisen, besonders aber jedem Westphalen“.

Weiter ist von allgemeiner Bedeutung für das Verständnis des Nationswesens und der ihm gegenüberstehenden Vereinigungen der etwas später, aber vor 1637 zugefügte § 19:

„In Bezug auf die fremden oder andere Landsleute, die nicht zu den eingeborenen Westphalen gehören, ist beschlossen worden, daß solche nicht in die Gemeinschaft der Westphalen aufgenommen werden sollen, denn da diese Gesetze ausschließlich für die echten Westphalen geschrieben sind, so verbieten und verhindern sie damit von selbst die Zulassung und Aufnahme Fremder“.

Der erste Senior der Nation war Johannes Lothmann aus Verford, der bereits 1626 zum Professor der Theologie ernannt und 1627 zum Rektor erwählt wurde; noch lange Jahre stand er seinen Landsleuten mit Rat und That zur Seite und hat gewiß viel dazu beigetragen, daß sie von den bald über die Nationen hereinbrechenden Verfolgungen verhältnismäßig weniger betroffen wurden und ihre Statuten, Mitgliederlisten und Rechnungen relativ vollständig erhalten sind.

Neben der westphälischen Nation gab es anfangs noch eine besondere Oberrheinische, die aber 1635 endgiltig in der westphälischen aufging. Mit dem Jahre 1635 beginnt das Buch und die Mitgliederliste der Brandenburgisch-Märkischen Nation. Hier treten schon die Zeichen schärferer Überwachung durch die akademischen Behörden deutlich erkennbar hervor. Die Satzungen der Westphalen sind einfach und schließt nur für die Mitglieder niedergeschrieben, die der Märker beginnen mit einer tiefen Reverenz vor Sr Magnificenz und betonen mit hochtönenden Worten in schwunghafter Stilistik, daß es ihnen durchaus fernliege, eine unerlaubte Verbindung eingehen zu wollen noch irgend etwas zu tun, was dem akademischen Senat zuwider und des Standes eines Studenten unwürdig erdienen könne. Kurz alles erscheint darauf angelegt, namentlich als Beweis dienen zu können, daß etwa vorkommende Verfehlungen nur dem Einzelnen, nicht der Nation insgesamt auf's Kerbholz zu schneiden seien. Das silberne Siegel der Nation ist noch erhalten. Es zeigt über einem aufgerichteten Buche mit der Aufschrift *Pietas ad*

omnia utilis einen doppelköpfigen Adler. Die Umschrift lautet: Sigillum nationis Marchiae in Academia Rostochiensis. Die Siegel der übrigen Nationen, die vor 160 Jahren noch bekannt waren, hatten einen ähnlichen Schein, hatten einen ähnlichen Bedeutung ist von den zu tretenden Nationen der Hol-Schlesier, der vereinigten der Braunschweig-Pommern, der Meißner und Thüringer, burger, der Preußen, der burger nicht erhalten ge-Mitgliederverzeichnisse bei den Unversitäts Akten, aus denen sterner 18, die Schlesier 9, die Märker 21 Mann stark waren. wird 1659 genannt, jedoch von den übrigen nicht für voll angesehen, wie das ja gewöhnlich das Schicksal der „Kummeltücken“ und „Pflastertreter“ war.



waren, aber jetzt verloren Typus. Weiteres von größerer gleicher Zeit in Rostock ver-sterner, der Pommern, der Meißner und Thüringer, burger, der Preußen, der burger nicht erhalten ge-Mitgliederverzeichnisse bei den hervorgeht, daß 1641 die Hol-Mecklenburger 20 und die Auch eine Rostockische Nation

Es ist dies die Zeit der größten Freuung der Unversität, mit Immatrikulations-zahlen, wie sie weder vor-, noch nachher wieder erreicht worden sind. 1619 wurde das 200jährige Jubiläum der Unversität mit achttägiger Feier glanzend begangen. Während umgum der große Krieg tobte, und das platte Land immer abwechselnd bald von den Schweden bald von den Kaiserlichen verheert wurde, lag Rostock hinter seinen festen Wällen in verhältnismäßiger Sicherheit ein willkommenes Asyl für sehr viele, die die Kriegsnot heimatlos gemacht hatte. Während der Belagerung der Stadt durch Wallensteins Truppen von 1623-1651 trat allerdings ein bedeutender Rück-gang ein, trotzdem der Friedländer sich der Unversität sehr gnädig zeigte und unter anderem dem berühmten Kepler die Professur der Mathematik in Rostock bestimmt hatte was freilich durch Kepler's Tod vereitelt wurde. Im Wintersemester 1650/51, in dem die Ermordung des Wallenstein'schen Kommandanten Oberst von Hassfeld durch den Lic. iur. Varmeyer geschah und die Stadt über 3000 Mann Wallenstein'sche Besatzung hatte, finden nur 17 Immatrikulationen statt — im dritten Semester darauf, im Sommer 1652, schon 292 und im Sommer 1655 sind es 505 darunter aller-dings nicht wenige im Alter unter 16 Jahren — und bis etwa 1660 geht die Zahl der im ganzen Jahre Immatrikulierten fast nie unter 250 bis 300 zurück. Daß sich unter dieser Zahl nicht wenige rohe Geiseln befinden haben mögen lag in den Zeitverhältnissen, von mehr als einem wird berichtet daß er Kriegsdienst genommen habe und damit verschollen sei. Die akademische Obrigkeit wird denn auch wohl ihre recht guten Gründe gehabt haben, wenn sie in einer Verordnung vom 19. Mai 1659 den Pennalismus und seinerwegen auch den Nationalismus mit den schärfsten Strafen belegte. Auch die Geistlichkeit nahm gegen die Schürferer und den Nationalismus Stellung, besonders erhob der Pastor zu St. Georgen M. Joachim Schröder, „der erst ungeduldet polternde aber treuefrige Henswächter“, wie ihn Eboluck charakterisiert, seine Stimme gegen die den Unversitäten und dem Studententum seiner Zeit an-haftenden Mängel in einer Predigt, die dann 1640 im Druck ausging unter dem Titel „Wellklingende Friedens-pelanne“ und weiterhin durch ganz Deutschland Beachtung fand.

Inzwischen hatten sich die Nationen vom ersten Schrecken etwas erholt und namentlich wurden nun diejenigen die sich dem Wortlaute des Edikts von 1659 bereitwillig gefügt hatten, die Opfer ihres Spottes und ihrer Verfolgung, und es ist sehr wahrscheinlich daß in dieser Zeit die von Anfang an zur Nachgiebigkeit bereite Rostockische Nation in schwerem Verirrte sei, der noch 20 Jahre später so nachwirkte, daß kein Rostocker in Rostock selbst die Absichten vom Pennalstande erreichen konnte. Dergleichen konnte selbstverständlich dem akademischen Senat nicht verborgen bleiben, und so erfolgte denn am 15. Nov. 1642 die wiederholte Enskartierung des Edikts gegen den Pennalismus und die National-Lektoria während gleichzeitig in allen Kirchen ein wahrscheinlich von M. Schröder aufgesetztes Formular verlesen wurde des Inhalts, daß alle Angehörigen und Wahlgangigen von der Absolution, dem

Abendmahl, wie auch von der Kanzel ausgeschlossen sein sollten. Üblich war man in Frankfurt a. M. und in Königsberg vorgegangen und zwar mit gutem Erfolge: hier verlagte die allzugroße Schärfe. Am 18. Nov. überreichten „sämtliche Studiosi dieser Universität Rostock“ durch die Vertreter aller 9 Nationen ein äußerst geschickt abgefaßtes Verteidigungsschreiben, dem sie einen sehr interessanten Einblick gewährende Berechnungen über die Summen, die von den Nationen seit dem Edikt von 1657 ad pias et honestas causas aufgewendet worden waren, als Belegstücke beifügten. So haben sich die Braunschweiger 1657 ein Erbbegräbniß für 46 Tlr. 25 ß gekauft und 1641 ein Epitaphium für 51 Tlr. 24 ß dabei lassen; die Schlesier erlegten für einen gänzlich mittellosen Landsmann, Ulrich Niedel aus Neumarkt, die Depositionsgebühr, Wohnung, Bett und Tisch, Kleidung Schuhwerk und Wäsche, zusammen für 110 fl., bei der Abreise versorgen sie ihn noch mit einem Viaticum von 16 fl. Die Höltemer besaßen ein für 66 fl. erkauftes Erbbegräbniß in der Nikolakirche und einen Chor in der Jakobikirche, wofür sie jährlich 20 fl. Miete zu zahlen haben. Ebensoviel spenden sie zur Wiederherstellung der abgebrannten Kirche in Stargard. Die verunglückten Märker und Preußen haben drei Begräbniße zu bestreiten gehabt für 95 Tlr., die Westphalen haben 6 mit einem Aufwand von 188 Tlr., außerdem Unterstützungen im Betrage von 78½ Tlr., Repräsentationskosten, Ehrenbezeugungen und Gratifikationen für 107½ Tlr., und dem viermal jährlich gehenden Voten nach der Heimat zahlen sie für jede Reise 9 Tlr., also in fünf Jahren 180 Tlr., sodasß bei ihnen der Verbrauch für diese 5 Jahre sich auf 554 Tlr. beläuft.

Scharfe Verhandlungen der Professoren unter sich und mit den neun Semoren folgten, während deren die ganze Studentenschaft vor dem Sitzungsraum der Entscheidung harrte, und es kam so weit, daß Aufruhr oder Auszug der Studenten in drohender Aussicht stand, bis endlich ein Vergleich zu Stande gebracht wurde, der im wesentlichen den Forderungen der Nation entsprach: Gestattung engeren freundschaftlichen Zusammenschlusses unter den Landsleuten mit gelegentlichen Zusammenkünften, unter Ablegung alles penalistischen Anspruchs und anderer Mißbräuche.

Emigkeit macht stark, das hatten die Nationen recht deutlich erkannt, und es ist vielleicht nicht zufällig, daß wir erst nach diesem Erfolg der in den Nationen geschlossen vertretenen Studentenschaft von Senioren-Conventen hören. Auf diesen Semoren-Conventen, bei denen auch andere Mitglieder der Nationen anwesend sein konnten, und die amchemend ständig in Kirchen abgehalten wurden, besonders wohl in der des Hospitals zum heil. Geiste, von der ein gleichzeitig Renouder berichtet, es seien darin Buchläden die ganze Woche offen, auch habe es ihm geschienen, als wenn darin Bier geschänkt wurde, kamen allgemeine studentische Angelegenheiten zur Erörterung. Bei wichtigeren Fällen holten die Semoren erst die Entscheidung ihrer Nation ein, sonst wurde mit einfacher Majorität entschieden. Die noch erhaltenen Beschlüsse dieses Ältesten S.C., von denen der früheste vom 7. Nov. 1645 datirt ist, beziehen sich sämtlich auf die Abgrenzung der einzelnen Nationen nach Landchaften und Geburtsort, der als die einzige von Natur gegebene Grundlage angenommen wird.

Die Relegation eines Märkers, die auf Grund einer Denuncation wegen Skandallerei erfolgt war, hatte wegen des Verdachts der Unzucht durch junge Semester ernente Placereien dieser zur Folge, sodasß im Sommer 1647 eine ernste Verwarnung an die Nationen ergehen mußte, 1655 wandte sich die Universität an die Herzöge mit dem Ersuchen, auf dem Reichstag die Unterdrückung des Penalistrius zu unterstützen. Im Johanni 1656 unternahm die Universität wieder einen Vorstoß gegen die Nationen, indem sie, auf ältere Verordnungen zurückweisend, ein Verbot des Degentragens ausgeben ließ. Drei Tage darauf veranstaltete die ganze Studentenschaft, zu zwei und zwei geordnet und mit Degen umgürtet, nachmittags zwischen 5 und 4 Uhr einen großen Umzug durch die Stadt an den sich eine allgemeine Präsepsversammlung schloß, die beinahe mit einem Sturm auf das Haus des Rectors Dreykens endete.

Auch diesmal setzte die Studentenschaft ihren Willen soweit durch, daß nur für Kolleg, Kirche und Wirtshaus das Degetragen unterbleiben sollte. Schon vorher war in den Immatrikulations eid das Gelobnis aufgenommen, keiner Nation beitreten zu wollen, was sehr einfach dadurch umgangen wurde, daß sich die Neulinge schon vor der Immatrikulation einer Nation angeschlossen. Dies war so allgemein üblich, daß Joh. Quisfop der jüngere in seinem Rektorat 1679/80 auf den Eid ganz verzichtete und sich mit einfachem Handschlag begnügte, „damit nicht die Universität mit Meinseitigen erfüllt werde ein Beispiel, welches Nachahmung fand. Die Tage des Pennalismus und Nationalismus in seiner bisherigen Form waren aber doch gezählt. Das Corpus Evangelicorum hatte zwar 1664 zu Regensburg sehr scharfe Maßregeln dagegen beschlossen, doch war von da bis zur Ausführung noch ein weiter Weg, weshalb die Universitäten Leipzig, Wittenberg, Jena, Helmstädt, Gießen und Greifswald eine Vereinbarung zu demselben Zwecke trafen, der sich Rostock 1672 angeschlossen. Das Eigentum der Nationen wurde eingezogen, die Bücher, Siegel und Läden wurden dem Universitäts-Archiv einverleibt, die Grabsstätten von der Universität übernommen und für die etwa hier versterbenden Landsleute der ersten Erwerbherren gehalten, und an Stelle der Nationsklassen trat eine allgemeine akademische Unterstützungs-kasse.

Daß sich das so tief gemurzelte Nationalweien nicht ohne weiteres durch einen Federzug auszrotten ließ, liegt auf der Hand. Schon 1664 zeigen sich Spinnen eines von den Fuchsen selbst geforderten Pennalismus. 1665 kommt man schon einer Märktchen und einer Volksteintischen Landsmannschaft mit farbigen Abzeichen an Hut und Mantel auf die Fahre. Von beiden sind Statutenentwürfe in den Akten. Daneben bestehen wie die erhaltenen Schriftstücke herren, schon 1665 die Pommeren wieder, 16 Mann stark, von denen 4 sicher noch der ein Jahr vorher aufgehobenen Nation angehört haben, und von da ab läuft die Mitgliederliste in lückenloser Folge bis 1770 fort. Was sie zusammenbricht, war der Besitz eines doppelten Erbkegnißes mit dazu gehörendem Epitaphium und einer eigenen geräumigen Empore in der Domkirche zu St. Jakobi, wofür sie zuerst jährlich 12 Thlr. Miete zahlten und die sie später als Eigentum erwarben. Die Erhaltung des mit dem Pommerischen Wappen geschmückten Chores auf der Nordseite der Kirche für die in Rostock studierenden Pommeren war Ehrensache, die auch unter den schwierigen Verhältnissen durchzuführen wurde. Aus einem Streite um den Chor erfahren wir, daß in dieser Zeit wieder Rostocker erschienen, die von den Mecklenburgern unterstützt wurden. Der Streit wurde 1677 von Rektor und Konzil zu Gunsten der Pommeren entschieden, die von da ab eine gewissermaßen privilegierte Stellung in Rostock einnahmen und von den Universitätsbehörden sonst als Korporationen anerkannt wurden, während alle übrigen Vereinigungen im besten Fall nur stillschweigende Duldung zu gewärtigen hatten. Als sich wiederholt Unordnung in der Nahrungsvorrichtung und zweckwidrige Verwendung der eingehenden Bouteaux bemerklich machte, beschloßen die Pommeren einen der Herren Professoren oder Prediger zu ernennen die Nationalkade unter ihre persönliche Aufsicht und Obhut und damit das Patronat über die Nation zu übernehmen.

Das Beispiel der Pommeren fand Nachahmung. Auch die Brandenburgischen und Pölandischen Preußen, die im Dezember 1710 um die Erlaubnis zur Errichtung einer National-Kasse einkamen, wollten sich erst einen Patron erwählen. Rektor und Senat beschloßen indessen das Gesuch abschlägig, um dem Wiedereindringen des Nationalismus nicht die Wege zu ebnen. Grundrath ist die Stimmung 15 Jahre später, wo die Nationen der Markker und der Mecklenburger ebenfalls mit farbigen Abzeichen antraten. Ihre Versammlungen werden von den Senatoren am schwarzen Brett angezeigt und die Vergütung für Führung des Titels Senior und Consenior wird von der Universität ausdrücklich anerkannt. Aber das innere Leben der Nationen in dieser Zeit erfahren wir, daß es im Jahre 1770 schon oder vielleicht in den Nationen besondere Collegien oder Kreisläden geben, die ihre eigenen Gesetze haben, die Saalungen mit Strafen belegen, und aus denen keinem der Aussen gestattet wird, das nicht unter Einwirkung der sich stellt, daß die Bedeutung dieser Verbindungen

deren Funktion später die nach ihrer roten Uniform „Kreuzer“, Kreuzer, betitelten Stadtsoldaten eintraten, erfreuten sich natürlich der besonderen Liebe der Studentenschaft. Schnurrbart, Schenkbart, Nackerbart waren noch gewissermaßen Schmeichelnamen für sie, und schon im Liederbuch des Leipziger Studenten Ebn. Clodius von 1669 findet sich ein „Rostocker Vahren- oder Häjcher-Lied“ von acht Strophen, deren erste lautet:

Eisenbeißer, Lanzknecht,
Hurenkinder, Vahrenstecher,
Schelme, Diebe, grobe Flegel,
Vahrenhäuter, Galgenbögel
Teufelische Höllenschaar

und die, wie auch die übrigen, mit dem Refrain schließt:

Brumm Vahr Brumm Vahr.



Rostocker Studentenleben um 1770.

(Aus einem Stammbuch der „frz. v. Vipperbride“'schen Sammlung.)

Später wuchs dies Lied bis auf 16 Strophen heran, und ein sonst sehr ernst zu nehmender Professor der Rechte, der Regierungsrat Joh. Peter Schmidt, ließ, nachdem Rektor und Konzil vom 1. November 1742 „monosyllabicam illam et iniuriosam vigilum compellationem“ bei einem Thaler Strafe verboten hatte, am 4. Juli 1745 unter seinem Vorsitz eine Dissertatio inauguralis juridica „de Vigilibus Baris, vulgo: Vahren“ verteidigen, von deren angehängten Thesen die letzte lautete: Diabolus est barus, sed hari non sunt Diaboli!

Nur eine einzige Landsmannschaft wird in dem angeführten Buche genannt, und zwar eine, deren Name für Rostock neu ist, die Curländische. Ein Jahrhundert vorher hielten sich die Curländer zur Märkisch-Prensischen und nach deren Teilung zur Preussischen Nation, doch wurde durch S. C. Beschluß vom 12. April 1646 den Einländern, unter denen die Curländer jedenfalls mit zu verstehen sind, die Wahl der Nation gänzlich freigestellt, da sie als überseeische Nation zu betrachten seien. Als im Frühjahr 1759 eine Untersuchung gegen die Nationen angestellt wurde wegen eines von den neu Ankommenden erhobenen „Seniorengeldes,“ welches

in der Senioren eigene Tasche floß, ergab sich, daß der Senior der Eurländischen Nation am meisten belastet war, und da dieser auch sonst gerade nicht im besten Rufe stand, wurde er zur Absetzung vom Senorat verurteilt und außerdem mit dem Consil belegt. Aus den Akten ergiebt sich, daß die Eurländer identisch sind mit den 1728 bestätigten, „sämtlichen zu Rostock studierenden Märkern“, die wohl nur zeitweilig nach dem am meisten hervortretenden Teil als „Eurländer“ bezeichnet wurden. Eine weitere Namensabänderung trat ein infolge der Absetzung des Seniors Scholz, eines geborenen Eurländers, der schon im 12 Semester stand, indem sich die Nation formell auflöste und, da sich doch einmal alles, was nicht Rostocker, Mecklenburger, Holfteiner oder Pommer war, in ihr vereinigte, als „Ausländische Nation“ wieder zusammentrat.

Weitere Schwierigkeiten blieben nicht aus, besonders war das Jahr 1746 ein sehr pärmisches. Heftige Zusammenstöße während des Pfingstmarkts zwischen den Studenten und Offizieren, die ihre Diener mit Kofarden und Schleifen, wie sie die Nationen trugen, ausgestattet hatten, und mit den Handwerksburschen, denen die Studenten das Recht, Degen zu tragen, bestritten, ferner grobe Ungehörigkeiten in der Marienkirche brachten ernstliche Maßregeln gegen die Nationen in Fluß, worauf diese mit der Verweigerung der Teilnahme an der Geburtstagsfeier des Landesherrn und anderen öffentlichen Akten drohten. Der Hauptanführer war der Senior der Mecklenburger Krüger, der sich drohender Strafe durch die Flucht entzog und das Buch seiner Nation mit sich entführte. Am 28. November 1747 verstarb Herzog Karl Leopold, ihm folgte Christian Ludwig II., der schon seit 1728 als Administrator, seit 1733 als kaiserlicher Kommissar thätig die Regierung führte, und auf den jetzt mit dem Tode seines Bruders die Kanzlerwürde überging. Im Sommersemester 1750 bekleidete der Erbprinz Friedrich die Würde eines Rector magnificientissimus der Universität, und am 2. September desselben Jahres erging „auf gnädigsten Befehl seiner Herzoglichen Durchlaucht“ die vielgenannte Verordnung, welche die gänzliche Aufhebung aller „Verbindungen und Gesellschaften unter dem Namen derer Landmannschaften oder Nationen“ verfügt. Ihr Inventar sollte von den Patronen eingefordert und dem Rector abgeliefert werden, die Verwaltung etwa vorhandenen Vermögens wurde dem Promotor übertragen. Vermögensobjekte waren außer den Begräbniskästen so gut wie gar nicht vorhanden, nur die Pommer verfügten über größere Mittel; sie besaßen ein hypothekarisch angelegtes Kapital von 200 Rthlr., weitere 50 Rthlr. in bar und sicheren Ausständen, ihren Chor in St. Jakobi, der durch Weitervermietung freier Plätze noch einen barren Ertrag brachte, und ihre beiden Erbegräbnisse. Dieses Vermögen wurde besonders verwaltet, und als dann 1797 der Chor veräußert wurde, sorgte der Professor der Mathematik Peter Johann Becker dafür, daß davon ein Stipendium für in Rostock studierende Pommer gestiftet wurde, welches als das „Beckersche Stipendium für Pommeraner“ noch in Kraft ist und so die Erinnerung an die alte Pommerische Nation anrecht erhält.

Zehn Jahre nachher traten Verhältnisse ein, die die Entwicklung des Rostocker Studentenlebens in ganz neue Bahnen leiteten. Die von David Ebyträns im Einverständnis mit seinen Kollegen Simon Pauli und Lucas Bacmeister 1704 entworfenen und von der Universität gebilligten Statuten der theologischen Fakultät verlangten unbedingte Eibei der Lehre, als deren Grundlage die ökumenischen Symbole, die Augsburgerische Konfession, die Schmalkaldischen Artikel und die Schriften Luthers festgesetzt wurden. Keiner durfte in die Fakultät aufgenommen werden, der sich darüber nicht genügend ausgewiesen hatte, und dieser consensus doctrinae war auch trotz mancher Insektionen bis zum Regierungsantritt des unter dem Einfluß des Spener-frankel'schen Pietismus stehenden Herzogs Friedrich festgehalten worden. Herzog Friedrich, ein von seiner Frommigkeit erfüllter Herrscher, wählte nun einem ausgesprochenen Vertreter dieser Richtung, dem Prediger an der Marienkirche in Halle, M. Christian Albrecht Doderlein, eine theologische Professur an der Universität zu verleihen, stieß aber dabei auf den beständigen Widerstand von Seiten

Rostok.
und Balow

förmlich durch einen feierlichen Kommerz eingeweihten Comment lag die exekutive Gewalt zwar in den Händen der ganzen Burschenschaft, doch wählte sich diese fünf Repräsentanten, die über die Einhaltung des Comments zu wachen hatten, nämlich einen Senior, drei Consequenzen und einen Sekretär. Aber das Verhältnis der Burschen gegeneinander heißt es § 120 ff.: Es ist die Pflicht aller Burschen, weil sie nur Einen brüderlichen Verein ausmachen, sich gegenseitig auf das brüderlichste und freundschaftlichste zu begegnen. Jeder Bursche muß mit Hintansetzung anderer Rücksichten seinem Kommilitonen, der mit Philistern Standal bekommt, Verstand leisten. Auf ein „Bursche heraus“ muß daher ein jeder Bursche, der es hört, sogleich bewaffnet erscheinen. Dagegen erhält einen Kniffel, wer ohne Not in der Trunkenheit „Bursche heraus“ ruft; wer dies in der Nüchternheit thut, fährt temporär bei. In temporären Vorstößen fährt außerdem jeder Bursch, der sich in eine Verbindung, Landsmannschaft oder Orden einläßt. Dem Comment schließt sich ein Verzeichnis der Mitglieder der Burschenschaft von Semester zu Semester an, welches darthut, daß zwar nicht alle Rostocker Studenten ihr angehörten, aber doch die große Mehrzahl. Im Sommersemester 1815 sind nur 25 verzeichnet, „da die meisten Burschen beim Wechsel dieses halben Jahres Wissenschaft mit Kampf ums Vaterland vertauscht hatten“. Sonst beläuft sich die Zahl durchschnittlich auf 70–80. Das letzte Semester ist das von Michaelis 1817 bis Ostern 1818 mit 83 Namen. Als Abzeichen trugen sie, wie ein Tagebuch aus jener Zeit berichtet, rote Mützen.



Das Rathaus.

Aus den angegebenen Daten ergibt sich, daß die von der Jenaer Burschenschaft erlassene Einladung zum Wartburgfeste 1817 streng genommen an die unredliche Adresse gekommen war, da die alte Rostocker Burschenschaft mit der neuen Jenaer nichts als den Namen gemeinsam hatte. Obgleich die Rostocker Burschenschaft ihr Ausbleiben wegen Ebbe in der Kaße entschuldigt hatte, war sie doch durch drei zur Zeit in Jena studierende Mitglieder, den früheren Senior Johnson und die Burschen Wackerow und Michaelson auf dem Wartburgfeste vertreten. Es hatte sich also die Umwandlung ganz unmerklich vollzogen, und es fehlte nur noch das offizielle Siegel drauf. Im Sommersemester finden wir die Rostocker Burschenschaft vollständig konstitutiert; erster Vorsteher ist Wallenus, der im Semester vorher erster Consequenz war, und am 8. Juni 1818 werden die ersten fünf Füchse aufgenommen. Zum Burschentage in Jena, den 18. Oktober 1818, war der Sprecher Kalpe entthront worden, die Mitgliederzahl betrug in diesem Semester 52, darunter 16 Füchse, das nächste Semester wies 56, darunter 11 Füchse, auf. Bei dem zur Enthüllung des Wucher-Denkmals am 26. August 1819 stattfindenden Kackelzug trat Kracht, der Sprecher der Burschenschaft, als Wortführer der ganzen Studentenschaft auf. Aber schon wenige Wochen später wurden die Karlsbader Beschlüsse (vgl. oben S. 105) zu Bundesratsbeschlüssen gemacht; die Protokolle der Vorträge-Versammlungen der Rostocker Burschenschaft brechen mit dem 22. Februar plötzlich ab.

Aus der Verteidigungsschrift einer Arminia, die zu Ostern 1850 als verbotene Verbindung in Untersuchung geriet, geht hervor, daß 1827 die ganze Studentenschaft in einer „Allgemeinheit“ vereinigt war, sich jedoch im Sommer 1828 in zwei Parteien, die der Arminen und die der Germanen, die sich später

Constantisten oder auch Vandalen nannten, spaltete; die beiden Parteien standen sich von vornherein scharf gegenüber, was zu zahlreichen Duellen und schließlich zur Verurteilung führte. Diesmal kamen die Verurteilten nach vielen Verhören, Stadtarrest und anderen Unannehmlichkeiten noch mit einem blauen Auge davon, da Großherzog Friedrich Franz I. auf Fürsprache des akademischen Senats die gesetzlichen Strafen erließ. Die am meisten Bloßgestellten hatten Rostock wohl schon vorher verlassen und die zurückgebliebenen hielten sich ruhig, sodaß wenigstens die akademischen Gerichte und der Regierungsbevollmächtigte vorläufig keinen Grund hatten, sich mit ihnen zu befassen. Wenn wir Fritz Reuter glauben wollen, der gerade ein Jahr nach dem Abschluß der Hauptuntersuchung hier immatrikuliert wurde, und in der oben (S. 118) angeführten Stelle sich selbst als Mitglied der „Allgemeinheit“ bezeichnet, so war doch wohl im ganzen alles geblieben, wie bisher, und im Frühjahr 1855 wurde wiederum die Existenz einer Vandalia und einer neuerdings konstituierten Burschenschaft berichtet. Bei dem angestellten Verhör erklärten beide, durchaus keine verbotenen Verbindungen, sondern ganz unschuldigen Hochbodensellschaften anzugehören, und es existiere keinerlei Hegerichthaus zwischen beiden Gesellschaften, doch genügte der hinlänglich begründete Verdacht fünf Studierende mit dem Consul zu belegen.

Wir wissen aus Fritz Reuters Lebens- und Leidensgeschichte, daß die mecklenburgische Regierung einen milderen Maßstab anlegte als manche der übrigen Bundesregierungen und nur die durch die Karlsbader Beschlüsse festgestellten harten Maßregeln gegen jedes Verbindungsweien als treues Bundesglied in Ausführung brachte. Es sind aus der späteren Zeit keine weiteren Verfolgungen gegen das Verbindungsweien bekannt außer der gegen John Brinkmann, den zweiten plattdeutschen Schriftsteller Mecklenburgs, der wegen Verherrlichung Greifswalder, burschenschaftlicher Umtriebe verdächtiger Studenten relegiert sein soll. Die Universitätsakten ergeben nichts darüber. Wohl aber bestand in der Mitte der vierziger Jahre ein Corps der Handeaten, von dem noch einige Mitglieder in hochangesehener Stellung leben. Auch das hiesige Jahr 1848 ging, so weit es die Rostocker Studentenschaft betrifft, verhältnismäßig ruhig vorüber. Rostock war überhaupt damals eine Unversität für höhere Semester wie sie es zum Teil noch heute ist. So kam es denn auch, daß ein in der Mitte der fünfziger Jahre angelegtes Corps Obstritia keinen langen Bestand hatte.



Ter neue Markt mit Marienkirche.

Die
Karlshochschule
sahnt in
den 30er
Jahren



Georgsplatz über und Jacobskirche



Gesamtansicht von Rostock

Manderlei war in zwischen geschehen zur Werbung der fast nur zu einer Hochschule für die Landesfinder gewordenen Universität, seitdem durch den Vertrag vom 8. September 1827 der Rat der Stadt auf sein Patronat verzichtet hatte, aber der wirkliche Aufschwung ist zu rechnen vom Jahre 1867, in dem das 25jährige Regierungsjubiläum des Durchlauchtigsten Kancellers und Landesherren,

des Großherzogs Friedrich

Kranz II. von Mecklenburg-Schwerin, stattfand und das alte ehrwürdige, aber weder schöne noch den Bedürfnissen der Neuzeit irgend genügende „weiße Kolleg“ abgebrochen wurde, um einem neuen stattlichen Bau in den reichen Formen der norddeutschen Backstein Renaissance des 16. Jahrhunderts Platz zu machen. Einige Jahre nach dem Kriege wurde der Bau des großen anatomischen und physiologischen Instituts begonnen, und von da ab fast jährlich ein neues Institut errichtet oder ein älteres den Anforderungen der Gegenwart gemäß umgestaltet. Die erhöhte Einwirkung auf die Frequenz der Universität blieb nicht aus: von 164 im Jahre 1875 stieg sie auf 198 im Jahre 1880, auf 360 im Jahre 1890 und auf 495 im Jahre 1899.

Mit der steigenden Studentenzahl wurde auch das studentische Leben wieder reger. Bisher war der alljährlich um die Mitte des Januar abgehaltene solenne Studentenball mit seiner auf altüberlieferte Satzungen gegründeten Vollkommission die einzige gemeinschaftliche Unternehmung der Studentenschaft, dann bildeten sich neben dem schon seit 1850 bestehenden Wingolf und dem 1865 gegründeten Theologischen Studenten-Verein Vereinigungen alter Corpsstudenten, alter Burschenschaftler und alter Landsmannschaften. Erst im Wintersemester 1878/79 trat eine neue studentische Korporation der akademische Gesangsverein Saxonia, auf, dem 1881 die freischlagende Verbindung Borussia und 1882 die freischlagende Verbindung Vriogothia folgten. Die Saxonia wurde W. S. 1881/82 Corps, nahm W. S. 1882/83 den Namen Hansa an und suspendierte schon im nächsten Semester. Borussia wurde Corps im S. S. 1882 und hielt sich bis S. S. 1886. Die Vriogothia mit den Farben hellblau-weiß-gold schloß sich erst im W. S. 1895/96 dem K. S. C. an. Eine Burschenschaft existiert erst seit S. S. 1899 wo die W. S. 1882/83 gestiftete freischlagende Verbindung Obotritia blau-gold-rot dem A. D. C. beiträt. Als dritte farbentragende Verbindung ist die Turnerschaft Baltia grün-weiß-rot zu nennen die seit S. S. 1885 besteht und dem V. C. angehört. Schwarze Verbindungen mit bedingter Satisfaktion sind der akademische Gesangsverein, gestiftet S. S. 1886 und der akademische Turnverein Arminia, gestiftet W. S. 1898. Auch der Verein deutscher Studenten ist neben einer Reihe wissenschaftlicher Vereine vertreten.

So hat denn das Rostocker Studentenleben in den letzten zwanzig Jahren eine Gepaltung gewonnen, die sich seiner interessanten und reichen Vergangenheit würdig anschließt, und dazu hat neben dem Wachstum der Universität vor allem das Anblühen der Stadt beigetragen die jetzt über 52000 Einwohner zählt. Sie ist Sitz des Oberlandesgerichts, eines Land- und eines Amtsgerichts, des oberen Kirchengerichts, des Comptoriums und verschiedener Großherzoglicher und landständischer Behörden, das neuerbauete Theater, der Koncertverein, die Singakademie und die städtische Musik-Kapelle vermögen auch hochgepöbten Anforderungen Genüge zu thun. Schöne wobl

Aufführen der
Um erst. 1841
1897.

Die
früheren Kor-
porationen

gepflegte Anlagen ziehen sich, dem Lauf der alten, zum Teil noch erhaltenen Malle und Bastionen folgend, auf der Landseite um die altertümliche innere Stadt, die im Süden und Osten von weitausgedehnten Vorstädten umgeben ist, während im Westen und Norden die schiffbare Warnow sie umfließt, die 12 km unterhalb der Stadt bei dem als Badeort sehr beliebten Warnemünde die See erreicht. Kann sich auch die nähere Umgebung der Universitätsstadt mit den vielen landschaftlich mehr begünstigten Schwestern nicht messen, so entbehrt sie doch keineswegs des eigenen Reizes, und die prächtigen Forsten am Seestrande, in erster Linie der Buchenbuckwald bei Doberan und am Heiligen Damm, ein leicht zu erreichendes Ausflugsziel, werden jeden Naturfreund mit Entzücken erfüllen.





1456.

Greifswald, du bist errettet
 Nur selten dinstu dem gelit.
 (Aus einem alten Liebe.)

Greifswald, im studentischen Jargon gewöhnlich „Gryps“ genannt, ist die älteste preussische Universität. Sie wurde am 17. Oktober 1456 gegründet, gewissermaßen als eine Tochterchule von Moskau, da sechs Moskauer Professoren, die nach Greifswald übergesiedelt waren und nicht wieder in die Heimat zurückkehrten, die Hochschule auf Veranlassung des thatkräftigen Bürgermeisters Heinrich Rubenow gründeten, dessen Denkmal seit der 400jährigen Jubiläumsfeier den Universitätsplatz schmückt.

Älteste
 Geschichte.

Die Geschichte der Stadt ist seit alter Zeit mit der Geschichte der Universität eng verwachsen; diese verlieh Greifswald selbst zu Zeiten des tiefsten Verfalls noch ein gewisses Ansehen, und wenn sie auch in schweren Kriegszeiten selbst dem Untergange nahe war, hat sie sich doch stets durch eigene Kraft zu neuem Glanze erhoben, und mit Stolz kann die Hochschule, die jetzt mehr als 800 Hörer zählt, auf ihre lange Geschichte zurückblicken. Ihre erste Blütezeit hatte sie unter dem Rektorat ihres Gründers Rubenow, der selbst in Moskau die Würde eines magister artium besaß. Er konnte schon im ersten Jahre 173 Studenten immatrikulieren. Ihre Zahl sank allerdings wieder in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts auf 35—50 und ging zur Zeit der kirchlichen Unruhen bei der Einführung der Reformation noch weiter zurück, so daß man schon das gänzliche Erlöschen der Hochschule befürchtete. Doch begann ein neuer Aufschwung unter Herzog Philipp I. von Pommern, der die Universität als eine lutherische einrichtete und sie mit Schenkungen reich ausstattete. In der schweren Not des 30jährigen Krieges sank 1627 die Zahl der Studenten auf 15 herab, aber wieder hatte die Schule das Glück, in dem letzten der pommerischen Herzöge, Bogislaw XIV., einen thatkräftigen Freund zu finden. Er schenkte der Universität das Amt Eldena und die zugehörigen Dörfer, wogegen sie die darauf haftenden Schulden, 37000 Gulden, übernehmen sollte. Diese Schenkung ist im Laufe der Zeit zur reichsten Einnahmequelle der Universität geworden. Ihre Einkünfte betragen jetzt über 300000 M. jährlich, und Greifswald steht in der Hinsicht unter den preussischen Universitäten nur Göttingen nach, das aus eigenem Besitze eine Einnahme von 613000 M. bezieht. Auswärts pflegte man daher wohl scherzweise zu sagen, daß in Greifswald niemand aufgenommen würde, der wohlhabend genug sei, um keines Stipendiums und keines Freistiches zu bedürfen. Die zahlreichen, wenn auch meist nur kleinen Stipendien üben auch heute noch ihre Anziehungskraft aus.

Nach Beendigung des 30jährigen Krieges blühte die Universität unter den schwedischen Herrschern wieder auf, bis dann der brandenburgische und vor allem der nordische Krieg sie so schwer traf, daß man 1712 nur 4 Studierende zählte. Die Verödung der Universität, an der noch immer gute Lehrkräfte wirkten, wurde damals beinahe sprichwörtlich, und aus jener Zeit stammt das seitdem oft wiederholte, und auch heutzutage gelegentlich wieder auftauchende Gerücht, Greifswald besitze in dieser oder jener Fakultät ebenso viel Lehrer als Studenten. Auch in „Felix Schnabel's Universitätsjahren“ wird die bekannte Anekdote aufgetischt, die erzählt, wie in Greifswald bei einer großen Gesellschaft plötzlich alles aus Fenster eilt, mit den Fingern auf die Straße deutet und verwundert ausruft: „Da geht er, da geht er“. Auf die Frage eines Fremden, wer diese merkwürdige Person sei, erfolgt die Antwort: „Unser Student“.

Auch der 7jährige Krieg wirkte fördernd auf die Entwicklung der Hochschule ein, da die Stadt abwechselnd von schwedischen und preussischen Truppen besetzt wurde. Nach Beendigung des Krieges aber folgte dem Niedergang eine Zeit des Aufschwunges, die bis zur Occupation der Stadt durch die Franzosen in den Jahren 1807 bis 1813 anhielt. Beim Beginn der Freiheitskriege eilten viele der Studenten auch aus Greifswald zu den Fahnen, und die Zahl der Hörer sank auf etwa 50 herab. 1815 ging Schwedisch-Pommern mit Greifswald durch die Wiener Friedensverträge an Preußen über, das die Hochschule als zerfallenes Institut übernahm, aber durch thatkräftige Förderung zu immer höherer Blüte brachte. Die

medizinische Fakultät erlangte in dieser Zeit preussischer Verwaltung durch Berufung hochbegabter Lehrer einen Weltruf. Männer wie Baer, Büter, Willroth, Eulenburg und Vardoleben haben ihr vorübergehend angehört. Die bestehenden wissenschaftlichen Anstalten wurden zweckmäßig verbessert und neue Institute errichtet. 1826 gründete man die Entbindungs- und Hebammen-Lehranstalt, 1834 das zoologische Museum, 1835 die Irrenanstalt. Bei der 4. Säcularfeier legte der König den Grundstein zu dem neuen großartigen Krankenhause, in dessen Nähe das pathologische, das chemische, das mineralogische Institut und die Anatomie aufgeführt wurden. Eine große Anzahl anderer wissenschaftlicher Anstalten, darunter auch die neu errichtete Bibliothek mit 150 000 Bänden und 800 Handschriften, sind noch in den letzten Jahren hinzugekommen, die besonders den Ruf der medizinischen Fakultät als einer der ersten Deutschlands befestigt haben, so daß die Universität trotz ihrer verhältnismäßig ungünstigen geographischen Lage sehr zahlreich von Studenten besucht wird. Die medizinische Fakultät ist weitaus die stärkste. Sie wies im S. S. (1899) 294 Studierende gegen 210 in der theologischen, 173 in der juristischen und 114 in der philosophischen auf. Die große Mehrzahl sind natürlich Preußen, unter ihnen, neben den Landeskindern

Ausleihen
u. der Prof.
Gottschall



Der Greifswalder Nellormantel.



Greifswald im 17. Jhd.
(Nach einem Bild von Merian.)

Wirtschaftliche
Verhältnisse

im engeren Sinne, sehr viele Westphalen und Rheinländer, die es als Binnenländer an die Gestade der Ostsee zieht. Bietet doch Greifswald neben seiner hervorragenden Hochschule auch sonst manche eigenartigen Anziehungspunkte, die den Studierenden wohl auf längere Zeit fesseln können. Es gilt einmal schon wegen der vielen Stipendien und anderer Vergünstigungen als billige Universität, und auch ein schroter Wechsel wird dort weit reichen. Wohnungen sind je nach der Lage für 45—70 M. pro Semester zu haben, und der sogenannte „Boden“, ein Stiehlzimmer wird wohl noch billiger abgegeben. Dazu kommt im Winter, der hier ja ganz energisch auftreten kann, die Heizung für 25—30 M. für die Reinigung des Zimmers und das Stiefelputzen sorgt noch nach alter Sitte der „Stiefelruchs“, der (gegen ein monatliches Trinkgeld) auch wohl den Morgenkaffee bereitet. Den Mittagstisch kann man schon reichlich und gut für etwa 25 M. den Monat haben. Selbstverständlich werden die Preise bei erhöhten Ansprüchen auch höhere. Daß die Universität ganz im Vordergrund des Greifswalder Lebens und Treibens steht, wird der zureisende Student gleich am Bahnhofe gewahr, wenn er die farbentragenden Verbindungen zum Empfang der Südküste aufmarschiert sieht. Sie bilden einen ziemlich erheblichen Prozenttag der Studentenschaft und spielen hier infolgedessen eine größere Rolle als an manchen anderen Universitäten.

Die Corps-
verbindungen

Zu Anfang des Jahrhunderts war, wie Fabricius die deutschen Corps, S. 208 schreibt, in Greifswald das landsmannschaftliche Leben so gut wie unbekannt. Die Studentenschaft, die wohl zum größten Teil aus sogenannten „Kammelmurken“ bestand, da die wohlhabenderen Pommern zahlreich auf anderen Universitäten studierten und dort pommerische Landsmannschaften bildeten, teilte sich in zwei Gruppen, in Deutsche und Schweden, und damit scheint dem Bedürfnis nach landsmannschaftlicher Scheidung genügt gewesen zu sein. Es herrschte ein philisterhafter, kammerlicher Ton in der Studentenschaft, der keinen echten Verbindungsgeist aufkommen ließ und nur die Bildung von Klauen beförderte. Der Wunsch, diesem Unwesen gegenüber den echten Burschensinn zu erneuern und die besseren Elemente näher aneinander zu schließen führte am 5. November 1810 zur Gründung der Pomerania, die noch heute mit den Farben hellblau silber-hellblau als Corps besteht. Neben ihr erinnern noch die Corps Borussia (schwarz-weiß-schwarz) aus dem Jahre 1841 und die Buerstalia grün-weiß-schwarz, die ebenso wie die Pomerania ein eigenes Haus besitzt. Die Baltia, die am 9. März 1875 als Landsmannschaft Sarsq Ubenama mit den Farben rot-silber-blau gestiftet wurde und als solche dem Caseler L.-C. angehörte, wurde 1878 Corps, ist aber seit dem W.-S. 1889/90 suspendiert. Eine andere Landsmannschaft ging aus dem 1869 gestifteten Verein schlesischer Studierender hervor, die Silertia hellblau-weiß-rot, ist aber seit S.-S. 1895 ebenfalls suspendiert.

Die burschenschaftlichen Ideen hatten in Greifswald nur wenig Anklang gefunden; vorübergehend hatte eine Burschenschaft Allemannia existiert, die indessen von Seiten der Behörden aufgelöst wurde. Erst als im Jahre 1856 bei der 100jährigen Jubelfeier der Universität auch alte Burschenschafter nach Greifswald kamen und hier viel bei einem wissenschaftlichen Verein, der sich „französisches Kränzchen“ nannte, verkehrten, wurden die Mitglieder des Vereins für die burschenschaftliche Sache gewonnen, und



Die neue Universität und die Bibliothek.

die Gründung der Burschenschaft Rugia mit den Farben rot-weiß-grün beschloßen. Von ihr zweigte sich 1862, anfangs in der Absicht, aktive Politik zu treiben, eine Anzahl von jüngeren Leuten ab und gründete die Burschenschaft Germania, die zunächst schwarz-rot-gold als Farben annahm und schwarze Sammetmützen trug, später aber die Grundfarbe ihrer Mütze in das noch heute getragene Violett umänderte.

Academische Turnvereine sind die Teutonia (grün-silber-rosa), die Teutonia hellblau-gold-rot, die beide dem V.-C. angehören, und der A. T. V. vom Jahre 1874. Die aus einem 1868 gegründeten pharmaceutischen Verein hervorgegangene Markomannia (blau-silber-grün) ist frei schlagende Verbindung. Christliche Verbindungen sind die Sedinia (rot-gold-moosgrün), der Wiegolf (schwarz-weiß-gold), der hier ein eigenes Haus besitzt, die katholischen, die Allemannia (schwarz-gold-grün) und die nicht farbentragende Normannia. Studentische Geselligkeit wird neben dem Gesang in der 1874 gestifteten studentischen Liedertafel und dem Gesangverein GutsMuthia (schwarz-weiß-hellblau), neben der Wissenschaft in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen aller Fakultäten gepflegt.

Mit der Bürgerschaft steht die Universität hier auf so gutem Fuß, daß sich bei allen städtischen und öffentlichen Festen Professoren und Studierende beteiligen, die dadurch zeigen, ein wie lebhaftes Interesse sie an dem Geschehen und dem Wohlergehen Greifswalds nehmen.

ein Interesse, das die Stadt durchaus verdient. Zwar fehlt ihr ansehnlich der Haubermancher süddeutschen Universitätsstadt, aber Greifswald ist von der Natur durchaus nicht unheimlich bedacht. Die Stadt selbst allerdings liegt im ebenen Lande so daß man ihre Wahrzeichen, die Hauptkirchen, den „schlanken Nikolaus“ und die „dicke Maria“, schon von weitem erblickt aber eine kurze Fahrt den Berg hinab bringt uns an die rauchende Höhe wo einst ein mächtiger Wald, der „Greif“, sich er-

Die Stadt
und ihre
Umgebung



Die neue Universität und die Bibliothek.



Greifswald im 17. Jhd.
(Nach einem Stich von Merian.)

Wirtschaftliche
Verhältnisse.

im engeren Sinne, sehr viele Westphalen und Rheinländer, die es als Binnenländer an die Gestade der Ostsee zieht. Bietet doch Greifswald neben seiner hervorragenden Hochschule auch sonst manche eigenartigen Anziehungspunkte, die den Studierenden wohl auf längere Zeit fesseln können. Es gilt einmal schon wegen der vielen Stipendien und anderer Vergünstigungen als billige Universität, und auch ein schmaler Wechsel wird dort weit reichen. Wohnungen sind je nach der Lage für 45—70 M pro Semester zu haben, und der sogenannte „Boden“, ein Stiebelzimmer, wird wohl noch billiger abgegeben. Dazu kommt im Winter, der hier ja ganz energisch auftreten kann, die Heizung für 25—30 M. für die Reinigung des Zimmers und das Stiefelputzen sorgt noch nach alter Sitte der „Stiefeljuden“, der (gegen ein monatliches Trinkgeld) auch wohl den Moracenkaffee bereitet. Den Mittagstisch kann man schon reichlich und gut für etwa 25 M den Monat haben. Selbstverständlich werden die Preise bei erhöhten Ansprüchen auch höhere. Daß die Universität ganz im Vordergrund des Greifswalder Lebens und Treibens steht, wird der zureichende Student gleich am Bahnhofe gewahr, wenn er die farbentragenden Verbindungen zum Empfang der fälsche aufmarschiert sieht. Sie bilden einen ziemlich erheblichen Prozentatz der Studentenschaft und spielen hier infolgedessen eine größere Rolle als an manchen anderen Universitäten.

Die Korporationen

Im Anfang des Jahrhunderts war, wie Fabricius die deutschen Corps, S. 208 schreibt, in Greifswald das landsmannschaftliche Leben so gut wie unbekannt. Die Studentenschaft, die wohl zum größten Teil aus sogenannten „Kummelrürten“ bestand, da die wohlhabenderen Pommern zahlreich auf anderen Universitäten studierten und dort pommerische Landsmannschaften bildeten, teilte sich in zwei Gruppen, in Deutsche und Schweden, und damit scheint dem Bedürfnis nach landsmannschaftlicher Scheidung genügt gewesen zu sein. Es herrschte ein philisterhafter, kummelicher Ton in der Studentenschaft, der keinen echten Burschengeist aufkommen ließ und nur die Bildung von Kliquen beförderte. Der Wunsch, diesem Unwesen gegenüber den echten Burschensinn zu erneuern und die besseren Elemente näher aneinander zu schließen, führte am 5. November 1810 zur Gründung der Pomerania, die noch heute mit den Farben hellblau-silber-hellblau als Corps besteht. Neben ihr existieren noch die Corps Borussia schwarz-weiß-schwarz aus dem Jahre 1841 und die Guesstalia grün-weiß-schwarz, die ebenso wie die Pomerania ein eigenes Haus besitzt. Die Baltia die am 9. März 1875 als Landsmannschaft Sajo-Nebenania mit den Farben rot-silber-blau gestiftet wurde und als solche dem Casseler L.-C. angehörte, wurde 1878 Corps, ist aber seit dem W. S. 1887/90 suspendiert. Eine andere Landsmannschaft ging aus dem 1869 gestifteten Verein silesischer Studierender hervor die Silesia hellblau-weiß-rosa ist aber seit S. S. 1898 ebenfalls suspendiert.

Die burschenschaftlichen Ideen hatten in Greifswald nur wenig Anklang gefunden; vorübergehend hatte eine Burschenschaft Allemannia existiert, die indessen von Seiten der Behörden aufgelöst wurde. Erst als im Jahre 1856 bei der 400-jährigen Jubelfeier der Universität auch alte Burschenschaftler nach Greifswald kamen und hier viel bei einem wissenschaftlichen Verein, der sich „französisches Kränzchen“ nannte, verkehrten, wurden die Mitglieder des Vereins für die burschenschaftliche Sache gewonnen, und die Gründung der Burschenschaft Rugia mit den Farben rot-weiß-grün beschlossen.



Die neue Universität und die Allee.

Von ihr zweigte sich 1862, anfangs in der Absicht, aktive Politik zu treiben, eine Anzahl von jüngeren Leuten ab und gründete die Burschenschaft Germania, die zunächst schwarz-rot-gold als Farben annahm und schwarze Sammetmützen trug, später aber die Grundfarbe ihrer Mütze in das noch heute getragene Violett wanderte.

Akademische Turnvereine sind die Cimbrica (grün-silber-rosa), die Teutonia (hellblau-gold-rot), die beide dem V.-C. angehören, und der A. T. V. vom Jahre 1874. Die aus einem 1868 gegründeten pharmaceutischen Verein hervorgegangene Markomannia (blau-silber-grün) ist frei schlagende Verbindung. Christliche Verbindungen sind die Seditia (rot-gold-moosgrün), der Wingolf (schwarz-weiß-gold), der hier ein eigenes Haus besitzt, die katholischen die Allemannia (schwarz-gold-grün) und die nicht farbentragende Normannia. Studentische Geselligkeit wird neben dem Gesang in der 1874 gestifteten studentischen Liedertafel und dem Gesangsverein Guiljelmita (schwarz-weiß-hellblau), neben der Wissenschaft in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen aller Fakultäten gepflegt.

Mit der Bürgerchaft steht die Universität hier auf so gutem Fuß, daß sich bei allen städtischen und öffentlichen Festen Professoren und Studierende beteiligen, die dadurch zeigen, ein wie lebhaftes Interesse sie an dem Geschick und dem Wohlergehen Greifswalds nehmen.



Das alte Universitätsgebäude.

ein Interesse, das die Stadt durchaus verdient. Zwar fehlt ihr äußerlich der Hauber mancher süddeutschen Universitätsstadt, aber Greifswald ist von der Natur durchaus nicht mißmütterlich bedacht. Die Stadt selbst allerdings liegt im ebenen Lande, so daß man ihre Wahrzeichen die Hauptkirchen, den „schlanken Nikolaus“ und die „dicke Marie“, von weitem erblickt, aber eine kurze Fahrt den Nyß hinab bringt uns an die rauchende Ostsee, wo einst ein mächtiger Wald, der Greif heißt, an

Die Stadt und ihre Umgebung.



Der Eisenbahn bei Eldena.

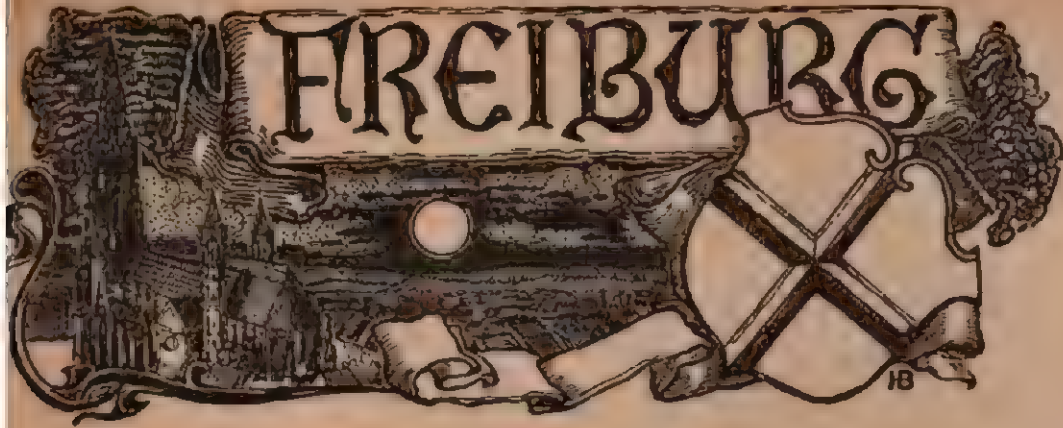
Der Eisenbahn bei Eldena.

walder Bodden oder nach der Insel Mön, die viel von Rostock aus besucht wird, richten die Studenten zuweilen ihre Fahrten. Gelegenheit zur Übung des Segelports ist natürlich in Greifswald im Überflus vorhanden, und unvergeßlich wird jedem Studenten eine Fahrt im Segelboot durch „die dänische Wiek“ sein, wenn der Wind nicht allzu scharf weht und auch wieder nicht allzu sanft ist. Schlägt dann der strenge Winter diese Wasseroberflächen in seine starren Bande, so kann der Student sich hier einem Schlittschuhsport widmen, wie ihn keine andere Universität in dieser Ausdehnung bietet, vor allem wenn das sogenannte große „Rosenthal“, die Wiesen am Wyk, übersätet ist und mit ihrem festen Eis die wundervollste Schlittschuhbahn zeigt.

Bekanntlich ist Greifswald von Spielhagen zum Schauplatz eines seiner gelehrten Romane gemacht worden, und der Dichter hat es verstanden, aus durchstimmungsreicher Kleinmalerei den melancholischen Hauch ehemaliger Größe, der über der alten Hansestadt liegt, nachempfinden zu lassen und so die Eigenart der auch unter dem veränderten Namen leicht erkennbaren Universitätstadt treffend zu charakterisieren. Wer aber selber in ihren Mauern gewohnt hat, tut den Bedarf es nicht dichterlicher Phantasie, um die Mäusenstadt mit poetischem Reiz zu umkleiden. Ihm breitet die Erinnerung an ein paar fröhliche, nur zu rasch vergangene Semester goldenen, unvergesslichen Schimmer über das liebe alte „Greps“.

streckte, dessen Überreste man noch heute in dem herrlichen Eichenbaum mit seinen vielen Buchen in der Nähe des Klosters Eldena erblickt. Er ist ein beliebter Ausflugsort Greifswalder Studenten. Weitere Exkursionen werden im Sommer auch wohl nach Rügen gemacht, und nicht selten sieht man dort die bunten Mützen einer Verbindung, die auf einem Dampfer an schönen Punkten der Insel landet und ihren Kommerz in diesem Kleinod deutscher Waldherrlichkeit abhält. Auch nach der kleinen Insel Wie im Greif-





1457.

... „graben helfen den Mannen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt un-
 verlässbar geschöpft werde erleuchtendes Wasser tröstlicher und heiliger Weisheit,
 zu Erlösung des verderblichen Feuers menschlicher Unwissenheit und Blindheit.“

Es ist kein Zufall, daß diese Worte, mit denen Albrecht VI., Erzherzog von
 Österreich, in der Urkunde vom 21. September 1457 seiner Absicht Ausdruck
 verlieh, zu Freiburg im Breisgau eine Universität zu stiften, in der Stiftungs-
 urkunde der Tübinger Hochschule wiederkehren, denn ein nicht geringes Verdienst um
 die Stiftung der Freiburger Universität ist der Gemahlin Albrechts, Mathilde, zuzu-
 schreiben, und dieselbe für die Wissenschaften begeisterte Frau hat auch ihren Sohn
 erster Ehe, den Grafen Eberhard von Württemberg, angetrieben, in Tübingen seinem
 Lande eine Hochschule zu errichten. Beide Universitäten sind zu einer Zeit gegründet,
 da im südwestlichen Deutschland die Begeisterung für den Humanismus ein neues
 wissenschaftliches Leben schuf. Während aber in Tübingen die Blüte des Humanis-
 mus nur von kurzer Dauer war, und das Studium der klassischen Sprachen sich dem
 der Theologie unterwerfen mußte, hat in Freiburg gerade umgekehrt zunächst der
 Humanismus in seiner reinsten Form den Sieg davongetragen und mächtig auf die
 Theologie eingewirkt. Die hohe Blüte der Freiburger theologischen Fakultät am Ende
 des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts ist besonders durch die aus dem
 Elsaß stammenden Lehrer, deren Ansehen und Bedeutung auf der hohen, damals
 überhaupt am Oberrhein verbreiteten Bildung beruhte, und durch die von Konrad Celtis
 gegründete Donau- und Rheingeseilschaft sowie durch die Straßburger und Schlett-
 städter gelehrte Gesellschaft und die von Erasmus gegründete Basler herbeigeführt
 worden. Ihr Einfluß wirkte zwar zunächst ihrem ganzen Wesen gemäß auf die Philo-
 logie, dann aber auch in hohem Maße auf die Theologie ein, und indem sie die hervor-
 ragendsten Gelehrten am Rhein vereinigten, verbreiteten sie weitbin Bildung und Auf-
 klärung. Zu den ersten Lehrern der Hochschule zählten Neuchlin und Erasmus;
 Geiler von Kaisersberg war im Jahre 1476 ihr Rektor. Johann von Stein
 erhielt in Freiburg seine Bildung; er ging nach Paris, wurde dort zweimal Rektor
 der Sorbonne und führte dort und damit zugleich in Frankreich durch die Gesell-
 schaft der adamannischen Brüder die Buchdruckerkunst ein. Waldseemüller, der in
 St. Die in Lothringen im Jahre 1507 zum ersten Mal die Reisen Amerigo Vespuccis
 mit der ersten Karte des neuen Weltteils veröffentlichte und dadurch dem Weltteil
 den Namen gab, war in Freiburg geboren und hat dort seinen Studien obgelegen.
 Kein Wunder, wenn bei so hohem Stande der Bildung sich hier nun auch ein hohes
 Selbstgefühl entwickelte, wenn man es offen aussprach, daß es unnötig sei, sich in
 Italien eine Bildung zu erwerben, die man, von der Kunst des Buchdrucks unter-
 stützt, sich ebenso gut am Rhein verschaffen konnte. Solche Äußerungen des nationalen

Gründung der
 Universität

hoher Stand
 der Bildung am
 Oberrhein

Selbstbewußtseins waren in jener Zeit selten, und was wichtiger ist, sie waren hier voll berechtigt.

Wenn nun freilich schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Scholastik die Oberhand gewann, und die Rheinländer unter den Lehrern sich fast alle zurückzogen und das Feld den Schwaben überließen, so ist doch diese Grundströmung des Humanismus in der ganzen Zeit des Bestehens der Hochschule zu erkennen; bald zeigt sie sich stärker, bald schwächer, aber niemals fehlt sie ganz, selbst nicht in der schweren Zeit, als die Gesellschaft Jesu zwei Fakultäten der Hochschule ihrer Herrschaft unterworfen hatte und bei der Regierung des Landes thatkräftige Unterstützung fand. Auch da lebte der Humanismus weiter, und wenn er auch zu schwach war, um schaffend auftreten zu können, es gelang ihm doch zu verhindern, daß das wissenschaftliche Leben an der Hochschule ganz unterdrückt wurde.



Die alte Universität.

Ungünstige
äußere
Verhältnisse

Die äußeren Umstände waren in der ersten Zeit der Universität wenig günstig. Die Stadt wurde mehrmals von der Pest heimgesucht, sodaß die Universität auswandern mußte, und man im Jahre 1492 sogar ernstlich in Erwägung zog, sie dauernd nach Rheinfelden zu verlegen. Zwar wurde zwei Jahre später dieser Gedanke wieder aufgegeben, aber schon 1496 wurde er von neuem erörtert. Diesmal machten Herwilerkämpfe mit der Stadt die von der Gründung der Hochschule an bedeutend zu ihrem Unterhalte beigetragen hatte, die Wahl eines anderen Ortes wünschenswert. Als dann aber infolge der für das Jahr 1498 erwarteten Ankunft Kaiser Maximilian, der der Hochschule wohlgesinnt war, die Stadt sich nachgiebig zeigte, wurde diese Gefahr glücklich abgewandt. Eine zweite Flucht vor der Pest nach Rheinfelden im Jahre 1501, die nach der Rückkehr schwere ökonomische Verlegenheiten herbeiführte, hatte infolge günstiger Folgen, als man gezwungen wurde, sich volle Klarheit über die finanziellen Verhältnisse zu schaffen und eine durchgreifende Reform dieser Dinge herbeizuführen. Es wurde zu dem Zweck ein Ausschuss eingesetzt und damit zur Wirtschaftskommission der Grund gelegt.

Die Reformation fand in Freiburg unter Lehrern und Schülern viele stille Anhänger, da aber die Regierung von Anfang an den reformatorischen Bestrebungen

schroff gegenübertrat, und die Bürgerschaft sich im großen und ganzen den Neuerungen gegenüber nicht bloß ablehnend verhielt, der Stadtrat vielmehr jede Gelegenheit ergriff, die Angehörigen der Hochschule bei der Regierung zu verdächtigen, so wagte sich niemand offen zu ihnen zu bekennen, und als im Oktober 1567 der Erzherzog Ferdinand, der streng katholisch war, nach Freiburg kam, wurde die Entscheidung schnell herbeigeführt. Ferdinand verlangte die Durchführung der Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens, cuius regio, eius religio, und die Universität erklärte, keinen mehr als Angehörigen dulden zu wollen, der sich weigere das Tridentiner Glaubensbekenntnis zu beschwören. Alle fügten sich mit Ausnahme eines einzigen, Freygius, der sich nach Basel begab. Bei der Bürgerschaft aber, die früher so eifrig gewesen war, die Angehörigen der Hochschule der Ketzerei zu beschuldigen, trat jetzt eine Wandlung ein. Häufig findet nun die Universität Gelegenheit, sie der Ketzerei zu beschuldigen, und für die Regierung war das ein willkommenes Anlaß strenge Maßregeln zu ergreifen, die sich auch gegen Studierende protestantischen Bekenntnisses richteten und von nachtheiligen Folgen für die Hochschule begleitet waren, der Beisch nahm in der nächsten Zeit bedeutend ab.

Das studentische Leben unterschied sich während dieser Zeit kaum von dem ^{Studentenleben} auf anderen Universitäten. Dadurch, daß ursprünglich die Studierenden in den ^{in 15. Jhd.} Burgen wohnen mußten, war die Handhabung der Disziplin verhältnismäßig leicht, wenn auch Auszeichnungen nicht selten vorkamen. Allmählich aber wurde es in größerem Umfange erlaubt, außerhalb der Burgen zu wohnen, besonders als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Beisch der Hochschule durch Wäzge immer mehr zunahm. Tänze und nächtliche Umzüge, übermäßiges Fecken und infolgedessen häufige Händel mit den Bürgern und der Studierenden unter einander gaben fortwährend zu Bestrafungen Anlaß, ohne daß darum freilich eine Besserung eintrat. Das gespannte Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten fand aber ein Ende, als in den sechziger Jahren des Jahrhunderts eine immer wachsende Anzahl „Welscher“, Engländer, Lothringer und Franzosen vom Adel, die Hochschule besuchten. Ihr übermütiges Benehmen veranlaßte die alten Feinde zum Zusammenbruch. Die nächste Folge davon war die Einführung des regelrechten Zweikampfs. Der erste, der erwähnt wird (1579), wurde nach deutscher Sitte auf den Hieb ausgefochten, aber bald nahm das französische Duell auf den Stuch überhand. Doch zeigt die Aufforderung, „den Handel doch fern studentisch auf den Hau auszumachen“, und die Drohung der Universität, „daß sie jeden unmaßtätlich relegieren werde, der punctim vorgehe“, was man für rechte studentische Sittlichkeit hielt. Wenn man nun, wie berichtet wird, bei diesen Kämpfen zwischen Welschen und Deutschen sich durch Vandalen in den Nationalfarben unterschied, so liegt der Schluß nahe, daß die Deutschen, da eine gemeinsame Nationalfarbe nicht eignete, die Farben ihrer einzelnen Heimatländer trugen und sich so auch landsmannschaftlich von einander geschieden hatten. Bestätigt wird diese Annahme durch ein im Jahre 1595 gegen das Farbentragen erlassenes Verbot, von dem man annehmen muß, daß es gescheitert hat, da es später nicht wiederholt wird.

Die vorhin erwähnte Abnahme der Studentenzahl gegen das Ende des Jahrhunderts wies auf die dringende Notwendigkeit hin, im Unterricht Reformen vorzunehmen, und wie bei der Gründung der Universität die Artistenfakultät „die Mutter der Hochschule“ gewesen war, so ging sie auch in diesen Bestrebungen mit gutem Beispiel voran. Zunächst suchte sie dem Hauptmangel abzuhelfen der ungenügenden Vorbereitung für das Studium, die sich allmählich durch die geringen Leistungen der Stadtschulen sehr fühlbar gemacht hatte. Es wurde zu dem Zweck im Jahre 1572 das *Padagogium* gegründet, das sich bald zu einer vierklassigen Gelehrtenschule dem *gymnasium academicum* anwuchs und die Vorbereitung in den klassischen Sprachen, der Logik, Rhetorik und Poetik übernahm. Die theologische Fakultät folgte zuerst in der Reform, aber auch die beiden anderen schlossen ^{Reformen 31} sich an und mit dem Jahre 1607 war sie in allen Fakultäten vollzogen. In der ^{beginnt der} ^{17. Jhd.} medizinischen wurde für die Gründung eines Krankenhanfes und eines *theatrum*

Selbstbestimmtheits waren in jener Zeit selten und was wichtiger ist, sie waren nicht wohl berechtigt.

Wenn nun treulich schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Scholastik die Oberhand gewann, und die Rheinländer unter den Lehrern sich fast alle zurückzogen und das Feld den Schwaben überließen, so ist doch diese Grundstimmung des Humanismus in der ganzen Zeit des Bestehens der Hochschule zu erkennen; bald zeigt sie sich stärker, bald schwächer, aber niemals fehlt sie ganz; selbst nicht in der schweren Zeit, als die Geiselhaft Jesu zwei Fakultäten der Hochschule ihrer Herrschaft unterworfen hatte und bei der Regierung des Landes thatkräftige Unterstützung fand. Auch da lebte der Humanismus weiter und wenn er auch zu Schwach war, um kühn aufzutreten zu können, es gelang ihm doch zu verhindern, daß das wissenschaftliche Leben an der Hochschule ganz unterdrückt wurde.



Die alte Universität.

Die äußeren
Verhältnisse
der
Hochschule

Die äußeren Umstände waren in der ersten Zeit der Universität wenig günstig. Die Stadt wurde mehrfach von der Pest heimgesucht, sodag die Universität auswandern mußte und man im Jahre 1492 sogar ernstlich in Erwägung zog, sie dauernd nach Rheinfelden zu verlegen. Zwar wurde zwei Jahre später dieser Gedanke wieder aufgegeben, aber schon 1496 wurde er von neuem eingebracht. Diesmal machten Verwinnisse mit der Stadt, die von der Gründung der Hochschule an bedeutend zu ihrem Unterhalte beigetragen hatte, die Wahl eines anderen Ortes wünschenswert. Als dann aber infolge der für das Jahr 1498 erwarteten Ankunft Kaiser Maximilians der der Hochschule wohlgesinnt war, die Stadt sich nachgiebig zeigte, wurde diese Gefahr glücklich abgewandt. Eine zweite Flucht vor der Pest nach Rheinfelden im Jahre 1501, die nach der Rückkehr schwere ökonomische Verlegenheiten bereitete, hatte infolge günstiger Folgen, als man gezwungen wurde sich volle Klarheit über die finanziellen Verhältnisse zu schaffen und eine durchgreifende Reform dieser Dinge herbeizuführen. Es wurde zu dem Zweck ein Ausschuß eingesetzt und damit zur Wirtschaftskommission der Grund gelegt.

Die Reformation fand in Freiburg unter Lehrern und Schülern viele stille Anhänger, da aber die Regierung von Anfang an den reformatorischen Bestrebungen

scharf gegenübertrat, und die Bürgerchaft sich im großen und ganzen den Neuerungen gegenüber nicht bloß ablehnend verhielt, der Stadtrat vielmehr jede Gelegenheit ergriff die Angehörigen der Hochschule bei der Regierung zu verdächtigen, so wagte sich niemand offen zu ihnen zu bekennen, und als im Oktober 1567 der Erzherzog Ferdinand, der streng katholisch war, nach Freiburg kam, wurde die Entscheidung schnell herbeigeführt. Ferdinand verlangte die Durchführung der Bestimmung des Augsburger Religionsfriedens, cuius regio, eius religio, und die Universität erklärte, keinen mehr als Angehörigen dulden zu wollen, der sich weigere, das Tridentiner Glaubensbekenntnis zu beschwören. Alle fügten sich mit Ausnahme eines einzigen, Krengius, der sich nach Basel begab. Bei der Bürgerchaft aber, die früher so eifrig gewesen war, die Angehörigen der Hochschule der Ketzerei zu beschuldigen, trat jetzt eine Wandlung ein. Häufig findet nun die Universität Gelegenheit, sie der Ketzerei zu beschuldigen, und für die Regierung war das ein willkommenes Anlaß, strenge Maßregeln zu ergreifen, die sich auch gegen Studierende protestantischen Bekenntnisses richteten und von nachtheiligen Folgen für die Hochschule begleitet waren, der Besuch nahm in der nächsten Zeit bedeutend ab.

Das studentische Leben unterschied sich während dieser Zeit kaum von dem ^{Studienleben} auf anderen Universitäten. Dadurch, daß ursprünglich die Studierenden in den ^{um 16. Jahrh.} Burgen wohnen mußten, war die Handhabung der Disziplin verhältnismäßig leicht, wenn auch Ausschreitungen nicht selten vorkamen. Allmählich aber wurde es in größerem Umfange erlaubt, außerhalb der Burgen zu wohnen, besonders als seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Besuch der Hochschule durch Adlige immer mehr zunahm. Tänze und nächtliche Umzüge, übermäßiges Fecken und infolgedessen häufige Händel mit den Bürgern und der Studierenden unter einander gaben fortwährend zu Bestrafungen Anlaß, ohne daß darum freilich eine Besserung eintrat. Das gespannte Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten fand aber ein Ende, als in den sechziger Jahren des Jahrhunderts eine immer wachsende Anzahl „Welscher“, Burgunder, Lothringer und Franzosen vom Adel, die Hochschule besuchten. Ihr übermäßiges Benehmen veranlaßte die alten Feinde zum Zusammenschluß. Die nächste Folge davon war die Einführung des regelrechten Zweikampfs. Der erste, der erwähnt wird (1579), wurde nach deutscher Sitte auf den Hieb ausgefochten, aber bald nahm das französische Duell auf den Stich überhand. Doch zeigt die Aufforderung „den Handel doch fein studentisch auf den Haul auszumachen“, und die Drohung der Universität „daß sie jeden unmachtlich relegieren werde der punctum vorgebe“, was man für rechte studentische Sitte hielt. Wenn man nun, wie berichtet wird, bei diesen Kämpfen zwischen Welschen und Deutschen sich durch Bänder in den Nationalfarben unterschied, so liegt der Schluß nahe, daß die Deutschen da eine gemeinsame Nationalfarbe nicht ergriffen, die Farben ihrer einzelnen Heimatländer trugen und sich so auch landsmannschaftlich von einander geschieden hatten. Bestätigt wird diese Annahme durch ein im Jahre 1595 gegen das Farbentragen erlassenes Verbot, von dem man annehmen muß, daß es geschrundet hat, da es später nicht wiederholt wird.

Die vorhin erwähnte Abnahme der Studentenzahl gegen das Ende des Jahrhunderts wies auf die dringende Nothwendigkeit hin, im Unterricht Reformen vorzunehmen, und wie bei der Gründung der Universität die Artistenfakultät „die Mutter der Hochschule“ gewesen war, so ging sie auch in diesen Bestrebungen mit gutem Beispiel voran. Zunächst suchte sie dem Hauptmangel abzuhelfen, der ungenügenden Vorbereitung für das Studium, die sich allmählich durch die geringen Leistungen der Stadtschulen sehr fühlbar gemacht hatte. Es wurde zu dem Zweck im Jahre 1572 das Pädagogium gegründet, das sich bald zu einer vierklassigen Gelehrtenschule dem gymnasium academicum — ausruht's und die Vorbereitung in den klassischen Sprachen, der Logik, Rhetorik und Poetik übernahm. Die theologische Fakultät folgte zuerst in der Reform, aber auch die beiden anderen schlossen sich an, und mit dem Jahre 1607 war sie in allen Fakultäten vollzogen. In der medizinischen wurde für die Gründung eines Krankenhanfes und eines theatrum

Reformen zu Beginn des 17. Jahrh.

anatomicum geforgt, und im Jahre 1620 wurde ein botanischer Garten angelegt. Bibliotheken wurden errichtet, und zwar nach dem Beispiele der Artistenfakultät, die schon gleich nach der Stiftung der Hochschule den Grund zu der ihren gelegt hatte, für jede Fakultät einzeln.

Alle diese Verbesserungen kamen jedoch der Universität nur wenig zu gute, denn zu derselben Zeit begannen die ersten Bestrebungen der Jesuiten, die Hochschule in ihre Hände zu bekommen. Schon lange vorher, 1577, war der erste Versuch gemacht worden; es lief ein Schreiben von Erzherzog Ferdinand ein, man möchte in Freiburg ein collegium societatis Jesu errichten und mit der Hochschule verbinden, so wie es schon in Ingolstadt geschehen, aber besonders auf Verreiben des Professor Corichius wurde die Summung entschieden abgelehnt. Jetzt, im Jahre 1618, geschah der zweite Versuch durch ein Schreiben des Erzherzogs Maximilian, auch dieser wurde vom Senat kurz zurückgewiesen.

Da erschien der Erzherzog persönlich in Freiburg, und der eingeschüchterte Senat gewährte mehr, als gefordert war: durch die Urkunde vom 16. November 1620 wurden die humanistischen Studien und die Philosophie dem Orden unterstellt und ihm auch die Besetzung zweier theologischer Lehrstühle eingeräumt. Er ging gründlich vor, in kurzer Zeit waren die Lehrstühle, die ihm eingeräumt waren, mit Ordensleuten besetzt, und die bisherigen Inhaber ohne sonderliche Rücksicht entfernt. Die Folgen blieben nicht aus: da der Orden seine Macht auf die ganze Hochschule auszudehnen suchte, nahmen die Streitigkeiten zwischen den geistlichen und weltlichen Lehrern kein Ende. Dazu kamen finanzielle Schwierigkeiten, die teils durch diese Veränderung im Lehrkörper veranlaßt wurden, teils durch die Schrecken der Kriege, die das ganze Jahrhundert hindurch Stadt und Land heimsuchten. Wie Freiburg im dreißigjährigen Kriege gelitten hat, davon giebt uns Grimelshausen im Simplicissimus eine Probe. Die Raubkriege Ludwigs XIV. brachten durch den Nymweger Frieden Freiburg an Frankreich. Die Universität wanderte nach Konstanz

Die Herrschaft der Jesuiten



Die neue Universität.

Abbildung nach Kollins

aus, aber mit Hilfe der Jesuiten gelang es der französischen Regierung, 1684 in Freiburg eine französische Hochschule zu errichten, die nun die Haupteinkünfte der alten Hochschule bezog und so die deutsche schwer schädigte. Diesem unheilvollen Zustande machte der Friede von Nyswil ein Ende. 1698 konnte die Hochschule wieder in Freiburg eröffnet werden. Aber die Ruhe war nur kurz. Als im spanischen Erbfolgekrieg Villars 1715 Freiburg belagerte und trotz hartnäckiger Verteidigung, an der auch die Studentenschaft teilnahm, die Stadt erobert wurde, mußte die Hochschule wieder nach Konstanz übersiedeln und diesmal wäre der Gedanke, sie dauernd dort zu lassen, fast zur That geworden, doch die Gefahr ging vorüber, und 1715 konnten die Vorlesungen wieder in Freiburg beginnen. Aber freilich, die Not war groß, und nur der opferwilligen Unterstützung durch Stadt und Land verdankte die Hochschule ihre Erhaltung. Unter solchen Verhältnissen hatte naturgemäß die Pflege der Wissenschaft schwer zu leiden, und die dringende Notwendigkeit von Reformen machte sich immer mehr fühlbar. Den ersten Anstoß zu einer Umgestaltung des Lehrplans gab ein Schreiben Maria Theresias vom Jahre 1752, dem sich aber anfangs nur die juristische und die medizinische Fakultät fügten. Als Joseph II. die Regierung übernommen hatte, wurde die Reform mit größerem Nachdruck betrieben,

so daß sie wenigstens für die juristische und medizinische Fakultät 1766 vollendet war. Die beiden andern blieben, wie sie waren, und auch mit der 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens in den habsburgischen Ländern war noch nicht alles erreicht. denn jetzt galt es, den Bestrebungen der Benediktiner entgegenzutreten. Zunächst wurde der Versuch, die theologische Fakultät nach Konstanz zu verlegen und dort mit dem Lyceum zu verschmelzen, siegreich zurückgewiesen, und als die Benediktiner dann die Lehrstühle der theologischen und philosophischen Fakultät in ihre Hände zu bringen verachteten, scheiterte auch dies Unternehmen an der Einigkeit unter den Professoren. Da brachen die Koalitionskriege aus, und schwere Verluste trafen die Hochschule. Wenn auch die über den Rhein vordringenden Franzosen teilweise schonend verfahren und der Hochschule keine Kontributionen auferlegten, so begreift man doch den Jubel, mit dem der Erzherzog Karl als Befreier empfangen wurde und die Dankbarkeit, die ihm die Hochschule erwies, indem sie ihn zum rector perpetuus erwählte. Aber die Güter im Elsaß waren vom Nationalkonvent entzogen, und alle Bemühungen in Paris, Raastatt und Regensburg, sie wieder zu erlangen, waren vergebens.

Der im inneren Leben der Hochschule eingetretene Umschwung fällt naturgemäß bei der philosophischen und theologischen Fakultät am meisten ins Auge. Die Naturwissenschaften machen sich jetzt frei von der Abhängigkeit, in der sie bis dahin von der Medizin gestanden hatten; Sammlungen, wie die mineralogische und die zoologische, werden angelegt oder erweitert, ein chemisches Laboratorium wird geschaffen, die Bibliotheken der Fakultäten vereinigen sich zur Universitätsbibliothek, und diese erhält ein eigenes Gebäude. In der philosophischen Fakultät glänzen die Namen Kottek's und Jacobis, des ersten Protestanten auf einem Freiburger Lehrstuhl, der von Josef II. als Professor der schönen Wissenschaften berufen wurde.

Das studentische Leben bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts spiegelt hier wie überall die allgemeinen Verhältnisse wieder. So lange die Jesuiten die Obermacht hatten, beherrschten sie die Studentenschaft durch die Kongregationen, an denen außer den Beamten auch noch das Militär und der Adel teilnahmen. Sie setzten sogar 1757 durch, daß jeder Student zur Kongregation geboren, sodalis sein mußte. An den Hauptfesten mußten die Beichtzettel an den Pedellen abgegeben werden, und wenn dies nicht geschah, so griff der Dekan ein. Mit welcher Rigorosität die Patres vorgingen, zeigt ein von Schreiber in seiner Geschichte der Universität Freiburg angeführtes Beispiel, wonach die Universität ihren ganzen Einfluß aufbieten mußte, damit die Patres nicht durchsetzten, daß für einen verstorbenen Studenten, der in Augsburg mit der Kongregation Differenzen gehabt hatte, die Feier der üblichen Requien durch seine Sodalen verboten wurde. Solche Strenge hatte die Folge, daß sich die Studenten durch Hohn und Spott für den Zwang zu rächen suchten, wie unter anderem die Gründung der Tabackskongregation und die vielen Kagenmusiken zeigen, daß andererseits die Ausschweifungen im geheimen zunahmen, und gemeine Verbrechen wie Diebstähle, ja sogar ein Raubmord in der Sapienz vorkamen. Das Verhältnis der Studenten zur Garnison war recht unerquicklich, konnte auch bei dem unglaublichen Hochmut, mit dem die Soldaten gegen die Studenten auftraten, nicht wohl anders sein, Körperliche Mißhandlungen waren nichts Seltenes und die Universität war trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht im Stande, ihre Angehörigen hinreichend zu beschützen. Trotz alledem zogen auch in den Koalitionskriegen die Studenten freiwillig mit aus, nicht nur zur Verteidigung der Stadt selbst, sondern auch der Rheinlinie.

Nachdem die Hochschule 550 Jahre unter habsburgischer Herrschaft gestanden hatte, fiel sie beim Frieden zu Presburg 1805 an Baden, an das Haus, dem der Erbauer der Stadt entstammte. Der Übergang ging nicht allzu leicht von statten. Die neue Regierung meinte für das kleine Land genüge die eine Universität Heidelberg, und beabsichtigte die Aufhebung der Freiburger Hochschule. Es kostete einen harten, jahrelangen Kampf, und ohne die vereinten Bemühungen aller Professoren wäre es wohl kaum gelungen, die drohende Gefahr abzuwenden, aber es gelang, und die Zeit hat denen Recht gegeben, die mit Ausdauer die Meinung vertraten,

Ausschwung
der Hochschule.

Studentenleben
vor 1800

Die Universität
unter habsburgischer
Herrschaft



Der Münsterplatz mit dem Kaufhaus.

Universität gefeiert werden. Die Alberto-Ludoviciana — den erweiterten Namen trägt sie seit dem 30. Aug. 1820 zu Ehren des Großherzogs Ludwig — sah bei diesem Fest auf die stattliche Zahl von 318 Hörern, und seitdem hat die Zahl von Jahr zu Jahr stetig zugenommen. Nur einmal erfuhr die Zunahme eine Unterbrechung, und zwar in den Kriegsjahren 1870-71, als die Besuchsziffer auf 212 herab sank: zu den großen Kämpfen zogen aus Freiburg 47 Kommilitonen aus, und drei von ihnen fielen auf dem Felde der Ehre; ihr Andenken wurde durch eine am 15. November 1875 in der Aula feierlich enthüllte Gedenktafel geehrt. Von da ab stieg die Zahl der Hörer fortwährend: im Jahre 1881 betrug sie 757, und jetzt hat sie etwa das Vierfache der Zahl von 1857 erreicht. Zu diesem Aufschwung hat vor allem die Freigebigkeit der Regierung beigetragen, die es ermöglichte, sie mit allen Einrichtungen zu versehen, wie sie die moderne Wissenschaft von einer Universität von der Größe Freiburgs fordert, dazu hat aber nicht weniger die Thatfache mitgewirkt, daß die Universität, wie ihr das Haus Osterreich bei seinem Scheiden im Jahre 1805 bezeugte, „sich stets durch Erforschung der Wahrheit und durch Beförderung der Wissenschaften um das Vaterland wohlverdient gemacht habe.“ Zu diesen beiden wichtigen Dingen kommt ein Drittes hinzu, und das ist in unserer Zeit, wo auch das entlegene Freiburg im südwestlichsten Winkel des Reichs ohne Mühe zu erreichen ist, von nicht geringer Bedeutung, seine herrliche Lage, sein mildes und gesundes Klima und seine vorzüglichen städtischen Einrichtungen.

Den schönsten unter den deutschen Universitätsstädten kann Freiburg zu-

gebillt werden; denn, wird es auch an Anmut und Lieblichkeit durch Heidelberg und Bonn überstrahlt, so fehlt diesen doch der großartige Hintergrund, den der Schwarzwald und die Vogesen Freiburg verleihen. Die Stadt selbst bietet mit ihrer vielhundertjährigen Geschichte kein geringeres Interesse als die ganze Gegend, wo der aufmerksame Beobachter überall auf die Spuren alter römischer Kultur trifft. Kirchliche und profane Bauten des Mittelalters und der Renaissance lenken seine Auf-



Manegeplatz vor dem Münster. Freiburg.

Die Stadt.

merkbarkeit auf Schritt und Tritt auf sich; das Münster, das Rathaus, die alte Universität, das Rathaus und eine Menge Privathäuser geben Zeugnis von dem Wohlstande, der in der Stadt im Mittelalter und zu Anfang der neuen Zeit herrschte, und zugleich von der hohen Stufe künstlerischen Sinnes, den ihre Bürger beizogen. Davon zeugt auch die breite Kaiserstraße: sie weist zwar schon eine Menge moderner und modernisierter Bauten auf, wer aber genauer hinsieht, findet überall Reste alter Baukunst, die manchmal einen wunderlichen Gegensatz zu dem sonstigen Charakter der Straße bilden. Mehr noch hat sich natürlich das Alterthümliche in den Nebenstraßen und in den Gassen erhalten. Um die Altstadt schlingt sich ein Kranz von sorgfältig gepflegten und goldmackvollen Anlagen, in denen das milde Klima ein üppiges Gedränge prächtiger Bäume und Sträucher erlaubt die wir sonst im freien in unserem Vaterlande zu finden nicht gewohnt sind. In weiterem Kreise, der nur im Westen, nach der Rheinebene hin, unterbrochen ist, wird die Stadt von unzähligen Villen umrahmt. Wer Schöneres sehen will, steigt den Schloßberg hinauf, an Dattlers Weinwirtschaft vorbei, durch Rebberge und gärtnerische Anlagen, bis auf die Höhe, wendet er dann den Blick nach Westen, so liegt die weite Rheinebene vor ihm: zu seinen Füßen die Stadt aus der das riesige Münster, alles beherrschend, emporragt; das Martinsbor und das Schwabenthor weisen den Weg nach Basel und ins Hölenthal; rechts und links, am Fuße des Schwarzwalds ein Weinberg neben dem andern, und darunter die Weindörfer, die für den Freiburger Studenten das Bierdorf vertreten, der Anblick von Heitersheim und Denzlingen erweckt den Gedanken an manchen guten Tropfen, der hier und noch weit über beide hinaus goldschenkelt wird. Auch der einiam aus der Ebene hervorragende Kaiserstuhl, zu dessen beiden Seiten der Rhein hervorbricht, zieht nicht bloß



Gesamtansicht vom Schloßberg aus.

Das Auge auf sich, sondern erregt auch die Sehnsucht nach Jbrungen und Rothweiler und ihren feurigen Gewächsen. Dahinter erhebt sich endlich, das Bild begrenzend, die gewaltige Kette der Vogesen vom Velforter Loch bis nordwärts zu den Bergen zwischen Schleifstadt und Straßburg. Nur einzelne ragen aus der Masse höher empor, im Süden der Veltzen und gerade vor uns die Hohneck. Es mag manchen ebenso schönen Blick im Reich geben, um so billigen Preis eine Viertelstunde gemächlichen Steigens, wohl keinen. Wollen wir eine halbe Stunde daran wenden und uns vom Schloßberg auf den Forettsberg begeben, so liegt — allerdings etwas weiter entfernt — wieder die vom Münster überragte Stadt vor uns, dahinter aber erhebt sich in seiner vollen Majestät der Schwarzwald. Hoch über dem Schloßberg steigt der Vogelskopf empor, und auf der Höhe grüßen St. Peter und St. Märzen. Steil und von tiefen Schluchten durchschnitten fällt die Bergmasse zum Dreisamthal ab, überall in dunkles Tannenarum gekleidet. Gerade vor uns scheidet die Masse des Brombeerkopfes das Dreisamthal von dem des Bchters, in grünen Wiesen liegt dort Gunthersthal. Das Thal aufwärts sperrt der mächtige Schaumsland den Blick.

Daß die landschaftlichen Reize des Dreisganges gar manchen anlocken, im Sommersemester in Freiburg zu verbringen, ist erklärlich, und doch ist Freiburg weniger „Sommeruniversität“, als man allgemein glaubt. Wer im Sommer kam, kommt meist auch im Winter wieder, und er wird in seinen Erwartungen nicht getäuscht denn die Natur ist auch im Winter schön, und die Stadt bietet Fortbewegungen genug, sei

Anfänge
des Verbin-
dungs-
lebens



Sankt-etthal

es im Theater und in den Kon-
zerten, sei es in dem ungezwun-
genen Familienverkehr, zu dem
hier der Zutritt in gleicher Weise
dem Nichtkorporierten wie dem
Verbindungsstudenten offen steht.

Das Verbindungsleben in
seinem heutigen Sinne begann
in Freiburg erst, seitdem es zu
Baden gefallen war. Daß freilich
Landsmannschaften in der
ersten Zeit der Hochschule be-
standen haben, scheint außer
Zweifel; denn wenn schon die
Professoren, wie oben erwähnt
nach ihrer Landsmannschaft sich

gegenüber traten, um wieviel mehr ist dies von den Studenten anzunehmen, für die der
praktische Nutzen eines solchen Zusammenhaltes ja offen vor Augen lag. Aus der That-
sache, daß unter den Professoren der theologischen Fakultät sich Schwaben und Rhein-
länder gegenüber standen, läßt sich sogar auf das Bestehen einer schwäbischen und einer
rheinischen Landsmannschaft schließen, und es scheint kein bloßer Zufall zu sein, daß
die beiden ersten zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründeten Landsmannschaften die
Namen Rhemania und Suevia führen. Von diesen that sich zuerst, im Winter 1812, 13,
die Rhemania (blau weiß rot, auf, die anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen
hatte, da besonders der ästhetische Verein Concordia auf die besseren Elemente der
Studentenschaft eine große Anziehungskraft ausübte, und sie für das Fehlen auf sich
selbst angewiesen war. Erst das Jahr 1815 brachte eine gedenkliche Entwicklung
des landsmannschaftlichen Lebens, indem zunächst die Rhemania inferior, die eine
zeitlang neben ihr bestand, in ihr aufging, und zwei neue Landsmannschaften ent-
standen, die Suevia (schwarz-gelb-blau) und die Helvetia (rot-weiß-grün), zu gleicher
Zeit nahmen alle drei den Namen Corps an. Doch erhielt sich daneben die Be-
zeichnung Landsmannschaft im Gebrauch, bis diese, als auch in Freiburg die burschen-
schaftliche Bewegung sich geltend machte, dem neuen Namen endgiltig wich. Der
Versuch, den Tübinger und Erlanger Burschenschaftler machten, eine allgemeine
Burschenschaft zu stiften, mißlang zuerst, da sich in einer zu dem Zweck veranstalteten
Versammlung die Mehrzahl für das Corps erklärte. Doch hielten die burschenschaftlich
Gesinnten in einem Verein zusammen, und im W. S. 1818/19 gelang ihnen mit einer
Anzahl bisheriger Angehöriger der Corps die Gründung einer Burschenschaft die sich
„Germania“ nannte. Wohl hier-

Die heutigen
Korporationen

durch veranlaßt, hielten es die
beiden Corps Rhemania und
Suevia für angezeigt, sich zu
verschmelzen. Zwar erschienen
von 1820 an die drei Corps
wieder, auch wurde ein Comment
vereinbart, und ein neues Corps
Allomania zeigte seine Farben;
aber die Zeitverhältnisse waren
der gedenklichen Entwicklung
des Verbindungsleben das na-
mentlich infolge der Jahrevo-
lution unter drei Eindrücken re-
formatorischer Tendenzen zu leiden
hatte, wenig günstig. Mehrfache



Tei Wädje

Suspensionen erfolgten, eine Zeit lang waren alle Verbindungen aufgelöst, und erst 1850 gelang es der Rhemania und Suevia, sich wieder zu konstituieren. Beide Corps besaßen noch heute mit ihren alten Farben, und zu ihnen ist als drittes im Jahre 1876 die Hasso-Borussia (weiß-rot-schwarz-weiß) hinzugegetreten.

In derselben Zeit, in der die Corps wieder entstanden, gewann auch die Burschenschaft die vorübergehend in den vierziger Jahren als „Arminia“ vertreten war, in Freiburg neuen Boden, und zwar that sich am 5. Juni 1851 die „Teutonia“ auf, mit dem ausgesprochenen Zweck, ein Gegengewicht gegen die auch hier angestrebte Suprematie der Corps zu schaffen. Ihr schloß sich zu gemeinsamem Auftreten gegen die Corps in den sechziger Jahren der akademische Verein Alemannia an, der dann am 24. Januar 1879 als Burschenschaft Alemannia (blau-weiß-grün) dem D. C. betrat. In den siebziger Jahren that sich eine neue Burschenschaft Franconia (rosa-weiß-moosgrün) auf, und neuerdings ist als vierte Burschenschaft die Sapo-Silesia (schwarz-weiß-schwarz) hinzugekommen. Diese 1885 als Septentrionia gegründete Verbindung hat bis 1898 als Landsmannschaft dem Coburger L. C. angehört, der jetzt in Freiburg nur durch die aus einem pharmaceutischen Verein hervorgegangene Limbria (rot-weiß-blau) vertreten ist. An akademischen Turnvereinen, zählt die Hochschule drei, die Albertia (hellblau-weiß-dunkelblau), die jetzt suspendierte Guestphalia (dunkelgrün-weiß-schwarz), die früher als Badenia dem Goslarer C. C. angehört hatte, und die seit Pfingsten 1899 aus dem V. C. ausgetretene freie Turnerschaft Marcomannia (rot-weiß-gold). Nicht farbentragende Verbindungen mit unbedingter Satisfaktion sind die Albingia und die Cheruscia. Von den katholischen Verbindungen führt die 1875 gestiftete Hercynia die Farben violett-gold-rot, während die Brisgavia ihre Farben (grün-gold-rot) nicht trägt.





1477.

Meichens liebe wabt rebenkatz
han wiesn einen Cornelium bescht.
(Tübinger Stammbuchens n. J. 1618)

Während es in der Mitte dieses Jahrhunderts noch eine große Anzahl von Universitätsstädten gab, in denen der Bürger die Hochschule und ihre Angehörigen als den wichtigsten Gegenstand seines Interesses zu betrachten gewohnt war, läßt sich das jetzt, am Schlusse des Jahrhunderts, nur noch von wenigen sagen. Zu diesen wenigen gehört das alte Tübingen, und hier möchte man fast behaupten, daß das Verhältnis umgekehrt ist: denn die Zahl der Studierenden ist hier verglichen mit der Zahl der übrigen Bewohner immer größer geworden, und den Mittelpunkt des ganzen Tübinger Lebens und Treibens bildet heute mehr als je die Hochschule, wenn auch zum Wachstum der Stadt der Aufschwung des Handels und des Gewerbes das Seinige beigetragen hat. Wir werden später sehen, daß der Hauptgrund für das Aufblühen der Hochschule in ihrer glücklichen Entwicklung selbst, besonders in diesem Jahrhundert, liegt, aber sicherlich ist auch die herrliche Lage der Stadt und ihre für den Naturfreund an landschaftlicher Schönheit unererschöpfliche Umgegend von Einfluß auf den gedeihlichen Aufschwung der Universität gewesen.

Überragt von dem mächtigen Schloß, das aus dem Felsen selbst hervorzuwachsen scheint, liegt die Stadt auf einem Höhenrücken zwischen Neckar und Ammer, in die beiden Täler hinabsteigend und über beide Flüsse hinauswachsend. Zwar sind die Straßen und Gassen der Altstadt eng und krumm, aber wo sie durchwandelt, fühlt sich angeheimelt von den altertümlichen Bauten, die auf ihn herabschauen, und hebt seinen Blick bewundernd und staunend, wenn er zum ersten Mal an dem Rathaus mit seiner prächtigen facade, an der Stiftskirche, dem Pflögghof und dem Konvikt vorbeikommt. Andererseits würden die breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen der neuen Stadtteile, die wohlgepflegten Anlagen auf dem Österberg und



Landschaftl.
Lage.

Rathaus.

im Botanischen Garten, die schattigen Alleen des Währds, in denen im Sommer die Stadt- und die Militärkapelle ihre Weisen ertönen lassen und „ganz Tübingen“ versammeln, auch Städten von viel größerer Einwohnerzahl zur Zierde gereichen. Für den rechten Tübinger Student gibt es freilich stärkere Anziehungspunkte, und das sind vor allem die Bierdörfer, an denen hier kein Mangel ist; sie bieten ihm nicht bloß guten Stoff, sondern erfreuen auch sein Auge durch ihre schöne Lage und die Aus-



J. Bährer's Oberbühnenstrasse

D. Güllert, Weiler.

Unterjägerbüchel.

sicht, die sie gewähren. Die mit Vorliebe besuchten sind Lufschau und Hirschau und die vier lateinischen: „harum rerum, quoniam, tumulus, calami mons.“ Kommen Tage, an denen ihm weniger an materiellen Genüssen gelegen ist — es giebt auch im Burschenleben solche Augenblicke —, dann begiebt er sich nach Webenhausen, Schwarzlöcher oder Niedere, oder er ersteigt die Eberhardhöhe, wo sich ihm südwärts der Blick auf die Mauer der Alp darbietet von der Teck bis zu dem Heuberge und den blauen Bergen des Schwarzwalds. Aus der zackigen Mauer springen kühn hervor mit Burgen gekrönt der Neuffen, die Achalm und der Zollern. Zu seinen Füßen liegt das weite Thal, vom Neckar und von der Ammer durchflossen, und daraus erhebt sich das alte Tübingen mit seinem Schloß und den Kirchen. Nordwärts schweift der Blick über das Laubmeer des Schönbuschs. Folgt aber der Student an kollegfreien Tagen oder etwa in den Pfingstferien den Worten Ahlands, des Tübinger Sängers:

Darum, Freunde, will ich reisen,
Weiset Straße mir und Ziel!

dann möchte wohl auch eine längere Reihe von Semestern kaum ausreichen, die Fülle dessen, was ihm an Ausflugspunkten geboten wird, zu erschöpfen. In kurzer Zeit erreicht er Rottenburg und Reutlingen, die Achalm und den Tüchtenstein, die Nebelhöhle, den Hohenzollern, Urach und den Hohenneuffen, die Teck u. s. f.

Alle diese Vorzüge Tübingens kann der Student auch bei bescheidenem Wechsel genießen. Die Wohnungsmiete beträgt im Semester für ein Zimmer 50—80 Mk., ein solches mit Kabinett kostet 80—120 Mk. Guten Mittagstisch findet man bei nicht zu hohen An-

Wirtschaftliche
Verhältnisse

sprüchen schon für 60 Pf. bis 1 Mk., entweder in Privathäusern oder in den Gasthöfen, von denen das „Wirtshaus zum Lamm“, „der goldene Ochse“, „die Traube“ und „Prinz Karl“ die bekanntesten sind. Den günstigen äußeren Verhältnissen entspricht die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Universität, und beide zusammen haben im Verein mit einer ruhmreichen Vergangenheit bewirkt, daß in letzter Zeit der Besuch, der im



J. Bährer's Oberbühnenstrasse

Ansicht von Westen.

S. S. 1899) die stattliche Zahl von 1525 Studenten aufzureißen hatte, so erfreulich geworden ist

Gründung der
Universität.

„So haben wir in der guten Meinung helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt ohnerfichtlich geschöpft werden mag tröstlich und heilsam Weisheit zu Erlösung des verderblichen Feuers menschlicher Ohnvernunft und Blindheit, uns auserwählt und fargenommen, ein hoch gemein Schul und Universität in unrer Statt Tübingen zu stiften und uffzurichten.“

Mit diesen Worten giebt Graf Eberhard im Bart das Ziel an, nach dem die von ihm am 7. Oktober 1477 gegründete Hochschule in Tübingen streben sollte, ein Ziel, das dem Gedankenkreise des damals überall Boden gewinnenden Humanismus entspricht. Wir finden denn auch unter denjenigen Männern, die ihm bei seinem Unternehmen ratend zur Seite standen, Reuchlin, der sich im Jahre 1481

Der
Humanismus.

als Anwalt in Tübingen niederließ und Vorlesungen zu halten beabsichtigte, aber freilich schon nach einem Jahre die Stadt wieder verließ. Als es dann im Jahre 1522 gelang, Reuchlin als Lehrer für die Hochschule zu gewinnen, war die Freude darüber nur kurz, er starb noch im selben Jahre. Ebenso lehrte Melancthon, der im Jahre 1511 nach Tübingen kam, dort nur bis 1518, er folgte einem Rufe nach Wittenberg. Und wie die Zeit dieser beiden Männer in Tübingen nur kurz war, sollte auch an der Hochschule der Humanismus seine Herrschaft nicht lange ausüben. Die Theologie gelangte, wie überall, so auch hier, bald zur Macht, und in wie hohem Grade und wie einseitig sie diese auszuüben wußte, werden wir bei mehr als einer Gelegenheit sehen.



Die Reformation.

Schloß und Alleenbrücke

Die Reformation wurde 1554 von Herzog Ulrich, wenn auch nicht ohne Widerstand Einzelner doch leicht durchgeführt und an diese schließt sich die Gründung zweier, mit der Hochschule eng verbundener Anstalten an, von denen die eine, das 1559 gegründete Stift, dessen Mitglieder zuerst in der Curie, dann im früheren Augustinerkloster untergebracht wurden, durch die in ihm ausgebildeten Männer den Ruhm Tübingens in die

ganze Welt tragen sollte. Wie das Stift dem Lande Theologen, so sollte ihm das Collegium illustre, wie es später genannt wurde, Beamte ausbilden. Der Entschluß zu seiner Gründung wurde 1559 gefaßt, und 1592 wurde, da das ursprünglich dazu ausersehene Bartholomäuskloster sich als kaufällig erwies, ein prächtiges Gebäude vollendet und in Herzog Ludwigs Gegenwart eingeweiht. Aber das, was der Gründer gewollt hatte, wurde in dem neuen Gebäude nicht ausgeführt. Die Anstalt, die als Beamten-teminar gedacht war wurde trotz aller Bitten der Landschaft eine Pensionsanstalt für den fremden höheren Adel. Indessen hat es zur Zeit seiner Blüte, die es um 1600 erreichte, nicht wenig zum äußern Glanz der Hochschule beigetragen. Der dreißigjährige Krieg brachte auch dem Collegium illustre Verderben, zwar wurde es nach dem Kriege wieder errichtet aber es hat vordem bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1816 den alten Glanz nicht wieder erlangen können.

Die theologische
Schulung.

Auf der Universität selbst war die theologische Fakultät Allenbergscherrin, neben ihr hatte wohl die juristische etwas Ansehen, aber von ihren fünf Mitgliedern lehrten drei die geistlichen Rechte und zwei die weltlichen, und jene drei waren Gelehrte und Doktoren der heiligen Schrift. Die medizinische und die Artistenfakultät, welche letztere den anderen geradezu untergeordnet war hatten wenig zu

bedeuten; wie weit aber der Einfluß der theologischen Fakultät auch außerhald der Hochschule reichte, das zeigte sich mit besonderer Deutlichkeit beim Ausbruch der verhängnisvollen böhmischen Unruhen. In Gemeinschaft mit den Prälaten und den Landständen hat ihr Einfluß es zustande gebracht, daß Herzog Johann Friedrich die Ausführung seines Wunsches, den Protestanten zu Hilfe zu kommen, aufgab.

Über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studenten jener Zeit ist uns manches Interessante in den von N. v. Mohl veröffentlichten Senatsprotokollen der Universität erhalten. Aus den vergilbten Akten blickt dem Leser das lebensvolle Bild eines kraftvollen, übermütigen, freilich auch rohen Studentenlebens entgegen, das den alten Herren vom Tübinger Senat viel zu schaffen machte, und dem sie vergebens durch immer erneute Verordnungen zu steuern suchten. Am meisten Kopfzerbrechen verursachte ihnen anscheinend die damals grassierende Sucht der Studenten, ^{Studentenleben im 16. Jhd.} sich auffallend und prunkvoll zu kleiden, wiederholt scharf ein herzogliches Reskript dem Senate ein, er solle darauf achten, daß die Gejeße hinsichtlich der Kleidung der Studierenden besser gehalten werden, weil es „offenbar und landeskundig sei, daß man an Kleidungen und Weer mit wissen moge, welcher ein Student, Landesknecht oder Handwerksgefell sei“. Der Kleidung, die ein Senatsbeschuß als „unfätig und kriegerisch“ bezeichnet, entsprach vielfach eine wenig ehrbare oft recht lüderliche Lebensweise, in einem Reskript, d. d. Stuttgart 14. April 1547, beklagt sich Herzog Ulrich, daß den Statuten „so gar wenig geleyt und nachkommen werde, sondern sich iezo eine Zeit lang her bei nacht vill ungepürlich, leichtwertig, üppig und schandlich ompfen zugetragen.“ Von Händeln der Studenten mit den Bürgern oder den Weingartschützen, die zu blutigen Schlägereien führen und mit der Verurteilung der beteiligten Studierenden zu Karzerstrafen enden, lesen wir fast auf jeder Seite, auch von schurrigen und ganz tollsten Einfällen, wie sie eben nur Studenten haben können, wissen die Blätter zu erzählen: am 4. Juli 1557 beschließt der Senat, Jörg von Hanau auf 8 Tage und M. Kalt auf 10 Tage bei Wasser und Brot ins Karzer zu legen, weil „sie wöllten einander die Finger abschneiden und darumb spielen.“ Ein närrischer Kanz scheint auch der M. Roß gewesen zu sein, der dem Senat angezeigt wird, weil er bei Nacht mit einem Schweinepieß gegangen sei und den ihm begegnenden M. Heller damit habe schlagen wollen, überhaupt halte sich derselbe „ungepürlich im Fochen, lege in allem Luder, schreie und höse manchmal die Füß zum Fenster aus.“ Auffallend, aber aus den damaligen Zeitverhältnissen durchaus erklärlich ist die häufige Erwähnung von verheirateten Studenten, so wird beschloffen, einen Studenten, welcher „großen Nachtlärmen“ mache, sich häufig betranke und keine Vorlesungen besuche, zwar in Betracht seiner braven Frau und Kinder nicht härter zu bestrafen, doch aber ihm vor dem Senate eine ernste Ermahnung zur Besserung zu erteilen; unter dem 21. Juli 1559 wird Stud. Thalhammer auf Fürbitte seiner Hausfrau und anderer zum Herrenstande Gehoriger aus dem Carcer entlassen, unter der Bedingung, vor dem Senate an Eidesstatt Besserung zu geloben. In dem Emerlei der wegen Körperverletzung, lüderlichen Lebens und ähnlicher Dinge verhängten Strafen fällt uns ein Protokoll vom 10. Juni 1584 besonders in die Augen, wonach der Senat einer Anzahl von Studenten acht Tage Carcer diktiert, „weil sie die vorüberfahrenden Kötzer verziert“, eine Notiz, die uns um so mehr interessiert weil wir wissen, daß noch in diesem Sommer (1899) - wohl zum letzten Mal - das „Jokete sperrt . . .!“ erklingen ist.

Wir können uns eines Laichels nicht erwehren wenn wir sehen, wie hilflos der Senat all dem Übermut der Studenten gegenüber steht, wie er an die Eltern schreibt wie Klagen an ihn einlaufen von den Eltern, von fremden Stadtbehörden, vom Obervogt von Tübingen, von Bürgern der Stadt, vom Herzoge selbst, der vor dem Cäm in den Straßen der Stadt die ganze Nacht nicht hat schlafen können, wie er schließlich verzweifelt eingesteht „daß die neuen Statuten, die Wahheit zu vermelden, nicht konnten gehalten werden“. Freilich müssen wir uns wenn wir aus diesen Strafprotokollen und Verboten ein Bild des damaligen Tübinger Studenten-



Tübingen um 1700.

(Nach einem Stich von Adriaen Vandeney.)

lebens rekonstruieren wollen, gegenwärtig halten, daß das Resultat der Wirklichkeit nur halb entspricht, denn naturgemäß ist in ihnen von dem, was in ehrlichem Streben an angestrengter Arbeit geleistet wurde, nichts enthalten.

Einfluß des
30-jährigen
Krieges.

Der dreißigjährige Krieg brachte in seiner ersten Hälfte, wie dem ganzen Lande Württemberg, so auch der Stadt und der Hochschule nicht übermäßigen Schaden, um so furchtbarer aber waren die Verheerungen nach der Wördlinger Schlacht. Im Jahre 1637 wurde die Bibliothek nach München übergeführt, und unter den Drangsalen des Krieges nahm die Zahl der Studierenden in erschreckendem Maße ab, die durch Flucht oder Tod der Lehrer verwaisten Lehrstühle blieben unbesetzt, so daß, als der Krieg endlich ausgerottet hatte, der Zustand der Hochschule hoffnungslos schien.

Dennoch erholte sie sich Dank der Fürsorge Herzog Eberhards III. sehr schnell, und wieder waren es besonders die theologische und die juristische Fakultät, die bald ihr früheres Ansehen erreichten. Doch nimmt jetzt auch die medizinische Fakultät an dem allgemeinen Aufschwung teil, nur für die philosophische war die Zeit noch nicht gekommen. Eine längere Friedenszeit war diesen Fortschritten günstig, und als in den Rankenkriegen Ludwigs XIV. in den Jahren 1688 und 1697 Stadt und Hochschule schwer bedrückt schienen, gelang es dem gewandten Ausrücker Ostenders, die Gefahr abzuwenden. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts trat auch ein Aufschwung der Naturwissenschaft ein, und dieser, sowie die außerordentlich geringe Anzahl der Studierenden 3000, wiesen nachdrücklich darauf hin, daß es an manchen Dingen, an einem Observatorium, einer guten Bibliothek und vielem andern fehle, um mit Aussicht auf Erfolg den Wettbewerb mit andern Hochschulen aufnehmen zu können. Der Herzog Karl Alexander nahm sich der Sache an, Gutachten wurden eingeholt und Pläne entworfen, aber der Mangel an Geld und Karl Alexanders Tod schienen das Werk zum Scheitern zu bringen. Da griff der neue Herzog Karl Eugen persönlich ein; er erschien selbst in Tübingen, wachte durch Erlasse die Landesländer zu zwingen, in Tübingen zu studieren und legte den Grund zu den Anträgen der Staatsprüfungen. Ein Observatorium wird gebaut, Mittel zur Erweiterung der Bibliothek werden zuwege gebracht, ein chemisches Laboratorium entsteht, und das Universitätsgebäude renoviert. Der Herzog läßt sich mehrere Jahre hinterher zum Rektor wählen, zu den großen Festlichkeiten, die er bei seiner häufigen Anwesenheit in Tübingen veranstaltet werden Professoren und Studenten eingeladen, er

Herzog
Karl Eugen

nimmt selbst an den Prüfungen teil. Die Aussichten für die Zukunft der Hochschule waren glänzend. Da trat plötzlich der Umschwung ein. Der Eifer des Herzogs erkaltete auf einmal, ihm kam der Gedanke, daß es leichter sein werde, etwas ganz neues zu schaffen, als schwere Mühe darauf zu verwenden, Altes zu verbessern, ohne doch gewisse Aussicht auf Erfolg zu haben. Er erweiterte die militärische Schule auf Solitude, verlegte sie nach Stuttgart und ließ ihr vom Kaiser die Rechte einer Hochschule verliehen. Die Wirkungen zeigten sich in Tübingen sofort. Die medizinische und juristische Fakultät waren dem Eingeben nahe; nur die theologische konnte sich halten, da die hohe Karlschule keine solche hatte. Von einem Fortbestehen der Universität konnte keine Rede sein; das Herabsinken zu einer theologischen Spezialschule schien unausbleiblich, die Zahl der Studierenden betrug nur noch 200. Da starb Karl Eugen (1795), und sein Nachfolger, Ludwig Eugen, hob die Karlschule auf. Tübingen atmete auf, das Bestehen der Universität war wieder gesichert.

Gründung der
Karlschule

Zur selben Zeit etwa fanden die Ideen der französischen Revolution unter der Studentenschaft Tübingens Eingang und Anklang. Wenn auch die Überlieferung von dem Freiheitsbaum, der auf dem Markte aufgepflanzt worden sein soll, ein Märchen ist, so steht es doch außer allem Zweifel, daß Männer wie Hegel, Schelling und Hölderlin von den neuen Ideen stark ergriffen wurden. Auch die äußeren Wirkungen der Revolution gingen an Tübingen nicht spurlos vorüber. Stadt und Land hatten in den Koalitionskriegen schwer zu leiden, besonders als im Jahre 1796 Moreau über den Rhein gegangen und in Schwaben eingedrungen war. Im wissenschaftlichen Leben aber machte jetzt die Philosophie Kants ihren Einfluß geltend. Die theologische Fakultät erhielt durch den aus der philosophischen hervorgegangenen Begründer der älteren theologischen Tübinger Schule, Storr, neues Leben, und in der medizinischen begann eine neue und bessere Zeit, besonders durch Autenrieths Wirken. Der lange und dringend gewünschte Bau eines Krankenhauses wurde endlich ausgeführt, und der Botanische Garten wurde erweitert, so daß er nicht nur den Bedürfnissen der Wissenschaft genügte, sondern auch eine Zierde der Stadt wurde.

Einwirkung
der franz.
Revolution

Inzwischen aber hatten sich die politischen Verhältnisse des Landes gewaltig verändert. Durch die napoleonischen Kriege war das Gebiet Württembergs bedeutend vergrößert worden, und der Herrscher hatte den Königstitel erhalten. Die mit dieser Änderung verbundene Aufhebung der alten Verfassung des Landes hatte zunächst für die Universität schwere Folgen. Es schien um ihre Selbständigkeit geschehen zu sein. Die bisher autonome Hochschule wurde eine Staatsanstalt mit dem Kurator als Vorsteher, durch dessen Einsetzung der Kanzler überflüssig wurde, wenn auch sein Name blieb; die Befugnisse des Rektors wurden auf den Vorstz im Senate beschränkt. Die eigene Gerichtsbarkeit wurde mit den anderen Vorrechten aufgehoben, dem Senat wurde das Recht, nach eigener Wahl die Lehrstühle zu besetzen, genommen, Lehrer der Universität durften keine Berufung ins Ausland keine akademische Würde von einer anderen Universität annehmen. Wer in Württemberg angestellt sein wollte, mußte mindestens zwei Jahre in Tübingen studieren, später wurde sogar württembergischen Unterthanen der Besuch einer ausländischen Universität überhaupt verboten. Diese harten Bestimmungen haben indes nur kurze Zeit bestanden, die neue Verfassung des Jahres 1819 brachte eine endgiltige Ordnung der Verhältnisse und mildere Bedingungen.

Dieselbe Zeit führte aber auch als Folge der Befreiungskriege wie auf allen deutschen Hochschulen eine vollständige Umgestaltung des Verbindungslebens in Tübingen herbei. In festen Korporationen Landsmannschaften und Orden schienen sich die Tübinger Studenten erst sehr spät zusammengeschlossen zu haben. Zwar wird im Jahre 1579 erwähnt, daß sich die Polen gemeinlich beschwerten, weil einer ihrer Landsleute erschlagen war, und 1581) ist einmal von einem „Kränklein“ ein andermal von einem Schmans, den sechs Sachsen gefeiert haben die Rede. Daß Landsleute sich bei solchen Gelegenheiten für den gerade vorliegenden Fall zusammenfanden, ist natürlich, berechtigt indessen nicht zu dem Schluß auf die Existenz von

Die Studien u
Landmann
schaften.

dauernden Verbindungen. Der Ulmischenorden wurde 1780 von relogierten Jenensern wie auf andere Hochschulen so auch nach Tübingen verpflanzt, fand aber keinen zugänglichen Boden und ging bald ein. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aber haben wir sichere Nachrichten über folgende Landsmannschaften. Schon vor 1805 entstand eine Ulmia, aus der die Danubia (schwarz-weiß) hervorging, kurz darauf finden wir eine Hohenlohia (blau-weiß-orange), eine Suevia (schwarz-rot), Württembergia (schwarz-weiß-gelb), Fidelity, Helvetia und Allemannia (blau-rot). Nachdem dann im Jahre 1814 die S. 94 erwähnte Burschenschaft Teutonia entstanden war, wurde nach Beendigung der Freiheitskriege, zum Teil von Mülkämpfern am 12. Dezember 1816 eine Gesellschaft gegründet, die sich gegen die bestehenden Landsmannschaften richtete und zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Studierenden, zur Vermeidung der Duelle, zur Aufrechterhaltung der Moralität und der Ordnung die Einrichtung eines Ehrengerichts beschloß, dem alle Studenten unterworfen sein sollten.

Die Burschen
schaft

Die neue Vereinigung nahm zunächst noch nicht den Namen Burschenschaft an, sondern nannte sich „Arminia“ und trug die Farben schwarz-blau. Ihre Bestrebungen fanden vielfach Anklang, auch bei den Landsmannschaften, die sich ihr teils, wie die Württembergia, völlig angeschlossen, teils wenigstens an der Wahl des Ehrengerichts teilnahmen. Indessen ließen Untersuchungen seitens der Behörden sowie die durch zahlreiche Duelle zum Austrag gebrachten Streitigkeiten mit der feindlich gesinnten Landsmannschaft Suevia es nicht zu einem rechten Ausblühen der Burschenschaft kommen; erst die von dem Wartburgfest am 18. Oktober 1817 ausgehende Bewegung führte der burschenschaftlichen Sache neue Kräfte zu und gab den Anlaß zur Gründung der „Germania“, die sich der „allgemeinen deutschen Burschenschaft“ anschloß und die Farben schwarz-rot-gold annahm. Im W. S. 1818/19 kam es infolge unaufhörlicher Reibereien mit der Suevia, die sich meist auf der sogenannten Büchsenkneipe am Herrenberger Weg abspielten, zu einer Verurteilung, doch trat durch die berühmte „Eufmanns Schlacht“ am 8. März 1819, welche die Studenten zu gemeinsamem Kampf gegen die Bayern vereinte, eine vollständige Wendung ein. Eine „Comitobandung“, an deren Spitze die Burschenschaft stand, vereinigte Burschenschaft und Corps. Aber schon wenige Tage nach der glänzenden gemeinsamen Feier des Waterlooestes am 18. Juni begannen die Untersuchungen wegen hochverrätherischer Umtriebe, und am 22. Dezember hob die Regierung die Burschenschaft auf. Doch wurden die Bestimmungen der Karlsbader Beschlüsse so milde gehandhabt, daß der „Burschenverein“ sogar die Bestätigung der Regierung erhielt, und erst im W. S. 1825/26 boten Streitigkeiten zwischen der Burschenschaft und den Corps eine Handhabe, um alle Verbindungen ohne Ausnahme aufzuheben. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1831, wo ein Tumult der Studentenschaft Gelegenheit gab, an der Wiederherstellung der Ordnung mitzuwirken. Die Burschenschaft trat jetzt wieder offen auf. Dann folgte nach dem Frankfurter Putz im Jahre 1835 eine schwere Zeit für die Korporationen, und auch der S. C., der sich in den dreißiger Jahren aus der Franconia (moosgrün-rot), der Rheinania (blau-weiß-rot), der Guessthalia (grün-weiß-schwarz) und der Suevia (schwarz-weiß-rot) zusammensetzte, sah sich zu vorübergehender Auflösung genötigt.

Erst Ende der vierziger Jahre trat eine Wendung zum Bessern ein. Die Burschenschaft, die 1836 von Mitgliedern der Gesellschaft „Germania“ wieder aufgebaut war und die alte Stammstadt der Tübinger Burschenschaft, die „Eifelter“, als Kneipe erwählte, konnte es nach und nach wagen, öffentlich aufzutreten. Sie mußte sich freilich 1855 nochmals auflösen, weil sie, wie die Königlich-Preussische Verordnung hegte, „zu politischen Zwecken mißbraucht und hierdurch die öffentliche Ordnung gefährdet“ wurde, konnte indessen schon im nächsten W. S., wenn auch ohne die äußeren Formen einer Verbindung, im geheimen fortgesetzt werden. 1857 nahm sie den Namen „Tubingia“ und die Farben blau-weiß-gold an. Zwischen den Tübinger Korporationen herrschte eine zeitlang das beste Einvernehmen, bis 1857 die Corps das beherrschende Comitobverhältnis lösten; seitdem paarte die Burschenschaft mit den beiden Landsmannschaften, von denen die Ulmia (schwarz-weiß-gelb) am 6. November 1840, die Schibellinia

Die beiden
Korporationen

(schwarz-gold-grün) am 22. Februar 1845 gestiftet war. Die Ulma trat 1861 zum S. C. über, suspendierte aber nach kurzem Bestehen als Corps, und that sich 1879 wieder als Landsmannschaft auf. Ulma gehört jetzt dem Coburger L. C. an, während Ghibellinia mit zu den Landsmannschaften zählt, die, wie S. 155 erwähnt wurde, aus dem L. C. ausgeschieden. Der D. C. besteht jetzt aus der Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold), die diesen Namen seit der am 5. Januar 1865 anlässlich des Thronwechsels in Württemberg von seiten der Regierung erfolgten Anerkennung führte, und der 1877 als schwarze Verbindung mit unbedingter Satisfaktion und eigenen Waffen gegründeten Derendingia — so genannt von dem Bierdorf Derendingen —, die seit dem W. S. 1896/97 dem A. D. C. angehört und die Farben rot-silber-blau und schwarze Mützen trägt. Von den obengenannten Corps bestehen noch heute die Franconia, Rhenania und Suevia; zu ihnen ist 1877 die ursprünglich am 22. November 1870, als Verbindung gestiftete Borussia (schwarzweißschwarz) hinzuge treten. Dauernder und in stärkerem Maße als an anderen Univeritäten haben sich in Tübingen solche Verbindungen Einfluss und Anhang bewahrt, die progressivsten Anschauungen huldigen. Schon in den dreißiger Jahren, als die Burschenschaft ein Satisfaktionsverhältnis mit den Corps einging, trat eine Anzahl von Mitgliedern aus der Burschenschaft aus, weil sie sich als Stifter möglichen Reibungen und Paukereien mit Corpsburschen nicht aussetzen konnten. Die Ausgetretenen verlegten ihre Kneipe in den König und wurden daher zuerst Königsstifter, später Koigel genannt, die Verbindung existiert noch heute als Königsgesellschaft mit den Farben schwarz-rot-gold. Auch die 1861 gegründete Normannia (rot-gold-weiß) und die nicht farbentragenden Gesellschaften, die 1857 gestiftete Stockdorphia und Lichtenstein, bekennen sich zu progressivsten Tendenzen. Unbedingte Satisfaktion geben dagegen die seit dem 19. November 1847 bestehende Verbindung Schottland (blau-gold-rot) und die 1874 gestiftete Saxonia. Zum Verband couleurtragender Turnerschaften gehören die Hohenstaufa (grün-weiß-rot) und die Eberhardina (hellblau-weiß-schwarz), während der Turnverein Arminia keine Farben trägt. An christlichen Verbindungen giebt es in Tübingen die 1859 als Rhenania gestiftete katholische Studentenverbindung Guesphalia (grün-weiß-schwarz), den katholischen Studentenverein Alemannia, den Wingolf, der seit dem 9. Juni 1864 existiert, und die Nicaria. Außerdem bestehen, von wissenschaftlichen und losen Vereinen abgesehen, noch folgende Korporationen an der Hochschule: der akademische Gesangverein Tollern, die 1871 gestiftete Verbindung Igel, die Palatia, die 1869 gegründete Gesellschaft Stuttgardia, die Württembergia, die Tubingia und der Verein deutscher Studenten. Kennzeichnend für die gefestigte Stellung, deren sich die meisten Tübinger Verbindungen erfreuen, ist die große Anzahl der größtenteils auf dem Osterberge gelegenen Studentenhäuser, außer den Corps besitzen ein eigenes Haus die Landsmannschaft Ghibellinia, die Burschenschaft Germania, der Wingolf und die Stuttgardia.

Wie die unmittelbar auf die Befreiungskriege folgenden Jahre dem Verbindungsleben seine heutige Gestalt vorgezeichnet haben, wie sie auf die politische Gestaltung des Landes, auf die Stellung der Univerität zum Staate bestimmend einwirkten, so waren sie auch für das wissenschaftliche Leben der Hochschule von der größten Bedeutung, denn nicht zum wenigsten die Vorgänge jener Zeit haben dazu geführt, Tübingen aus der Reihe der kleinen Univeritäten emporzubeben und sie zu einer der größten unter den mittleren zu machen.

Im Jahre 1817 wurde eine neue Fakultät gegründet, die naturwissenschaftliche. Schon gleich nach der Aufhebung der Karlschule war ein Lehrstuhl der Kameralwissenschaft in Tübingen eingerichtet worden, der Gedanke aber, eine neue Fakultät zu gründen, ging von Friedrich Eist aus, der auch zu den ersten an ihr wirkenden Lehrern gehörte. Sie schien zuerst nicht halten zu wollen was man sich von ihr versprochen hatte, aber durch Rob. v. Mohl erhielt sie neues Leben und ist seitdem rüstig vorwärts geschritten und über die Grenzen des Landes hinaus von Bedeutung

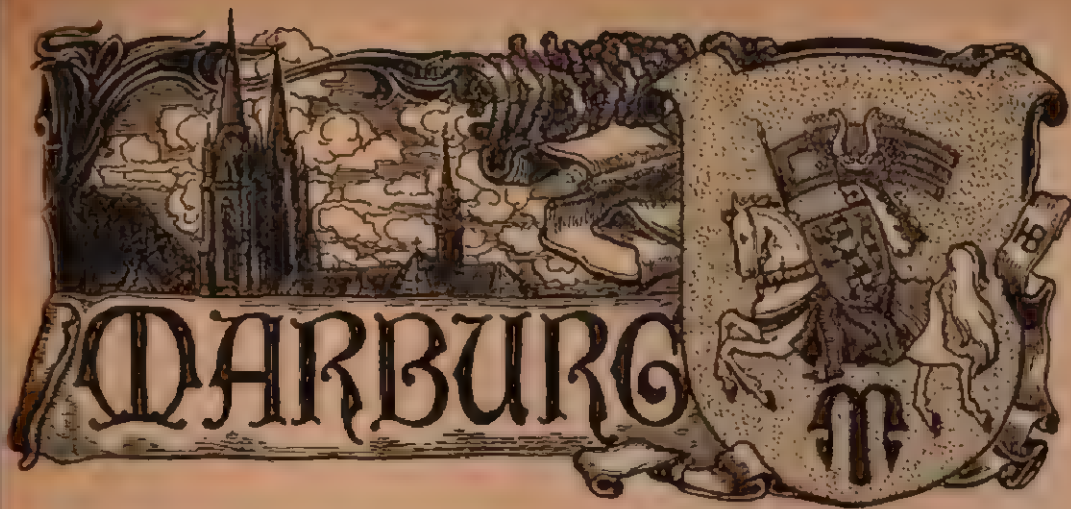
Die Univerität
im 19. Jhd.

geworden. Im folgenden Jahr wurde eine zweite neue Fakultät geschaffen in der katholisch-theologischen, die als Spezialchule seit 1812 in Ellwangen bestanden hatte, und endlich schied sich aus der medizinischen im Jahre 1867 eine dritte neue Fakultät aus, die naturwissenschaftliche. Die für die Ansprüche der modernen Wissenschaft notwendigen Bauten folgten in nicht zu großen Zwischenräumen: 1845 das neue Universitätsgebäude, 1846 ein neues Krankenhaus und das chemische Laboratorium, für das das Liebig'sche in Gießen als Muster genommen wurde, 1874 wurde ein Haus für die Augenklinik angekauft und im folgenden Jahre der Bau des anatomisch-physiologischen Instituts vollendet. Auch die Bibliothek, das Schmerzenskind der Hochschule, fand endlich die verdiente Berücksichtigung. Aus den Wäbereien der in der Reformationszeit aufgehobenen Kloster entstanden, mußte sie sich zuerst mit einem Zimmerchen im Universitätsbause begnügen, und in solchen, sehr beschränkten Verhältnissen blieb sie, wenn auch vom Jahre 1565 an eine jährliche kleine Summe zu ihrer Vermehrung ausgeworfen wurde und einzelne Vermächtnisse ihr zufließen. Erst mit der Ernennung R. v. Mohls zum Oberbibliothekar im Jahre 1856 trat eine Besserung ein, da jetzt für genügende Räumlichkeiten im Schlosse gesorgt und ausreichende Mittel zur Verfügung gestellt wurden.

Dieser äußerlich erkennbaren Entwicklung der Universität entsprach die innere; es folgte Tübingens glänzendste Zeit, so daß in unserem Jahrhundert der Wunsch, den ihr Gründer aussprach, in Erfüllung ging. Die deutsche Sprachwissenschaft hatte in Ludwig Uhland und nach ihm in Keller, die orientalische Philologie in dem Sanskritisten Rudolf Roth hervorragende Vertreter; neben ihnen hat besonders der Ästhetiker Vischer lange Zeit der philosophischen Fakultät zur Herde gerächt. Die theologische Fakultät wurde durch Baur, den Begründer der neuen theologischen Tübinger Schule weltberühmt, und wenn auch Strauß weder in der theologischen noch in der philosophischen Fakultät einen Lehrstuhl erhielt, so ist doch sein Name mit dem der Hochschule auf immer verbunden. In der medizinischen Fakultät wurde durch die Anregung des Stuttgarter Arztes Riecke eine Reihe gründlicher Reformen durchgeführt, so daß sie bald an äußerer Ausstattung wie an Tüchtigkeit der Lehrer den besten Deutschlands nichts nachgab.

So konnte denn die Hochschule, als sie im Jahre 1877 das Fest ihres 400-jährigen Bestehens feierte, mit Stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit, mit Befriedigung auf die Gegenwart und mit frohlicher Hoffnung in die Zukunft blicken.





1527.

Karl lebe wohl! Du hast Siepter und Schule gegeben
 Ketzermüchtig gründe ich, Philipp, das neue Athen.
 Inschrift v. 1544 auf dem einen Siepter der Universität.

Wie man es im allgemeinen als einen Vorzug unseres Hochschulwesens bezeichnen kann, daß sich die Universitäten nach ihrem Alter, nach der Art und Größe des Landes, der Lage der Städte, wo sie ihren Sitz haben, unterscheiden, so kommt dieser Umstand auch den einzelnen Hochschulen zu gute. Denn so sehr auch der Wechsel der Studierenden und der Lehrer von dem Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit aller deutschen Universitäten Zeugnis ablegt, so giebt es doch eine ganze Reihe, die vermöge ihrer Eigenart eine hervorragende Anziehungskraft auf die Studierenden ausüben. Zu diesen besonders bevorzugten gehört auch Marburg, gerade die Marburger Hochschule hat sich trotz aller Wechselfälle während ihres beinahe 375jährigen Bestehens, insbesondere auch trotz der großen Veränderung des Jahres 1866, durch die sie aus der Landesuniversität eines Kleinstaates zu einer der vielen eines Großstaates wurde, ihre Eigenart in hohem Maße bewahrt. Ungeachtet der großen Vermehrung der Zahl der Studierenden, die sich in den letzten Jahrzehnten etwa verdoppelt hat, zeigt sie noch in vielen Dingen das Gepräge der kleinen Universität: so in dem Verhältnis zur Bürgerschaft, die noch immer die Studenten mit einem gewissen Stolz „use Härre“ nennt, in dem freien, ungezwungenen Tone des Umgangs, in dem einmütigen Zusammenhalten der Studentenschaft, in dem glücklichen Mangel jener falschen Sentimentalität, die man sonst auf norddeutschen Universitäten bisweilen findet.

Allgemeiner Charakter der Universität.

Ein durchaus individuelles Gepräge trägt auch die Stadt selbst. Von der Lahn aus steigt sie Stufe über Stufe hinauf zum Schloß; die Straßen sind teilweise so eng und steil, daß in manchen kein Wagen fahren kann. Die hochgiebeligen Häuser lehnen sich vielfach an die Bergwand an, so daß das zweite oder dritte Stockwerk mit dem Erdgeschoß des entsprechenden Hauses der Parallelstraße in gleicher Höhe liegt; die Straßen sind infolgedessen meist mit einander durch Treppen verbunden. Auf halber Höhe des Berges erhebt sich der Stolz Marburgs, die reizende Elisabethkirche, eines der schönsten Werke gotischer Baukunst in unserer Vaterlande. Überall bieten sich von den Terrassen herrliche Durchblicke auf die Wiesen des Lahnthals und die bewaldeten Höhen der umgebenden Berge, vor allem aber von dem alten Schlosse aus, von wo der Blick weit hinauszuweilt, am weitesten lahnabwärts auf den Frauenberg und nach Gießen zu. In der näheren Umgebung der Stadt treten uns überall die Reize einer lieblichen Natur entgegen, sei es in den

Die Stadt.

Die
Umgebung



Panorama von Spiegelsee.

Diese heitere Lust am Genuß der schonen Natur zeigt sich auch in der Marburg eigentümlichen Einrichtung der Käschepartien, deren Ziel vielfach der Frauenberg ist, und in der Feier der Walpurgisnacht. Nicht bloß auf den jungen Fuchs, der das zum ersten Mal erlebt, sondern auch auf bemooßte Häupter macht es einen seltsam erhebenden Eindruck, wenn gegen Mitternacht überall zwischen den Bäumen Fackeln aufleuchten, hier und da wohl auch ein Holzstoß aufflammt, und dann, wenn der zwölfte Schlag der Turmuhr verklungen ist, das Lied „Der Mai ist gekommen“ über das Lahnthal hinaus schallt. Dem Liede folgt zuerst tiefe Stille, die Lichter verschwinden nach und nach, und das geräuschvolle Leben in den Kneipen nimmt seinen Anfang.

Doch sind Naturgenuß und Kneipenleben nicht etwa die einzigen guten Seiten Marburgs; es genießt vielmehr, und zwar mit vollem Recht, den Ruf einer Arbeitsuniversität. Neben dem fröhlichen, ausgelassenen Barschenleben geht ernstes Streben einher, und wie manchen, der glücklich das Ziel erreichte und die Prüfung bestand, haben schon die jubelnden Freunde empfangen mit dem Ausruf: „dem Kandidat ein bujajab!“

Die Marburger Hochschule, die erste protestantische Universität in Deutschland, ihre Gründung wurde am 30. Mai 1527 von Philipp dem Großmütigen gegründet — ihre Veräufung der Universität erhielt sie erst später 1541 von Kaiser Karl V. — und wurde am 1. Juli desselben

Jahres feierlich eingeweiht. Philipp stiftete seine neue Gründung freigiebig aus; als Einkünfte wurden ihr hauptsächlich die Erträge eingezogener Klöster angewiesen, und ausgedehnte Privilegien wurden ihr erteilt. Sie erhielt das Recht, einen Abgeordneten zum Landtage zu entsenden, und ihre Angehörigen waren von Hölle und Abgaben befreit, sogar die Jagdgerichtsbarkeit in einem ausgedehnten Waldgebiet wurde ihr

Die
Landesstadt
im 17. Jhd.



Unterstadt und Schloss von der Höhe aus

vertreten. Daß eine von Philipp gegründete Hochschule einen ausgesprochen protestantischen Charakter tragen mußte, war selbstverständlich, es war denn auch u. a. verboten, an ihr das sogenannte kanonische Recht zu lehren. Aber ebenso sicher bürgte die Person Philipps dafür, daß nicht eine einseitig lutherische oder schweizerische Richtung auf ihr überhand nahm, er und seine nächsten Nachfolger haben sich nach Kräften und mit Erfolg bemüht, den Geist der Duldsamkeit in der theologischen Fakultät zu pflegen. So waren denn im ersten Jahrhundert ihres Bestehens beide Richtungen in der Ansicht über die Abendmahlslehre in ihr vertreten, ohne daß es deswegen zu Streitigkeiten gekommen wäre; das „das heißt“ und das „das ist“ wukten friedlich nebeneinander. Diese ruhigen Zustände haben das ihre dazu beigetragen, daß sich die Hochschule gedeihlich entwickelte und die Zahl der Studierenden stetig zunahm. Der Ruf ihrer theologischen Fakultät besonders zog viele Ausländer herbei: Schweizer, Dänen, Schweden, Niederländer, Schotten, selbst Griechen suchten

Ansehen
der theolog.
Fakultät



Marburg um 1700.
(Nach einem Stich von Sebald Bodenecht.)

auf ihre Belehrung. Der bekannte Patrick Hamilton, der wegen Verbreitung protestantischer Lehren zu St. Andrews verbrannt wurde, und Jacob Almuinus sind Schüler der Marburger Hochschule gewesen. Die Zahl der akademischen Bürger, die bei der Gründung 105 betrug, war im Jahre 1605 auf 317 gestiegen. Auch für strenge Sucht trat Philipp ein: „Kein Student soll zur Winterszeit abends nach 7 Uhr und Sommers nach 9 Uhr gehen bei Strafe der Verhaftung.“ Und daß solche Strenge nötig war, geht aus einer anderen etwa gleichzeitigen Verordnung hervor die Bürgern und Studenten verbietet bei der Nacht Feuerbüchsen unter den Kleidern zu tragen. Freilich, gedrückt haben solche Anordnungen hier so wenig wie auf anderen Hochschulen, wir erfahren genug von blutigen Schlägereien zwischen Bürgern und Studenten. Das Verhältnis beider zu einander war eben ganz anders als jetzt, und für die damaligen Zustände in Marburg ist es bezeichnend wenn ein von dem Rektor der Hochschule verfaßtes Spottgedicht auf die Bürger mit den Worten beginnt: *barbari gens, inimica bonis studiiisque honorum*. Aus der Anticourt Philipps an den Stadtrat, der sich darüber beschwerte: „Wenn ihr nicht haben wollt, daß man euch so benenne, so beleiigt euch auch nicht also zu sein“, geht hervor, daß die Schuld

wohl auf beiden Seiten gleich groß war. Schwere Nachteile hatte die Hochschule in dieser Zeit von dem häufigen Ausbrechen der Pest zu erleiden. 1529 fand deswegen ein Auszug nach Frankenberg, 1542 nach Wiedentopf statt, dem dann eine Verlegung der ganzen Universität nach Grünberg folgte. Erst im folgenden Jahre kehrte sie von da zurück, und solche Auszüge wiederholten sich im 16. Jahrhundert noch 4 Mal mehr nach Frankenberg. Die an älteren Hochschulen bestehende allgemeine Einrichtung der Burden gab es ursprünglich in Marburg nicht, denn die im Jahre 1529 gestiftete sogenannte Burse war nur für Theologen bestimmt. Ihre Wirksamkeit war ohn. Zweifel für ihre Zwecke günstig, sie hat aber nie die Bedeutung des nach ihrem Muster gegründeten Tübinger Stifts erreicht. Von größerer allgemeiner Wichtigkeit für die Hochschule war dagegen das zur selben Zeit gegründete Pädagogium, das mit Erfolg die Vorbereitung für das Studium an der Hochschule in die Hand nahm.



Streit
zwischen
Kassel und
Darmstadt

Die Universität.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts brachte eine Reihe der folgenschwersten Ereignisse, zunächst ausschließlich solcher, die der Hochschule den größten Schaden zufügten. Fortwährenden Beunruhigungen durch die Pest leiteten das Jahrhundert ein, dann folgte der 30jährige Krieg, in dem die Stadt schwere Belagerungen und Einquartierungen über sich ergehen lassen mußte. Schonten auch die feindlichen Heerführer, selbst Tilly, die Hochschule und ihre Angehörigen nach Möglichkeit, die Leiden der Stadt und des Landes traten naturgemäß auch sie und machten eine gedeihliche Pflege der Wissenschaft unmöglich. Dazu kamen, und das war das Schwerste von allem, die Streitigkeiten zwischen den Fürstern Kassel und Darmstadt. Im Jahre 1604 fiel durch den Tod Ludwigs IV. Marburg an Kassel, und Landgraf Moritz trat zur reformierten Lehre über. Er war zwar ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, aber jähzornig, eigenwillig und in den konfessionellen Vorurteilen der Zeit befangen verlangte er von den Lehrern der Hochschule die Annahme des reformierten Bekenntnisses. Da sich einige weigerten, setzte er sie ab

und veranlaßte so die Gründung der Universität Gießen durch Ludwig V. von Darmstadt. Der Streit, der nun zwischen Kassel und Darmstadt ausbrach, wurde durch Reichshofratsurteil dahin entschieden, daß Marburg 1624 an Darmstadt kam. Infolgedessen verlegte der Darmstädter Landgraf seine Hochschule von Gießen nach Marburg und Moritz gründete eine neue Hochschule in Kassel, die 1655 feierlich eröffnet wurde. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange. Durch den westfälischen Frieden kam Marburg wieder an Kassel und die Verhältnisse der beiden Hochschulen wurden durch den Teilungsvertrag von 1650 geregelt. Gießen wurde wieder Darmstädtische Universität und nach langen Erwägungen, wo der Sitz der Kassel'schen sein sollte, in Marburg. Vertheid oder Kassel entschied man sich für Marburg. Am 7. November 1652 konnten die Vorlesungen wieder in Marburg eröffnet werden, die feierliche Einweihung fand am 16. Juni statt. Die alten Vorrechte wurden erneuert und langsam, aber stetig entwickelte sich die Hochschule zu neuer Blüte. Sie blieb reformiert, und

reformierte
Lehrer wurden
auch außerhalb
der theologischen
Fakultät
angestellt,
für die
Lutherischen
war
Rinteln
Landesuniversität

Die Verwilderung, die der verderbliche Krieg in allen Ständen hervorrief, ist auch in der Marburger Studentenschaft ein Anzeichen für sie gilt, was Lottens

im Jahre 1651 von den deutschen Hochschulen im allgemeinen sagt: „Auf unsern deutschen hohen Schulen nimmt man unter den Studierenden statt der Bücher nichts als Streitigkeiten, statt der Hefte Dolche, statt der Federn Degen und Federbüchsen, statt gelehrter Unterhaltungen blutige Kämpfe, statt des fleißigen Arbeitens unaufhörliches Sanzen und Toben, statt Studierzimmer und Bibliotheken Wirts- und Kurenhäuser wahr. Wer könnte die Totschläge, Mordthaten und andere Verbrechen aufzählen, die in unseren Zeiten auf den deutschen Universitäten verübt worden sind?“ Moriz suchte vergeblich dagegen einzuschreiten; erst als 1654 Marburg, Gießen und Rinteln gemeinsam vorgingen, gelang es wenigstens einen der Hauptschäden, den Pennalismus, zu unterdrücken.

Die gedeihliche Entwicklung, die mit dem Ende des 17. Jahrhunderts begonnen hatte, dauerte im 18. fort. Großen Glanz verbreitete über die Hochschule das Wirken des Philosophen Christian Wolf, der, 1725 aus Halle von Friedrich Christian Moll, Wilhelm I. vertrieben, dem Rufe des Landgrafen folgte und einen Lehrstuhl in Marburg bestieg. Zwar widerlegte sich ein Teil der orthodoxen Theologen seiner Berufung, aber ein kräf-

tiger Erlaß des Landgrafen beseitigte den Einspruch leicht, und Wolf lehrte unangefochten und hochgefeiert, bis ihn 1740 Friedrich II. wieder nach Preußen berief. Wie bedeutend im Beginn des Jahrhunderts der Aufschwung der Hochschule war, zeigt die Angabe, daß bei dem 200jährigen Jubiläum im Jahre 1727 die Zahl der Studierenden 200 betrug. Dieses Jubiläum wurde zugleich mit dem Regierungs-Jubi-



Verlesungsaal des Landgrafen, Marburg

Die Aula.

läum des Landgrafen mit großer Pracht gefeiert, und die Hochschule konnte die ersten dreißig Jahre ihres neuen Jahrhunderts ungestört ihrer Thätigkeit obliegen. Die Ruhe aber wurde durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges gestört. Hessen Marburg im war fast ununterbrochen einer der Schauplätze dieses Krieges, und da Marburg 7jähr. Krieg. Festung war, so hatten Stadt und Hochschule schwer zu leiden. Aber auch diese Prüfung wurde überstanden, und nach dem Kriege blühte die Hochschule aufs neue. Trotz des empfindlichen Mangels an den notwendigsten Instituten und trotz des Wettbewerbs durch das von der Regierung begünstigte Collegium Carolinum in Kassel nahm die Zahl der Hörer wieder zu. Die Aufhebung des Carolineum hatte die Übersiedelung der bedeutendsten Lehrkräfte nach Marburg zur Folge; es wurden Lehrstühle für Kameral- und Kriegswissenschaften eingerichtet, ein neuer botanischer Garten wurde angelegt, und ein chemisches Laboratorium, verschiedene medizinische Institute, sowie ein zoologisches und ein mathematisch-physikalisches Institut entstanden.

Von dem damaligen Marburger Studentenleben können wir uns eine ungefähre Vorstellung machen nach einer Schilderung des Benehmens der Studenten bei der oben erwähnten Jubiläumsfeier, die sich in den akademischen Annalen findet: „daß sie (die Studenten) sich recht lustig gemacht, und verschiedene auch als Zuschauer auf das große Speisezimmer zugelassen worden sein, dabei aber keine Desordres und alles ohne das geringste Unglück abgegangen, indem sie vorher alle die Degen Studentenleben ablegen und dem Sechmeister in Verwahrung geben mußten; ohne daß sie nur alle im 17. Jhd.

fenster, Bouteillen, Gläser, Tisch und Bänke in tausend Stücke zerschmettern, da der Schaden auf 200 Rthlr zu schätzen; die Fenster sind auf hochfürstl. Rentkammer Befehl von dem Rentmeister bezahlt worden." Indessen darf uns weder dieser Bericht noch die Verbote gegen das Nachtschwärmen auf den Straßen, gegen Glücksspiele und leichtsinniges Vorgehen und Schuldenmachen dazu verleiten, etwa auf besonders sittenlose Zustände in Marburg zu schließen. Das war eben in der Zeit auf allen deutschen Hochschulen das Uebliche, und die anderen Stände gaben den Studenten darin nicht nach; vielmehr zeigt uns ein Vergleich mit dem benachbarten Gießen, wo es allerdings so ziemlich am ärgerlichsten herging, daß in Marburg ein verhältnismäßig guter Ton herrschte. Was im Jahre 1750 hier gelang, durch gütliches Zureden das Degentragen im Kolleg und auf der Straße abzuschaffen, das wäre in Gießen nach dem Zeugnis von Lauchhard und Goethe undenkbar gewesen, wie wir denn auch in Marburg nichts von den damals in Gießen so häufigen Auszügen der Studentenschaft hören.

1807 kam das Kurfürstentum Hessen mit den benachbarten Gebieten an das neue Königreich Westfalen, und dadurch erwuchs der Marburger Hochschule eine schwere Gefahr; von den fünf Hochschulen, die im Gebiet des Königreichs lagen, sollten mehrere abgeschafft werden, und mit begreiflichem Bangen sah man der Entscheidung entgegen. Sie fiel für Marburg günstig aus; Göttingen, Halle und Marburg blieben bestehen, und diese hatten sogar den Vorteil dabei, daß die Einkünfte der aufgehobenen an die bestehenden verteilt wurden. So konnte denn Marburg daran denken, wenigstens zum Teil die Schäden auszubessern, die es in der letzten Kriegszeit erlitten hatte, unter andern wurde die Universitätsbibliothek durch die Zuweisung der Bintelers bedeutend vermehrt. Durch den Befreiungskrieg kehrte dann das alte Herrscherhaus nach Hessen zurück, und auch in Marburg wurden die alten Zustände wieder hergestellt, vor allem die eigene Jurisdiktion, die die westfälische Regierung abgeschafft hatte, der Universität von neuem verliehen. Von nun ab sind in der weiteren Entwicklung der Hochschule, wenn wir von den schädlichen Wirkungen der Karlsbader Beschlüsse absehen, keine nennenswerten Störungen mehr zu verzeichnen. Die Zahl der Studierenden, die während der Napoleonischen Kriege mit 197 ihren niedrigsten Stand erreicht hatte, war 1825 auf etwa 400 gestiegen. Die allmählich zu größerer Duldsamkeit hinneigenden religiösen Anschauungen kamen auch in Hessen zur Geltung. Kurfürst Wilhelm I. ließ nicht nur lutherische, sondern auch katholische Lehrer in Marburg zu, und unter Wilhelm II. wurden die beiden Bekenntnisse einander ganz gleich gestellt, so daß auch in der theologischen Fakultät katholische Professoren angestellt wurden. Die natürlichen Folgen dieser Maßregel zeigten sich bald in einem immer zunehmenden Steigen der Besuchsziffer. Die Regierung erwies sich freigiebig wo es galt, die Ansprüche zu befriedigen, die die schnelle Entwicklung der Wissenschaft, namentlich der Medizin und der Naturwissenschaften, an die Hochschule stellte. In den zwanziger Jahren wurde ein neuer botanischer Garten angelegt, ein neues Bibliotheksgebäude und ein neues chemisches Laboratorium wurden errichtet. 1842 folgte die Erbauung der Anatomie und des mathematischen Institutes mit der Sternwarte, 1856 die der chirurgischen Klinik; die unter beschränkter Herrschaft begonnene Frauenklinik wurde 1867 vollendet.

Inzwischen hatte sich auch in der Marburger Studentenschaft die Entwicklung des Korporationswesens von seinen ersten Anfängen in der Gestalt von Orden und Landsmannschaften bis zu seiner späteren Vielgestaltigkeit vollzogen. Die Orden sind, wie es scheint, in Marburg von Gießen aus eingedrungen. Wenigstens finden wir eine enge Verbindung zwischen den Harmenisten in Gießen und Marburg auch insofern, als der Orden auf beiden Universitäten mit der Landsmannschaft Franconia verbunden war, wie denn auch beide auf beiden Hochschulen zugleich infolge der in Gießen angestellten Untersuchungen aufgehoben wurden (1789). Die Amicitien erschienen etwas früher (1785), und da der Orden in Gießen 1772 und zwar durch relegierte Jeneiter begründet war, so liegt bei dem lebhaften Verkehr der Studierenden

der beiden Hochschulen unter einander die Vermittlung habe, daß auch dieser Orden von Gießen dort eingeführt ist. Weder Orden noch Landsmannschaft konnten aber zur Blüte gelangen, da die Behörden ihnen feindlich gesinnt waren. Es zeigt sich das auch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Wohl haben wir Nachrichten von einer Guesstphalia 1810 und einer Hassia 1811, aber da für die Hassia später der 25. Jänner 1815 als Stiftungstag angegeben wird, so muß sie wohl inzwischen aufgelöst gewesen sein. Nach den Befreiungskriegen erdichen außer der Hassia und Guesstphalia auch noch eine Rheinanta, so daß beim Ausstehen der Burschenschaft drei Landsmannschaften den Kampf mit ihr zu bestehen hatten. Im Sommer 1816 legt die burschenschaftliche Bewegung wie auf den meisten Hochschulen mit dem Bestreben ein die Studentenschaft zu einer allgemeinen Burschenschaft zu vereinigen. Die unter dem Namen Teutonia neu errichtete Verbindung war insofern gegenüber den Landsmannschaften im Vorteil, als die Behörde ihr wohlgesinnt war und die Landsmannschaften auf

bob. Selbstverständlich bielten in dem ausbrechenden Streit die Landsmannschaften zusammen, im Winter 1816/17 wurde zur Bekämpfung der Teutonia sogar ein förmlicher Bund geschlossen. Als dann aber der Senat durch sein rücksichtsloses Vorgehen bei den Vorbereitungen zur Feier des Reformationsfestes bei beiden Parteien gleiche Unzufriedenheit hervorrief, schlossen sich die Landsmannschaften mit der Teutonia zu einer allgemeinen Burschenschaft, der Germania Marburgensis, zusammen, da indessen, wie

aus verschiedenen Umständen hervorgeht, die einzelnen Landsmannschaften innerhalb der Burschenschaft zusammenhielten, so darf wohl angenommen werden, daß sie es mit der Erhaltung der allgemeinen Burschenschaft wenig ernst meinten. In der That traten auch schon im Herbst desselben Jahres die früheren Bassen aus und bildeten das Corps Hassia, und als sich dann infolge der Karlsbader Beschlüsse die Burschenschaft auflöste, fanden sich auch die Rheinanten und Westfalen wieder zusammen. Die Burschenschaft bestand zunächst als Verein weiter, trat dann aber wieder als Germania auf und wurde von den drei Corps anerkannt, die 1821 mit ihr zusammen einen Repräsentantenzonvent bildeten. Im Winter 1825 wurde dem kurländischen Ministerium in Kassel angezeigt, daß in Marburg eine geheime burschenschaftliche Verbindung bestehe, über deren Bestrebungen zugleich die ungeheuerlichen Ausgaben gemacht wurden. Der Senat löste die Verbindung auf und legte den Mitgliedern Stadtarrest auf. Da jedoch die dem Civilgericht übertragene Untersuchung keinerlei Beweise für die vorgebrachten Beschuldigungen ergab, verfügte das Ministerium im Frühjahr 1825, daß man es bei der Auflösung der Verbindung bewenden lassen wolle, daß aber die Mitglieder ernstlich vor Erneuerung derselben verwahrt werden sollten. Unter diesen Umständen entfloß man sich, unter dem Namen „Allgemeinheit“ eine Vereinigung zu bilden, die weder einen Vorstand noch Statuten, sondern nur eine gemeinsame Kneipe und auf besondere Einladung stattfindende Zusammenkünfte haben sollte. Der „Allgemeinheit“ schloß sich eine große Anzahl von Mitgliedern an, die sich entweder in kleineren Kränzchen



Armenhaus.

Corps und
Burschenschaft

Der
Allgemeinheit.

vereinigten oder zu gemeinsamen Knispahenden und Ausflügen zusammentraten. Einen besonders schönen Verlauf nahm nach der Schilderung eines alten Marburger Burschenschafters die Feier des 10 Jahre vorher, am 18. Juni 1815, erfochtenen großen Sieges über Napoleon. Gegen Abend zog die Allgemeinheit in großen Gruppen aus den Thoren nach den Ruinen des anderthalb Stunden entfernten Frauenberges, des höchsten Berges in der nächsten Umgebung. Dort wurde ein weithin leuchtendes Feuer angezündet, um das sich die Gesellschaft auf dem Erdboden lagerte. Am Mitternacht schloß sich der Kreis um das lodernde Feuer enger zusammen, vaterländische Lieder wurden angestimmt, und in den Pausen wurden Reden gehalten, welche die Bedeutung des Tages und die in den Freiheitskriegen erweckten Hoffnungen schilderten. Aber schon im Winter 1825/26 nahm die „Allgemeinheit“ und damit

die Burschenschaft, die in ihr fortbestand, ein unerwartetes Ende. Zwar lebte diese bald wieder auf und ist in den nächsten Jahren zeitweise — wie auch das S. 105 nach dem im Besitze der heutigen Burschenschaft Arminia befindlichen Original wiedergegebene Bild aus dem Jahre 1828 zeigt — zu erfreulicher Blüte gediehen, aber bis gegen das Ende der 30er Jahre wurde ihr Bestehen von häufigen Auflösungen unterbrochen.

Auch die Geschichte des S.C., der im November 1851 nach Heidelberger Protokollen aus Guessthalia, Teutonia, Vandalia, Hestia bestand, zeigt in jener Zeit einen fortwährenden Wechsel von Suspensionen und Rekonstitutionen; erst mit dem Jahre 1848 trat größere Stetigkeit ein. Wir finden von da an zunächst zwei Corps, die Teutonia (blau-gold-rot), die als Stützungs-jahr 1825 bezeichnet, und die Hasso-Rassovia, die sich 1859 mit den Farben grün-weiß-blau anthat. Zu ihnen kamen die Vandalia (rot-weiß-grün), die sich indessen 1860 suspendierte, und die 1895 als Fortsetzung des 1840 gestifteten Corps gleichen Namens



Die heutigen Korporationen

Baus der Landsmannschaft Hans-Vorussia

rekonstituierte Guessthalia (grün-weiß-schwarz), so daß dem S.C. jetzt 5 Corps angehören

Die Burschenschaft wird jetzt durch die 1860 gegründete Arminia (schwarz-rot-gold) und die Arminia (violett-silber-rot, gestiftet 1872, vertreten, denen sich im W.S. 1898/99 die frühere Landsmannschaft Germania (gestiftet 1868, schwarz-weiß-rot), als dritte Burschenschaft angeschlossen hat. Von neuen Landsmannschaften bestand eine 1875 gegründete Guessthalia nur kurze Zeit; auf eine lange Geschichte kann dagegen die dem Loburger L.C. angehörende Hasso-Vorussia zurückföhren, die aus einer seit 1850 bestehenden pharmaceutischen Verbindung hervorgegangen ist. Sie steht im Patzverhältnis mit der zum V.C. gehörigen Turnerschaft Philippina (gestiftet 1880, rosa-weiß-moos-grün). An farbentragenden Verbindungen sind außerdem der akademische Gesangsverein Chantia (blau-weiß-orange), und die freie Verbindung Normannia (silber-rot-schwarz) zu nennen, die beide erst wenige Semester bestehen. Von den christlichen Verbindungen ist der Wingolf (grün-weiß-gold) eine der ältesten Marburger Korporationen; er ist am 25. Februar 1817 gegründet. Die katholische Verbindung Obenania (blau-weiß-rot) besteht seit 1879, der katholische Studentenverein Thuringia seit 1881. Verbindungen mit dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion sind die 1881 gegründete Schaumburgta und die wissen-

schaftliche Verbindung Saronia gelistet 1886, der Gesangverein Fridericiana und der M.C.V. verwerfen Bestimmungsmensur und grundlose Kontrabaze; der M.C.V. hat sich ebenso wie der 1880 gegründete Verein deutscher Studenten seit einigen Semestern eigene schwere Waffen zugelegt. Eine Reihe wissenschaftlicher und Musikvereine vervollständigt das Bild des Marburger Korporationswesens, in dessen Mannigfaltigkeit kaum eine der vielen Schattierungen des heutigen studentischen Ver-
 bindungslebens fehlen dürfte.

Im Jahre 1860 wurde Hessen-Kassel preussisch und damit Glied eines größeren Ganzen; die Gewöhnung an die neuen Verhältnisse, die für Marburg nur Vorteil bringen konnten, ging verhältnismäßig leicht von statten. Die neue Regierung widmete der Hochschule dieselbe Fürsorge wie die alte und setzte die Anlage neuer Institute und Bauten fort. Seit 1875 wurde eine Reihe medizinischer Institute, das botanische Institut und das chemische Laboratorium vollendet, und am 19. Juli 1891 konnte die Einweihung des neuen Universitätsgebäudes feierlich begangen werden, das nicht nur durch seine vortreffliche Einrichtung seinen Zweck als Kollegienhaus erfüllt, sondern auch durch seine Bauart — es ist in frühgothischem Stil aus hellem Sandstein wie die Elisabethenkirche ausgeführt — sich so glücklich wie nur denkbar dem Charakter der alten Stadt anichmeigt.

Das Jahr 1870/71 rief auch in Marburg einen großen Teil der Studierenden zu den Fahnen, und mancher von ihnen hat seine Liebe zum Vaterlande mit dem Blut besiegelt. Die 50jährige Jubiläumsfeier wurde unter allgemeiner Beteiligung der Studierenden und der früheren Bürger der alma mater begangen und verlief in der heitersten Stimmung und in würdiger Weise.





1544.

Gott erhalte diese schöne Pfanzenhule und die bey derselben gemachten Beihamen Anstalten im Saamen und
 Lichte die Naturliche derselben beständig erhalten sein. Damit selbiger durch mehr als 100 Jahren
 blühen zu seheren werde. Die seine Größe und dem gemessenen Weitenraume nachstet sein können.
 Menoldt, Ausführl. Historie der Königsberger Universität.

Charakter der
 Universität

Die Königsberger Albertus-Universität nimmt, wie sie räumlich isoliert liegt, auch ihrem Charakter nach unter den anderen deutschen Hochschulen eine Sonderstellung ein. Die Eigenart des Landes und seiner Bevölkerung, seine weite Entfernung von den Mittelpunkten des deutschen Geisteslebens, der Jahrhunderte währende lose Zusammenhang mit dem Reiche, die Besonderheit der staatlichen Bildung und der daraus sich ergebende selbständige Gang der geschichtlichen Entwicklung, sowie endlich die von Anfang an bestehende Beziehung zu dem Hohenzollern-Hause haben ihr dies besondere Gepräge verliehen. Die Albertina ist die erste Universität von spezifisch preußischem Geiste. Während ihre älteren Schwestern ihr Dasein oft der Liebhaberei oder Eitelkeit eines Fürsten verdanken, ist sie aus dem harten Boden der Notwendigkeit erwachsen; andere Universitäten konnten und können eingehen, die Königsberger muß erhalten werden, wie sie entstehen mußte.

Solange der Deutschritterorden in Preußen herrschte, besaß er in seinen Mitgliedern eine genügende Anzahl befähigter Männer, um die Verwaltung des Landes zu besorgen. Daneben hatten die Unterthanen ausreichende Freiheit, oft mit Unterstützung des Ordens, ihren Wissensdrang zu befriedigen, zu welchem Zweck besonders die italienischen Universitäten und unter den deutschen Prag und Leipzig von Preußen viel besucht wurden. Für eine eigene Universität lag kein zwingendes Bedürfnis vor, und die von dem Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein im Jahre 1387 zu Culm begründete, von Papp Urban VI. mit den Privilegien der Universität von Bologna ausgestattete Hochschule hielt sich nur kurze Zeit. Dagegen wurden wohl gelegentlich durch einzelne persönlich den Wissenschaften zugehörige Hochmeister und Bischöfe Gelehrte von auswärts ins Land gerufen. Auf diesem Wege kam auch der Humanismus nach Preußen. Durch den gelehrten Bischof Hiob von Dobeneck gewonnen, hielt sich Eobanus Hessus von 1512–16 hier auf und gründete in der bischöflichen Residenz Riesenburg eine litterarische Gesellschaft, die sich die Pflege der lateinischen und griechischen Sprache, sowie der Beredsamkeit, Dichtkunst und Musik zur Aufgabe machte und eine Reihe wissenschaftlich tüchtiger Männer zu ihren Mitgliedern zählte.

Aber erst die Einführung der Reformation und die Säkularisation des Ordensstaates gab den Wissenschaften in Preußen eine dauernde Heimstätte. In folgerichtigem Eingehen auf den in der Reformation im Prinzip gegebenen demo-

fratischen Geist verlegte Herzog Albrecht den Schwerpunkt seiner Stellung als Landesherr in das Volk, dessen geistige Kräfte durch Predigt und Schule geweckt und für die Gesamtheit nutzbar gemacht werden sollten. Die für diesen Zweck nötigen Männer waren infolge des überall gesteigerten Bedarfs aus dem Reiche in ausreichender Zahl nicht zu haben. Überdies mußten bei der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung, die sich in weiten Strecken des Landes noch der litauischen polnischen und zum Teil der preussischen Sprache bediente, die zukünftigen Prediger der Mehrzahl nach Einheimische sein. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, für deren Ausbildung in der Heimat zu sorgen.

Diesem Bedürfnis kam schon der erste evangelische Prediger in Preußen, Georg Briesmann, entgegen, ein Schüler Luthers und Melancthons, indem er seit 1524 Vorlesungen zu halten begann; ihm folgte bald der Pfarrer an der Altstadt, Polander Niemlich; gleichzeitig fand auch die Buchdruckerei in Königsberg eine bleibende Stätte, und 1534 gründete der Herzog die erste Bibliothek. Endlich wurde auf Vorstellung und Wunsch der Landstände 1541 ein Pädagogium oder Partikulare eingerichtet, wo neben der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache Theologie, die Rechte und Medizin sowie die freien Künste gelehrt wurden. „zuvorderst aber die Eckstones, so junge Leute auf der Akademie zu Anfang zu hören pflegen.“ Dieser Anstalt, die bis 1619 bestand, sollte sich ausgesprochener Absicht zufolge bald die Begründung einer Universität anschließen.

Das geschah im Jahre 1544. Am 20. 30. Juli wurde das Stiftungsdiplom erlassen; am 17. 27. August erfolgte die Einweihung. Melancthons Einfluß war auch hier entscheidend. Von ihm stammte der Plan, ihm wurden die Statuten zur Begutachtung unterbreitet, sein Schwiegersohn Sabinus wurde der erste Rektor, und die meisten Professoren waren seine Zuhörer gewesen. Als ein Produkt des evangelischen Geistes wird die Neubegründung schon in dem Stiftungsdiplom gekennzeichnet: „Scimus primam omnium in gubernatione curam Principum esse debere, ut vera Dei notitia late propagetur.“ Neben der Erweckung des wissenschaftlichen Strebens legte der Stifter ganz besonderen Wert auf die sittliche Haltung der Studenten. „Wir haben in den meisten Schulen Beispiele gesehen, die nicht nur christlicher Schulen, sondern jeglicher staatlicher Gemeinschaft unwürdig sind. Deshalb wünschen wir, daß die Leiter der Akademie in der Aufsicht der Sitten wachsam und streng sein sollen, und wir selbst werden diese Sorge übernehmen.“

Gründung der
Universität

Trotz der Armut des durch die Polenkriege arg verwüsteten Landes setzte der hochberzige Fürst, dessen Namen die Albertina mit Recht trägt, seinen Stolz darein, die neue Gründung materiell gut zu stellen, und er durfte ohne Übertreibung von sich sagen: stipendia damus maiora usitatis, bezog doch der Rektor Sabinus ein für die damalige Zeit glänzendes Gehalt von 750 Gulden. Das Collegium Albertinum, das zum Teil aus der Praxishalle der Herzogin Dorothea erbaut und nach mannigfachen Erweiterungen 1569 fertig geworden ist, war für die bescheidenen Verhältnisse der ersten Zeit gewiß ganz ansehnlich zu nennen, 300 Jahre lang hat die Universität dort ihre Heimstätte gehabt. Auch für die unbemittelten Studenten wurde reichlich gesorgt und die Summe von 10000 Mark, der vierte Teil des für die Unterhaltung der Universität jährlich ausgelegten Geldes war für diesen Zweck bestimmt und fand ihre Verwendung in der Einrichtung eines fürstlichen Alumnats sowie eines Konviktorii, in welchem arme Studiosi für 15 Schillinge wöchentlich bei dem Alonomen speisen konnten. Dazu kamen billige Wohnungen, die Einrichtung einer Krankenstube im Hospital und ein besonderer Arzt für die Studenten.

Der Geist, welcher in der Wissenschaft an der Albertina im Anfang herrschte, war der des Aristoteles dessen klassisches Ansehen so groß war, daß die ganze philosophische Fakultät sich gelegentlich in einem 1599 herausgegebenen Programm als Collegium philosophiam Aristotelesam in Academia Regiomontana protestantium bezeichnete und der Professor Bagius sagte 1597 seine Kritik der alten Philosophen kurz in die Worte zusammen: Absurdus Plato, absurdus Galenus etc. Carriunt

1604 No.
1. lat.
17. Jan. 16

et ineptiant, qui non Aristotelis recipiant sententiam. Ganz vereinzelt steht mit seiner Hochschätzung Platos der berühmte Paul Scalich. Auch die Theologie geriet bald von ihrem biblischen Grunde auf den Abweg der künstlichen aristotelischen Definitionen. Die Physik wurde statutenmäßig nach Aristoteles gelehrt, und selbst die Medizin arbeitete mit den von ihm übernommenen Begriffen. Die verbeugungsvollen Anfänge, welche die Anatomie und Chirurgie machte, stockten bald, und die ganze Wissenschaft verlor sich mehr und mehr in leere Phrasen von den facultates et qualitates occultae, dem ens lapidificum und spiritus petrificus, in Magie und Aberglauben.

1717, 1718, 1719
1720, 1721, 1722

Ganz besonders verhängnisvoll wurden für die junge Hochschule die theologischen Streitigkeiten, die sich an den Namen Osianders knüpfen, welche das ganze Land in Mitleidenschaft zogen und zusammen mit den wiederholten Pestbeunruhigungen viele Professoren und Studenten zum Fortgang veranlaßten. So wirkten in der theologischen Fakultät während der ersten zehn Jahre nicht weniger als 10 Professoren nach einander.

Die Studentenschaft bestand natürlich der Hauptmasse nach aus Einheimischen, doch stellten von Anfang an die baltischen Lande ein nicht unbedeutendes Kontingent, und auch aus dem Reiche zog die Aussicht, in dem aufstrebenden Lande eine Anstellung zu finden, viele nach der Albertina. Besonders waren es im 16. Jahrhundert Franken die durch die nahe Beziehung des regierenden Hauses zu ihrer Heimat hieher gezogen wurden. Im 17. Jahrhundert studierten viele Pommern, Schlesier, Märker, Mecklenburger und Holfteimer in Königsberg, sowie Westfalen und Siebenbürger. Die Zahl schwankte und sichere Angaben sind nicht zu ermitteln.

1705, 1706, 1707
1708, 1709, 1710

Das Leben der Studenten unterschied sich nicht wesentlich von dem anderer Hochschulen. Die Deposition war auch an der Albertina obligatorisch. Die Vereinnahmung von dem Vollzug derselben mußte bei der Immatrikulation vorgelegt werden. Noch 1705 wurde in einer unter dem Vorsth des M. Arnold Heinrich Sabine gehaltenen Disputation der Brauch verteidigt, weil die pueri et tenerae aetatis iuvenis durch diesen „actum theatralem“ citius ad virtutem duci possunt, quam fuste et ferula. Aber schon 1717 wurde die Deposition abgeschafft, und dafür ein Examen vor dem Dekan der philosophischen Fakultät eingesetzt.

Daß es auch in Königsberg nicht an solchen Studenten gefehlt hat, welche die Zeit mit Müßiggang und in unanständiger Gesellschaft verdeden, und unter dem Vorwande der akademischen Freiheit die besten Jahre in Unpäßlichkeit und Frechheit mit Ausübung alles ersinnlichen Muthwillens zubringen“, beweisen die immer wiederkehrenden Verordnungen und Strafen. Schon die Konstitutionen von 1546 wendeten sich gegen die üblichen Mißbräuche und was dafür galt, als „närrischer Gang und Kleidung“, Würfelspiel, öffentliche Tanzbelustigungen, Waffentragen, Raufereien, Häuserstürmen, Thoreinkrechen, Durchzucken, nächtliche Musik und Raufschreiung larvae quibus vespertino aut nocturno tempore terreri solent homines; u. a.

Namentlich seit dem Anblühen des Verbindungswezens und des von ihm gepflegten Pennalismus lebten Klagen und Strafen häufig wieder. So wurden 1654 mehrere Studenten relegiert „ob schoristicas expilationes et exagitationes summamque contumaciam“. 1656 erfolgte daraufhin eine Verfügung gegen das „Pennalshieren und andere ungeräumte Wert und Werke, — wezu ihnen manch junges Blut die Spese und Unkosten bezugeben, und dabey viel Tribulherens und einem aufrichtigen Gemüt unerträglich Vexationes zu erdulden gezwungen wurden“. Gegen solches Unwesen solle der Senat eindringen, die tubae ac faces eiusmodi petulantiae sollen aufgebracht und relegiert werden die gedruckten Mitteilungen davon seien in die Heimat der Betroffenen und nach den verbundenen Unversitäten zu schicken. Nach dem Verbot des Pennalismus durch den Reichstag von Regensburg 1654 und dem Vergange anderer Unversitäten erging ein kaiserliches Reskript gegen den „also genenneten hochbürgerlichen Pennalismus“. Derselbe soll „nebenst den Collegis Nationalibus gänzlich cajret und aufgehoben seyn“, gegen die Übertreter

wird die Strafe der Exklusion und je nachdem selbst Relegation cum infamia und Leibstrafen festgesetzt. Kasse, Schlüssel und Lade nebst den darin befindlichen eigen beliebig aufgerichteten Gelesen, Handschriften und Pfändern sowie dem Vorrat an baarem Gelde und goldenen und silbernen Trinkgefäßen sollen in dem Senatario abgeliefert werden. Erneuert wurden die Bestimmungen 1668, weil das Unwesen unter anderem Namen wieder einbrechen wollte — nam captant ferme latebras seclera et quaerunt fallere. Als 1675 bei einer Rauferei ein Mord geschah, erging ein neues Reskript, wider die große Eizenz der jungen, frechen Leute, die ohne allen Unterschied des Herkommens gladiati einbergehen“

Wirksamer indes als alle Verbote erschien dem Senat eine unter Aufsicht stehende Organisation der Studentenschaft. So wurden 1685 die vier Nationen Die Nationen. der Pommern, Schlesier, Preußen, (zu denen die Baltten gehörten,) und Westphalen eingerichtet, denen sich jeder angekommene Student sogleich nach geschriebener Immatrisulation anzuschließen angewiesen war, mit Ausnahme der preussischen vom Adel und der Königsberger Stadtkinder, denen der Beitritt freigestellt wurde. Sie wechselten sich vierteljährlich in der Generaldirektion ab, und bestanden wohl eine Zeit lang, aber 1746 schreibt Arnoldt, daß man von den National-Collegiis schon lange nichts mehr wisse. Überhaupt ist die Unruhe des 17. Jahrhunderts nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung unserer Universität geblieben. Wiederholt, namentlich in den Jahren 1620–50, wurde Stadt und Land von der Pest heimgesucht; auch die durch mehrfache Einfälle der Schweden, Polen und Tatarenhorden hervorgerufene arge Verwüstung des Landes wirkte nachteilig auf den Besuch der Universität. Dazu kamen die unheilvollen sogenannten synkretistischen Streitigkeiten der Theologen mit ihrem Ketzerverfolgungs-Fanatismus, durch welche „diese gute Akademie vor der Welt sinkend gemacht, denselben blühender Zustand in einen verderblichen und jammerlichen gesetzt, die herrliche Frequenz der studierenden Jugend aus allerhand blühlichen Nationen schändlich dissipirt und zerstreuet wurden“.

Während aber die Universitäten im Reich dauernd unter dem dreißigjährigen Kriege litten, waren diese Übel für Preußen vorübergehend. Königsberg bildete damals einen sicheren Zufluchtsort. „Confluxerat Regiomontium ex Germaniae Academiis longinquo bello exhaustis cum Phoebi Sororibus paene totus Apollineus grex“. Neben hervorragenden Staatsmännern, wie dem Statthalter Fürst Radziwil, dem Oberburggraf Johann Truchseß von Wetshausen, dem Landhofmeister Andreas von Kreyßen, dem Kanzler Martin von Wallenrodt sowie dem Obersekretär der preussischen Regierung Robert Roberin nahm sich ganz besonders der Große Kurfürst der Universität an, er übertrug ihr größere Einkünfte, erhöhte die Professorengehälter, erteilte Dotationen an verdiente Lehrer, machte die tobenden theologischen Streitigkeiten heisulogen und schritt kräftig gegen alle Auswüchse des studentischen Lebens ein. Der Königsberger Dichterkreis bezeichmet die Regiamkeit des litterarischen Lebens, sein Hauptvertreter Simon Dach war von 1659–59 Professor der Poesie an der Albertina, Valentin Tshilo 1654–62 Professor der Eloquenz.

In solcher Blüte reierte die Universität 1644 das Fest des ersten Jahrhunderts Die 1. Jahrh. ihres Bestehens im Stile der Zeit durch endlose Reden, Deklamationen, Aufführungen und Festlichkeiten. solenne Promotionen. Die Zahl der Studierenden war um die Mitte des 17. Jahrhunderts die größte die die Albertina je erreicht hat, wenn auch Angaben, die bis 5000 gehen, übertrieben sein mögen. Dem Rektor Kemmer folgten bei seinem Tode begangen 1646 über 700 Studenten, und noch für das Jahr 1704 nennt Sahme in einer Dissertation mehr als 1000. Das Lebensalter der Studierenden war außerordentlich verschieden, neben 15 und 14-jährigen Knaben finden sich auch Studenten bis zu 50 Jahren. Ebenso verschieden war die Zeit des Aufenthalts auf der Universität. Während namentlich infolge des häufigen Wechsels der Universitäten der Zeitraum von 1–5 Jahren am häufigsten wiederkehrt, begegnen uns auch solche Studenten, die 10, 14, 15, ja 19 Jahre auf der Universität zubrachten, hauptsächlich wohl solche, die im Genuß der Privilegien von Universitätsmitgliedern sich ihren



Die Universität Bonn
 (aus dem Jahre 1701)

Lebensunterhalt erwarben als Informatoren und Famili oder durch Verfertigen von Schulbücherchen und Ausleihen der Penne. Dieser lange Miserehalt Unbe-
 wußt her veranlaßte sogar im Jahre 1708 eine Königl. Verordnung, daß zum
 Studiren nicht jedermann ohne Unterscheid gelassen werden solle, wiewol ein jeder
 als ein Handwerker und Bauern seine Söhne ohne Unterscheid dorer Ingenieurum
 und Capatai padoren und zur Unversität und hohen Schulen sumptibus publicis
 unterhalten lassen will da doch dem Publico und gemeinen Weisen vielmehr daran
 gelegen, wann dergleichen zu deren Studis unfähige Jugema bey Manufakturum,
 Handwerkerum und der Weib ja gar bei dem Ackerbau nach eines jeden Condition
 und natürlicher Handlung angewendet und sie dergestalt ihres Lebens Unterhalt zu
 verdienen unterrichten würden. Es ist klar, daß solche „Jugema“ nicht zur Bekung
 des Studentenlebens beitragen. In der That mehren sich um die Wende des Jahr-
 hunderts die Klagen über Nachschreimungen aller Art über das Tragen der „großen
 Plumpen und Soldaten-Degen“ das Eindringen bei Hochzeiten, nächtlichen Lärm,
 Kometenweissen, Angriffe auf Nachwächter und ähnliches und damit im Zusammen-
 hang über unkeuschen Kollegenbesuch. Da dann selber gestalt es das verderbliche
 Uebel genommen null, als würde die Unversität nicht mehr von Studenten, der freyen
 Künste geliebten Jünglingen, sondern von undisciplinirten verlästerten Lands-Knechten
 und Partbergangern monentirret und bewohnet. Dadurch kam es, daß „die eho-
 mal berühmte und belobte Unversität an auswärtigen Orten demassen verruffet
 ward daß vornehme Leute ihre Kinder gar nicht anhero schicken, ja auch hier wohnende
 Eltern ihre Kinder von hinnen weg auf andere Akademien mit Ansehen zu verdrücken
 ansetzt worden.“ Neben diesen inneren Verhältnissen wirkte ganz besonders die ver-
 heerende Pest vom Jahre 1710 nachteilig auf die Frequenz so daß die Zahl der Studenten
 auf unterhalb 500 herabsank. Aber die unangesehne Fürsorge der Landesherren
 brachte dem drohenden Verfall vor. Nachdem am 25 Juli 1701 die Unversität als
 eine Königl. eingeweiht werden war, ernannte der König zum besondern Beweise
 seines Interesses im Oktober desselben Jahres den Kronprinzen Friedrich Wilhelm
 zum Rektor, welches Amt derselbe bis zu seiner Thronbesteignug bekleidete. Er, der
 in seiner Vorliebe zur Wissen schen heimacindten Teil seines Reiches durch unang-

1708, 1709, 1710
 1711

1708, 1709
 1710, 1711

gesetzte Arbeit die Hebung desselben, wie auf allen Gebieten, so besonders auf dem des Kirchen- und Schulwesens, herbeiführte, sorgte auch landesväterlich für das Wohl der ihm vor anderen nahestehenden Königsberger Hochschule. Der Erfolg zeigte sich schon äußerlich in einer stetigen Zunahme der Zahl der Studierenden, die in den Jahren 1732—38 auf 5—600 angegeben wird und 1744 sich sogar auf 1032 belief. Auch der innere Zustand war befriedigend. Hervorragende Gelehrte, besonders unter den Theologen, wirkten mit Eifer und großer Anerkennung; der Pietismus, der sehr bald auch in Königsberg zur Herrschaft gelangte, bewies seine belebende Kraft besonders auf dem Gebiet des Unterrichtswesens, und selbst seine Kämpfe mit den Wolfianern spornten nur zu geistiger Thätigkeit an. Überdies gehörte Königsberg zu den Orten, in denen der Gebrauch der deutschen Sprache besonders gepflegt wurde. Schon 1715 kündigte Eilienthal sein Kolleg „über die Antiquitäten und andere Merkwürdigkeiten des Königreichs Preußen“ „durch ein in deutscher Sprache gedrucktes Programm“ an. Es ist jedenfalls ein guter Beweis für den Geist der

Königsberger Universität, wenn Gottsched, welcher ihr in den Jahren 1714—42 angehört hat, schreibt: „Mehr als einmal habe ich die Neigung gegen diejenige hohe Schule, der ich den Grund meiner Wohlfahrt danke, auch öffentlich zu verstehen gegeben“.

Bei aller Bedeutung indes, welche die Albertina in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens für Preußen und die Nachbarländer gehabt hat, hatte sie noch nicht durch einen führenden Geist auf das gesamte geistige Leben der Nation



Die neue Albertusuniversität.

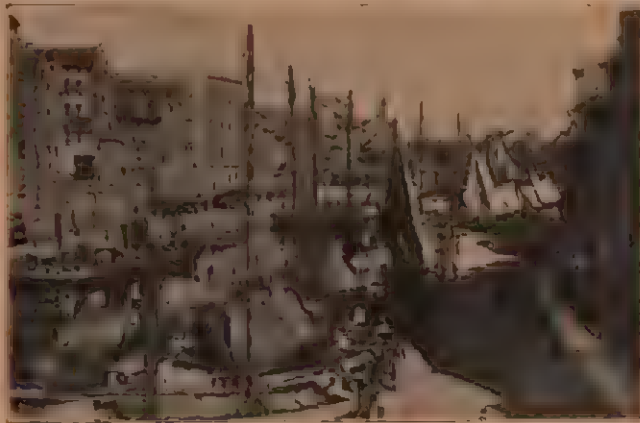
bestimmenden Einfluß ausgeübt, wie Wittenberg im 16. Jahrhundert, Halle am Ende des 17. und Leipzig in der ersten Hälfte des 18. Aber bald sollte der Glanz dieser Universität weit über die Grenzen des engen Vaterlandes erstrahlen durch den Ruhm eines Mannes, den sie ganz als den ihrigen in Anspruch nehmen darf, Immanuel Kant. 1724 zu Königsberg geboren, auf dem dortigen Friedrichs-Kollegium 1732—40 vorgebildet, bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt und

gehörte ihr bis zu seinem Tode 64 Jahre lang an als ihr Stolz und ihre höchste Zierde. Daß der Geist dieses gewaltigen Denkers, der die Anschauungen einer Welt umgestaltet und Generationen durch sein Pflichtbewußtsein erzogen hat, auf die Studentenschaft und ihre Lebensauffassung ohne Einfluß geblieben sein soll, ist an sich undenkbar. Zwar stieg er nicht wie Thomasius in Halle reformierend zu den Studenten herab, aber von seiner stillen Höhe aus lenkte er die Einzelnen zu reinerer, würdigerer, ernster Lebensanschauung hin, und ihm ist es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, wenn sich die Königsberger Studentenschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eines vorteilhaften Rufes vor anderen Universitäten erfreute. Der Feldprediger Goldbeck versichert in seinen Nachrichten von der königlichen Universität zu Königsberg i. Pr. 1782, daß „allgemeine Erecisse trotz der großen Freiheit seit vielen Jahren in Königsberg ganz unerhört seien“, und ein Unbekannter bezeugt den Fleiß des Studenten, „der hier mehr als anderswo, da er weder durch Nennmijereien noch Modopedanterie brillieren könne, durch seine Lebensweise beides zu ersetzen suche. Akademische Bälle, Masqueraden und andere Tanzpartien verschaffen auch dem Lieb-

haber von diesen Ergänzungen Gelegenheit seinen Wunsch befriedigen zu können, besonders sind die Vergnügungen dieser Art, die von Studenten arrangiert werden, sehr berühmt, weil sie mit zu den angesehensten gerechnet werden. Freilich darf man an den jüdischen Salonten damaliger Zeit nicht den Maßstab von heutige anlegen. Prof. Heidemann erzählt, er habe bei seiner Ankunft 1802 nur den Studentenballen die Studenten, mitten im Tanzsaal aus dem Haube der Beuteillen Bier trinken und dergleichen Unsitlichkeiten begehen sehen, und doch fand er Professoren dort." Auf seine Mahnung hin wurde solcher Anzug wie auch manche Extravaganz in der Kleidung willig abgestellt.

Erinnere
und Erlösung
Kreuzen.

Aber erst das Lasterungsfeuer der napoleonischen Unglücksjahre vermochte die Königsberger Studentenschaft umzugestalten. Hat doch diese Stadt an dem Geschick des großen Vaterlandes den unmittelbarsten Anteil gehabt. Hier lebte in der Zeit der Not die königliche Familie, verehrt und geliebt von der bis in die Knochen konigstreuen Bevölkerung, gestützt und gehalten durch den hoffnungsvoll



Am Fischmarkt

einer neuen besseren Zeit entgegengehenden Patriotismus eines Kreises hervorragender Männer. Hier entstand im Frühjahr 1808 der unter dem Namen des „Jugendbundes“ bekannte „nützlich-wissenschaftliche Verein, der sich zur Aufgabe setzte, die durch das nationale Unglück verzweifelten Gemüter wieder aufzurichten, für volkstümliche Jugend-erziehung zu sorgen, Anhänglichkeit an das Königs-haus zu pflegen und die Mittel zur Erhebung des Vaterlandes vorzubereiten. Hier stimmte der jugendliche

Mar von Scheuendorf seine ersten begeisterten vaterländischen Eifer an. Ganz besonders eng wurde aber das Band zwischen dem Königsbau und der Universität dadurch geknüpft, daß zum zweiten Mal ein preussischer Kronprinz zu ihrem Rektor ernannt wurde. Am 10. Februar 1808 erfolgte die eigenhändige Immatricula-tion des neuen Rektors und am 6. März trug dieser seinen Bruder Wilhelm als ersten akademischen Bürger unter seinem Rektorat in das Album ein.

Außerlich brachte der Universität diese Verbindung mit dem Hohenzollern-bau teilweise wenigstens die Erfüllung langjähriger Forderungen. Der weise Grundriß „durch Entwicklung der geringen Kraft des Volkes den Verlust an phy-sischer Kraft zu erlangen“ v. Baer, Aus meinem Leben, S. 306, ließ gerade in der trübsten Zeit des preussischen Staates neues Leben eblühen. 1809 wurde der Universität ein jährlicher Zuschuß von 17000 Thalern bewilligt, um den Lehrkörper zeitgemäß zu erneuern und die Gehälter der Professoren aufzubessern. Weitere 14000 Thaler dienten zur Einrichtung eines botanischen Gartens, ebenso wurde eine Summe zur Prämierung von Preisarbeiten der Studenten angesetzt; im ganzen waren die Ausgaben für die Universität auf 31000 Thaler jährlich gestiegen. Endlich wurde 1811 der Grundstein zu einer Sternwarte gelegt die mit einem Auf-wande von 28000 Thalern in zwei Jahren hergerichtet wurde, zum größten Ersämen Napoleons, der als er auf seinem Feldzug nach Rußland den Bau befohl, ausgerufen haben soll: „Kann denn der König von Preußen noch Sternwarten bauen?“ Bessel entfaltete an dieser Sternwarte bald seine ruhmreiche Thätigkeit. 1807 wirkte, wenn

auch vorübergehend, J. G. Fichte an der Albertina (1808 wurde Herbart herberufen, und 1814 begann Lobeck seine nahezu 50jährige Wirkksamkeit.

Aber noch bestimmten „die Alten“, die im Senat ihre Alleinberechtigung behaupteten, den Geist der offiziellen Vertretung der Albertina. Dieser engberzige, gewinnsuchtige Parteigeist, dieser Mangel an Fähigkeit, große Gesichtspunkte zu ergreifen, die feige Anglistlichkeit und niedere Cafarengesinnung veranlaßten während des Druckes der Franzosenherrschaft die Universität zu Schritten, die glücklicherweise allein stehen. Trotz der rücksichtslosen Behandlung, die man von den französischen Gouvernements erfahren hatte, ernannte die juristische Fakultät den Minister Daru in besonders festlichem Akt zum Ehrendoktor, wobei in dem Diplom bei Nennung Friedrich Wilhelms III. in auffälliger Weise der Zusatz des Königstitels ausgelassen, wie auch der Kronprinz einfach nur als Rektor angeführt wurde. Noch unerhörter frech ist die Ehrenerweiterung, die man dem Brigadegeneral und Lazarettinspektor Lalance erwies, indem man diesen bedeutungslosen Mann ehrenhalber in das Album der Universität entrug, als den ersten seit 150 Jahren!

Ganz anders war der Geist, der in der Jugend lebte, besonders der „Blumenfranz des baltischen Meeres“, eine Veremigung, als deren Führer M. von Schenkendorf zu betrachten ist, war ein Nährboden der neuen vaterländischen, freithöflichen Gesinnung. Die großen Ereignisse, die in den Monaten Königsbergs ihren Anfang nahmen, fanden sie vorbereitet, und als hinter den Trümmern der grande armée her Noth am 8. Januar einrückte, begrüßte ihn die Studentenschaft der Albertina in feierlichem Zuge. In dem großen Befreiungskampfe ergriff nahezu ein Drittel der akademischen Jugend die Waffen; fünfzehn von ihnen starben den Heldentod, viele lebten mit den Zeichen der Tapferkeit geschmückt zurück. Alle aber kamen gereift und erfüllt mit Begeisterung für den großen Gedanken eines einzigen Vaterlandes wieder. „Es war ein edles und würdiges Selbstgefühl, ein schönes, aber ruhiges Bestreben vorwärts und eine hohe Achtung für Bildung nach dem großen Befreiungskriege zurückgeblieben“, so urteilt über die Studentenschaft der Albertina einer ihrer Lehrer, von Baer.

Seinen Ausdruck fand dieser neue Geist in der Stiftung einer allgemeinen Burschenschaft nach dem Beispiel der jenaischen. Wann sie in Königsberg entstanden ist, läßt sich nicht ermitteln. Am Wartburgfeste nahmen Königsberger Burschen nicht teil, aber am 18. März 1818 reisten zwei von ihnen, beide Mitkämpfer des großen Krieges, Dieffenbach, der spätere berühmte Chirurg, † 1847 in Berlin und Lucas nachmals Schulrat in Königsberg als Abgeordnete der Studentenschaft der Albertina nach Jena zum allgemeinen Burschentage. Ob man die That sache dieser Abordnung als einen Beweis für das Bestehen einer burschenschaftlichen Organisation ansehen soll, oder ob erst nach ihrer Rückkehr durch diese beiden eine solche ins Leben gerufen wurde, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls existiert eine Abschrift der ersten Satzungen aus dem Sommer 1818 gegenwärtig im Besitze der Burschenschaft Germania. In Anlehnung an die Verfassungsurkunde der allgemeinen Burschenschaft bestimmen diese Satzungen den Zweck der Burschenschaft mit den Worten: „Burschenschaft ist eine freie, womöglich öffentliche Veremigung von Burschen, nach gewissen Regeln sich vaterländisch auszubilden. Aus diesem Zweck folgt, daß die Mitglieder ehrenhaft sein müssen.“ Die Leitung lag in den Händen eines Seniors von neun halbjährlich zu wählenden Burschen, von denen jeder drei Wochen lang Sprecher war. Monatliche Versammlungen, gemeinsame Komtrole, Konzerte und Bälle bekräftigten die Zusammengehörigkeit. Genugthuung zu fordern und zu geben war der Bursch bei Strafe des Verlusts verpflichtet.

Daß es landmannschaftliche Verbindungen bis in die Zeit der Entdeckung der Burschenschaft hinein gegeben hat, bezeugt von Mierowald in seiner Rede bei dem gleich zu erwähnenden Gallaartenfeste, welche es waren ist nicht zu ermitteln. Nur die Namen Pommernia und Borussia finden sich von den alten vier Landmannschaften vor, jedenfalls gingen sie in der allgemeinen Burschenschaft auf.

Satzung der
allgen. einig.
Burschenschaft.

Den glänzendsten Ausdruck fand die neue Gemeinschaft in dem Galtgarbenfest vom 18. Juni 1818. Der Galtgarben, drei Meilen westlich von Königsberg inmitten des schönen Samlandes gelegen, gewährt einen wundervollen Rundblick über Meer, Haß und Landschaft. Hier hatte der patriotische Sinn eines Mitstreiters des siebenjährigen Krieges, des alten Kriegsrats Scheffner, zur bleibenden Erinnerung an die Befreiungskriege, als „ein Denkmal der Kampfes- und Siegeszeit des Preußenvolkes“, ein mächtiges eisernes Landwehrkreuz errichtet. Hierher wallfahrte die Burschenschaft der Albertina und mit ihr mehrere Professoren am Tage des Sieges von Velle-Alliance. In reiner, ungetrübter, edler Fröhllichkeit vereinigten sich Lehrer und Junger der alma mater Albertina in der Erinnerung an die große Zeit und stärkten sich gegenseitig „zu einigem Streben in deutscher Wissenschaft und Kunst, zu einem Wunsch für Deutschlands Wohl und Deutschlands Ruhm“. Zugleich sollte das Fest auch „ein Fest der Wiedergeburt des höheren akademischen Lebens“ sein. An die Stelle des höchst verwerflichen esprit de corps einzelner Verbindungen, so führte Alfred von Auerswald aus, sei das Bruderband des Gemeinsinnes getreten, das sie alle umfasse in Liebe und Freundschaft. Darin waren alle einig, daß keine Landsmannschaft sein solle, kein enges Zusammenhalten derer, die zufällig in einem Kreis oder einem Lande geboren waren, keine Zerspaltung des großen allgemeinen Interesses in die engherzigen Wünsche weniger.

Aber nur zu bald sollte die hoffnungsvolle Pflanzung der jungen Burschenschaft dem Nachtfrost der hohen Politik erliegen. Am 23. März 1819 wurde Kespene durch Sand ermordet. Man kannte den Ermordeten in Königsberg sehr wohl, wo er seit 1806 wiederholt geweiht hatte, zuletzt seit 1815 als russischer Generalkonsul, und 1815 hatte ihn die philosophische Fakultät zum Dr. hon. c. gemacht. Auch urteilte man hier über die That sehr ruhig. „Einen Nutzen dieser Ermordung sehe ich nicht ab“, schrieb der oben genannte Scheffner, „wohl aber manche schlimmen Folgen“. Aber als man den Geisteserben im Theater durch eine besondere Trauerfeier ehren wollte, da erhob sich die Studentenschaft mit dem übrigen Publikum einmütig dagegen, und die Feier wurde daraufhin von der Polizei aufgehoben. Dieser Vorgang und andere ebenso unbedeutende genügten, um auch gegen die Königsberger Burschenschaft, die noch kurz vorher wegen ihres „guten Geistes“ ein königliches Lob erhalten hatte, einzuschreiten. Die vom Senat eingesehenen Papiere boten nichts Kompromittierendes, und insbesondere das vorgelagte Protokoll der Verhandlungen in Jena zerstörte jeden Schem einer politischen Tendenz der Burschensvereine. Deshalb sprach sich der Prorektor Dirksen in seinem Bericht durchaus günstig über die Burschenschaft aus und empfahl mit Rücksicht darauf, daß sie ihren Ursprung einer Idee verdanke, deren Verbreitung Deutschland seine Rettung schuldig sei, und daß unter ihren Vorstehern Jünglinge seien, die notorisch durch Fleiß, Talente und Sitten sich vor allen andern rühmlich auszeichneten, eine schonende Behandlung. Trotzdem erfolgte Beschlagnahme von Papieren, Erbrechen von Schränken, Abfangen der Korrespondenz, um Beweise für die einmal angenommenen hochverräterischen Umtriebe zu finden. Freilich hatten die Studenten der Albertina seit 1817 in pietätvoller Erinnerung an den Stifter derselben sein Bild in Gold oder Silber als Abzeichen der civitas Academiae Albertinae angenommen. Dieses unschuldige Zeichen sollte nun das Vorhandensein geheimer hochverräterischer Verbindungen beweisen. Das Tragen desselben wurde als Ungehorsam angesehen und mit Verlust der Benefizien geahndet.

Das Ende war, daß der wohlwollende Kurator v. Auerswald seines Amtes enthoben, und ein besonderer Regierungsbevollmächtigter eingesetzt wurde. Wie bitter die Universität diese „rohe Beleidigung“ (Treitschke) empfand, beweist die wohlthätige Notiz, welche der Dekan Elsner in das Tagebuch der medizinischen Fakultät eintrug: *His peractis imminutam et oppressam universitatum dignitatem lugens manus Decani depono*. Schließlich wurde in Durchführung der Karlsbader Beschlüsse durch Ministerialerlaß vom 20. Dezember 1819 jede Verbindung der Studenten aufgehoben.

Einschreiten
gegen die
Burschenschaft.

und verboten. Damit endete offiziell auch die erste Königsberger Burschenschaft, der noch 1844 der Prorektor Burdach in seiner Antwort an den Minister Eichborn das rühmende Zeugnis ausstellte: „Mag die Burschenschaft hin und wieder ausgeartet sein, ja in einzelnen Individuen bis zu hochverrätherischen Träumen sich verirrt haben, bei uns zeigte sie sich nur in wahrhaft edler Gestalt, sie verkannte das Kleinliche Treiben der Landsmannschaften, die Kanfereien, Völlerei und jede Rohheit; nur Tüchtigkeit der Gesinnung und ernste Vorbereitung zum Dienste für das Vaterland konnte auf Ehre Anspruch machen.“

Zwar blieb der Name einer „Burschenschaft“ für die Gesamtheit der Studentenschaft fortbestehen, und es wurden auch allgemeine Bälle, Konzerte, Privats, Komitee und Galtgarbenfeste abgehalten, auch bei Leichenbegängnissen trat die Studentenschaft unter Führung gemeinsamer gewählter Entpreneurs geschlossen auf, aber innerhalb derselben bildeten sich wieder die alten Landsmannschaften und dazu neue Verbindungen als „Kränzchen“. Abzeichen wurden nicht getragen, da die Verbote gegen jede Vereinigung der Studenten bestehen blieben und erneuert wurden, wie u. a. 1824, wo die famose „Ämtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft“ „auf ausdrücklichen hohen Befehl“ erlassen wurde. Die ersten dieser landsmannschaftlichen Verbindungen und Kränzchen waren seit 1820 die Pommerania, Littuania und Masovia. Bald trat in den Vordergrund die 1824 begründete Pappenhemia, die besonders aus Mitgliedern des hohen Adels der Provinz bestand. Dazu kam die Borussia, der ein kraß renommistisches Wesen nachgelagt wird, eine Scotia, Baltia, Teutonia, Marcomannia, die alle bald, unter dem Druck des Polizeiverbotes aufgelöst, in der allgemeinen Burschenschaft aufgingen, bald wieder erneuert wurden.

Landsmannschaften,
Kränzchen und
Corps.

Eine gewisse Stabilität trat in der Gruppierung der Königsberger Studentenschaft seit 1828 ein. Damals that sich zuerst das Littauerkränzchen mit den Farben grün-weiß-rot auf und zeigte am 19. Dezember seine Konstituierung und sein Ausschneiden aus der allgemeinen Burschenschaft an. Jahr folgten 1829 die Pappenheimer (schwarz-weiß-blau) dann die Borussen (schwarz-weiß) und die Masuren (blau-weiß-rot). Dazu kam 1835 die Normannia (schwarz-gold-blau). Seit 1835 nannten sich diese Verbindungen Corps, bezw. Corps Landsmannschaften; sie bildeten einen Semerencevent zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten. Die Burschenschaft nahm infolge dieser Veränderungen gleichfalls Farben an, und zwar schwarz-weiß-rot.

Losgegangen wurde auf Schläger — nur mit Offizieren auf Pistolen — ohne Witz. Die einfachste Form war der Rappierzuge, der aus zwölf Gängen mit stumpfen Rappieren bestand und schon „aufgebrummt“ werden konnte, wenn ein Bursch von einem Fecht nicht commentmäßig begrüßt wurde. Die „Überhitzung“ erfolgte, indem ein „Dummer“ draufgesetzt wurde, sieben Gänge, wobei eine 1 Zoll lange Wunde mit genügender Tiefe dem Duell mit untergelegten Sekundanten und Unparteiendem ein Ende machte. Noch schwerer war die Forderung „ohne Sekundanten“ bis zu zwölf Gängen; ein Gang war beendet nach dreimaligem Absetzen, oder wenn ein Wutiger saß. Als Panklokal diente die Wade eines Studenten. Innerhalb der Landsmannschaften wurden Duelle möglichst durch Ehrengerichte verhindert.

Studentenleben
in den
1820er Jahren.

Das gewöhnliche Getränk war „böhmisches Flaschenbier“, Kommete wurden in Wein und warmen Bowlen gefeiert. Ein großer Aufzug waren die sogenannten „Herrortinnen“ mit Sekundanten und Unparteiendem, die bis zum „Papst“ mit vier Gläsern, ja bis zum „Walfisch“ mit acht Gläsern gefeiert wurden. Die Disziplin gab während der zwanziger Jahre oft zu Tadel Veranlassung, auch wird regelmäßig über den Unfleiß der Studenten geklagt. So äußert sich Verlaart daß das alte Ubel des unregelmäßigen Kollegienbesuches das sich nach den Bereinigungsakten um etwas gebessert hätte sich allmählich wieder merklich verthumerte, und in der Geschichte einer der damaligen Königsberger Landsmannschaften findet sich der bezeichnende Satz: „Studiert wurde in häßlichen Landsmannschaften nicht, viel Kollegien nur spärlich besucht.“ Das Auftreten auf der Straße war selbstbewußt, man ging meistens

teils noch bekränzt mit Fahnen und farbigen Bändern, an denen die Hieber u. s. w. hingen, mit betroddester Pfeife und dem Tabacksbeutel, der an einer Schnur am Halbe oder am Rockknopf hing, und einem Rohrstock oder Stiegenbamer, an dem massenhaft Namen eingeschnitten waren. Häufig mußten die Behörden gegen Völlerei, Duelle, Straßentumulte und larmende Demonstrationen im Theater eindreten. Von einer Krankheit der Zeit hat sich allerdings die Königsberger Studentenschaft frei gehalten, der Verächtlung mit der Politik, ob aus gerundem Sinn, oder, wie es einmal in einem Bericht erklärt wird, weil die Armut die meisten Studenten hinderte, Zeitungen zu lesen, mag dabingestellt sein. Auch sonst benahm man sich besonnen; z. B. 1851 in dem energischsten und wirkungsvollen Einschreiten gegen den aus Anlaß einer Choleraepidemie aufgeregten Pöbelhaufen. In besonders schmerzlichen Ausdrücken dankte der Kronprinz als Rector magnificentissimus dafür. Trotzdem blieben, besonders seit dem Frankfurter Attentat, die polizeilichen Maßregelungen, Verfolgungen und Verbote bestehen, so daß 1855 die Landsmannschaften sich vorübergehend auflösten.

Blütezeit der Königsberger Universität

Die Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen brachten der Universität eine neue Blüte, ja in manchen Gebieten der Wissenschaft die Führung. Herbart richtete hier zuerst ein pädagogisches Seminar ein, und sein Nachfolger Rosenkranz verstand es, den Ruf der Königsberger Philosophie zu erhalten. In der Philologie deuteten die Namen Lohck, Lachmann, Lehms die Stellung an, welche die Albertina einnahm, selbst die entliehene Wissenschaft der orientalischen Sprachen hatte in v. Bohlen, Vater, Wesselsmann tüchtige Vertreter. Für die Geschichte genügt es an Büllmann, Drumann, Johannes Voigt zu erinnern, und die Namen Dirksen, Sano, Mühlentbruch, Ed. Simon kennzeichnen den Geist der juristischen Fakultät. Aber epochemachend wurde die Albertina auf dem Gebiet der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. Vessel sammelte Jünger um sich nicht nur aus ganz Deutschland, sondern auch aus dem Auslande, und die Mehrzahl der nachmals bedeutenden Astronomen hat hier zu seinen Füßen geessen. Während die Mathematik noch 1804 durch den Hofprediger Schulz vertreten war, und K. G. Hagen gleichzeitig die fünf Fächer der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik und Chemie lehren mußte, erhielten diese Wissenschaften nach und nach besondere Vertreter, und zwar in Männern wie Franz Neumann Dove, Jacobi und Micheli, Forschern allerersten Ranges, deren Wirkungen der Albertina in der Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften einen hervorragenden Platz verschafft hat.

Studentenleben in den 1850er Jahren

Der frische Zug geistigen Lebens, welcher damals die Universität durchwehte, beeinträchtigte die Gemüthlichkeit des Studentenlebens keineswegs. Viel ting darin bei der allgemeinen Dazwommert, der unter den Trägern des Albertus bis in die sechziger Jahre hinein geherrscht hat, viel auch die Stärke der diesen fröhlichen Ton pflegenden Verbindungen: zählten doch allem die Mayoren im Herbst 1855 122 Mitglieder. Die allgemeinen Feste, Bälle und Konzerte genossen nach wie vor einen guten Ruf, ihr allzudeckender Verlauf war für die Studentenschaft Ehrensache. Naturngemäß und vielfach zum Heil des Ganzen trachten die organisierten Corps ihre Mitglieder in die Leitung solcher gemeinsamer Unternehmungen hineinzubringen. Dadurch sublimen sich aber die Nichtkorporierten die Mitglieder der Verbindungen zurückgezielt. Das durch den Fortschritt geweckte Selbstbewußtsein der Einzelpersonlichkeit veranlaßte diese den Überzinnen der Landsmannschafter Kräfte entgegenzutreten. Als dann aber ihre Schwächen bei einer allgemeinen Studentenversammlung mit Heben zurückgewiesen wurden, begaben sie sich in ein anderes Lokal und konstituirten sich am 18. November 1858 als allgemeine Verbindungen Albertina. Das unterscheidende Merkmal dieser Verbindungen von den ersten ist das Fehlen des patriklastischen Prinzips. Sie wolle in ihrem „Verbindungsband“ als Ziel bei der Ausbildung des Jünglings zum Mann und zwar nach den beiden Haupttheorien, auf welche seit ihrer früheren Einrichtung die Universität gegliedert ist, nämlich Freiheit und Ehre. Alle Mitglieder hatten gleiche Rechte, der Mittelpunkt der Verbindung waren die Sonntag-versammlungen.

Albertina

eine geeignete Übungsstätte für zukünftige Redner. Wurde auch grundsätzlich das Duell verworfen, so verlangte es doch die Ehre und der Brauch, daß man ihm nicht aus dem Wege ging, und die Burschenschaftler standen in Bezug auf Feindschaft der Memuren den Landsmannschaftlern nicht nach. Die freie Verfassung der Burschenschaft gestattete in ihrer Mitte die Bildung von Kränzchen, unter denen von 1838–47 als gering bedeutendstes das der Hochheimer schwarz-rot blühte, in welchem sich eine große Zahl später bekannt gewordener Persönlichkeiten zusammensand, u. a. der Literaturhistoriker Julian Schmidt, der geistvolle, aber exaltierte Dull der berühmte Philologe Ludwig Friedländer, Rudolf Gottschall, der nachmalige Vorkämpfer Robert von Koudell und der spätere Minister Hobrecht. Nennen wir noch den Masuren Ferdinand Gregorovius und den Luttauer Wilhelm Jordan so ist die geistige Bedeutung der damaligen Studentenschaft gekennzeichnet. Ferner bestand noch ein Kränzchen Saxonia grün-gold und eine Arminia blau-gold, zu denen 1845 die gegenwärtig noch bestehende Burschenschaft Germania schwarz-weiß-rot und 1844 eine Borussia hinzukamen. Im Winter 1844/45 traten diese Kränzchen zum Teil aus der allgemeinen Burschenschaft aus, und damit hörte diese endgültig auf zu bestehen. Sie hatte das ursprüngliche Ziel erreicht, die Vermeidung der Alleinherrschaft der Corps. Bei den gemeinschaftlichen Veranstaltungen, deren Leitung bis dahin ausschließlich in den Händen jener lag, traten nunmehr die Burschenschaftler in den Vordergrund. Das letzte freilich Kämpfe, ja von 1842–45 wurden infolgedessen überhaupt keine allgemeinen Wälle abgehalten.

In diese Kämpfe mischte sich zum ersten Mal an der Albertina ein politisches Moment. Die radikalen Elemente, durch Vorträge eines Walewode, Gottschall, W. Jordan angeregt, suchten die Studentenschaft auf die schiefe Bahn der Tagespolitik zu locken. Aber die kühle, besonnene Art der Westpreußen, der gesunde Sinn der akademischen Jugend der Albertina von jeher ausgezeichnet hat, die Nachstellung der solchen Treiben abgeneigten Corps und endlich die Klugheit der akademischen Behörden, die unbedingten Wünschen bereitwillig nachgaben, im übrigen aber die Leitung in fester Hand behielten, bewahrte sie vor Ausschreitungen. Selbst die Märztage des Jahres 48 gingen ohne Gefahr vorüber, indem die Leitung der „Studentenwehr“ die von der Studentenschaft gewählten Professoren Richelot und Ed. Simson in die Hand nahmen. Mit der Beseitigung des Instituts eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und der Aufhebung des Verbots jüdentlicher Verbindungen kam die Entwicklung in ein ruhiges Geleise.

Inzwischen hatte in den letzten Augusttagen 1847 die Universität die dritte Jahrhundertfeier begangen, trotz der bewegten Zeit in seltener Einmütigkeit und unter außerordentlicher Beteiligung. Eigenhändig legte bei dieser Gelegenheit der königliche Rektor den Grundstein zu dem seit lange sehnlichst gewünschten neuen Universitätsgebäude. Indes konnte der Bau erst 1858 in Angriff genommen werden, und nachdem bei Gelegenheit der Krönungsfeier 1861 der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum Rector magnificentissimus gewählt worden war, konnte derselbe am 20. Juli 1862 die neue Heimstätte öffnen und ihrem Verufe übergeben. Die jüngste Zeit brachte endlich auch die zeitgemäße Ausgestaltung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute.

Die Studentenschaft entwickelte sich seit 1845 ziemlich ruhig, aber in beständiger Fühlung mit dem Geiste der Zeit. Nachdem im Jahre 1848 aus der Landsmannschaft Littuania eine Minorität ausgetreten war und ein Corps gleichen Namens gestiftet hatte, konstituierte sich 1851 das Corps Baltia (weiß-bellblau-schwarz-weiß). Die burschenschaftliche Sache dagegen erhielt Verstärkung in der 1854 gestifteten Burschenschaft Gothia schwarz-gold-blau und der Burschenschaft Arminia 1860 welche mit der Burschenschaft Germania zeitweilig einen D.C. bildeten. In der Konfliktzeit neigte die Studentenschaft zu politischer Parteinahme in fortschrittlichem Sinne, ohne indes damit außer bei einem dem fortschrittlichen Abgeordneten Professor Meller dargebrachten Votat hervorzutreten. An dem

Politische
Strömungen
in der
Studenten-
schaft.

Kronprinz
Friedr. Wilh.
als Rektor.

Die politische
Corps-
entwicklung.

Kriege gegen Frankreich beteiligten sich von 494 Studenten 141 mit der Waffe, 30 als Krankenpfleger, 5 starben den Tod für das Vaterland. Die Tendenz der siebziger Jahre war corpsfreundlich, 1875 entstand aus Mitgliedern der Masovia und Baltia das Corps Normannia. Auch in burschenschaftlichen Kreisen gewann das Corpssystem der Erziehung zu schneidigem Auftreten, „zu charakterfesten Männern“ Anklang, und die W. S. 76/77 vom Senat aufgelöste Burschenschaft Arminia konstituierte sich alsbald als Corps Hansa (rot-weiß-gold). Aber auch in den anderen Burschenschaften hielt man nur noch traditionell die Prinzipien von Ehre, Freiheit, Vaterland fest, in der That suchte man alles Unterscheidende zu beseitigen und so einen Übergang in die Corps anzubahnen. Erst die achtziger Jahre brachten ein Ersinken des nationalen Geistes in der Studentenschaft, ein Verdienst des „Vereins deutscher Studenten“, und als die Burschenschaften sich ihrer Geschichte zu erinnern begannen und das vaterländische Prinzip in der Erziehung mehr betonten, auch ein Wachsen der burschenschaftlichen Sache. 1880 konstituierte sich die seit 1878 als



Die Palästra Albertina

schlagende Verbindung bestehende Alemannia als Burschenschaft blau-weiß-gold, schwarze Sammelmützen) und trat 1881 dem A. D. C. gleich bei seiner Gründung bei, 1885 wurde die 1875 als Turnverein gestiftete Teutonia (violett-weiß-rot) Burschenschaft, nachdem sich kurz zuvor auch Gothia und Germania dem A. D. C. angeschlossen hatten. Die Landsmannschaft Lettuanica wurde 1894 Corps, die 1882 als schlagende Verbindung frideriziana gestiftete Franconia Landsmannschaft mit den

farben schwarz-silber-grün. Die Franconia steht mit der dem V. C. angehörenden Turnerschaft Frisia (violett-weiß-gold) im Paulverhältnis und bildet mit ihr einen Lokalverband. Auch die wissenschaftlichen Vereine, von denen die Albertina (weiß-schwarz-hellrot-weiß) und die aus ihr hervorgegangene Umbria (grün-weiß-gold) farben tragen und unbedingte Satz-faktien geben, haben sich zu einem Verbands zusammengethan. Von den beiden katholischen Korporationen ist die ältere die 1876 gestiftete mehrfarbentragende Borussia während die Turconia erst seit dem W. S. 1897/98 existiert.

Das letzte Jabelsfest des hundertjährigen Bestehens brachte der Albertina ein Institut, dessen Besitz sie vor allen deutschen Hochschulen auszeichnet, die Palästra Albertina. In einmütiger Verkennung der Wichtigkeit körperlicher Ausbildung konnte nach 1804 der Mediziner Meißner das Bedürfnis eines akademischen Tanzsaales, Fechtbodens oder einer Reithahn besprechen und es dauerte bis zum W. S. 1861/62 bis ein Universitätsfechtlehrer angestellt wurde, dem dann allerdings auch ein Tanz- und Reitlehrer folgten. Aber ein Institut welches den körperlichen Übungen in ihrer Gesamtheit hätte dienen können, gab es nicht, der Staat konnte es auch nicht schaffen. Da gab der weite Blick eines hochberzigen ehemaligen civis Academiae Albertinae die Anregung. Der Vortrieger Arzt Dr. Friedrich Lange, Mitglied und Alter Herr der Burschenschaft Gothia stiftete zu diesem Zweck eine namhafte Summe und schenkte ein geeignetes Grundstück. Daraufhin entstand 1891 ein Verein, der es sich

Die Palästra
Albertina

zur Aufgabe machte, diese Anregung zur That werden zu lassen. Der rührigen Thätigkeit dieses Vereins und seines Vorsitzenden, Prof. Dr. Bezzenberger, gelang es mit weiterer Unterstützung des Dr. Lange die Sache soweit zu fördern, daß 1894 in Anwesenheit des als Vertreter des Kaisers erschienenen Prinzen Friedrich Leopold der Grundstein zu dem Gebäude gelegt und dasselbe am 22. Oktober 1898 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Es enthält sechsäle, einen Turnsaal, Schwimmraum, Kegelbahn und Spielplätze, ferner außer einer öffentlichen Gastwirtschaft Vereinszimmer für studentische Verbindungen. Im Juli 1899 legten die Studenten vor dem Stifter eine Probe ihres Könnens auf den verschiedensten Gebieten studentischen Sports ab; daran schloß sich dann ein Galtgarbenfest, die alte Form in neuem Geiste.

So steht die allerbwürdigste Albertina da, in Treue des Dienstes wartend, zu welchem sie von ihrem Stifter einst bestellt worden ist, und wir können diese ihrer Geschichte gewidmete Skizze nicht besser schließen als mit den Worten des Schreibens, das unser Kaiser bei Gelegenheit des Jubelfestes 1814 an die Universität richtete: „Möge es der hohen Schule auch fernereit beschieden sein, in Gottesfurcht und Vaterlandsiebe, im Dienste der Wahrheit und Wissenschaft ebenbürtig zu wetteifern mit ihren Schwesteranstalten in deutschen Landen.“





1558.

In Jena und im Himmelreich
Sind wir Studenten alle gleich.
(Jenaischer Sammelbuchers v. 1734.)

Charakter der
Hauptstadt

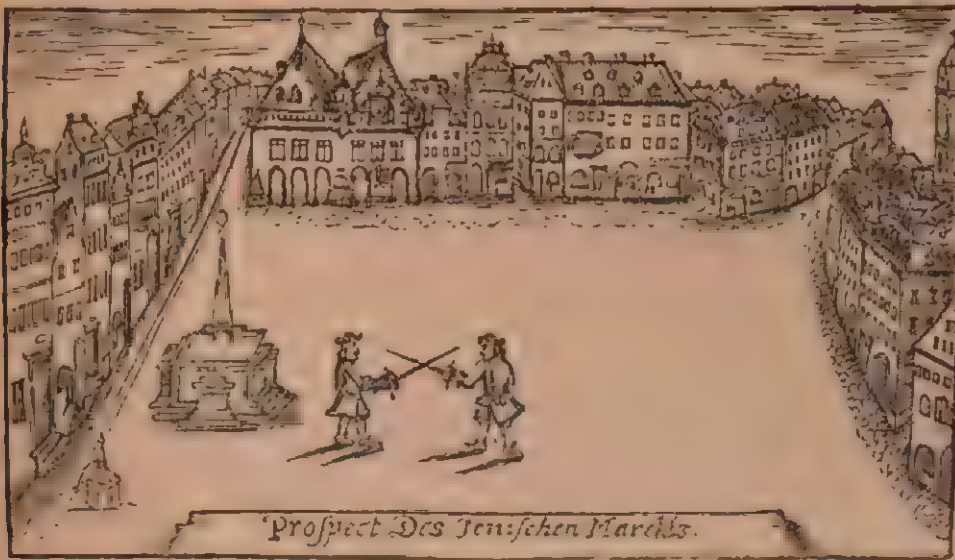
Jena hat von altersher bis auf unsere Tage den Ruf befohlen, die Unversität der Freiheit zu sein, der Freiheit der Wissenschaft nicht minder wie des studentischen Lebens. Der Geist der Zeit, aus dem heraus die Hochschule gegründet wurde, wie die besonderen Verhältnisse, unter denen sie sich entwickelt hat, lassen diese ihre charakteristische Gestaltung nur natürlich erscheinen.

Als die unglückliche Schlacht auf der Ecksauer Heide und die wittenbergische Kapitulation (1547) dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen den größten Teil des Landes, die Kurwürde und seine Freiheit geraubt hatten, da war es sein erster Gedanke, die verlorene Universität Wittenberg zu ersetzen. Er sah sich, bei allgemeiner Mutlosigkeit allein noch standhaft und vertrauend, unter den wenigen seinen Söhnen gebliebenen Städten nach der zum Sitz einer Hochschule geeignetsten um; in Betracht kamen nur Eisenach, Saalfeld und Jena, und auf das letztgenannte Städtchen fiel die Wahl.

Natürlich konnte der Plan nicht sogleich zur vollen Ausführung kommen, da es des kaiserlichen Privilegiums bedurfte, das unter den ohwaltenden Umständen nicht zu erlangen war. Man gründete daher zunächst im Jahre 1548 ein „Akademisches Gymnasium“, behielt aber die Umwandlung in eine wirkliche Universität für einen späteren günstigeren Zeitpunkt im Auge. Johann Friedrich sollte freilich die Resultate seines Strebens nicht erleben. Nachdem ihm der Passauer Vertrag 1552 die Freiheit wiedergegeben hatte, hielt er am 24. September desselben Jahres seinen Einzug in Jena, der sich zu einem großartigen Fest gestaltete. Aus jener Zeit stammt das bekannte Wort des Kurfürsten, der mit besonderem Wohlgefallen auf die zahlreiche Schar der jugendkräftigen Jünger der Wissenschaft blickte und, als er durch ihre Reihen fuhr, zu dem treuen Lucas Cranach äußerte: „Sieh, das ist Bruder Studium!“ In seinem am 9. Dezember 1553 errichteten letzten Willen empfahl Johann Friedrich seinen Söhnen für den Fall seines Ablebens die Begründung der neuen Universität, indem er sie aufforderte: „mit unermüdetem Eifer und ohne Ansehen der dazu erforderlichen Unkosten zu Gottes Ehren und zur Steuer der Wahrheit das Vorhaben ins Werk zu setzen“. Und die Söhne saunten nicht, dem Wunsche des Vaters nachzukommen. Nachdem der Kaiser 1557 seine Einwilligung gegeben und den sämtlichen Akademikern der neuen Universität alle Rechte, Privilegien und Vergünstigungen, welche die alten Universitäten besaßen, verliehen hatte, wurde am 2. Februar 1558 die feierliche Inauguration unter Anwesenheit des regierenden Herzogs, Johann Friedrich des Jüngeren, vollzogen.

Die neue Universität war im Geiſt des verſtorbenen Kurfürſten Johann Friedrich mit Einſicht und weicher Mäßigung, aber mit freien Statuten gegründet, dieſe haben denn auch auf die Entwicklung und Geſtaltung des akademiſchen Lebens in Jena bei Lehrern und Lernenden den größten Einfluß ausgeübt. In der erſten Zeit ihres Beſtehens hat freilich die Jenener Uniuerſität ihren Ruhm weniger in fruchtbringender Forſchung als in gelehrten Streitigkeiten geſucht. Namentlich waren es die Theologen, die ſich beſtändig untereinander wie mit auswärtigen Gelehrten in den Vaaren lagen und deren widerwärtige Hankereien in dem Streit zwiſchen den Profeſſoren Singel und Klacius deſſen Grobheit als „Kläzerei“ ſprichwörtlich geworden iſt, unter Teilnahme der Studenten zu aufrührerischen Szenen wüſtender Art führten. Eins darf jedenfalls von Jena ſchon aus dieſer Zeit gerühmt werden, daß es niemals Kloß eine Uniuerſität von lokaler Bedeutung geworden iſt. Schon von den früheſten Zeiten an waren Deutſche aus allen Teilen des Reichs, ja ſelbſt viele

ſtange der Uniuerſität.



Proſpect Des Jenſchen Markts.

Der Marktplatz zu Jena im 18. Jhdt.

Ausländer unter den akademiſchen Bürgern zu finden. Während die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Hochſchule im 16. Jahrhundert ihren Schwerpunkt in der Theologie hatte, zeigte der nächſte Zeitraum eine Reihe bedeutender Juristen, die für ihre Wiſſenſchaft lange Zeit hindurch tonangebend geſeſen ſind.

Wie dies zunächſt auch anderwärts der Fall war, hatte die Uniuerſität im Anfang manchen Konflikt mit Rat und Bürgerſchaft auf der einen und dem herzoglichen Jnnis-Rat auf der anderen Seite zur Wahrung ihrer eigenen Rechte zu beſehen. Die Anläſſe hierzu waren mitunter recht komiſcher Art. So hatte ſich z. B. der Rat der Stadt einmal herangezogen, die Amtwärtin eines Proceſſors, die als ſolche auch der akademiſchen Gerichtsbarkeit unterſtand, wegen eines Marktbank mit Bauerweibern in Strafe zu nehmen und in den ſogenannten „Käkererb“ einen als Weibgeraugnis dienenden Aushau am Johanniſthorturm zu ſetzen und ein ander Mal dem akademiſch privilegierten Reſen Wint wegen Ausſchanks von Bier an Nicht-Akademiſter auf offenem Markt ſeine Hering- und Käſe-Waren ſortnehmen laſſen. Rechtsübergabe die in den Uniuerſitätsakten 1673 bezeichnet werden als „Attentata“, dergleichen ſolange die Uniuerſität durch Gottes Gnaden geſtanden, nicht leichtlich erbobet noch geſtatet ſein werden.

Studentenleben
der ersten
zwei Jahrhunderte

Das studentische Leben Jonas weist in den ersten zwei Jahrhunderten der Universitätsgeschichte keinen besonderen Wandel auf. Es empfing gleich von Anfang an die für diese ganze Periode charakteristische Gestaltung, die das Merkmal einer überaus, oft zu Verwilderung führenden Freiheit trägt. Grundlegend hierfür war schon die mit den Universitätsstatuten eingeräumte akademische Freiheit. Dazu traten als weitere bestimmende Faktoren noch einzelne besondere Bräuche, die sich von Anfang an herausbildeten, und die örtlichen Verhältnisse. In erster Beziehung übte die Einrichtung der „Professoren-Tische“ einen nachhaltigen und nicht gerade günstigen Einfluß auf die Gestaltung des akademischen Lebens aus. Die Dozenten hatten nämlich das Recht, Studierende bei sich mit Speise und Trank zu belästigen, und zu diesem Zweck das Privileg der Braufreiheit. Mit diesem Recht wurde aber bei der karglichen Bezahlung der akademischen Lehrer ein großer Mißbrauch getrieben. Die „Professoren-Tische“ arteten zu regelrechten Uneigenen aus, in

Professoren
Tische



Jena im 16. Jhd.

denen wüste Nachgelage oft unter persönlicher Beteiligung der Professoren stattfanden. Dieser Mißstand zeitigte aber noch andere. Da die Dozenten durch das Institut der Professoren-Tische vielfach wirtschaftlich von den Studenten abhängig waren, so zeigten sie sich auch in anderer Beziehung überaus nachsichtig gegenüber den Ausschreitungen der letzteren und wußten ihren Schülern bei dem Universitätsgericht, wenn nötig, herauszuhelfen. Dadurch wurde natürlich der Herausbildung eines wüsten Studententreibens sehr Verhieb geleistet. Die also begünstigten „Professoren-Tischler“ ihrerseits, die wußten, was sie sich herausnehmen durften, spielten sich den an den billigeren Väterlichen verpflogten Kommissionen gegenüber als etwas Besseres auf und gaben dadurch häufig Anlaß zu Streit und sonstigem Ärger. Die Jenerer Einwohner, die sich nicht gerade besonderen Wohlstandes erfreuten, fühlten sich gleichfalls von den Besuchern der Universität wirtschaftlich abhängig und duldeten infolge dessen vieles. Ingleich zeigte sich auch hier, gerade bei den Heimen Leuten, ein Leichtsin, der das feuchtprobliche studentische Treiben häufig auch dann, wenn es das Maß überbricht, äußerst begünstigte. Kam es doch gar nicht selten vor, daß Handwerksgehilfen und Banern, die den Studenten das Trinken und den Comment abgeben hatten, mit ihnen darin — wenig zum Vorteil für ihre wirt-

Die Jenerer
Fürper

schaftlichen Verhältnisse wetteiferten, eine Erscheinung, die noch heute für Jena charakteristisch ist. Zu all diesen Gründen für die Entwicklung einer außergewöhnlich weit gehenden akademischen Freiheit trat noch der Umstand, daß Jahrhunderte hindurch der Jener Student in gesellschaftlicher Beziehung völlig auf sich allein angewiesen war, sofern er sich nicht mit dem kleinen Bürger anboterte, was wiederum nur zu jener außergewöhnlichen Verrohung des studentischen Lebens beitragen konnte, die für Jena so lange Zeit hindurch bezeichnend gewesen ist.

Der Pennalismus, dessen oben (S. 34 ff.) geschilderte Auswüchse in Jena ganz besonders zu Tage traten, wurde hier erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und nach mehreren Revolten der Studentenschaft unterdrückt. Gleichzeitig damit vollzog sich ein bemerkenswerter Wandel auch im Äußern des Jener Studenten. Während er früher in luxuriöser, ritterlicher Tracht einberging, suchte er jetzt seine „Korichheit“ in einem recht saloppen Anzuge zu bekunden. Am liebsten ging er im Schlafrock auf die Straße und ins Kolleg, eine Unsitte, die trotz wiederholter Verbote doch lange Zeit nicht auszuretten war und auch im Liede mit anderen Passaden der Jener akademischen Freiheit verherrlicht worden ist:

Studentische
Tracht

„Und die akadem'sche Freiheit
Ist in Jena auf dem Damm;
Im Schlafrock kann man gehen
Und den Bart sich lassen stehen,
Wie ein jeder will und kann!“

Zu Zeiten soll es damals sogar vorgekommen sein, daß unkluge Studenten sich den Spaß machten und die Kleider auf offener Straße wechselten.

Der „Pump“ hat zu allen Zeiten in Jena eine große Rolle gespielt; bis in unsere Tage sind Fälle nicht selten gewesen, daß Studenten sich allein auf Kredit Jahre lang durchgeschlagen haben. Auch darin sind sich die Dinge gleich geblieben, daß die Prüfliter, speziell die Wirte und Geschäftskente, im Anfang dem Studenten gern pumpen und ihn um so höflicher behandeln, je mehr er verbraucht. Die Kehrsseite aber bleibt nicht aus, wenn der Wirtsch in höhere Semester kommt oder wohl gar Jena den Rücken kehrt; dann pflegt es auch in Jena heute wie früher so zu gehen, wie es ein alter Jenerer Stammbuchvers schildert:

Der Pump
in Jena

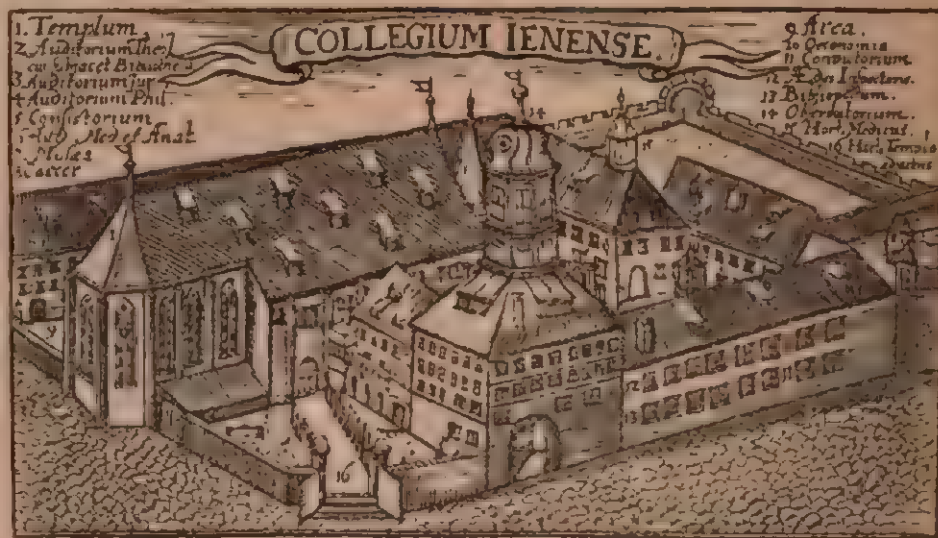
„Alte Wirtsch und Studenten
Leiden gleiches Ungewach
Jener können Jagehunde
Diesen die Prüfliter nach!“

In mancher Beziehung waren die „Tretprüfliter“ früher besser daran als heute. So war es z. B. Sitte, daß zufolge einer akademischen behördlichen Anordnung am Posthause die Eingänge von Geldsendungen an Studierende öffentlich angeschlagen wurden, so daß die Gläubiger rechtzeitig davon Kenntnis erhielten und den Wechsel mit Beschlagnahme belegen konnten. Die Studenten suchten sich allerdings gegen diese schandde Unbill ihrerseits zu schützen, indem sie einfach den Zettel mit der Ankündigung herunterrißen. Mit dem großen Pump, den der Jenerer Student aenof und noch gemeßt, erklärt sich auch, daß dieser von altersher eine weitgehende Gausfreiheit gegen Kommunitäten ausübte, eine Thatsache, die sich noch heutzutage und zwar besonders bei den glänzenden Feien der Korporationen und der damit verbundenen, oft tagelangen Bewirtung zahlreicher auswärtiger Gäste zeigt.

Wir würden eine Hauptseite des Jenerer Studentenlebens außer Acht lassen, wollten wir das Fechten mit Stülhweigen übergehen, das in Jena, wie kaum irgendwo sonst, zu allen Zeiten im Schwange war. Die, wie schon S. 215. erwähnt wurde, von dem Fechtmeister W. Krenpler zu großer Vollendung gebrachte und von ihm und seinen Schülern gelehrte Fechtkunst wurde sowohl im regelrechten Zweikampf wie bei dem noch häufigeren Straßen-Kenentre, in Jena nur allzu eifrig und unzählige Male mit todtlichem Ausgang geübt. Die Universitätsakten weisen die Namen von hunderten von Studenten auf, die im Laufe der Zeit daselbst im Duell oder bei

des Fechten

Streitereien und öffentlichen Tumulten erstochen worden sind. Jena war infolgedessen noch bis in unser Jahrhundert hinein als Rauf-Universität verschrien, und Zacharias „Renommist“ hat uns eine klassische Schilderung des Jenener Vurschen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten. Gefochten wurde früher innerhalb und außerhalb der Stadt. Verübtigt als eine Stätte, wo Jahrhunderte hindurch viel Blut geflossen ist, war noch um die fünfziger Jahre das Wedelche Haus hinter der Stadtkirche genannt die „Mordgrube“. Außerhalb der Stadt waren namentlich die „Teufelslöcher“ bei der Sophienbohe und das Rautthal beliebte Kampfplätze. Alle behördlichen Verbote des Duells selbst, Fuchthaus- und Todesstrafe, vermochten es in Jena nicht anzureißen. Bisweilen fanden förmliche Massenkämpfe unter den Studenten statt, z. B. 1607, wo adlige und bürgerliche Kommunitonen in großer Zahl sich auf den Straßen mit Schloßgewehr und Degen besetzten. Abulische „Schlachten“ wenn auch ohne so gefährliche Waffen fanden auch noch in unseren Tagen dort



Das Jenenser Kollegiumgebäude um 1710.

zwischen einzelnen Korporationen oder studentischen Verbänden statt, es sei nur an die berüchtigte „Rosenblacht“ zwischen Corps und Vurschenschaft erinnert.

Die abstoßendsten Züge weist das Vurschenleben in Jena wohl in der Mitte des 17. Jahrhunderts auf, wo sich die schimpfliche Unsitte herausgebildet hatte, daß sich die Studenten unter einander mit Hopparden anfielen. Die Fuchtlösigkeit und Robert konnte selbst keinen Respekt vor den höchsten Universitätspersonen mehr. So wurde in jener Zeit der Prorektor, als er einen gegen das Verbot maskierten Studenten zur Feststellung seiner Person von der Straße in sein Haus verfolgte, hier von diesem mit gezücktem Degen bedroht, so daß er mit Hilfe laufend, flüchten mußte.

Vereinigt man die angeführten Züge des Jenener Vurschenlebens wie es sich in den ersten zwei Jahrhunderten abspielte, in einem Gesamtbild, so entspricht dieses Bild der allerdings recht derben Charakteristik, die sich in einem Stammbuchvertrags aus dem Jahre 1740 findet:

„Die Gläster geschwenket, geflossen, gespien,
Die Jungfern geküßet, ein Pirat gestüen
Zu Dorre gelassen, gestlassen, genetzt
Ist, was in Jena die Putschs erget.“

Eine Wandlung im wissenschaftlichen und äußeren Leben der Universität brachte erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, als unter dem Einfluß der

führenden Geister auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft ein trücker Hauch das geistige Leben Deutschlands durchwehte und zugleich in den verschiedenen ernestmüthigen Landen drei hochgebildete Fürsten, Ernst II von Gotha, Karl August von Weimar und Georg von Meiningen, den Thron bestiegen. Eine neue Blüthezeit brach für Jena an, von 1777 bis 1820 vereinigte es die berühmtesten Geister auf dem Gebiete der Theologie, Rechts- wissenschaft, Medicin und namentlich der Philosophie, Philologie, Geschichte und Naturwissenschaft so gleichzeitig in sich, daß keine andere Universität sich mit der thüringischen Hochschule messen konnte.



Die thüringische Universität.

Begründet war diese Erhebung einerseits in der liberalen Verfassung, die Jena vor allen anderen Hochschulen auszeichnete, sodann in der Lebtheit, die den Dozenten ungehemmte Bewegung gestattete, und nicht zum mindesten in der Anziehungskraft, welche der nahe weimariische Müsenhof ausübte. Daß von Seiten der Autoritäten der Universität, namentlich von Karl August, dem hochberzigen Fürsten und geistvollen Beförderer von Kunst und Wissenschaft, die bedeutendsten Männer an die Hochschule berufen wurden, war ein weiteres nicht zu unterschätzendes Moment.

Wenn wir an das Jena des zu Ende gehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts denken, so steigen auch sofort alle jene altberühmten klassischen Stätten, welche die Vertreter der großen Blütheperiode unserer Literatur durch ihre Gegenwart weihen, in unserer Vorstellung auf. Wer heute die Straßen Jenas durchwandert, von denen es im Liede heißt, daß sie so sauber, wenn auch ein wenig krumm seien, dem fallen die zahlreichen weißen Tafeln an den Häusern auf, mit denen seit der Feier des 300jährigen Bestehens der Universität die Wohnstätten ihrer berühmtesten Männer bezeichnet sind. Am Markt liegt das Haus, wo der große Botaniker Vaitsh in Armut starb, daneben die Wohnung Reinholds, des ersten Kantianers, am Johannisbore die des Theologen Credner und des Physikers Seebeck. Die Leutragasse hat eine besonders hohe Zahl berühmter Namen aufzuweisen. Hier wohnte

Die Universität um 1800

die Leutragasse

fries der sich nebst Schweiger, Oken und Kister am Wartburgfest beteiligte, der Kirchenrats Gähler nicht zu vergessen, der im Jahre 1806 von Napoleon einen Schutzbrief erwirkte. In der Schloßgasse steht das Haus, wo Schiller und Griesbach nachbarlich verkehrten, am Engelplatz entdecken wir Hufelands und Erbschads Namen, am Lutherplatz Steffens Wohnstätte, am Subteplatz die Hogels, der während der Schlacht von Jena die gelehrtesten philosophischen Deduktionen zu Papier



Das Haus des Herrn

brachte. Wie die Straßen der Stadt, so sind auch einzelne der heutigen Universitätsinstitute, die sich aus bescheidenen Anfängen heraus von Jahr zu Jahr vergrößert und vermehrt haben, reich an historischen Erinnerungen. Dahin gehört vor allem der botanische Garten, wo Goethe oft und lange und mit rechtem Behagen weilte wo der Mediziner und Philosoph Schelver wohnte, von dem der Altmeister sagte er mache mit Hegel und Seebeck schon allein eine Akademie aus. Gegenwärtig sind mit der Hochschule verbunden die Bibliothek mit etwa 200000 Bänden, eine Sternwarte mit meteorologischem Institut, eine Tierarzneischule, eine landwirtschaftliche Lehranstalt, ein pharmazeutisches Institut, die Lehranstalt für Chemie, sowie das mineralogische Kabinet nebst reicher Petrosaktenammlung. Auch für ein zoologisches und physikalisches Museum wurden in der neuesten Zeit größere Räume gewonnen

Hauptstadt:
Jahreszahl:



Tummelzenen in Jena am 17. Juli 1792.

Nach einer altdeutschen Zeichnung in der jenaischen Universitäts-Bibliothek.

(Anmerkung: Die oben erwähnte Zusammenkunft der Studenten in Jena erfolgte in einer starken Parteiung von Jansen, Dynasten und Göttern; die Zusammenkunft mit der ersten Abtheilung, die stattfand am 17. Juli 1792.)

Der Sammlung orientalischer Münzen schloßen sich das germanische und archäologische Kabinet das anatomische Museum und die verschiedenen Kliniken an.

Wandel in
Studenten
leben.

Der durchgreifende Wandel in dem wissenschaftlichen Leben der Universität erstreckte sich auch auf das studentische Treiben. So sehen wir im 18. Jahrhundert gelehrte Gesellschaften entstehen die Lehrer und Lernende in eine fruchtbare enge persönliche Verbindung zu einander brachten. Der Typus des „Koronnisten“ begann nun endlich in Jena auszumitern und dem eines geistreicheren Studenten Platz zu machen. Zwar waren die in hoher Blüte stehenden Orden und Landsmannschaften nach wie vor Tummelplätze der Rohheit und Ausschweifung, auch kam es zuweilen noch zu solchen auftrüberrichten Tummelzenen, wie sie der obenstehende Stich veranschaulicht, aber gerade dieser Tummel der durch eine von seiten der Regierung geplante Überwachung der Korporationen veranlaßt war und der sich daran anschließende Auszug am 19. Juni 1792 waren weniger ein Ausfluß eines rohen und gewaltthätigen Geistes, als vielmehr ein Beweis für den starken studentischen Gemeinsinn, der damals in Jena herrschte. Die ernstesten Ereignisse der nächsten Jahrzehnte trugen dazu bei, den Sinn der Jenaer Studentenschaft noch mehr zu läutern. Namen doch

die trüben Tage der Schlacht von Jena und die Zeit, wo die Hand des Kerker schwerer auch auf der Universität lastete, die ihm durch ihr freies Denken und Leben ganz besonders mißlieblich war. Die Studenten waren voll geheimer Erbitterung gegen die fremden Eroberer, und es kam zu häufigen Duellen mit französischen Offizieren und Kommissären, bei denen der Tod leider auch manchen patriotisch gesinnten, jugendblühenden Studenten hinraffte. Aber auch der Stadt Jena drohte schweres Unheil, und es hing nur an einem Haar, daß sie nicht von Grund aus zerstört wurde. Es war am 2. April 1815, als eine französische Division auf dem Rückzuge durch Jena kam und hier einen Kashtag halten wollte. Da zeigten sich plötzlich, wie das Gerücht besagt, auf dem Hausberg die gefürchteten Kosaken — es sollen verkleidete Studenten gewesen sein —, was die Franzosen zu einer panikartigen Flucht veranlaßte. Napoleon war über diesen Vorfall so erbittert, daß er Befehl gab, Jena niederzubrennen! Nur den stürmischen Witten des damaligen Universitätskanzlers von Müller und der Fürsprache des französischen Gesandten am Weimarschen Hofe, des Barons von St. Mignau, gelang es schließlich, vom Kaiser die Rücknahme des grausamen Befehls zu erwirken. An den Freiheitskriegen nahmen Hunderte von Jenern Studenten teil, und zwar zumeist im Lützowischen Corps oder als Husaren. Viele von ihnen starben den Heldentod auf den Schlachtfeldern; viele aber kehrten siegreich zurück und wußten nun unter ihren Kommilitonen für die Wehrhaftigkeit der deutschen Jugend durch Abhaltung militärischer und turnerischer Übungen.

Der ernste und geläuterte Sinn, den die Jener Studenten aus dem Kriege heimbrachten, verbunden mit dem von altersher in der Studentenschaft Jenas besonders ausgeprägten Freiheitsgefühl und einem in jener Zeit nirgends so stark hervortretenden Gemeinsinn bereiteten den Boden für die Entstehung der ersten allgemeinen Burschenschaft, deren Geschichte bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1819 wir an anderer Stelle, wenigstens in ihren Umrissen, bereits kennen gelernt haben.

Als die Fortsetzungen der alten Burschenschaft existieren heute in Jena drei Burschenschaften: die Arminia auf dem Burgkeller (schwarz-rot-gold, rote Mützen), die Germania (schwarz-rot-gold in weißer Einfassung, weiße Mützen) und die Teutonia (gold-weiß-dunkelblau, Grundfarbe blau). Ihre Farben zählen, wie die aller Jener Korporationen, von unten. Die Spaltung der Jener Burschenschaft datiert vom Jahre 1850; damals zogen die Anhänger der arminianischen Richtung auf den Fürstenteller, während die Germanen das alte Burschenhaus, den Burgkeller, beibehielten. Am 26. Januar 1852 fand eine vorübergehende Vereinigung statt, der 15. Juli 1852 brachte eine neue Trennung. S. S. 1855 löste sich die Burschenschaft Arminia auf dem Burgkeller, die mit den Germanen die Burschenhäuser getauscht hatte, infolge der staatlich angeordneten Überwachung auf, bestand aber ebenso wie die am 18. Januar 1855 aufgelöste Germania im geheimen fort; arminianische und germanische Burschenschaftler knüpften in loser Gemeinschaft auf dem Burgkeller. Am 28. Januar 1840 trennten sich 60 germanistisch gesinnte Mitglieder vom Burgkeller und setzten die alte „Germania“, ohne einen besonderen Namen anzunehmen, auf dem Fürstenteller fort. W. S. 1842/45 ging von einigen „Fürstentellerancern“ das Bestreben aus eine allgemeine jenenische Burschenschaft zu gründen. Die Unzufriedenen schieden aus und gingen zum „Burgkeller“ über; der Rest setzte die Burschenschaft auf dem Fürstenteller fort. Am 9. Juli 1845 kam es infolge innerer Bewegung, hervorgerufen durch die übergetretenen germanischen „Fürstentelleraner“, zu einer neuen Trennung im „Burgkeller“, 60 Mitglieder desselben blieben zurück die Ausschließenden konstituierten sich als neue Burschenschaft auf dem „Baren“. Am 30. August 1844 machte der „Burgkeller“ dem „Baren“ den Antrag zu einer Vereinigung, die auch fünf Tage später unter dem Namen „Vereinigung auf dem Burgkeller“ erfolgte, während der Name „Burschenschaft“ abgelegt wurde. Am 25. Februar 1845 gründeten neun zum Teil dem Burgkeller angehörige Studenten eine neue Burschenschaft, die Teutonia mit den Farben blau-weiß-gold. Im darauffolgenden Jahre entstanden neue Bewegungen im Fürstenteller. Da eine Einigung

Die
Burschenschaft.

der studentisch und politisch radikalen Mitglieder mit den aemäßigsten nicht erzielt wurde, erfolgte am 15. Dezember 1846 die Auflösung, Ausschluß der Unzufriedenen und die sofortige Rekonstitution der Burschenschaft. Dieselbe nahm wieder den alten Namen „Germania“ sowie deren Farben schwarz-rot-gold auf weißem Grunde an. Den Wahlspruch: „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland“ faßte sie bestimmter in die Devise: „Leben und Streben dem Vaterland“ zusammen, während die Arminia seit dem 7. August 1859 unter dem Namen Burschenschaft Arminia aus dem Burgkeller den alten Wahlspruch und die alten Farben schwarz-rot-gold weiterführte.

Auch in der Teutonia machten sich im Jahre 1848 progressivistische Bestrebungen geltend. Die Majorität beschloß deshalb die Auflösung und Rücktritt zum „Burgkeller“. Doch that sich die Minorität im Februar 1848 zur Wiedereröffnung des gesprengten Bundes zusammen, und weil die abgefallenen, zum Burgkeller wieder übergetretenen Mitglieder in der ersten Zeit blau-weiß-gold weitertrugen, so machte die Teutonia diese Farben von jetzt ab in der umgekehrten Reihenfolge gold-weiß-blau zu den übrigen.

Die 1815 in der Burschenschaft aufgegangenen Landsmannschaften thaten sich sehr bald nach den Ereignissen von 1819 mit ihren alten Farben wieder auf: am 6. Juni 1820 wurde die Thuringia (schwarz-dunkelrot-weiß) konstituiert, am 7. Juni desselben Jahres die Saxonica (dunkelblau hellblau weiß) und am 20. Januar 1821 die Franconica grün-rot-gold. Der Jenenser S. C., dem jetzt 4 Corps, die drei genannten und die am 10. März 1841 gestiftete Guestphalia grün-weiß-schwarz angehören, hat, namentlich in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens viel unter behördlichen Maßregelungen einerseits, andererseits unter dem Übergewicht der Burschenschaft, die den Corps ein Paufverhältnis nur unter drückenden Bedingungen angeschlossen wollte, zu leiden gehabt. Die Geschichte einzelner Corps, besonders der

Sachen, weist einen fortwährenden Wechsel von Suspensionen und Rekonstitutionen auf. Die heutige Saxonica ist aus einer 1874 gestifteten Verbindung, die W. S. 1877 78 Landsmannschaft mit den Farben grün-weiß-gold wurde, hervorgegangen, nahm aber später als Corps die Farben der alten Saxonica an und wurde auch als Fortsetzung dieser anerkannt.

Von neuen Landsmannschaften gehört nur die 1862 als akademischer Gesang-Verein Paulus gestiftete Rheinania (blau-weiß-rot) dem Coburger L. C. an, während die Suevia (hellblau-weiß-schwarz) schwarze Mützen, die 1875 als Troglodyta gegründet wurde, aus dem L. C. ausgeschieden ist. Freie Landsmannschaft ist die mit der Suevia im Paufverhältnis stehende Borussia die am 1. Dezember 1858 als Verbindung Eiskaria gestiftet wurde und blaue Stürmer trug. 1870 aus Anlaß des Krieges suspendiert that sie sich 1893 als Verbindung Borussia (schwarz-weiß) wieder auf, nahm 1896 den Namen Eiskaria und die Farben weiß-hellblau-weiß-schwarz an und trägt

Die Vor-

Die
alten
Corps
farben



Die Vorleser-Vereinshalle.

Wie viel Tausende von Museen-
idneen haben diesen Vers ge-
sungen und den anderen von
den „sauberen Straßen, durch
die ein Wasser alle Woche
wird gelassen, in der ganzen
Stadt herum“. Wie viel
Fische haben sich das Dünchen
von den sieben Wundern
Jenas eingepriagt:

Ara, caput, draco, mons,
pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus:
septem miracula Jenae

Ara ist der Durchgang
unter dem Altar der Stadt-
kirche, caput der Schnapp-



Ter, Stadthaus.

Die Stadt
haus an der Rathausbr, draco ein skelettartiges, von den Studenten aus Scherz
im 17. Jahrhundert zusammengesehtes Gebilde, das sie in den Teufelsklobern ge-
funden haben wollten, mons der Hausberg, pons die Lamsdorfer Brücke, vulpecula
turris der Fuchsturm, Weigeliana domus ein früher in der Johannisgasse gelegenes,
kernwartenartiges, jetzt abgebrochenes Haus. In der Brücke ist weiter nichts Wunder-
bares, als daß sie der Sage nach einen Dreier mehr als der Turm der Stadtkirche
gehöhet hat. Wohl aber bietet sie einen wunderbaren Ausblick auf das Saaltthal,
und wer sie von der Stadt aus passiert, steht rechts auf das frühere Corpshaus der
francofia, das sogenannte Geleitshaus, links auf die „Tanne“, die ehemalige Kneipe
des Corps, „Thuringia“, das alte Gasthaus, wo am 12. Juni 1815 die Burschenschaft
gegründet wurde. In den Erkerräumen des Oberstocks, von wo man eine ent-
sückende Aussicht auf Strom, Stadt und Berge genießt, hat Goethe monatelang
gewohnt; hier entstanden auch seine Gedichte: der „Fischer“ und der „Erkling“.

„Donnerstag nach Belvedere
Freitag geh's nach Jena zert:
Denn das ist mei'ner Ehre
Doch ein allerhöchster Ort!“

Wer kennt sie nicht diese Verse aus den „Leistigen von Weimar?“ Goethe schätzte



Ter, Markt und die Stadtkirche.

und liebte das Stadtkönig,
obwohl ihn die akade-
mische Jugend manch-
mal recht burleskos be-
handelte. Man fuhr
ihn in Weimar unter
die Fenster und rief ihn
heraus „um ihn zu be-
sehen“, ja man brachte
ihn sogar einmal ein
Pferd, weil er sich bei
einem ihm ausgebrach-
ten Hoch zu heiß be-
nehmen und nicht ge-
sprochen hatte, aber
man wußte den bekann-
ten Mann trotzdem zu
würdigen, und Goethe

rächte sich — wohl in Erinnerung an seine eigene Sturm- und Drangperiode — milde mit der Kenie:

„Wie trüg ich wohl der Jugend
tolles Wesen,
Wär' ich nicht selber jung
gewesen“.

Noch heute gilt Jena trotz der modernen Wandlungen, die auch an diesem Ort nicht spurlos vorübergegangen sind, als eine Hochschule, wo harmlose, ja selbst überschäumende Jugendlust sich noch in freieren Bahnen bewegen darf als anderswo.

Ja es ist und bleibt „das liebe närrische Nest“, wie Goethe es nannte, und zugleich einer der hervorragendsten geistigen Mittelpunkte, wo sich Nachklänge einer großen Vergangenheit mit den jugendfrohen Lebensäußerungen der Gegenwart eimen. Eine Fülle von historischen Stätten führt den Studenten in Jena noch heute die Tage der Vergangenheit vor Augen. Da ist der „Bär“, in dem Luther wiederholt abstieg und die im Gedichte verherrlichte Unterredung mit dem Schweizer Studenten hatte, ein ander Mal sich mit Karlstadt traf. Da steht noch das altersgraue Rathhaus mit der traulichen Trinkstube, der „Seife“, das alte Kollegiengebäude mit der Paulinerkirche, dem ersten Sitz der Universität, der zu so großer Bedeutung gelangte Burgkeller, die mit der akademischen Brauerei von altersher verbundene „Rose“ und so viele andere historische Gebäude.

Sehelt uns die Stadt selbst durch den eigentümlichen Liebreiz, der ihr mit ihren winzigen Gassen und hochgiebeligen Häusern allen modernen Verschönerungsversuchen zum Trotz geblieben ist, so werden wir andererseits immer aufs neue durch das liebliche Bild des Saalethals und den angrenzenden malerischen Höhen entzückt Die Umgebung. und können es verstehen, daß der Anblick Kaiser Karl V. an das vielgepriesene Arnothal erinnerte und zu dem Ausruf begeisterte: Ecce Fiorenza! Weithin dehnt sich vor unseren Augen der grüne Wiesenteppich aus. Hinwärts erblicken wir das Forsthaus und in seiner Nähe Lichtenhain, wo das berühmte Weißbier verzapft wird, im fernen Hintergrund die Leuchtenburg auf ragender Bergkuppe. Jenseits der Saale liegt der höckerige Hausberg, daneben die kegelförmigen Kernberge, dazwischen im Thale idyllisch versteckt das Dorf Siegenhain. Weiter südlich erhebt sich das ruinenhafte turmartige Gebäude der Lobedaburg. Die Höhengruppe in Hufeisenform nördlich vom Hausberg umfaßt den pittoresk gezeichneten steilen Jenzig und den Gleisberg mit der festungsartigen Ruine der Kunizburg, der alten Schutzwehr gegen Sorben und Wenden, und endlich ganz am Ende des Saalethals



Photographie © W. Staud, Berlin

Lichtenhain.



Photographie © W. Staud, Berlin

Siegenhain und der Hausberg.



Die Dornburg.

Die dreißigtausend Schloßchen von Dornburg wo Goethe und sein fürstlicher Freund Karl August so gern weilten! Durch Nebengelände Boskett's und Laubhallen steigt der Weg empor zu diesem Juwel des Saale-thales. Dornburg, zur Zeit der Rosenkläute, gleicht einem Märchen, einem kleinen Paradiese, in das der Lärm und das Kampfgeschrei der Welt nicht hineinschallen kann. Draußen aber, im „Blauen Schild“ zu Dornsdorf spielten sich von jeher und spielen sich wohl

heute noch ausgelassene Szenen irrwüthigen Studententums ab, und die Bürgerlichkeit des Städtchens, welche Jenenser Studenten stets gern zu Vällen und Festlichkeiten bei sich sah, freut sich an dem frischen und übermüthigen Treiben.

Der Lauf der Geschichte ist über die Berge und Thäler, über die alterthümliche Stadt an der Saale gegangen, oft hart aufstretend und an manchem rüttelnd, eine neue Ära, das Zeitalter des Verkehrs, ist auch dort eingezogen, aber die Romantik hat sie doch nicht ganz zu vertreiben vermocht.

Nabezu drei und ein halbes Jahrhundert rastlosen Strebens für die geistige Ausbildung der deutschen Nation liegen hinter der Universität Jena, die wie kaum eine andere den Dank der Mitwelt verdient. Von deutsch denkenden und empfindenden Fürsten gegründet, von ihnen liebevoll gepflegt, von deutschen Männern der Wissenschaft mit voller Hingebung geleitet, hat sie allezeit deutsche Studenten zu deutschen Männern erzogen.





1582.

Herr Julius Echter von Meißelbrunn, — Fürstbischof und Herzog in Franken
 Trank seinen Vecher Trinken und sprach: — Mir kommt ein guoter Gedanke
 Meine Würzburger Glocklein — Haben schönes Geldat,
 Und die Würzburger Mägdlein — Sind freuzbare Keut,
 Jetzt fehlt nur noch Eines. — Die Stadt ist zu leer,
 Ich schaff etwas heimatz — Eine Hochschul' muß her!

Scheffel (1882).

Zu den deutschen Hochschulen, die dem Studenten auch heute noch die volle Behaglichkeit und alle poetischen Reize des Burschenlebens bieten können, zählt ohne Frage die Würzburger Julius-Maximilians-Universität. Schon das malerische Gesamtbild der alten Bischofsresidenz und jetzigen Kreishauptstadt, die sich in anmutigen, rebenbetränzttem Hügelland zu beiden Seiten des Mains ausbreitet, muß jedes jugendliche Auge fesseln; besonders reizvoll wirkt der am linken Flußufer bis zu ansehnlicher Höhe aufsteigende Hauptteil der früheren, seit 1866 aufgehobenen Befestigungen, der Marien- oder Frauenberg, welcher einst (bis 1720) Sitz der Bischöfe war und jetzt als Kaserne und Militärhof Verwendung findet. An dem südlichen, „Leiste“ genannten Abhange des Frauenbergs zeitigt das milde Klima des Mainthals die Perle der fränkischen Trauben, die den weltberühmten, zartblumigen „Leistenwein“ liefert, während an dem westlich gegen das Dorf Veitshöchheim sich hinziehenden Steinberg der nicht minder hochgeschätzte, feurige „Steinwein“ wächst; neben diesen beiden vornehmen Herren läßt sich aber in Würzburg auch Nachbar „Pfülsen“ und „Hörstein“ mit Wonne kosten, und an all' die edlen Rebsäfte reiht sich würdig der kraftvolle bairische Gerstensaft in heimischer Güte und Billigkeit, so daß die studentische Trunkfrage hier ganz besonders günstig und vielseitig gelöst erscheint. Der geschichtlich Interessierte findet in Würzburg, der alten Herdipolis, die schon vor elfhundert Jahren eine Pfalz Karls des Großen war, reiche und mannigfaltige Anregung aus allen Zeiten, namentlich aus dem Mittelalter und der Zeit des Bauernkriegs; dem Liebhaber altdeutscher Baukunst bieten sich einige ihrer schönsten und charakteristischsten Werke, wie der 862 gegründete und 1042 neu erbaute Dom mit seiner Fülle von Bischofs-Denkmalern, das Rathaus mit den Überresten des in romanischem und gotischem Stil ausgeschmückten „König Bradenkmäler. Wenzel-Saales“, namentlich aber die Deutschhauskirche und die herrliche Marienkapelle. Von den neueren Bauten ist der glänzendste und interessanteste das 1720 bis 1744 in italienisch-französischer Renaissance aufgeführte königliche Residenzschloß, das Meister Tiepolo mit prunkvollen Fresken geschmückt hat; schade nur, daß der mächtige „Hofkeller“, der die allerbesten Mustertropfen des Ararialischen Weinguts beherbergt, der Studentenschaft nicht zu freier Nutzung offen steht!

Allgemeiner Charakter Würzburgs.



Aussicht.

Die feste Wartburg von Eisen.

verdienen der lobtende Nikolansberg mit der Wallfahrtskirche Kappelle, die wenn gesegneten Orte Randersacker und Veitshöchheim, das romantisch gelegene Dorf Unterdürrbach mit der „Dürrbacher Steige“, von deren Höhe man einen entzückenden Ausblick über die Stadt und das Mainthal genießt, ferner der aus dem 15. Jahrhundert stammende „Schententurm“ auf dem Kofberg, das uralte Pfarrdorf Hötberg, das schon 752 der heilige Burkard seinem zu Würzburg gemieteten Androskloster schenkte, und das fast ebenso alte, durch seine wichtige Rolle im Bauernkrieg merkwürdige Städtchen Heidingsfeld.

Würdig der reichen Vorgänge Würzburgs hat sich seine Universität entwickelt die von dem Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn als zweite und dauernde Hochschulgründung der Stadt am 2. Januar 1527 ins Dasein gerufen wurde. Das

Altes
Münsterschloß
gebäude und
Juliuspital.

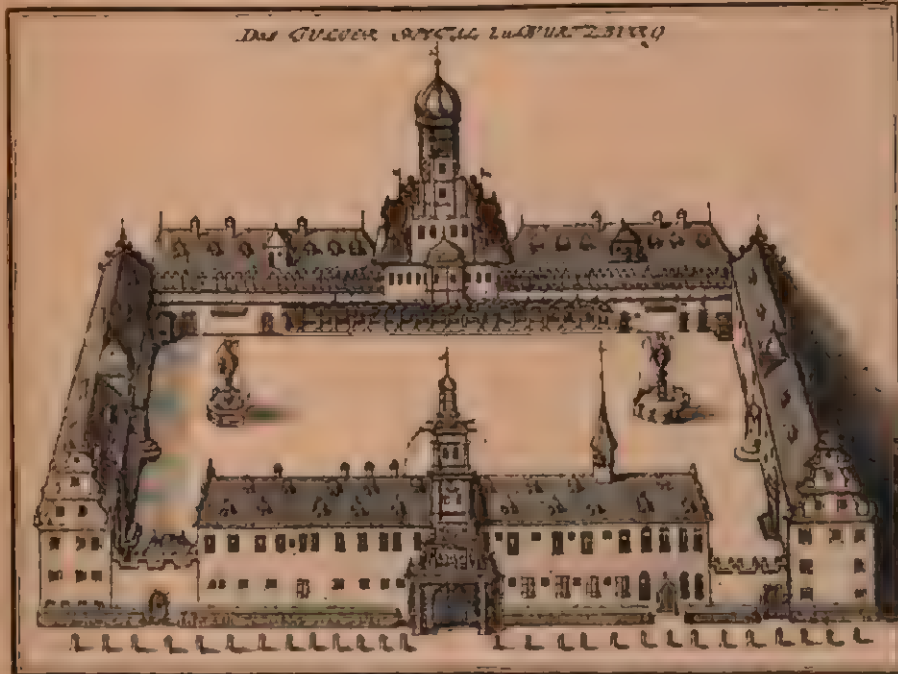
ursprünglich im sogenannten „Kathenacker“ gepflanzte, dann an der Stelle des verlassenen Frauenklosters zu St. Ulrich aufgeführte Universitätsgebäude erstand 1582–1591, gleichzeitig mit ihm die eigenartige Universitäts- oder Neubaufirche, deren Turm der höchste in der Stadt ist. Schon zwei Jahre früher hatte der Fürstbischof das großartig angelegte „Juliuspital“ errichtet, laut Stiftungsbrief „für allerhand Sorten arme, krankhe, unvermöglche, auch schadhaftige Leuth, die Wundt- und anderer Arzney notdürftig seyen, dergleichen verlassene Wayßen und dan rüberziehende Pilgram und dörftig Personen.“ Diesem Programm entsprechend, das auch der Chorstein des Hauses in nativen und lebendigen Relief-figuren veranschaulicht, entwickelte sich das Juliuspital einestheils zu einer Pfründenanstalt mit Sonderabteilungen für Waisenkinder, Kallmüchtige, unheilbare Irre und Idioten, andernteils zu einem namentlich im vorigen Jahrhundert stark erweiterten und verbesserten Krankenhaus, letzteres aber wurde für die Universität von größter Bedeutung, da es sich frühzeitig dem in Würzburg dominierenden medizinischen Studium zur Beobachtung und Praxis öffnete, was zu einem innigen Anemander-schluf, ja zu einer Art freier Verbin-

An verschönernden Gärten und Promenadeanlagen innerhalb der Stadt ist kein Mangel, im nördlichen Hauptteil Würzburgs, den die prächtigen, in englischer Art gepflegten „Glacis Anlagen“ bis hinab an das Mainufer wie ein grüner Ring umschließen, bieten der „Hofgarten“, die „Hofpromenade“, der „Volksgarten“ und die „Juliuspromenade“ Erquickung. Im weiteren Umkreise aber ist Würzburg von vielen reizvollen Ausflugsorten umgeben, besondere Hervorhebung



Die Neubaufirche.

ding beider Anstalten führte. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts boten die Oberärzte des Juliuspitals den jungen Ärzten der Hochschule Gelegenheit zu praktischer Ausbildung, und neuerdings benutzte die medizinische Fakultät seine Krankensäle in aller Form zu einer medizinischen, einer chirurgischen und einer syphilitischen Klinik, die an Umfang nur noch von den Wiener, Prager und Berliner Kliniken übertroffen werden. Die Neigung zur Dezentralisation, die schon in diesem Verhältnis zum Juliuspital hervortrat, machte sich an der Würzburger Hochschule im Verlaufe des 19. Jahrhunderts immer entschiedener geltend; freilich drängte auch der Raummangel des alten Gebäudes zur Auswanderung. So erhielt allmählich diese und jene Disziplin ihr eigenes Haus. Seit 1898 dient der alte Hauptbau nur mehr zur Aufbewahrung wissenschaftlicher und künstlerischer Sammlungen der Hochschule, so der



Das Julius-Hospital um 1700.

bedeutenden, über 200 000 Bände umfassenden Bibliothek, der Kunstsammlungen des ästhetisch-archäologischen Attributs und des von Wagner'schen Kunstinstituts; das Rektorat und die Verwaltungsstellen, die theologische, juristische und ein Teil der philosophischen Fakultät sind in das „neue Kollegienhaus“ umgezogen, nachdem sich schon vorher die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer gesonderte neue Heimstätten geschaffen hatten. Das bereits betonte Übergewicht der medizinischen Fakultät und ihrer Hilfswissenschaften — sind doch seit längerer Zeit durchschnittlich die Hälfte der Würzburger Studenten Mediziner — trat bei dieser Dislokation auffallend genug hervor: man könnte jetzt das Stadtgebiet zwischen der Kaiserstraße, der Juliuspromenade, dem Main und den Glacisanlagen, wo sich seit 1870 nicht weniger als sieben Neubauten der medizinischen Fakultät erhoben, treffend als das „medizinische Viertel“ bezeichnen. Den Anfang dieser imposanten Entwicklung machte das sogenannte „anatomische Theater“, das seit 1724 in einem Pavillon des Juliuspitals bestand und im 18. Jahrhundert als Sehenswürdigkeit galt; hier waren bis 1853 die großen Anatomen Deutschlands, u. a. auch Virchow thätig, hier stand die

Die
Universität
Würzburg.

Wiege der Entwicklungsgeschichte und der Cellularpathologie. 1853 erhielt die Anatomie ein geräumiges Heim im neuen botanischen Garten, das ihr aber gleichfalls nicht lange mehr genügte; 1883 bezog sie das jetzige stattliche „neue Anatomie-Gebäude“, das außer den Räumen für normale und vergleichende Anatomie auch solche für Chirurgie, Augenoperationskurse und das ärztliche Vor- und Staatsexamen enthält. Der 1850 von Virchow im Gartenpavillon eingerichtete Lehrstuhl für pathologische Anatomie prosperierte so sehr, und die zugehörigen Sammlungen nahmen einen derartigen Umfang an, daß auch diese Teildisziplin ihre Tätigkeit 1878 in einen besonderen Neubau, das „pathologische Institut“, verlegte. Ferner schied sich schon 1856 das „physiologische Institut“ gleichfalls von der Anatomie, erhielt aber erst 1887 sein eigenes Haus mit großem, die mannigfaltigsten Experimentier-



Das Kollegiengebäude um 1700.

Vorrichtungen enthaltendem Hörsaal. Die 1790 begründete Frauenklinik befindet sich seit 1857 in einem Hause der Klinikstraße, das 1890—91 durch Auf- und Anbau bedeutend erweitert wurde. Nachbarin der Frauenklinik ist die v. Welz'sche Augenklinik, welche indessen nur die stationäre Abteilung der ophthalmologischen Disziplin umfaßt, während deren Lehr- und poliklinische Räume im medizinischen Kollegienhause zu finden sind, das außerdem auch die 1807 von Horst eingerichtete ambulante Kinderklinik, das chirurgische Laboratorium, die Poliklinik für Ohrenheilkunde, das technologische Institut und die staatliche Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genußmittel, endlich noch das hygienische und das pharmakologische Institut beherbergt. Von den drei Universitätskliniken im Juliusspital war bereits die Rede. Auch die naturwissenschaftlichen Disziplinen, Schwester- und Hilfswissenschaften der Medizin, haben neuerdings eigene Heimstätten innerhalb des „medizinischen Viertels“ erhalten. Schon 1896 war im Garten des Juliusspitals ein botanischer Garten angelegt worden, der dann mehr und mehr ausgedehnt wurde;

1859) erstanden mehrere Gewächshäuser, 1870—85 allmählich das botanische Haus in seiner jetzigen Gestalt mit Hörsaal und Sammlungen, während die Gartenanlagen selbst seit dem Falle der Befestigungen 1878 noch eine bedeutende Erweiterung erfuhren. Die physikalische Disziplin hat 1879 ein vornehmes Haus am Pleicher-Platz, das „physikalische Institut“, bezogen, und nicht minder stattlich präsentiert sich der 1888/89 erstandene Neubau des „zoologisch-zoatomischen Instituts“. Dem „chemischen Institut“ wurde neuerdings sein 1866 erbautes Haus an der Maxstraße zu eng, so daß es gleichfalls in einen Neubau am Pleicher Ring überfiel. Endlich besitzt die Würzburger-Universität noch eine mineralogisch-geologische Sammlung und eine — freilich nur Unterrichtszwecken genügende — Sternwarte auf dem Neubauturm, die der Jesuitenpater und Mathematiker Huberti 1757 auf Befehl des damaligen Fürstbischofs einrichtete. Dieser großartigen Ausstattung der Hochschule entspricht die Vollzähligkeit und wissenschaftliche Bedeutung des akademischen Lehrkörpers. Gegenwärtig zählt die theologische Fakultät 6 ordentliche und einen außerordentlichen Professor und 2 Privatdozenten, die rechts- und staatswissenschaftliche

Der Lehrkörper.

8 ordentliche Professoren und einen Privatdozenten, die medizinische 10 ordentliche und 2 außerordentliche Professoren, einen königlichen Professor und 12 Privatdozenten, die philosophische 15 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren, 7 Privatdozenten und einen Adjunkten. Die Frequenz der Universität betrug schon um 1890 gegen 1400 und hat sich seither auf dieser Höhe gehalten.

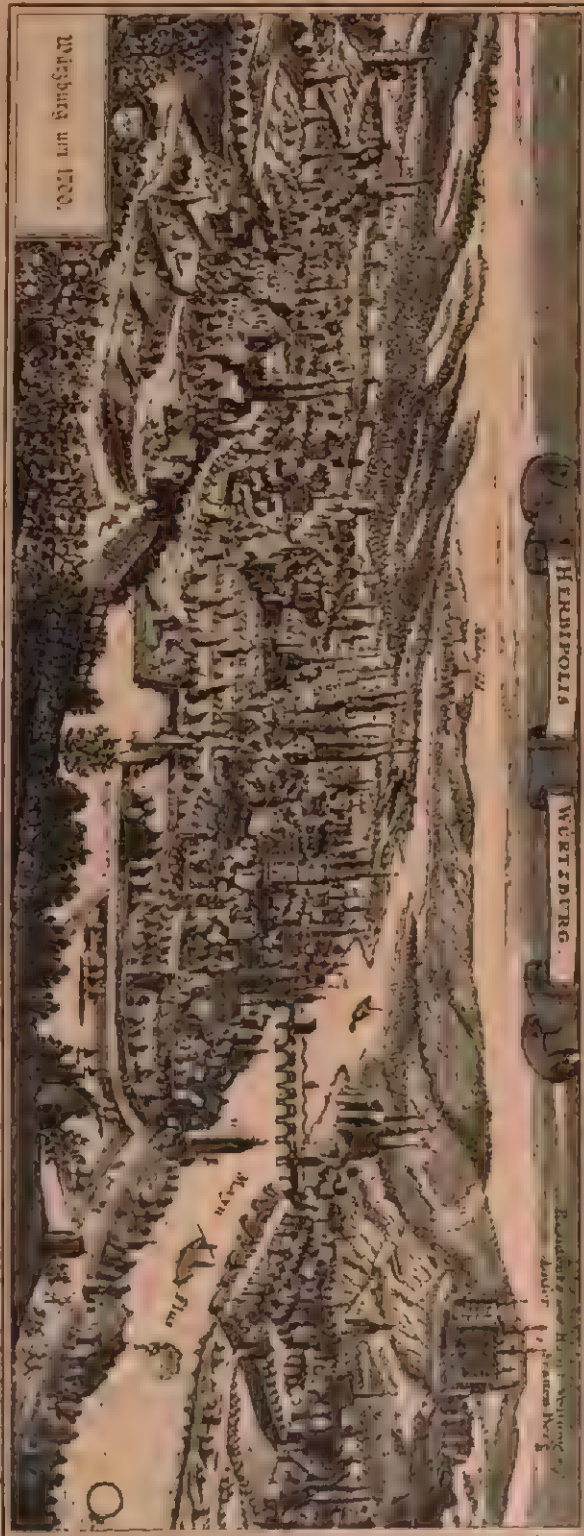


Photographie v. M. Zorn, Berlin

Die Universität.

Über das Würzburger Studentenleben ist uns aus den ersten zwei Jahrhunderten nach Gründung der Hochschule auffallend wenig überliefert. Pernwerth von Würstein sieht den Grund dieser Erscheinung in dem schweren disziplinären Druck, der damals auf der Hochschule gelastet und fast jede selbständige Lebensregung der akademischen Bürger gekemmt habe. In der That sprechen verschiedene Gründe und Anzeichen dafür, daß die studentische Freiheit hier in weit höherem Maße beschränkt war als auf den protestantischen Hochschulen und auch der streng katholischen Universität Ingolstadt, von deren lebhaftem studentischen Treiben eine Fülle von Mitteilungen auf uns gekommen ist. Wenn noch in den neuen Universitätsstatuten vom Jahre 1780 der Fürstbischof dekretierte: „die von Vielen übelverstandene, akademische Freiheit, so manche in einer zügellosen Lebensart suchen, soll auf unserer Akademie gänzlich unbekannt sein“, so kann man sich vorstellen, wie es gar früher in dieser Hinsicht bestellt gewesen sein mag. Daß dieses System wohl die gedeihliche Ausgestaltung des studentischen Lebens, nicht aber unfruchtbaren Mutwillen, Rohheit und Verwilderung Einzelner zu hindern vermochte, geht aus einer Anzahl von Urkunden hervor. So eifert ein Strafmandat des Rektors vom Jahre 1597 gegen die Beschädigung, ja Zerstörung von Weinbergen durch einige Studenten, ein zweites aus demselben Jahre gegen Feindseligkeiten unter der Studentenschaft; ein Verdict von 1660 handelt von einem Studenten, der „mit seiner Gesellschaft“ in einem Dorfwirtshause ein wüthes Fehgelage hielt, dann allen möglichen Unfug verübte und schließlich einen des Weges kommenden Bürgersohn erschlug; ein fürstbischöfliches Edikt von 1668 untersagte den Studenten das Nachtschwärmen „mit veränderten Kleidern

Studentenleben in früheren Jhdn.



Nach einem Stich von Gabriel Beckner

und verdeckten oder verumhulzten „Angesichtern“ und mit „allerhand gefährlichen und höchstverbotenen Feuer- und anderm Gewehr“, ferner die Insultierung und Mißhandlung, ja Verwundung und Tötung der Bürger. Andere fürstbischöfliche Edikte aus den Jahren 1720 und 1732 wandten sich gegen das der Bürgerschaft lästige „Gassenbetteln und Nachtsingen“ der ärmeren Studenten aus dem Auslande. 1781 kam der hochschulbummelnde Abenteurer Laukhard nach Würzburg; er giebt in seiner Autobiographie das erste einigermaßen zusammenfassende Bild des dortigen Studentenlebens. Würzburg, meint er, sei ohne Zweifel „die beste katholische Universität in Deutschland“; insbesondere habe sie vortreffliche Kräfte in der Geschichte, den Rechten, der Arzneikunde und „sogar in der Philologie“ aufzuweisen. „Die Studenten“, erzählt Laukhard weiter, „welche hier auch Juristen heißen, und deren Anzahl damals an 400 war, die sogenannten Seminaristen abgerechnet, sind meistens artige, gutgesittete junge Männer, und ganz anders als jene zu Heidelberg, Straßburg und Mainz.“ Er schildert sie dann als ziemlich leichtgläubig, gutmütig und versöhnlich, religiös tolerant: „obgleich einige deshalb, weil ich nicht den rechten Glauben hatte, kalt gegen mich thaten; doch diese Kälte ersetzte der dasige vortreffliche Steinwein, der, wie mich dünkt, wegen seiner Güte eben so weit und breit berühmt zu sein verdient als der Hochheimer, Niersteiner oder Rudesheimer. Einige Mal hat mich dieser köstliche Nebenjaft um all mein Besinnen gebracht . . .“

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand auch in Würzburg das Ordenswesen Eingang und gelangte hier zu besonderer Blüte. Der Constantinien-Orden scheint hier die erste Rolle gespielt zu

baben. Freilich bekämpfte der bischöfliche Stuhl sofort das Ordenswesen, wie ein aus dem Jahre 1795 erhaltenes Edikt zeigt, und bald darauf erwuchs den Orden auch unter den Studenten selbst eine Gegnerschaft. Schon im April 1800 stellten nämlich vier „Gesellschaften“ die Namen sind nicht überliefert — einen (im Archiv der Moenania abschriftlich erhaltenen) Comment auf, und vom 26. Mai 1805 ist eine Germania altemäßig bezeugt, die an diesem Tage ein Kartell mit der Heidelberger Rhemania abschloß. Der von Pfünger in den „Akademischen Monatsheften“ veröffentlichte Inhalt dieses Kartells betont in fast wörtlicher Anlehnung an das Kartell zwischen Heidelberger und Jenerser Rhemanen die Satisfaktion durch Duell, die Verpönung des Renommierens und die Vernichtung der Orden. Wie aus den

Die
Gesellschaften

„Wenn mich die Schauer des Todes umringen,
Wenn sich die Nacht der Verwehung mir zetet,
Dann soll mich Freundesarm liebend umschlingen,
Dann wird, ihr Brüder, das Sterben nur leicht;
Brüder, dann segnet mein brechender Blick
Noch unser's Bundes erhabenes Glück!“

In welcher Beziehung die Germania zu der Gründung der ersten dauernden Landsmannschaften Würzburgs gestanden hat, läßt sich mangels anflärender Überlieferungen nicht bestimmen, sicher ist nur, daß schon die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts in Würzburg jenen Sieg des landsmannschaftlichen Geistes über das Ordenswesen mit sich brachten, der dann in der Gründung der drei Landsmannschaften Franconia, Moenania und Bavaria seine Bekräftigung fand. Die älteste von ihnen, die Franconia, wurde am 26. Juli 1805 als „fränkische Landsmannschaft“ gegründet. Zum Wahlspruch nahm sie sich „Fortuna virtutis comes“, als Farben (apfel)grün und (pfeich)rot, die Hausfarben des Großherzogs von Toscana, der damals von Napoleons Gnaden in Würzburg regierte. Fabricius freilich bestritt diese allgemein angenommene Herkunft der Farben; er weist darauf hin, daß grün und rot mit Gold in Jena schon lange vorher Frankfurterfarben gewesen seien, und daß Ferdinand von Toscana erst durch den Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805, also nach der Stiftung der Franconia, in den Besitz von Würzburg gekommen sei; er meint, man müsse die Farben der Franconia auf die Farben älterer fränkischer Landsmannschaften zurückführen. Die Franconia selbst scheint indessen an der Verleitung ihrer Farben von den toscanischen Hausfarben festzuhalten, wenigstens hat sich ihr Vertreter in der „Illustrierten Chronik der dritten Sakularfeier der Alma Julia“ (1852 nur in diesem Sinne über den Punkt geäußert. Die für Würzben grün-roten für Renoncen grün-weißen Bänder wurden bis zu der am 20. Oktober 1875 erfolgten Umwandlung der „Landsmannschaft“ Franconia in ein Waffencorps ungewöhnlicher Weise von links nach rechts getragen, seit 1875 trägt auch Franconia die Bänder von rechts nach links. Da durch mehrere Brände und anlässlich einer im Jahre 1849 erfolgten Demolierung der Kneipe durch Militär alle älteren Dokumente der Verbindung verloren gingen, wissen wir über ihre früheste Geschichte sehr wenig. Am 6. Juni 1814 folgte die Gründung der Landsmannschaft Moenania. Die Farben der Verbindung wurden grün-gelb-rot, in Annäherung an die Farben der fränkischen Landsmannschaft, deren „weißfränkischer“ Abzweigung mehrere von den ältesten Mitgliedern angehört hatten. Am 25. Dezember 1819 gab sich die „Gesellschaft“ dies war die damals gebräuchliche Bezeichnung der Landsmannschaften eine neue Verfassung nach dem Entwurfe des späteren Landrichters Koss, diesen Tag feiert sie noch heute als „Memon Wandestag“. Seit dem Anfange der zwanziger Jahre als „Corps“ fortbestehend, trachtete die Moenania dem strengen staatlichen Verbot aller studentischen Vereinigungen in der Metternichzeit und erhielt sich ununterbrochen bis auf die Gegenwart. An ihrem glänzenden halbhundertjährigen Jubiläum beteiligte sich die ganze Stadt, die Anwesenheit ihres berühmten 1810

Die
Landsmann-
schaften und
Corps

regierten, Philisters Philipp Franz von Siebold, des kühnen Erschließers Japans, gab diesem Fest noch eine besondere Weihe. Seit dem 6. Juni 1870 ist die Moenania Waffencorps. Nur neun Monate nach ihr, am 1. März 1875, entstand die Landsmannschaft Bavaria mit den Farben dunkelblau weiß hellblau. Da die damaligen Zeitverhältnisse in der Bavaria schon bald nach der Gründung burschenschaftliche Neigungen hervorriefen, suspendierte sie sich 1878, und viele ihrer früheren Mitglieder schlossen sich der deutschen Burschenschaft an, doch schon am 16. Dezember 1879 rekonstituierte sich die Bavaria und bestand dann als „Lebenscorps“ fort, bis dieses 1876 in ein Waffencorps umgewandelt wurde, mit diesem letzteren Schritt war indessen nur ein Teil der Philister einverstanden, und da noch andere Missethater hinzutraten, wurde 1877 die Auflösung des Corps beschlossen. Allein schon am



Das 25. Jubiläum der Moenania im J. 1859.
(Zuerst Altona Jahrb. Illust. Correspondenz A. Zschalitzert. Wagn. 1862.)

10. Oktober 1880 wurde die Bavaria wieder als „Lebenscorps“ angesetzt. Den Feldzug 1870-71 machte eine stattliche Zahl jüngerer und älterer „Bavaren“ mit, und von ihnen blieb einer auf dem Felde der Ehre.

Drei Jahre nach Begründung der Bavaria wurde die Würzburger Studentenenschaft von der burschenschaftlichen Bewegung ergriffen. Die unbeschränkte Machtstellung der drei Landsmannschaften, von denen die fränkische noch obendrein die Farben des fremden Herrschers trug, mußte unmittelbar zu dieser Bewegung herausfordern und die national gemüthten Elemente zum Anschlusse an die „allgemeine deutsche Burschenschaft“ drängen. Wie S. 100 kurz erwähnt wurde, besuchte Eisenmann, von einem Freunde begleitet, 1817 das Wartburgfest, obgleich nur die protestantischen Hochschulen geladen waren, und, durchdrungen von dem Eindruck dieser Kundgebung, riefen die beiden im W S 1817-18 die Würzburger Burschenschaft Teutonia ins Dasein deren erwachsene, durch ungewöhnliche Körperkraft ausgezeichnete Mit-

Die
Burschenschaft
Teutonia

glieder in schwarzer altdeutscher Tracht einhergingen und sich altgermanische Namen beilegte. Natürlich kam es schnell zu Konflikten mit den Landsmannschaften, aber die „Teutonen“ wüthten sich tapfer gegen die Überzahl zu behaupten; so genügte einmal ein Halbduzend von ihnen, um einen Sturm sämtlicher Franken und Mainländer auf ihre Kneipe im „Pelikan“ Obere Johannerergasse 6) blutig zurückzuschlagen. Auch friedliche Erfolge hatte Eisenmann bald zu verzeichnen, seinem Ziel, die ganze Würzburger Studentenschaft zu einem einzigen Burschenverbande zu vereinnamen, kam er beträchtlich näher durch die bereits erwähnte Auflösung der „Vaiern“ und ihre am 27. Juni 1818 erfolgte Verschmelzung mit den Teutonen zu der Würzburger Burschenschaft Germania, deren Vertreter bei der Gründung der „Allgemeinen deutschen Burschenschaft“ in Jena wie auch bei den Burschentagen zu Dresden und Streiberg hervorragend mitwirkten. Die Verfassung dieser neuen Germania trug demokratischen Charakter, insofern als die endgültige Entscheidung jeder Angelegenheit der allgemeinen Versammlung anheimgestellt war. Ein siebenköpfiger Vorstand leitete diese Versammlung unter dem Vorsitz eines allmonatlich wechselnden, nach einmonatlicher Unterbrechung wieder wählbaren „Sprechers“, ferner bestand als vermittelnde Instanz zwischen Vorstand und Plemm ein „Auschuß“, der alle Anträge vorbereitete und eventuell modifizierte, außerdem aus seiner Mitte die Unterbeamten der Burschenschaft stellte, wie den „Fechtwart“, den „Festwart“ und den „Turnwart“. Die Mitglieder durften sich im allgemeinen unter einander nicht duellieren, Streitigkeiten solcher Art schlichtete ein Ehrengericht, das jedoch bei besonders schweren Beleidigungen das Duell gestatten konnte. Einem anderen Ehrengericht lag die Regelung der Beziehungen zu den „Gesellschaften“ (Landsmannschaften, Corps) ob, zu denen seit dem Winter 1819 auch die Bavaria wieder zählte; die Mitglieder dieses zweiten Ehrengerichts wurden zur einen Hälfte von der Burschenschaft, zur andern von den drei „Gesellschaften“ zusammengestellt, während die Burschenschaft stets den Vorsitz führte. Schon 1820 zählte die Würzburger Germania 400 Mann, darunter die Söhne der angesehensten fränkischen Adelsgeschlechter. Die Tracht der Würzburger Germanen bestand in einem enganliegenden schwarzen Rock mit übergeschlagenem weißen Kragen, der den Hals und die mit breitem, schwarz-rot-goldenen Band geschmückte Brust frei ließ, und schwarzen Hosen, auch Kanonensiefel mit Sporen waren zum Teil im Gebrauch. Den Kopf bedeckte in der ersten Zeit ein schwarzes rot und gelb geäumtes Barock, bald mit goldenem Stern, bald mit schwarz-rot-goldener Quaste oder Eichel verziert. Als Wahlspruch ist „Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland“, aber auch „Ehre, Freiheit, Vaterland“ oder „Freiheit, Ehre, Vaterland“ überliefert. Außer dem „Pelikan“ waren 1818–1825 das Gasthaus zur Post und das Schießhaus Lokale der Burschenschaft, während das Erdgeschoß des Augustinerklosters (des jetzigen Gymnasiums) als Fechtplatz diente und das Güttenbergische oder Stausenbergische Palais oder auch der Güttenberger Wald Schauplatz der Pankereien waren. Am Stößecomment wurde bis Ende der 20er Jahre festgehalten. 1850 legte die Burschenschaft den Viehcomment in Würzburg durch, für besonders schwere Fälle erhielt sich indessen der Stößecomment bis in die Mitte des Jahrhunderts. Pistolenduelle waren vom studentischen Ehrengerichte prinzipiell untersagt.

Die Germania.

Infolge der That Sands wurde auch die Würzburger Burschenschaft 1819 „aufgehoben“, aber nicht eigentlich aufgelöst, da, wie an anderer Stelle (S. 101) erwähnt wurde, die bairische Regierung nachsichtig verfuhr. Die Burschenschaften sangen und fochten sogar im Hofgarten und begleiteten den neuen Parademarsch, zu welchem der burschensfeindliche Kapellmeister eines ihrer beliebtesten Marschlieder verarbeitet hatte, in lautem Eher mit dem entsprechenden Texte: „Rautsch, rautsch, rautsch! Revolution!“ Auch die Stützangefeste von 1820 und 1821 verliefen glanzvoll und ungestört unter Beteiligung von Gästen aus Erlangen, Heidelberg und Tübingen. 1821 wurde der Bundestag auf der Waldskugel gefeiert, und abends fuhren die Teilnehmer auf mächtigem, eichenlaubbekränzten Schiffe unter klingendem Spiel nach

Stille und der
Korrespondenz
1710

der Stadt zurück. Bald darauf freilich sah sich auch die bairische Regierung zu schärferem Vorgehen veranlaßt, namentlich infolge des Vorrats der Verhandlungen des Dresdener Burschentages; die Entschlüsse vom 15. Januar, 10. April und 11. August 1825 verboten alle Studentenverbindungen, warnten vor der Burschenschaft und bedrohten die Angehörigen geheimer Verbindungen mit Relegation und Ausschließung von jeder staatlichen Anstellung. Wiewohl nunmehr für die Würzburger Germania eine Zeit der Abzeichenverpönnung, der Polizeiaufsicht, der Hausfuchungen und Maßregelungen anhub, blieb sie im Kern unerschüttert; ihre Zusammenkünfte fanden jetzt unter dem Schutze der Nacht statt. Um dieselbe Zeit, unter dem erbitternden Eindruck dieser Zustände und der Karlsbader Beschlüsse, traten auf Betreiben des Jenaer Burschenschafters v. Sprewitz und Eisenmanns gegen zwanzig Würzburger Burschenschaftler dem geheimen „Jünglingsbunde“ bei. Eisenmann wurde „Vorsteher“ des „fränkischen Kreises“ dieses Geheimbundes. Obwohl sich die Unhaltbarkeit des Unternehmens sehr bald herausstellte, gelang es Eisenmann, auf einer Versammlung der Bundesmitglieder in Würzburg am 28. Mai 1822 neue Mitglieder zu werben, bis im November 1825, wieder durch Verrat, die bairische Regierung von dem Bunde erfuhr. Sie ließ es jedoch, im Gegensatz zu Preußen, bei verhältnismäßig milden Disziplinarstrafen, vorübergehender Verweisung von der Hochschule und Stellung unter Polizeiaufsicht bewenden. Immerhin führte die Verfolgung des „Jünglingsbundes“ zur gänzlichen Zerstörung der Würzburger Germania, aber schon nach der Thronbesteigung Ludwigs I. 1825 wurde sie wieder geduldet. In demselben Jahre scheint es zu einer Spaltung gekommen zu sein: in einen Verband von Burschenschaftlern, der „bei Eichonberger kniepte“, und in die „Concordia“ wie sich die ohne offizielle Bewilligung rekonstituierte Germania der Öffentlichkeit gegenüber nannte. 1826 war die Würzburger Germania hervorragend an dem vergeblichen Versuch beteiligt, den Bund der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft wieder aufzurichten; noch in demselben Jahre schloß sie sich mit den Erlanger und Münchener Burschenschaften zu einem Verbande zusammen, aus welchem dann die neue Allgemeine Deutsche Burschenschaft hervorging. Am 12. März 1829 vereinigten sich die beiden Parteien der Würzburger Burschen wieder und erlangten am 6. November vom Senate die Bestätigung der sehr vorsichtig abgefaßten Statuten einer neuen Vereinsgründung Amicitia. Die Farben waren rot-grün-schwarz mit Goldverzierung. Freilich ging es trotz der erwähnten Vorsicht nicht ohne Abänderung einzelner Paragraphen ab, auch wurde die neue Verbindung einer „unauffälligen Beobachtung“ unterstellt. In dem seit 1825 innerhalb der Deutschen Burschenschaft bestehenden Gegensatz zwischen den strammen und forschon „Germanen“ und den zahmeren, dem Comment- und Memorwesen abgeneigten „Arminen“ stand die Amicitia-Germania mit aller Entschiedenheit auf Seite der ersteren, ja man kann sagen, daß das germanistische Prinzip in ihr seine extremste Ausgestaltung gefunden hat. Als 1850 das Präsidium der „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft“ auf die „Amicitia“ übergegangen war, führte das Eindringen arministischer Elemente zu einer Spaltung und damit zum Wiederverlust des Präsidiums; die Amicitia wurde den Würzburger „Arminen“ überlassen, während die germanistische Mehrzahl sich als Germania konstituierte. Freilich erfolgte schon nach Ablauf eines Semesters aus Mangelgründen die Wiedervereinigung unter dem bisherigen Namen.

Als im Revolutionsjahre 1850 infolge verschiedener Mißverständnisse ein den Studentenverbindungen ungünstiger Umschwung in der Regierungspolitik Ludwigs I. eintrat wurde auch die Würzburger Amicitia-Germania aufgehoben und eine Untersuchung gegen sie eingeleitet, die aber wegen Beweismangels niedergeschlagen worden mußte worauf der Senat die Verbindung wieder anerkannte. Die Hervorhebung politischer Tendenzen und die Beteiligung an öffentlichen Demonstrationen veranlaßte aber die Regierung zu immer schärferen Maßregeln, ganz besonders in Würzburg, wo die Burschenschaft vollzählig dem „Preßverein“ beigetreten war und mit allen Mitteln für ihn agitiert hatte. Die liberalen Würzburger Beamten und

Einmischung am
hängungs-
bund

Die Amicitia
Germania

Verfolgung
und Beschaffung
der
Hochschule

Professoren wurden entlassen oder versetzt, und alle unmittelbar Verdächtigen verhaftet, darunter Eisenmann, den man beschuldigte, nach der Würde eines „Herzogs der Franken“ gestrebt zu haben; er wurde zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit verurteilt und saß bis 1847 gefangen. Trotz all dieser Schläge fristete die Würzburger Burschenschaft noch eine Weile heimlich ihr Dasein fort; erst das Frankfurter Attentat im Jahre 1853, woran sie hervorragend beteiligt war, brachte ihr die endgiltige Auflösung. Als viertes Würzburger Corps war am 12. Dezember 1820 die Helvetia (wohl aus der oben erwähnten Landsmannschaft) entstanden, mit den Farben rot-weiß-rot; sie mußte aber schon am 18. Juni 1824 ihre Auflösung anzeigen. An ihre Stelle trat am 12. November 1824 die rekonstituierte Rhœnania mit den Farben blau-weiß-rot, auch sie bestand nicht lange, am 26. März 1828 löste sie sich gleichfalls auf, aber unter Vorbehalt ihrer Rechte, so daß der S. C. einer Der S. C.



Ämelpe (Würzburg 1828).

(Nach einer Lithographie, gez. von Adert, herausgegeben von Jentsch.)

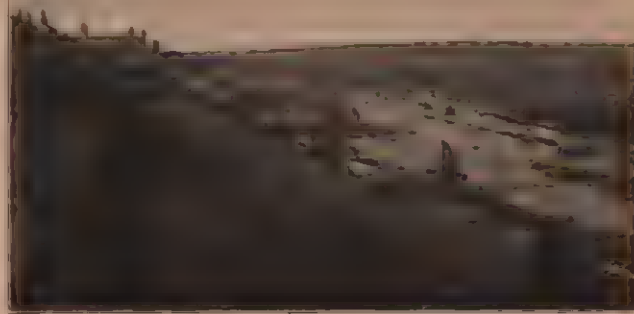
geplanten Suevia die Genehmigung versagte. Am 1. Januar 1836 begründeten 25 Würzburger Studenten, die meist aus dem Herzogtum Nassau gebürtig waren, das Corps Nassovia mit den Farben blau-weiß-orange. 1870 mußte das Corps vorübergehend suspendiert werden, da fast alle Aktiven, von denen einer bei Mars-la-Tour fiel, in den Krieg gezogen waren. Die Nassovia war das erste Waffencorps des Würzburger S. C. Am 23. Januar 1842 folgte die Stiftung des Corps Rhœnania durch einige Münchener Franken und Heidelberger Rhœnanen und Pfälzer. Wiewohl vom Ministerium nur als „Rhœnopalatia“ genehmigt, behielt es seinen ursprünglichen Namen bei. Als Abzeichen wurden die Farben blau-weiß-rot und weiße Mägen bestimmt. 1849 mußte ein Teil der Corpsbrüder wegen Teilnahme an der damaligen politischen Erhebung in der Pfalz landesrätlich werden. 1859 trat auf den Antrag der Rhœnania der Würzburger S. C. als erster von den bairischen S. C. dem Köfener S. C.-Verbande bei.

Als nicht farbentragende Verbindung mit den Grundsätzen der Freundschaft, der Ehre und der unbedingten Satisfaktion wurde am 7. Dezember 1863 die Landsmannschaft Malaria gegründet. Am 16. Juni 1866 beschloß sie, die Farben blau-

gold-rot anzunehmen; die Ausführung dieses Beschlusses verzögerte sich aber infolge des Krieges bis zum 7. Dezember desselben Jahres. 1868 beteiligte sich die „Malaria“ an der Begründung des Verbandes deutscher Landsmannschaften. Nach dem die Majorität der Verbindung 1875 als „Guesphalia“ Corps geworden war, führte die Minorität beharrlich die Landsmannschaft Malaria weiter, bis diese sich am 9. Juli 1897 selbst unter Beibehaltung von Farben und Cirkel als Corps konstituierte und dem S.C. beitrat. Dieser besteht jetzt aus 7 Corps: der Malaria, der von ihr abzweigenden Guesphalia grün-weiß-schwarz und den fünf genannten älteren, Rhevania, Nassovia, Bavaria, Moenania und Franconia.

In den 40er Jahren begannen die burschenschaftlichen Bestrebungen wieder Boden in Würzburg zu gewinnen. Am 21. November 1842 wurde mit Hilfe einer Anzahl auswärtiger Burschenschafter die Germania gegründet, die zunächst als Abzeichen schwarze Mützen trug. Die Ungunst der Verhältnisse zwang sie, den Namen Burschenschaft mit der Bezeichnung „Fortsehrittsverbindung“ zu vertauschen, doch

galten die Germanen, die seit 1847 die Farben schwarz-gold-blau angenommen hatten, allgemein als Burschenschafter. Nach mehrfachen Suspensionen wurde die Germania 1886 wieder aufgelöst, aber erst 1896 schloß sie sich dem Würzburger D.C. an. Am 12. Dezember 1848 vereinigte sich eine Anzahl Würzburger Studenten unter dem Namen Palladia, später Teutonia, zu einer wissenschaftlichen Progressverbindung, um sich dann bald als Burschenschaft mit den Farben blau-weiß-gold zu konstituieren. Am



B. r. 110

Würzburg, die A. S. C. 1897.

Panorama vom Schönenberg.

14. Juli 1860 vertauschten die Mitglieder dieser Burschenschaft Teutonia ihre Farben mit schwarz-rot-gold und konstituierten sich als Burschenschaft Arminia, die durch Gesamtbekanntmachung als mit der bisherigen Teutonia identisch erklärt wurde. Sie bildet jetzt zusammen mit der Germania und der 1878 gestifteten, aus einem medizinischen Verein Coetus anatomicus hervorgegangenen Burschenschaft Cimbrica violett-silber-schwarz einen lokalen Deputierten-Convent.

1851 erfolgte die Gründung der Studentenverbindung Asciburgia durch und für solche Studierenden, die ihre Vorstudien in Aschaffenburg gemacht hatten, zum Zwecke „näheren Verkehrs unter den Mitgliedern, geselliger Unterhaltung, wissenschaftlicher Unterstützung und der Freundschaft fürs Leben“. Im W.-S. 1884-85 wurde die Asciburgia trennklagende Verbindung mit den Farben grün-weiß-rot, dann 1897 Turnerschaft und trat als solche dem V.C. bei. Sie ist indessen ebenso wie die 1880 gestiftete Turnerschaft Alemannia (rot-weiß-hellblau) zur Zeit suspendiert.

Die Turnerschaft

Am 17. November 1864 begründete auf Anregung einer in diesem Jahre zu Würzburg tagenden Katholikenversammlung eine Anzahl von Mitgliedern eines früheren Würzburger Theologenbundes einen katholischen Studentenverein mit dem Wahlspruch „Pro fide et patria“ und den Prinzipien „Religion, Wissenschaft, Freundschaft“; er hieß zuerst „Liga“, wurde aber schon am 7. Januar 1865 in Walhalla umgetauft und unter diesem Namen im September 1865 in den Verband der katholischen Studentenvereine Deutschlands aufgenommen. Neben der Walhalla existieren in Würzburg noch eine Reihe katholischer Korporationen, von denen die

Katholische Studentenvereine

Marcomannia (bellblau-gold-dunkelgrün) 1871, die Normannia 1876 gestiftet wurden.

Der am 23. November 1865 gegründete „Pharmazeuten-Verein“ wurde 1885 freischlagende Verbindung und gehörte vorübergehend als Landsmannschaft Teutonia mit den Farben rot-weiß-gelb dem Coburger L. C. an. Sie ist jetzt wieder Verbindung mit denselben Farben. Wie die Teutonia, so geben unbedingte Satisfaktion noch die 1884 gestiftete Salia



Haus des Akademischen Gesang-Vereins.

(blau-silber-schwarz), die Eumyia, die norddeutsche Gesellschaft (gegründet 1878 als Patentia), die wissenschaftlich-gesellige Verbindung Wirceburgia und die 1882 als „Verein Zeitgenossen“ gestiftete Sazonia. Am 2. Dezember 1867 gründete eine Anzahl Würzburger Studenten, größtenteils Würzburger Gymnasial-Abiturienten, einen weder farbentragenden noch waffenführenden „akademischen Verein“ zum Zwecke der „Geselligkeit“, der „Wissenschaftlichkeit“ und des „Fortschritts in akademischen Angelegenheiten“, mit dem Wahlspruch: „Amico semper amicus“. Am 26. Februar 1877 wurde der Name des Vereins abgeändert in „Studentenverbindung Adelpia (akademischer Verein)“. Aus dieser Vereinigung gingen u. a. die bekannten Broschüren „die deutsche Studentenschaft“ (1869) und „die Regeneration der deutschen Studentenschaft“ (1870) hervor. 33 Ältere und Philister der Adelpia machten den Feldzug 1870/71 mit und kehrten sämtlich wohlbehalten zurück. Am 23. Januar 1872 folgte die Gründung des „akademischen Gesangvereins Würzburg“ unter Mitwirkung zweier Philister des „akademischen Gesangvereins München“. Sein Wahlspruch ist: „Der deutsche Sang, die deutsche Treu', zeitlebens lang gepriesen sei!“ Das oben abgebildete eigene Heim des Vereins liegt Grasweg 5. Der akademische Gesangverein giebt bedingte Satisfaktion; demselben Prinzip huldigt der A. T. V. Alsatia, der am 1. März 1888 gestiftet wurde.

konstige Korporationen.

Mit großartigen Veranstaltungen feierte die Würzburger Universität im Jahre 1882 das Fest ihres 300jährigen Bestehens, zu dem Scheffel das Festlied dichtete. Selig Dahn aber verherrlichte damals das schöne Würzburg mit Versen, die jedem, der selber einmal von den Höhen auf die Stadt herabgeblickt hat, aus dem Herzen geschrieben sind:

Wo, lind rauschend, der alte Main
Sanft geschwungener Höhen Zug,
freundlich grünendes Thalgebild
Schön gewunden umgürtet:
Da hat günstiger Götter Hand
Milden Segen und Lieblichkeit,
Wohlgefallen und hold Gedeih'n
Ausgeschüttet in Fülle.





1607.

Contar Contar
 So spricht der Gieser da 13-e
 Der da recht den Comment versteht.
 Seht doch den Gieser Duriden an.
 Wo er brau kommerzierten kann
 Alles Studentenlied

Charakter der
 Stadt.

Wer heutzutage nach Gießen kommt, wird durch das lebhafteste Treiben auf dem ausgedehnten Bahnhofsplatze überrascht, und die Sauberkeit der neuen Stadtteile mit ihren weiten und geschmackvollen Anlagen berührt ihn angenehm. Die innere Stadt hat zwar ihre engen und krummen Gassen behalten müssen, aber dafür entschädigt das rege Treiben in ihnen und die Reinlichkeit, die das Gefühl hervorrufen, daß man sich in einer Stadt befindet, die behäbigen Wohlstand genießt und auf gutem Wege ist, den Wohlstand zu mehren. Im Wechsel der Zeiten ist Gießen aus einem kleinen Landsdädtchen zu einer Handelsstadt mit ziemlich bedeutender Industrie geworden. Während früher der Verkehr, obwohl es an der großen Straße vom Main zur Weser lag, an ihm vorüberfuhrtete, weil sonst keine Hauptstrassen die Stadt berührten, ist es jetzt zum Kreuzungspunkt einer ganzen Anzahl Eisenbahnlinien geworden.

Landschaftliche
 Lage.

Als Landgraf Ludwig V. im Jahre 1605 das Gymnasium und zwei Jahre später die Hochschule gründete, war Gießen festung, in enge Wälle eingeschlossen; Verkehr und Handel waren unbedeutend, und die Bürger der Stadt waren ihrer Mehrzahl nach auf den Ertrag des Acker und des Handwerks angewiesen. Es muß uns deshalb Wunder nehmen, wie der Landgraf dazu kam, eine Universität juist in Gießen zu gründen. Wästen wir nicht, daß der Sinn für Naturschönheit damals noch wenig entwickelt war, so läge die Vermutung nahe, daß die schöne Lage der Stadt ihn dazu geführt haben konnte. Nicht großartig freilich, aber lieblich ist das Bild, das die Stadt von Wenzels Garten aus darbietet, wie sie in dem weiten Thale daliegt, das die Lahn in großen Krümmungen durchfließt. Gegenüber erheben sich die beiden Basaltkuppen des Gleibergs und des Vekbergs mit ihren Burgen, und ringsum begrenzen bewaldete Höhen den Blick. Wer freilich den vollen Genuß der schönen Umgegend haben will, muß weiter gehen durch das Thal hindurch auf die Berge: über den mensurenberühmten Windhof auf den Gleiberg, dessen Burg teilweise wieder hergestellt ist, so daß der Besucher dort neben leiblicher Erquickung den Kunstsinne befriedigt findet, oder auf den Schiffsberg, der, im herrlichen Forst gelegen, selbst an den Wochentagen des Winters von Gästen nicht leer wird. In weiterer Entfernung bietet sich dem Wanderer eine reizende Fülle erstrebenswerter Ziele: das alte Weglar mit seinem Dom, seinen Erinnerungen an das Reichskammergericht und an Goethe, mit seiner traulichen Weinstube und den vielen Bierkneipen, Braunsfels mit

dem prächtigen Schloß und der
Dianaburg, die Städtchen im
Dillthale, die Badenburg die
viel Studentenblut Giesener und
Marburger, hat Gießen sehen,
der Stautenberg, der den letzten
Studentenauszug sah der Vogels-
berg und die Wetterau mit
Kloster Melsburg und Münzen-
berg, mit dem Pfahlgraben und
den römischen Lagern

In diese Umgebung also
legte Ludwig seine Universität,
sie wurde als rein lutherisch ge-
gründet im Gegensatz zu Mar-
burg, wo im Jahre 1605 die



Name Flecken mit Brunnen.

reformierte Lehre eingeführt wurde, und Professoren, die in Marburg ihres Amtes ent-
setzt worden waren, gehörten zu ihren ersten Lehrern. Es kostete Mühe, die kaiserliche
Anerkennung zu erhalten, Ludwig mußte selbst darum nach Prag reisen, aber es
gelingt schließlich, und im Herbst 1607 wurde die neue Hochschule eingeweiht. Der
Landgraf gab mit vollen Händen: die Hochschule wurde nach den Begriffen der Zeit
reichlich ausgestattet, auch die Reitbahn fehlte nicht, ja soweit ging die Fürsorge
des Landesherren, daß er auch der Jagdlust seiner Studenten zu genügen suchte, er
verlieh ihnen die Jagdgerechtigkeit in der Gemarkung der Stadt. Nur kurze Zeit
zunächst erfreute sich Gießen seiner Hochschule. Im Jahre 1625 wurde ganz Ober-
hessen unter Ludwig V. vereint, und die Giesener Hochschule nach Marburg verlegt,
jedoch nicht mit der Marburger vereinigt, die beiden Hochschulen bestanden getrennt
an demselben Ort neben einander. Als dann aber die hessischen Länder wieder ge-
teilt wurden, kam die Hochschule nach Gießen zurück (1650), freilich nicht ohne
Schwierigkeiten, denn auch andere Städte, Darmstadt, Alsfeld und Grünberg
wurden bei dieser Gelegenheit in Betracht gezogen. Die Giesener Bürgerschaft aber
bezeugte ihre Dankbarkeit durch Verleihung neuer Vorrechte an die Professoren und
Studenten ihrer wiedergewonnenen Hochschule. Damit war die Universität für Gießen
endgültig bewahrt, sie hat seitdem wohl schwere Zeiten durchgemacht, besonders
im siebenjährigen Krieg und in den Koalitionskriegen, aber ihre Existenz ist doch
nicht mehr ernstlich in Frage gestellt worden. Sie blühte bald auf und, sonderbarer
Weise während sonst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die deutschen

Grundung der
Universität

Gießen im
17. u. 18. Jahrh.



Universitäten bei dem schwa-
rigen Verkehr jener Zeiten in
beherem Grade Landesum-
verhüteten waren als jetzt. Da-
vor die Wahl der Universität
die größere oder geringere
Entfernung von der Heimat
kaum in Betracht kommt.
Nur in der Giesener
Mittel von 1600-1700
annahm viele Studenten
die aus weiter fern gebo-
ren waren aus Mecklenburg,
Hessen und Danemark im
Nordland. Der Ort mußte nur
aus dem guten Will und der
unerschütterlichen Geduld

der Universität erklären läßt. Freilich kam später eine Zeit, die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der der Ruf der Gießener Professoren und Studenten gleich schlecht war. Wenn wir Laubhard und Bahrdt glauben wollen, so entsprach das „arm-seltige elende“ Aussehen der Stadt, deren Wälle damals noch standen, der Nothzeit, die unter Lehrern und Studenten herrschte. Was uns Laubhard von den Suller-lapperereien und von dem Verhalten der Studenten während ihres Aufenthaltes auf dem Gleiberg erzählt, klingt schier ungläublich. Und doch müssen wir ihnen wohl glauben, denn ihre Schilderungen werden durch die im Jahre 1779 erlassenen „Pflichten der auf der Universität Gießen sich aufhaltenden Studenten“ vollaus bekräftigt, und Goethes Zeugnis ist unanfechtbar. Allen wir dürfen andererseits nicht vergessen, daß mit wenigen Ausnahmen auf anderen Universitäten das Leben ebenso roh war, und daß gerade in dieser Zeit der „terreux Nothzeit“, von der Goethe spricht, auch die Keime einer besseren Zeit zu erkennen waren, der Ruf freilich, den sich damals Gießen erwarb, batted sehr mit Unrecht noch heute an ihr.

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, das nach dem Gesagten den besten Stand des Gießener akademischen Lebens zeigt, beginnen die ersten sicheren



Das alte Gießen.

(Nach einem Stich von M. Herwig 1680.)

Anfänge der
Korporations-
wesen.

Nachrichten über den Zusammenfluß zu Korporationen innerhalb der Studenten-schaft. Wir sind für diese ersten Anfänge des modernen Korporationswesens in der Hauptsache auf Laubhard angewiesen, dessen Angaben leider spärlich und unbestimmt sind. Nach ihm subitum im Jahre 1775 relogierte Jenenser den Amicitien-orden in Gießen ein, und diesen gegenüber fanden sich die Hesses veranlaßt, sich zu einem Orden zusammenzuschließen. Bald aber, kurz nach 1775, gingen die Hesses in den Amicitienorden auf. Etwas früher, schon um 1770 finden wir Landsmannschaften erwähnt: Darmstädter, Pfälzer — zu ihnen gehörte Laubhard — Zweibrücker, und wahrscheinlich hat es auch Wetterauer gegeben. Aber diese Landsmannschaften hatten keinen langen Bestand, sie gaben den Behörden Anlaß zum Einschreiten und verschwanden im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts, und auch die Orden fristeten in Gießen nur ein kümmerliches Dasein. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts aber tritt eine Änderung zum Besseren ein. Vielleicht hat schon im Jahre 1801 eine Landsmannschaft Rhevania blauweißrot bestanden, mit Sicherheit ist sie aber für das Jahr 1804 nachzuweisen, und in demselben Jahre tritt eine Franconia schwarzrot auf. Diese beiden entwarfen nämlich in Gemein-schaft den vom 1. Juni 1805 ab gültigen „Gießener Burschenschaftsvertrag“. Eine dritte Landsmannschaft Suevophalia taucht 1801 auf und hat mit Unterbrechungen bis 1825 bestanden. Im Jahre 1816 aber kommen als kontinuierliche Verbindungen nur die Hatria und Constantia bestanden zu haben. Denn als im Dezember desselben Jahres der bekannte Carl Kollen in einer Burschenschaftsversammlung ein neues Gesetzbuch,

(oben u.)
1805 u.)
Hatria

den „Ehrenspiegel“, vorlegen wollte, trat ihm Gorg, der Senior der Baisia, mit dem Bemerkten entgegen, daß nur die beiden konstituerten Verbindungen in der Versammlung zu reden hätten. „Wir sind nicht Burschenschaftler“, rief er aus, „wir sind Landsmannschafter! Wer rür uns und für Verbehaltung des Comments ist, der gehe mit ab.“ Zwei Drittel zogen ab, und die Zurückbleibenden stellten sich Kollen zur Verfügung. Sie sagten sich vom Comment los und bekannten sich zum Ehrenspiegel, man nannte sie die „Schwarzen“, weil sie die bunten Abzeichen der Corps Studenten verischmähen und den schwarzen deutschen Rock trugen, und später wegen ihrer radikalen Gesinnung die „Unbedingten“. Aus ihnen ging dann die Burschenschaft Germania hervor, die sich aber bald unter den Verfolgungen der Behörde auflösen mußte. Nicht viel besser erging es den Landsmannschaften, auch sie sahen sich zu häufigen Suspensionen genötigt. Zur Zeit des zweiten Auszuges nach Gleiberg vom 28. Juni bis 1. Juli 1820 – der erste hatte im August 1819 stattgefunden – bestand der S.C. aus der 1820 rekonstituerten Baisia (schwarz-grün-rot) und der 1822 gestifteten Rheuania, die daneben als „Waffenverbindung“ existierende Burschenschaft stand mit ihnen im Paatverhältnis. Der Auszug, der veranlaßt war durch das Vorgehen der Universitätsgerichte gegen die Unparteiischen bei Paukereien, hatte am 20. August die Stiftung der Vandalia (blau-weiß-gold) und am 26. August die der Starkenburgia grün-weiß-rot zur Folge. Mehrfach noch vereinigte sich die Studentenschaft zu Auszügen, zuletzt am 7. August 1846 als die Behörden die infolge von Übergriffen der Polizei erregte Studentenschaft durch Dragoner zur Ruhe bringen wollten. Erst als das Militär fortgeschickt war, kehrten die Studenten nach Gießen zurück, ein Bild des auf dem Staufenberg abgehaltenen Burschenlagers ist von dem Maler Gajauer durch die umstehend wiedergegebene Lithographie der Nachwelt überliefert worden. In den 30er und 40er Jahren gewannen in den Corps zeitweise burschenschaftliche Strömungen die Oberhand, ein Umstand, der teils zu Spaltungen im S.C., teils zur Auflösung einzelner Corps, z. B. der Palatia im W. S. 1833/34, führte.

Die Burschenschaft
„Schwarzen“

Burschenschaft
u. Corps

Gegenwärtig besteht der Gießener S.C. aus der 1859 gestifteten Teutonia grün-dunkelrot-gold, der Baisia schwarz-weiß-rot, die als Stiftungstag den 3. März 1842 und die Farben bei an diesem Tage gegründeten Marcomannia angenommen hat und der Starkenburgia, die jetzt carmoisinrot-weiß-gold trägt. Die Burschenschaft, die vom Ende der zwanziger Jahre bis 1847 als Franconia (schwarz-blau-gold) bestand, wird jetzt durch die 1861 als Studentenverein gestiftete Alemannia (hellblau-dunkelrot-gold) und durch die Germania (schwarz-rot-gold) vertreten, die letztere ist am 14. August 1851 gegründet worden, und zwar von Mitgliedern des „Trennbundes“, einer Verbindung mit burschenschaftlichen Tendenzen, deren Farben (schwarz-rot-grün) seit 1838 von der Germania als Ehrenband getragen werden. Die am 11. Februar 1882 als schwarze Verbindung gestiftete Darmstadtia ist seit 1895 Landsmannschaft und gehört dem Coburger L. an, von sonstigen Verbindungen erwähnen in Gießen noch die schwarze Verbindung Blümchen und die freischlagende Verbindung Franconia, die beide unbedingte Satzraktionen geben, dem Prinzip der bedingten Satzraktionen huldigen die Reformverbindung Adelpbia und der Gesangsverein Sadovciana. Der Wingolf (schwarz-weiß-gold, schwarze Sammetmütze) besteht seit 1882 von den katholischen Verbindungen gehört die Hassio-Rheuania (gelb-weiß-rot) dem Kartellverband katholischer Studenterverbindungen die Nassovia dem Verbande katholischer Studentenvereine an. Ein Verein deutscher Studenten ist in Gießen am 4. Februar 1891 gegründet worden.

Die heutige
Korps-
schwarze

Doch wir kehren wieder zu der Geschichte der Universität zurück. Nachdem kurz zu Nachrichten im Jahre 1829 finden wir 558 Studenten in Gießen, fällt ihre Zahl im Jahre 1857 auf 290 eine Folge teils der Verhältnisse im Vaterlande selbst und des vielfach ungenügenden Zustandes der Gebäude, in denen die verschiedenen Institute der Universität untergebracht waren teils des Drucks der in dieser Zeit noch immer auf den deutschen Universitäten überhaupt lagerte. Aber damit

Erklärung
1891



Mensa der Kaiserlichen Universität zu Wien, 17. 9. 1848.
Die erste Reihe ist für die Professoren reserviert.



Panorama von der Steilenburgtreppe.

versität den Forderungen der neuen Zeit entsprechend auszugestalten. Das Verdienst, die Kammer und seine Mitbürger immer von neuem darauf hingewiesen zu haben, wie notwendig es sei, größere Mittel zu bewilligen, um die Universität würdig auszustatten, gebührt u. a. dem Abgeordneten G. F. Heyer, der nicht müde wurde, in Wort und Schrift auf dieses Ziel hinzuwirken. Der erste große Erfolg dieser Bestrebungen war die Errichtung der Forstlehranstalt im Jahre 1825. Dadurch wurde Hessen von den deutschen Staaten der erste, der eine solche Anstalt mit der Universität verband, und wie recht man damit gehabt hatte, zeigte sich bald. Ihr Ruf verbreitete sich über Europa hinaus, und aus allen Weltteilen kamen die Forstleute, um in Gießen ihr Wissen zu erweitern und die Erfolge der vorzüglichen Forstwirtschaft des Großherzogtums in Augenschein zu nehmen. Auf dem einmal betretenen Wege ging man weiter. Im Jahre 1841 wurde die neue Aula vollendet; daran schloß sich die Erweiterung der Bibliothek — für deren Neubau kürzlich (im Sommer 1899) ein Grundstück erworben wurde — an, und der botanische Garten, dessen Zustand lange zu berechtigten Klagen Anlaß gegeben hatte, konnte den Bedürfnissen entsprechend umgestaltet werden.

Tüchtige, zum Teil hervorragende Gelehrte wurden als Lehrer berufen, und wie sehr dies zum Gedeihen der Hochschule beitrug, zeigt vor allem das Beispiel Eichigs, der von 1824—1852 in Gießen lehrte, und dem vor etwa einem Jahrzehnt ein Denkmal in den Anlagen, nicht weit von dem neuen Auditorium errichtet wurde. Ihn zu hören kamen aus aller Herren Länder nicht nur Studenten, auch ältere Fachleute, selbst Professoren hielten es nicht für unter ihrer Würde, zu seinen Füßen zu sitzen. So erreichte im Sommer 1847 die Hörerzahl den hohen Stand von 570 Studenten, von denen 139 Ausländer waren und nicht weniger als 37 Chemiker. Jetzt freilich ist diese Zahl wieder bedeutend überholt, denn nach einer

scheint auch, und hoffentlich für immer, ein stetiger Fortschritt eingetreten zu sein. Die Gründe dafür liegen nahe. Daß dazu zunächst der größere Bedarf an Beamten infolge der starken Zunahme der Bevölkerung beitrug, ist selbstverständlich. Besonders aber erwies sich als fördernd die Freigiebigkeit, mit der Regierung und Kammern des Großherzogtums die Mittel gewährten, um die Uni-

Die Institute.



Photographie v. A. Reichenow, Berlin

Neues Universitätsgebäude und chem. Laboratorium.



Tet Staufenberg von Osten.

kurzen Zeit des Sultans hatten 1850 wieder ein regelmäßiges Steigen stattgefunden, sodas die Zahl jetzt etwas über 700 beträgt. Daß dieses Steigen sich hauptsächlich in der medizinischen Fakultät und bei den Studierenden der Naturwissenschaften zeigt, darf man wohl annehmen, hat dem gerade für diese der Staat mit voller Hand gegeben. Heute dessen sind das ausgezeichnete ausgerüstete chemische Laboratorium und die medizinischen Institute

die vor dem Selterthor ein ganzes und nicht kleines Stadtviertel bilden.

Die politischen Ereignisse unserer Zeit gingen natürlich nicht, ohne Spuren zu hinterlassen, an Gießen vorüber. Die katholisch-theologische Fakultät wurde, hauptsächlich auf Betreiben des Erzbischofs von Mainz, von Ketteler, aufgehoben. Der Krieg zwischen Preußen und Osterreich brachte das akademische Leben im Sommersemester 1866 beinahe zum Stillstand, und im Jahre des großen Krieges 1870/71 war der Andrang der Gießener Studentenschaft zu den Waffen so stark, daß ein großer Teil der Korporationen aus Mangel an Mitgliedern gezwungen war zu suspendieren, und viele von den Kommilitonen die für das Vaterland ausgezogen sind nicht zurückgekehrt.

Werfen wir zum Schluß einen Rückblick auf den Geist, der auf der Hochschule in den drei Jahrhunderten ihres Bestehens geherrscht hat, so zeigt sie uns alle Vorzüge der kleinen Universität, vor allem ein ausgeprägtes Bewußtsein ihrer Studenten, in erster Linie Studenten zu sein, ein Bewußtsein, das in keiner Ausartung im achtzehnten Jahrhundert der Zeit entsprechend — und zugleich in mehr oder weniger bewußtem Widerspruch zur Zeit — sich als Robheit zeigte, in unserer Zeit uns noch als Derbheit, aber als lebenswürdige Derbheit entgegentritt. Auf wissenschaftlichem Gebiet hat ihr Name immer einen guten Klang gehabt, aber vor allem bewahrt sie jetzt und bewahrt sie noch heute ein ehrliches Streben nach Freiheit der Forschung und zeigt sich so als würdige Schwester der übrigen deutschen Hochschulen.

Charakter
der Hochschule.





1665.

„Zwar sind wir nur des rauhen Nordens Kinder,
Der Eiltes Brauen wiegt uns stürmisch ein,
Doch soll das alte Vaterland nicht minder
Uns, seinen Söhnen, lieb und teuer sein,
Und locken südwärts auch die grünen Reben,
Das Herz bleib' stets dem Vaterland ergeben!“
C. J. Mecklenfeldt

Der von König Christian IV. von Dänemark und Herzog Friedrich III. von Holstein 1641 den Ständen der Herzogtümer gemachte Vorschlag, eine gemeinschaftliche Landesuniversität zu errichten, war von diesen der Kosten wegen abgelehnt worden. Die fortgesetzten Kriegswirren hinderten Friedrich III., seinen Plan, für sein Land eine Universität zu schaffen, zur Ausführung zu bringen. Erst sein Sohn Christian Albrecht konnte das von dem Vater geplante Werk vollenden und nach eingeholter kaiserlicher Genehmigung die Christiana Albertina zu Kiel gründen. Er überwies ihr die Einkünfte der gelehrten Klosterschule zu Bordesholm, und die Stadt stellte drei Gebäude zwischen der Klosterkirche und dem Kleinen Kiel, dem alten Stadtgraben, zur Verfügung, die zur Abhaltung feierlicher Akte und als Auditorium dienten, auch zugleich Wohnungen für zwanzig unbemittelte Studenten enthielten. Zu den vielerlei von dem Berichterstatter der Gründungsfeier, Torquatus a Frangipani, aufgezählten Vorzügen, die die Wahl des Universitätsortes auf Kiel lenkten, gehörte die durch eine leichte Verbindung mit Schweden, Dänemark, Pommern und dem Reichs ausgezeichnete Lage, die liebliche Umgebung der Stadt, die guten Sitten, der Fleiß und das Interesse der Bürger für die Wissenschaften; erwähnt wird auch „der Umbtschlag, der Conjur der Kaufleute und des Adels, und die zahllose Frequenz von Menschen aus allen Orten“, sowie der, von Torquatus allerdings nur mit großem Bedenken zu den Vorzügen gerechnete Umstand, daß es an hübschen Mädchen nicht fehle.

Gründungs-
feier der
Universität

Am 3. Oktober 1665 und in den folgenden Tagen erfolgte die Gründungsfeier der Universität, die mit einem Lehrkörper von sechzehn Professoren und hundert vierzig Studenten ins Leben trat. Zum Kanzler wurde der Graf Kielmann von Kielmannsegg ernannt, während Musäus das erste Rektorat bekleidete. Unter der Regierung Christian Albrechts wuchs die Universität stetig heran, die Zahl der Lehrer und Schüler stieg beständig, und unter diesen waren auch die Nichtholsteiner verhältnismäßig zahlreich vertreten.

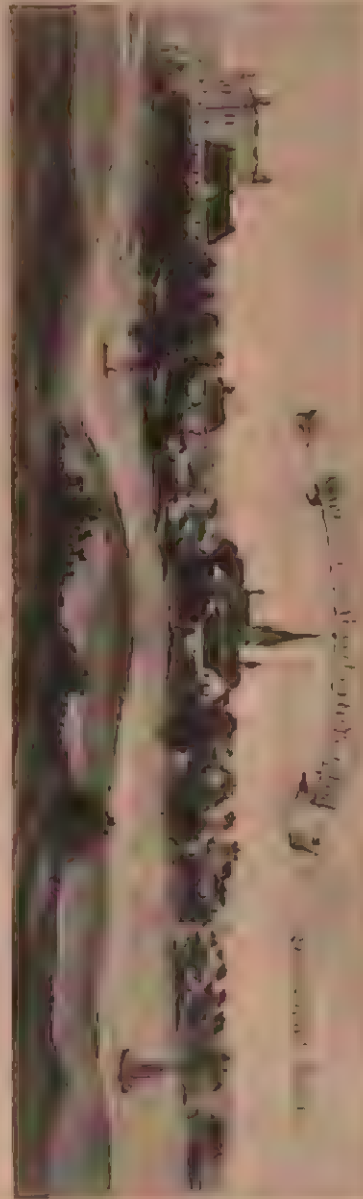
Dies änderte sich indessen sehr bald, als namentlich während der Unmündigkeit Karl Friedrichs und später für die Universität nicht hinreichend gesorgt wurde.

Man ließ die Gebäude verfallen und die Professoren hungern, diese wandten sich daher notgedrungen zugleich anderen Ämtern zu, die Theologen dem Seelsorgeramt die der anderen Fakultäten sonstigen Erwerbszweigen. Noch 1745 mußte es den Professoren verboten werden, zugleich eine Spenerwirtschaft oder einen Bierauschank zu halten und an Studenten Getränke auf Kredit zu verkaufen. Besonders schlimm stand es mit der philosophischen Fakultät, deren Professoren wegen der Seltenheit der Medizin studierenden angewiesen waren, ihre Vorkünge so einzurichten, daß sie auch den Studierenden anderer Fakultäten Nutzen bringen konnten.

Die Jubelfeste der Reformation und des Augsburger Bekenntnisses wurden zwar feierlich begangen das erste Jubiläum der Universität konnte jedoch 1765 der Zeitumstände wegen nicht gefeiert werden da die Universität, außer im Jahre 1760 im ganzen nur drei Studenten inskribiert wurden, damals dicht vor dem Untergang stand. Die Ketten der Universität war Katharina II. von Rußland, die nach dem Tode Peters III. für ihren Sohn Paul die Vormundschaft in Holstein übernahm. Sie überwies der Universität die erforderlichen Mittel und ließ ihr in dem jetzt als Museum vaterländischer Altertümer dienenden, hart am Schloß belegenen Gebäude ein neues Heim errichten. Als 1775 der herzogliche Anteil von Holstein mit dem königlichen deänisch vereinigt wurde sorgte man für das Fortbestehen der Universität und der König von Dänemark hat die von ihm übernommenen Verpflichtungen gehalten. Nach Einführung des zweijährigen Universitätskurses stieg die Frequenz allmählich wieder, 1791 betrug die Zahl der Studierenden 220.

Das Studentenleben in Kiel hatte sich dem norddeutschen Charakter und der durchschnittlichen Armut der Studenten entsprechend, sowohl im Anfang wie später in ruhigen, wenig von dem bürgerlichen Leben abweichenden Bahnen bewegt. Neben der Wohlfeilheit des Unterhalts in Kiel wird das gesittete Benehmen der dortigen Studenten stets gerühmt. Katharina II. verlieh ihnen als Entgelt für den verbotenen Degen eine lilaweiße Kokarde sowie das Recht bei Festlichkeiten zwei Artillerie- mit Generalleutnants- bezw. Generalmajorstange zu wählen, ein Vorrecht, das auch von den Ve-

berden und vom Hofe bis 1851 ganz ernsthaft anerkannt worden ist, für den Gewählten jedoch immer eine sehr geteilte Freude bedeutete, da die Rängeerhebung mit großen Kosten verbunden war. Bei allen Anzügen, Festlichkeiten u. s. w. trat die Studentenschaft geadelst auf, zwar wurden 1774 in einem Edikt die Landsmannschaften und besonders die Orden verboten, doch ist von einem Verbot der letzteren in Kiel nichts bekannt, und für eine landsmannschaftliche Gliederung war auf der



Die Universität
im 12. Jhd.

Kiel im 17. Jhd.

Studentenleben
bis 1800

Nemen, nur von Landeskindern besuchten Universität wenig Raum. Gefochten wurde sehr selten weil - der Festunterricht sehr leuer war. Der Comment schrieb den Korbichläger als Waffe und die Glacé-Auslage vor, und bestimmte, daß nur auf Arm und Brust geschlagen werden durfte. Man trank neben dem Bier sehr viel Kaffee und Thee und brante sich mit Verliebe, wie heute noch in Schleswig-Holstein, durch „Zwagh von mehr oder weniger Spirituosen den sogenannten „Thee oder Kaffeeputsch“.

Die Zeit des Umschlages, d. h. die erste Hälfte des Januar, wenn der Adel und die Landleute ihre Geldgeschäfte für das ganze Jahr regelten, brachte mancherlei Abwechslungen, zu denen besonders die öffentlichen Karobanken gehörten. Die ständigen Kneiporte der Studenten waren außer dem Kaffeehaus in der Dänischen Straße die Gastwirtschaften in Dorf Gaarden (jetzt Bruhn), in Krusenrott, in Düjornbrock, einem alten Haus gegenüber dem jetzigen Torpedobaten der Marine, und der Sandlung, der auch als Mensurlokal diente.

Zu den Hauptvergünstigungen der Studenten gehörten die in der Stadt wie in den umliegenden Dörfern während der Sommermonate in großer Anzahl gefeierten Vogelstößen der Gilden, die stets mit Tänzerinnen und anderen Belustigungen verbunden waren. Noch heute sind die Tage der Kieler Grünen Gilde, der Gaardener Gilde und vor allem der Ellerbekler „Wittgilde“, ebenso wie die Wochen des Kieler Umschlages und der Vierteljahrmärkte auch für den Studenten etwas stürmische Zeiten. Manche Kontrabasse verdankt ihre Entstehung diesen bewegten Tagen, zumal dann die Neigung zu dem genannten schleswig-holsteinischen Nationalgetränk und zu den stark alkoholhaltigen sogenannten „Schifferbowlen“ die ohnehin sehr angeregte Stimmung noch zu erhöhen pflegt.

Doch kehren wir zur Zeit der Wende des Jahrhunderts zurück. Damals gründete der Philosoph Reinhold, der den Studenten das Beispiel zur Entfernung des Jopyas gab, einen Klub von Professoren und Studenten, dem auch Niebuhr angehört hat. Er bewirkte ferner die Einrichtung des (S. 240) erwähnten Ehrengerichts, das indessen, weil die größere Einschränkung der Duelle eine arge Ver-
Die Universität um die Wende des 19ten.
 milderung des Tones unter den Studenten zur Folge hatte, seine Thätigkeit bald wieder einstellen mußte. An berühmten Professoren wirkten damals an der Universität der Geschichtslehrer Hegewisch der Mediziner Hensler, die Juristen Thibaut und Feuerbach etwas später Falk, Trexten, Claus Harms und Lantzenbeck, Waig und Droyen. Das deutsche Gefühl war in Kiel zur Zeit der Freiheitskriege nicht gerade sehr stark entwickelt, mehr oder weniger bestand die ganze Bevölkerung aus versteckten Danen, aber durch das Wirken Dahlmanns vollzog sich dann allmählich eine Aenderung.

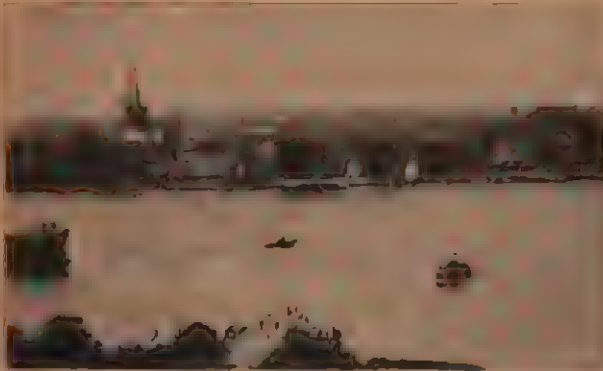
Auch in Kiel wurde ein Burschenverein im Jahrbuch Sinne gegründet, der im Oktober 1817 unter Führung von Uwe Jens Lornsen, von Vinzer und Olshausen an dem Wartburgfeste betheiligt. Sehr bald verwandelte er sich in eine burschenschaftliche Korporation und schloß mit dem Institut der Fichte auch das der Finken d. h. der Nichtaufgenommenen. Er führte den Namen Germania und verlangte von seinen Angehörigen daß sie Sanstakten förderten und gaben. Die Zahl der Duelle stieg im 1820 derart, daß wie mit Enttäufung überliefert wird in einem Vierteljahr jeder sechste Student eine Mensur hatte. Besonders viel wurde getöchten mit den Mitglieder der Voltaria rotweißrot, die sich schon 1818 im Gegenjas zur Burschenschaft zusammengezetban hatten. 1825 vereinigte sie sich mit der einige Jahre vorher entstandenen Slesvicia zur Slesvico Voltaria. 1828 entstand das Corps Saronia dunkelgrün weißdunkelrot, zu ihren Gründern gehörte auch Rudolf Schleiden, nach dessen eigenen Angaben die Gründung des neuen Corps bezweckte: den herrschenden, nicht sehr erbaulichen Ton zu verbessern, das etwas wilde Treiben der Voltaren mäßigen und mit den Alkernern an Klein-
London in 1817. 6. 17.

Nach dem Kriege von 1864 wurde auch die Saronia rekonstituiert; sie hielt sich nur bis 1870, als in Kiel, wie auf allen deutschen Universitäten, die Hörsäle verödeten und die bunten Schläger mit den kriegerischen Waffen vertauscht wurden. Gleichzeitig mit der Rekonstituierung der Saronia wurde Ende 1864 die freischlagende Verbindung, spätere Landsmannschaft Troglodytia gegründet, die lange Jahre hindurch neben der Holsatia eine führende und tonangebende Rolle in der Studentenschaft spielte



Photographie v. Wilhelm, Berlin

Die Universität.



J. Schiller'sche Druck-Verlagsanstalt

Gesamtansicht.

D. G. F. v. P. v. d. L.

und deren schwarze Mützen mit den roten Mützen der Holsaten, bei Studenten und Bürgern das größte Ansehen genossen. Trotz der Verschiedenheit der Verbände unterhielten alle diese farbentragenden Korporationen, zu denen später noch die 1878 als Verbindung Slesvico-Holsatia gegründete Landsmannschaft Cimbrica

Die Behörde (blau-weiß-rot) hinzukam, ein gemeinschaftliches Paulverhältnis. Ihre Vertreter bildeten eine sogenannte „Behörde“, in der über Fragen des Paulverhältnisses, über gemeinsames Auftreten bei Festlichkeiten und

das Verhalten der Saronia gegenüber beraten wurde. Gefochten wurde sehr viel und sehr schwer abgeführt; andererseits aber sind Säbel- und Pistolenduelle niemals übermäßig häufig gewesen. Die Schlägermensuren finden seit langer Zeit in dem jetzt zu einem großstädtischen Etablissement umgebauten Kollosseum am Exerzierplatz statt.

Als 1890 die Saronia aus langer Vergessenheit wieder auftauchte, ging das allgemeine Paulverhältnis auseinander. Die beiden Corps und beide Landsmannschaften gingen numerisch zurück und suspendierten schließlich; nur der Saronia ist

und deren schwarze Mützen mit den roten Mützen der Holsaten, bei Studenten und Bürgern das größte Ansehen genossen. Trotz der Verschiedenheit der Verbände unterhielten alle diese farbentragenden Korporationen, zu denen später noch die 1878 als Verbindung Slesvico-Holsatia gegründete Landsmannschaft Cimbrica

Die Behörde (blau-weiß-rot) hinzukam, ein gemeinschaftliches Paulverhältnis. Ihre Vertreter bildeten eine sogenannte „Behörde“, in der über Fragen des Paulverhältnisses, über gemeinsames Auftreten bei Festlichkeiten und

Gefochten wurde sehr viel



Photographie v. Wilhelm, Berlin

Der Schloßgarten.

Die ersten
Hochschulen

es bisher gelungen, sich im Jahre 1895 wieder aufzuheben. Umgekehrt wuchs die Burschenschaft, die seitdem auch mit dem 1855 gegründeten Turnverein Hansa grün-weiß-schwarz im Paktverhältnis steht. Der allgemeine Rückgang des farbentragenden Teils der Studentenschaft kam den schwarzen Verbindungen zu gute, die seit dieser Zeit immer mehr an Bedeutung gewannen, von ihnen ist die älteste die 1872 gestiftete Krista, während die Krusenrotter Kneipe — so genannt nach dem Vordorf Krusenrott — seit 1875, die Stormaria seit 1885 existieren. Sie haben sich vor allem durch ihren Verkehr in der Kieler guten Gesellschaft, der viele ihrer Älten Herren, namentlich von den Krusenrotttern, angehören, eine angehabene und geachtete Stellung erworben. Mit dem Wachsen der Universität ist in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Verbindungen entstanden, die ihre farbengeschmückten S. Blätter ausschließlich bei öffentlichen studentischen Aufzügen führen: der Gesangsverein Albingia, der A. T. V. Dumarfia und der Verein deutscher Studenten, dagegen haben seit einigen Jahren auch der Wingolt dunkelrot-weiß-gold und die katholische Studentenverbindung Rheno-Gneissalta violett-weiß-moesgrün Farben angelegt. Der nichtfarbentragende katholische Studentenverein Baltia wurde 1886 gegründet. Von den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen in der akademisch-theologische Verein besonders hervorzuheben weil er der älteste theologische Verein auf deutschen Hochschulen ist, er wurde am 18. Februar 1876 gestiftet.



Die
Hochschule
auf
der
Kaiserstrasse

Krusenrotterhaus

Unter der preussischen Herrschaft, die die Einwohnerzahl der Stadt Kiel in 55 Jahren von weniger als 20000 auf mehr als 100000 gebracht hat, ist die Frequenz der Universität von etwa 200 auf gegen 900 Studierende im S. S., 800 im W. S. gestiegen, unter denen die Mediziner deren Fakultät mit den glänzendsten Lehrkräften und Lehrmitteln ausgestattet ist bei weitem überwiegen. Gleichzeitig hat die Universität den heimlichen Charakter einer ausgeprochenen Landesuniversität verloren: mehr und mehr gehen die Söhne

Schleswig-Holsteins, durch die Stellung ihrer

Preussin nicht nur mit dem deutschen Reich sondern auch mit der Krone Preussens eng verbunden, in ihren ersten Semestern auf andere Universitäten, mehr und mehr kommen die Binnenländer, auch aus Süddeutschland zum Ostseestrand, um dort besonders im Sommersemester kräftige Seeluft zu atmen und das Leben und Treiben einer Seestadt kennen zu lernen. Die stolzen, eisengepanzerten Kolosse der Kriegsschiffe erregen das besondere Interesse jedes Studenten, er lernt ihre Namen und Abzeichen kennen und freut sich an dem Anblicken unserer jungen Marine die ihm das wiedergeeinte Vaterland recht augenfällig versinnbildlicht, und deren ferneres Wachen als ein Unterpfand für Deutschlands jetzige und dereinnige Machtstellung, auch ihm am Herzen liegt.

Der Verhalt des Prinzen Heinrich der selbst mehrere Semester an der Christiana-Albertina immatrikuliert gewesen ist die häufigen Besuche des Kaisers, die an ihm stehen ständig zunehmende Kieler Woche haben der Stadt einen welt- und großstädtischen Charakter verliehen zu dessen Entfaltung insbesondere die glänzende Eröffnungsfest des Nordsee-Kanals im Sommer 1895 Gelegenheit gab. Das großstädtische Leben entwickelt sich vor allem in der Dünenbrookter Allee die hinter dem

jetzt vom Prinzen Heinrich bewohnten Schloß beginnt und zunächst durch den Schloßgarten am Universitätsgebäude vorüberfährt. Am durch den Düsterbrookter Weg und die Wasserallee vom Hafen getrennt, blickt dieser schöne Bau, dessen Grundstein 1875 der damalige Kronprinz, nachmalige Kaiser Friedrich gelegt hat und der 1876 feierlich eingeweiht wurde mit seiner Front auf einen großen, mit Anlagen und dem Kaiser Wilhelm-Denkmal geschmückten freien Platz. Aber den hohen Einden, die den Platz umrahmen, erhebt sich im Hintergrunde das Schloß, weiter zurück liegt, von den Bäumen verdeckt, die Altstadt. Von der breiten Treppe der Universität sieht man zur Rechten die ersten Häuser der neuen Stadt, die an der Stelle des ehemaligen Fleckens Brunswiek entstanden ist. Hier liegen hinter und neben der Universität die in demselben Stile erbauten Institute: hinter ihr die Anatomie, das zoologische und das physiologische Institut und die Kliniken, neben ihr zunächst hinter einer prächtigen alten Eide das 1884 vollendete Bibliotheksgebäude, das in seinen Räumen einen musterhaft geordneten und verwalteten Bücherchatz von über 200.000 Bänden birgt, und das chemische Laboratorium. An beiden vorbei zieht sich die Brunswiekerstraße hinauf bis in das Quartier Latin Kiels, dessen Mittelpunkt die „Hoffnung“ bildet, früher ein etwas auffällig aussehendes, aber ungemütliches Studentenlokal, jetzt ein von elektrischem Licht durchflutetes Großstadt-Café. Vom Universitäts-Gebäude fährt zur linken Hand zwischen Villen und Garten die Düsterbrookter Allee an Badeanstalten und dem Prachtgebäude der Marine-Akademie entlang zu schattigen Buchenwäldern und schließlich zu einer Anhöhe vor dem Hotel Bellevue, von wo aus sich ein herrlicher Rundblick über den Kriegshafen, die Wiekler Bucht bis zu den am jenseitigen, bewaldeten Ufer gelegenen Bädern Heikendorf, Miltenerl und Laboe bietet. Diese bilden neben den Vierdorfern



Photograph von ... Der Kriegshafen.

Kreienrott, Karlsburg u. a. Ort das Ziel einer Spritze am Sonntagnachmittag, längere Ausflüge werden am Kanal entlang nach Holtenau und Umoop oder von Neumühlen aus durch das liebliche Schwentmeßthal nach der Rauorfer Papiermühle oder weiter nach Preß und den unvergleichlich schönen holsteinischen Seen unternommen. Man sieht, Kiel bietet an Naturschönheit mehr als die meisten anderen Universitätsstädte, dennoch wird es noch immer nicht so sehr von jungen Leuten besucht, als von älteren Semestern, namentlich Medizimern, die hier ihre Studien mit dem Examen beschließen wollen. Kiel ist eben Arbeitsuniversität, und das Studentenleben, vor allem das Eulenkleben, tritt hier gegenüber dem Verberischen der Marine, die der Stadt ihre Signatur verleiht zurück. Trotzdem ist wie Kiel selber, dessen rast beispiellose Entwicklung in den Jahren der preussischen Herrschaft lediglich auf einer Benützung der gegebenen natürlichen Mittel und Vorzüge beruht auch der alma mater ein weiteres Ausblühen gewiß. Und so schließen wir diese kurze Beschreibung mit dem poetischen Rufe:

Heil des schönen Holsteinlandes
König und Metropole,
heil der Mänsstadt am Meere!

der Wiekler Bucht

Charakter der Universität



1694.

Su baze auf dem Wirt,
 Da ist es a. ober Weir,
 Es hat ein Schwert und 1000 ist nicht
 Er ist vor 2. 1000 ist nicht

Festlich
 Einzug

Das war ein buntes, lustiges Getummel in dem kleinen Dörfchen Trotha um die Mittagsstunde des 30. Juni im Jahre des Weils 1694. Se. Kurfürstliche Durchlaucht, Friedrich III. von Brandenburg, war soeben mit seinem Gefolge eingetroffen und hielt dort Mittagstafel. Viele Studenten zu Pferde, den Degen in der Faust, waren dem Landesherren entgegen geritten, um ihm bei dem feierlichen Einzug in die Stadt das Geleit zu geben. Am 5 Uhr brach der Zug auf. Voran Jäger, Halloren, die Leibgarde, der Hofstaat, die Studenten, Pauker und Trompeter, dann der Kurfürst und sein Bruder Markgraf Philipp und zum Schluß ein Heer von Trabanten. Am Leipziger Thor empfingen der Stadtrat und die Professoren den einziehenden Fürsten, und während von allen Türmen gebeläutet, die Glocken geläutet und die Stöße gelöst wurden, ging's in die festlich geschmückte Stadt hinein, die der Kurfürst anserichen hatte, seine neue Universität zu heberbergen.

Sonnenklar brach der nächste Morgen an, der 1. Juli nach altem, der 12. Juli nach neuem Kalender, der Geburtstag des Kurfürsten und zugleich der neuen Universität. Der Kurfürst hatte auf diese seine jüngste Schöpfung ganz besondere Ehren häufen wollen. Er selbst wollte ihre Einweihung vollziehen und sie nach seinem Namen „Friedrichsuniversität“ taufen. Der jeweilige Kur- oder Kronprinz sollte der Rektor der Universität sein. Der Kurfürst hatte ferner die Herren Professoren auf seine Kosten mit einer reichen Amtstracht ausgestattet und zur Einweihungsfeier eine große Summe für die freundliche Bewirtung aller Festteilnehmer und die Verköstigung der Stadtbewohner ausgesetzt. Von den benachbarten Universitäten hatten sich 2000 fremde Studenten eingefunden, um das Fest der neuen Universität mitzufeiern. So war es denn auch ein glanzvoller Zug der sich an jenem Morgen um 10 Uhr von der Wäge aus in der Rathhausstraße, wo sich nunmehr die Universitäts-Kollegien befanden, nach der Domkirche in Bewegung setzte. Hier hielt zunächst Hofprediger Asmus die Festpredigt. Darauf eröffnete Staatsminister Paul von Fuchs mit der Inaugurationsrede die Universität im Namen Kaiser Leopolds und auf Befehl des Kurfürsten zum Rector Magnificus proklamierte er den Kurprinzen Friedrich Wilhelm und zum Prorektor den Professor der Theologie Dr. Bauer. In seiner wohlgeleiteten Rede gab Herr von Fuchs als Grund für die Wahl Halles zur Universitätsstadt „die Heiligkeit und Ewigkeit der Stadt und die ganz heiligen Sitten der Einwohner“ an, ein Lob, welches im Laufe der Zeiten verschiedentlich einige Einschränkungen erfahren mußte. Mit annuliger Wortpielerei, wie sie jene Zeit liebte, führte der Redner aus: „die hoch- nuzbare Salt-

Keten die aus ihren ununterstehenden Quellen das kostlichste Salz herfürbringen erinnern einen jealichen daß an diesem Ort das wahre unverfälschte Salz der Weisheit herfürgebracht und mitgeteilt werde.“ Zum Schluß wandte er sich mit einer heberzigen-werten Mahnung an die Studenten: zerschlaget euch aller Hankereien und Stänkereien alles Balgens und Duellierens . . . und bedenket, daß ihr nicht eurer selbst viel weniger dem kalten Sande sondern dem gemeinen Wesen und dem Vaterlande geboren seid.“ Am nächsten Tage wurden durch die Dekane der Fakultäten ernannt: 2 Doctores theologiae, 8 Doctores juris, 10 Doctores medicinae und 50 magistri. Somit war die neue Universität ins Leben getreten, die zu allen Zeiten die leuchtende Stätte freier Forschung gewesen ist und sich vor allem den Ruf als eine Pflanzstätte der theologischen Wissenschaften bewahrt hat.

Der Plan, in Halle eine Universität zu gründen, war bereits im 16. Jahrhundert aufgetaucht, und auch im 17. Jahrhundert, nach Beendigung des 30jährigen Krieges, ging man mehrfach mit dem Gedanken um, eine allgemeine Schule in Halle oder Magdeburg zu gründen. Eine festere Gestalt nahm jedoch dieser Plan erst an, als nach der Säkularisation des Erzstiftes der Exerzitenmeister Michael Milic, genannt La fleur, vom Großen Kurfürsten (1680) die Genehmigung zur Errichtung einer Exerzitenhsule erhielt. Besonderer Huld erfreute sich diese Schule bei dem Kurfürsten Friedrich III., der sie nach seinem Regierungsantritt 1688 bedeutend erweiterte, eine Reitbahn anlegte ihr den Namen einer Ritterakademie gab und sie unter die Oberraufsicht der Staatsminister von Danckmann, Grumbkow und von Schwerin stellte.

Zur Blüte aber sollte diese Anstalt erst gelangen durch den Namen des berühmten Rechtsgelehrten Christian Thomassinus (geb. 1655 zu Leipzig). Als geistloser Jergelst vertrieben, mußte er 1690 seine Vaterstadt Leipzig verlassen und fand freundliche Aufnahme bei Kurfürst Friedrich III., der ihn mit einem Gehalt von 500 Thalern unter dem Titel eines kurfürstlichen Rates und Professors an der Ritterakademie zu Halle anstellte. Am Montag nach Trinitatis im Jahre 1690 eröffnete Thomassinus seine Vorlesung über Logik, Moral und Naturrecht in deutscher Sprache, damals ein ganz unerhörtes Vorgehen. Dieser Mann, der unheimlich die Sonde scharfsinniger Kritik an die Arttämmer jener finsternen Zeit des geistigen Verfalls und der Verwilderung legte und deshalb einerseits aufs heftigste angegriffen wurde, sich andererseits aber auch einer bewundernden Verehrung der erleuchteten Geister und einer beispiellosen Beliebtheit bei der gebildeten Jugend erfreute kann mit Recht der Eckstein der jungen Universität genannt werden. Überhaupt verdankt die Universität Halle ihr rasches Ausblühen vor allem der gastlichen Aufnahme fremder Elemente, die bei den damals gährenden Gegenständen in ihrer Heimat keine bleibende Stätte mehr fanden. Ein anderes Beispiel dafür ist der bekannte Theologe August Hermann Franke, der, ebenso wie Thomassinus, aus Leipzig vertrieben, im Jahre 1692 nach Halle kam und später an der Universität den Lehrstuhl für orientalische Sprachen inne hatte. Auch die meisten der übrigen neubeschallten Professoren wie Breunhaupt Struß, Cellarius u. a. hatten einen großen Ruf in akademischen Kreisen, sodaß es nicht Wunder nehmen konnte, daß bereits zur Erweihung der Hochschule sich 765 Studierende einmündeten hatten.

Ein Jahrhundert ununterbrochener Blüte folgte, die durch das stete Wohlwollen der Regierung die unangefasste Lehrfreiheit und den Feuereifer der Professoren gefördert wurde. G. A. von Münchhausen schreibt in einem Briefe an Hofrat Gebauer in Göttingen im Jahre 1755: „Es ist gewiß, daß die Universität zu Halle nimmermehr hätte anblühen können wenn nicht die ersten Professoren mit ihren Nachfolgern sich ungemein angegriffen, ich bin testis ocularis gewesen daß sie alle halbe Jahre ihre collegia geendiget und damit so großen Zusatß nach zu wege gebracht haben, sie haben zu dem collegio der Pandecten allezeit zwei Stunden genommen und nichts als den einzigen Sonnabend Nachmittag frey gehalten.“



Die Universität.

Vor allem war es die theologische Fakultät an der Universität Halle die immer bis in die neuesten Zeiten die Sackel der Erleuchtung vorangetragen hat. Sie war es auch, die in kräftiger und freimütiger Weise im Jahre 1787 auf die Bestrebungen des Ministers von Wöllner reagierte und dessen Pläne die akademische Lehrfreiheit einzuschränken, entschieden ablehnte. Entgegen trat. Das Jahr 1788 brachte das Wöllnerische

Bedeutung der theologischen Fakultät

Religionsedikt, das den freien evangelischen Geist, die Freiheit des Forschens und Denkens einzudämmen versuchte, und damit schwere Anfeindungen für die hallerischen Theologen Nesselst und Niemyer. Ihre Abweisung konnte jedoch, da unterdessen Friedrich Wilhelm III den Thron bestiegen hatte, nicht durchgesetzt werden. Nichtsdestoweniger wurden noch einige Versuche gemacht, die theologische Fakultät zu reformieren. Im Jahre 1794 kamen zu diesem Zwecke die Oberschulräte Verme und Hilmer nach Halle. Ihre Anwesenheit aber reizte die brauenden Gemüter der

Verhältnisse 1794

Studentenschaft, die vor das Absteigequartier der hohen Kommission den goldenen Löwen in der Leipziger Straße, zog und ihnen unter Pörsch-Nutzen die Fenster einwarf. Über diesen Ausbruch der Leidenschaft erschrockt, zogen die hohen Herren vor, ihre Personlichkeiten in Sicherheit zu bringen, ohne ihre Reformationspläne ausgeführt zu haben, und verließen am andern Morgen eilends die Stadt. Die Folge dieses Vorganges, der in den Berichten der Visitatoren mit der Lebendigkeit des persönlichen Erlebnisses geschildert wurde, war ein königliches Reskript, das die Säkularefeier der Hochschule verbot. In aller Stille mußte deshalb am 12. Juli 1794 die Erinnerung an den Stiftungstag der fridericiana gefeiert werden. Ungefähr 250 Studierende der akademische Senat und die Professoren fanden sich im Garten eines Mißbürgers des Herrn Leveaux, zusammen, um das Fest mit Musik, Gesang und Rede zu begehen.

Folgezeitung der Universität durch Napoleon

Sehr bald aber sollten trübe Tage für die Universität kommen. Der fortschreitende Eroberer trat das alte Europa in den Staub. Auch über den preussischen Staat brach das Unglück mit dem unseligen 17. Oktober 1806, dem Tage von Jena und Auerstädt, herein. Besonders Halle sollte die schwere Hand des Eroberers fühlen. Am 17. Oktober zogen die Franzosen dort ein, am 19. Oktober kam der Kaiser selbst. Eine Deputation der Universität beugte sich sofort zu ihm und



Das landpreussische Institut.

bat um Schutz der Hochschule, den der bisherige Befehlshaber, Marschall Bernadotte, bereits zugesagt hatte. Auch Napoleon versicherte die Abgeordneten seines Wohlwollens; allem bereits am nächsten Tage ließ er den Prorektor, Professor Maag, zu sich rufen, und eröffnete demselben, daß die Universität von diesem Tage an aufgehoben sei. Sämtliche Studenten, mit Ausschluß der geborenen Hallenser, sollten innerhalb 24 Stunden die Stadt verlassen. Kein Bitten half, der kaiserliche Befehl wurde vollzogen. Was Napoleons Sinn so schnell gewandt hatte, ist nicht aufgeklärt. In Paris sagte man, Halle sei zu patriotisch gewesen. Es hieß, die halle'sche Studentenschaft habe am Tage von Jena auf dem Marktplatz ein Pörcat auf Napoleon ausgebracht. Auch war durch die Zeitungen das Gerücht gegangen, die halle'schen Studenten hätten dem Könige das Anerbieten gemacht, ein Husarenkorps zu errichten. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß Napoleon nur seinem Haß gegen die deutschen Universitäten und ihre Freiheit der Rede und des Gedankens Ausdruck geben wollte.



Abbildung 5. Markt und Halle.

Marktplatz und Markthalle.

Die Wiederherstellung der Universität ist der unermüdelichen Arbeit des Oberkonsistorialrates Dr. Niemeyer zu verdanken. Niemeyer wurde mit anderen hochangesehenen Bürgern Halles als den französischen Behörden gefährlich auf Napoleons Befehl verhaftet und nach Pont à Mousson geschleppt. Von dort aus setzte er sich mit einflussreichen Bekannten in Paris und Kassel in Verbindung, um zu Gunsten der Universität und der Stadt Halle zu wirken. Unterdessen war das neue Königreich Westfalen entstanden, dem die Stadt zugeteilt wurde. Am 23. Dezember 1807 empfing König Jerome die Deputierten seines jungen Königreiches, unter ihnen die Abgeordneten der Universität Halle, die Niemeyer führte. Niemeyer war es auch, der den König durch einen warmherzigen Appell an seine Großmütigkeit bewog, die Wiedereröffnung der Universität zu versprechen. Ein Schreiben des Ministeriums vom 29. Dezember 1807 setzte den Wiederbeginn der Vorlesungen auf Ostern 1808 fest. Niemeyer wurde in Anerkennung seiner Verdienste zum Kanzler und beständigen Rektor der Universität ernannt. Am 10. Mai 1808 wurde die Wiederherstellung der Universität in feierlicher Weise vollzogen. Leider fehlten viele Namen, die bisher der Hochschule zur Zierde gereicht hatten, im Ehrentagsverzeichnis. Erst das Dekret vom 10. Dezember 1809, das für die hohen Schulen des Königreiches Westfalen eine Neuordnung bestimmte und die Universitäten Helmstedt und Rinteln aufhob, brachte der halle'schen Akademie einen neuen Huzug an Lehrkräften.

Als im Frühjahr 1815 der Völkerkampf gegen die Fremdherrschaft des Korps anhub, da ergriß auch der Sturmwind der Begeisterung die halle'sche Studentenschaft. In Scharen eilten sie zu den Fahnen Friedrich Wilhelms, ihres früheren Landesherren, sehr zum Ärger der westfälischen Regierung. Napoleon selbst, der seine Abneigung gegen Halle, Stadt und Universität, nie gänzlich verwinden konnte, wütete. Auf der Durchreise von Magdeburg nach Dresden erschien er selbst in Halle und überschüttete die Deputierten der Stadt mit Droh- und Schmähworten. Die Universität nannte er den Sitz der Unruhe. Die Schulknaben, die er schon einmal fortgejagt habe, hätten bei den Preußen Dienste genommen. Sein Bruder habe einen schlechten Streich gemacht, daß er die Universität wiederhergestellt habe.

Wiederherstellung
unter Jerome

Die Univerſität
in den Frei-
heitskriegen.

Sie habe aufgehört zu sein! Die Schulknaben sollten nach allen Winden zerstreut werden. „Ich werde die Lehrer eurer Universität fortjagen. Je les chasserai tous“, drohte er. Thatsächlich erschien am 15. Juli ein Dekret, welches die Universität zum zweiten Male aufhob, „wegen nicht angemessenen Geistes, welchen mehrere Lehrer und die Studierenden zu Halle während des Aufenthaltes der Feinde hier selbst an den Tag gelegt hätten“. Doch keimte im Stillen die Hoffnung auf baldige Erlösung von dem französischen Joch. Die Leipziger Schlacht setzte die Fremdherrschaft hinweg, und Halle kam wieder unter das Szepter Friedrich Wilhelms III., der schon am 15. November 1813 anordnete, „daß die Universität Halle sofort in ihre volle Wirkksamkeit eintreten solle“. Aber noch konnte die Wissenschaft sich nicht ungestört ihren Aufgaben wieder zuwenden. Das Jahr 1815 brachte neue kriegerische Verwickelungen und damit einen starken Rückgang der Studentenzahl. Gleichzeitig ließ aber auch die Königliche Kabinettsordre vom 12. April 1815, durch welche die Ver-



Eine studentische Schülerversammlung auf dem halleischen Markt um 1775.
(Nach einem Stammbuchblatt.)

einigung der Wittenberger Fridericiana mit der Hallenser Friedrichsuniversität ausgesprochen wurde, ein baldiges Wiederaufblühen der Universität erhoffen. Wie schwer die Kriegsnot jener Zeit auf Halle lastete, ergiebt sich aus dem Hörerbestande. Im Jahre 1786 zählte die Universität nicht weniger als 1156 Studenten, im Wintersemester 1812/13 war deren Zahl auf 334 gesunken und fiel 1815 weiter auf 200. Im ersten Semester des Jahres 1816 erholte sich die Universität langsam und wies 500 Studenten auf, bis sie im Jahre 1823 annähernd die alte Höhe mit einem Bestande von 1119 Studenten erreicht hatte.

Ebenso hatten die Kriegstürme an der alterthümlichen Fridericiana in dem benachbarten kursächsischen Wittenberg gerüttelt, und ihre Gewalt hatte auch schließlich diese erste Hochschule der Reformation gestürzt. Noch 1802 hatte die Wittenberger Fridericiana ihr drittes Säkularfest prunkvoll begangen. Aber die Kriegsläufe der folgenden Jahre entzogen durch fortwährende Einquartierungen die Universitätsräume ihrer Bestimmung, und schließlich führten die Kämpfe um Wittenberg ihre gänzliche Zerstörung herbei.

Die Kabinettsordre vom 12. April 1815 bestimmte, daß es den akademischen Lehrern Wittenbergs gestattet sei, ihre Lehrthätigkeit interimistisch in

Halle wieder aufzunehmen; das große Universitätsvermögen sollte als Wittenberger Fundation besonders verwaltet werden und der theologische und philosophische Teil der Bibliothek als Besitz des in Wittenberg neu zu errichtenden Predigerseminars zurückbleiben. So hatte die Wittenberger Fridericiana zunächst eine Zufluchtsstätte gefunden. Die endgiltige Vereinigungs-Urkunde wurde am 12. April 1817 durch Friedrich Wilhelm III. erteilt, und am 21. Juni desselben Jahres erfolgte die feierliche Einführung der Wittenberger Professoren und die Ab-

Verf. h. m. v. 1. 1.
und der
Wittenberger
Hochschule.



Hospiz in Halle um 1775.
(Nach einem Stammbuchblatt.)

Universitätsgebäude immer dringender, der dann auch zehn Jahre später verwirklicht wurde. Zum 50jährigen akademischen Lehrjubiläum des am die Universität hochverdienten Kanzlers Niemeyer, am 18. April 1827, bewilligte der König zum Bau des neuen Universitätsgebäudes die Summe von 40000 Thalern, der 1831 noch eine Nachbewilligung von 24500 Thalern folgte. Zum Bauplatz wurde das Grundstück des früheren Schauspielhauses am Schulberg ausersehen. — Dieses Schauspielhaus war vordem die Garnison- und Universitätskirche gewesen, die von dem lustigen König von Westfalen in seltsamer Verkennung ihres Zweckes an den Oberberggrat Reil zu einem Schauspielhause geschenkt worden war. — Somit war der Grund zu dem jetzigen Universitätsgebäude gelegt.

Die Studentenschaft hat in Halle stets eine recht selbstbewußte Rolle gespielt, wenn sie sich dabei auch nicht immer von der vorteilhaftesten Seite zeigte. Thomasius hatte in origineller Weise seine Lehrthätigkeit in Halle damit begonnen, daß er der Studentenschaft einen Spiegel vorhielt und ihr derbe Wahrheiten zu hören gab. In seiner Eröffnungsrede „Vom elenden Zustand der Studenten“ führt er aus, es gäbe dreierlei Menschen auf der Welt, Bestien, Menschen und Christen. „Die meisten unter euch laufen auf dem Wege der Bestialität.“ Und die dreifache Wurzel dieser

Halle
Studentenleben
im 13. Jhd.

Bejnalität sieht er in der Wollust, dem Ehrgeiz und dem Geldgeiz. Die Studenten mögen wohl etwas verwundert auf den freimüthigen Lehrer geblickt haben, der sein Kolleg mit einer Strafrede anfang. Viel scheint er damit aber nicht erreicht zu haben, namentlich die, die es eigentlich anging, haben sich in ihrer Bejnalität nicht stören lassen. Man hört in der ersten Zeit viel von Relegation und Einsperrung in den Turm zwischen Stein- und Galgthor, den die Stadt der Universität als Carcer eingeräumt hatte. Verschiedene strenge Verordnungen des Kurfürsten und später des Königs erschienen, die Erzeesse in Wein- und Kaffeehäusern und nächtliches Lärmen unter Musikbegleitung zur Urtiade hatten. Auch Kranke beklagte sich mehrfach bitter über den Anflug, den die Studenten in der Kirche trieben. Das Skandalöseste dieser Art war wohl die Begebenheit im „Grünen Hof“. Eine Compagnie Studenten von ungefähr 18 Mann, die als Zeichen ein grünes Band am Hüte trugen, hatte in der Martenwoche des Jahres 1716 ein Saufgelage im Grünen Hof vor dem Steinthor abgehalten und soll dabei „die Passion agiren“ haben. Die folgenden Tage ist „einer nach dem andern in der Raserey gestorben“. Einige Purische haben gemeinet sie wollen lieber zu Hause als in Halle sterben, haben sich zu Pferde auf der Post, und wo sie gedacht fortzukommen aus dem Staube zu machen bemühet. Es ist aber dessen ungeachtet, einer davon in Leipzig, einer auf der Post nacher Weiffenfels, so noch zuletzt die schwere Noth bekommen, noch einer zu Pferde in Halberstadt gestorben.“ Auch der Wirt, seine Tochter und seine Magd starben desselben plötzlichen Todes. Der Vorfall machte in ganz Deutschland viel Aufsehen und wurde von Neugierigen zur Schädigung der Universität Halle ausgenutzt, sodas die Fakultäten offizielle Darstellungen zur Beschwichtigung veröffentlichten.

In diesem Zusammenhange wird auch zum ersten Mal das Farbentragen Hallscher Studenten erwähnt. Im nächsten Jahre berichtet die Chronik des Saalkreises von Dreyhaupt ausführlicher über sudentische Farben. Danach thaten sich, nachdem ein stud. theol. Guttmir mit Gewalt zum Soldaten gepreßt worden war die Studenten zu ihrem Schutze zu Landsmannschaften zusammen und legten Farben an, und zwar: 1. Märker (pommeranzensarb), 2. Schwaben, Franken, Schweizer (gelb-schwarz), 3. Pommern (himmelblau), 4. Hessen, Weiffalinger (weiß), 5. Sachsen, Thüringer, Voigtländer (gemein rot), 6. Dänen, Holfteiner (violett-silber), 7. Braunschweiger, Lüneburger, Engländer (violett-gold), 8. Ober-, Niederrheiner, Moselländer (hoch-rot), 9. Oßtrischer (rot-silber), 10. Mecklenburger (rosa-weiß), 11. Mansfelder, Anhalter, Magdeburger (grün), 12. Schlesier, Böhmen, Oßreicher, Lausiter, Ungarn, Siebenbürger (kirchfarben).

Lange hat allerdings die Farbenherrlichkeit nicht gedauert. Ein Vierteljahr später erschien ein königliches Rescript, welches das Tragen farbiger Abzeichen verbot und die Auflösung der Landsmannschaften forderte. Das erstere gelang durchzusetzen, das zweite nicht vollständig. Einige Nachrichten deuten darauf hin, das die landsmannschaftlichen Vereinigungen innerhalb der Orden fortlebten. So wird gemeldet das eine Vereinigung von 15 Pommern sich in den Constantinorden aufnehmen ließ und ihn dann um das Jahr 1786 sprengte. In Halle gab es im Ganzen sieben Orden, der Constantinorden, war der älteste, der, obwohl schon vor der Gründung der Universität Halle auf anderen Universitäten existierend in Halle seine Mutterloge hatte. Die Zusammenkünfte fanden jährlich in Naumburg a S statt. Die Orden: ferner bestanden in Halle ein Anitistenorden, ein Orden „Inviolable in der Loge der Tugend“, ein Amieisenorden, ein Defensionsorden und jährlich die Orden der Confidentisten und Concordisten. Obgleich diese Orden sich eigentlich nichts zu Schulden kommen ließen, wurden sie doch von den Behörden nicht geduldet, und sobald etwas von ihrer Existenz verraten wurde, mußten sie stets lange Untersuchungen über sich ergehen lassen. Troßdem gelang es den Behörden nur selten, ein Ordensmitglied wirklich zu fassen, was dann allerdings die Relegation zur Folge hatte. Nach 1786 verschwinden die Orden; nur vom Anitistenorden wird noch einmal im Jahre 1801 erwähnt, das sich der Rest des Ordens, 5 Mann, in diesem Jahre auflöste.

Die Anfänge
des Farben-
tragens

Die Orden

Dagegen erscheint in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Halle die Landsmannschaft der Mosellaner. Sie trug grün-weiße Kokarden am Hut und war 70–80 Mann stark. Die Mosellaner zerfielen jedoch wieder in einzelne Landsmannschaften, so in die Märker, Wetterauer, Mecklenburger, Pommern, Kurländer und andere. Wie der Zusammenhang zwischen diesen Landsmannschaften und der sie umfassenden mosellanischen gewesen ist, ist nicht ganz klar. König neigt in seiner Geschichte der halle'schen Studentenschaft der Ansicht zu, daß die mosellanische Landsmannschaft und die übrigen Vereinigungen getrennt existiert hätten, nur seien Mitglieder der ersteren zugleich auch Mitglieder anderer Vereinigungen gewesen. Allmählich rangen sich die Landsmannschaften zu größerer Selbständigkeit durch und fanden schließlich auch eine mildere Beurteilung bei den Behörden. Als infolge einer Demunziation im Jahre 1767 die versuchte Konstitution der niedersächsischen Landsmannschaft unterdrückt wurde, ging man auf die Beschwerde der Sachsen auch gegen die bestehenden Vereinigungen der Märker und Pommern vor, doch kamen die meisten Angehörigen beider Landsmannschaften mit einem Verweise davon. Gegen Ende des Jahrhunderts gelang es den Pommern und Märkern, sich von den Orden völlig zu emanzipieren und den Kampf gegen die Annahmungen derselben glücklich durchzuführen. Die Folge war ein engerer Zusammenschluß der landsmannschaftlichen Elemente zu Kränzchen, die sogar soweit von den Behörden anerkannt wurden, daß sie mit ihnen über Unversitätsfestlichkeiten verhandelten. Diese Kränzchen waren: das märkische, das westfälische, das pommerische, das schlesische, das magdeburgische und das halberstädtische. Die Gnadenform schien ihnen nicht lange. Die alte Abneigung der Behörden gegen die studentischen Vereinigungen erwachte wieder, und durch Hofdekret wurden sie 1796 aufgelöst. Freilich ohne viel Erfolg. Schon im Jahre 1801 erregten sie wieder den Unwillen der hohen Obrigkeit durch ihren Kampf gegen die Leipziger Studenten, mit denen sie übereingekommen waren, die schwebenden Streitigkeiten zwischen beiden Universitäten durch sechs Partien ohne Sekundanten auszufechten. Von Halle waren zwei Westfalen, zwei Märker, ein Pommer und ein Sachse dazu bestimmt. Leider wurde dabei der Westfale Wiedeboff tödlich verletzt, und die Folge waren neue Untersuchungen gegen die Landsmannschaften. Nun traten indes

die kriegerischen Ereignisse der nächsten Jahre in den Vordergrund. Nach den Freiungskriegen schlossen sich zunächst die alten Landsmannschaften nicht wieder zusammen. eine gemeinsame Landsmannschaft Teutonia vereinte sie alle. Unsere

die kriegernischen Ereignisse der nächsten Jahre in den Vordergrund. Nach den Freiungskriegen schlossen sich zunächst die alten Landsmannschaften nicht wieder zusammen. Teutonia vereinte sie alle. Unsere mit dem Teutonenzügel sich im Besitz der Landsmannschaft findet. Eine untreibame Grund zur Auflösung der schaftlichen Ideen waren stark vertreten, erst später schenkschaft, die sich in einen Landsmannschaften gestellt 1819 emige Landsmann-



Tasse mit Zügel und Wascheruch der 1814 existierten Teutonia.

schaften mit alten bekannten Namen auf: die Pomerania, die Guesphalia und die Marchia, zu denen sich später noch eine Thuringia gesellte. Die staatsgefährlichen Bestrebungen, die man in der Burschenschaft witterte, hatten die Regierung veranlaßt, den Regierungsbevollmächtigten von Wihleben zur Überwachung der studentischen Vereinigungen nach Halle zu senden. Sein rigoroses Vorgehen gegen die Burschenschaft löhnte schnell die Landsmannschaften mit der Burschenschaft aus; vereint zogen sie zu seinem Hause und warfen ihm die Fenster ein. Als Wihleben darauf mit Verhastungen der Ruheförder antwortete, protestierte 1822 die Studentenschaft durch einen Auszug aus Halle nach der Broyhanschenke. Erst als



Receptionsbüch der Landsmannschaft Pomerania.

Die eingeschriebten Worte lauten: Vivant auctores. Vbi patria ibi bene . . .
condita die III. Novbr. 1814.

man ihnen ein gerechteres Verfahren versprach, lehrten sie zurück. Noch einmal kam es zu groben Ausschreitungen, die fast an offenen Aufruhr grenzten, und zwar in der Sylvesternacht 1830/31. Der damalige Universitätsrichter Schulte war infolge seines Eingreifens in studentische Streitfragen sehr unbeliebt. In der Neujahrsnacht 1831 kam der Aufruhr in der üblichen Weise zum Ausbruch: die Fensterscheiben mußten daran glauben. Als einer der Attentäter war der Pommer Salomo erkannt worden, der dann am 2. Januar verhaftet wurde. Jetzt kannte die Erregung der Studenten keine Grenzen. Am demselben Tage noch versammelte sich der S.C. bewaffnet auf dem Schulberge, um Salomo nötigenfalls mit Gewalt zu befreien. In entschlossener Haltung zog der Haufe vor das Haus des Prorektors Grube und zwang ihn, sich nach dem Carcer auf der Wache zu begeben und Salomo freizulassen. Diese Vorkommnisse erregten den Allerhöchsten Zorn. Der Geheime Regierungs-Rat Delbrück wurde zum außergewöhnlichen Regierungs-Bevollmächtigten ernannt und führte in Halle eine vierwöchentliche Untersuchung, die aber im Ganzen resultatlos verlief.

Die nächsten Jahre waren für die studentischen Vereinigungen nicht günstig. Infolge des Frankfurter Attentats wurden sie unterdrückt, sobald sie ein Lebenszeichen von sich gaben. Nichts destoweniger entstand 1836 die Vorussia und gegen Anfang der vierziger Jahre wurde manches neue Corps unter altem Namen wieder gegründet, so 1840 eine Guesphalia, 1843 eine Pomerania, 1844 eine Thn-

man ihnen ein gerechteres Verfahren versprach, lehrten sie zurück. Noch einmal kam es zu groben Ausschreitungen, die fast an offenen Aufruhr grenzten, und zwar in der Sylvesternacht 1830/31. Der damalige Universitätsrichter Schulte war infolge seines Eingreifens in studentische Streitfragen sehr unbeliebt. In der Neujahrsnacht 1831 kam der Aufruhr in der üblichen Weise zum Ausbruch: die Fensterscheiben mußten daran glauben.

Als einer der Attentäter war der Pommer Salomo erkannt worden, der dann am 2. Januar verhaftet

ringia. Auch einige andere Verbindungen mit neuem Namen stammen aus jener Zeit, so der Verein auf dem Pflug, die jetzige Burschenschaft Alemannia, 1843, die Palaiomarchia 1844, der Wingolf 1844, die Salingia 1845 und die Neoborussia 1849. Die starke Beteiligung an dem Feldzug von 1870/71 zwang viele Vereinigungen zur Suspension; einzelne Korporationen zogen bis auf den letzten Mann ins Feld, und die Listen ihrer fürs Vaterland gestorbenen Mitglieder sind ehrenvolle Zeichen für den Heldennut der akademischen Jugend.

Augenblicklich bestehen in Halle von Burschenschaften, außer der schon genannten Alemannia auf dem Pflug, (violett-weiß-gold), die 1861 gestiftete Germania (schwarz-rot-gold), und die 1897 aus dem Verein deutscher Studenten hervorgegangene Salingia (schwarz-rot-weiß). — Die Corps sind: Borussia (schwarz-weiß-schwarz), Guesphalia (hellgrün-weiß-schwarz), Palaiomarchia (orange-weiß-schwarz), Teutonia (rot-weiß-blau) früher Landsmannschaft, seit 1878 Corps, und ferner die Neoborussia (rosa-schwarz-weiß-schwarz), die bis 1897 Landsmannschaft war. — Von den Landsmannschaften führt Pomerania (hellblau-weiß-schwarz) ihren Ursprung auf das Jahr 1710 zurück (die bestehend abgebildete, noch gegenwärtig in Gebrauch befindliche Rezeptionsdecke stammt aus dem Jahre 1814). Die beiden zum Coburger L. C. gehörigen Landsmannschaften sind Palaiomarchia (rot-weiß-hellblau) und Vitebergia (gest. 1860, dunkelgrün-weiß-hellgrün). — Zum V. C. gehören die beiden Turnerschaften Saxo-Thuringia (rot-weiß-rot) und Vandalia (dunkelgrün-gold-rot) — Von sonstigen Verbindungen sind als die christlichen zu nennen: der Wingolf (schwarz-weiß-gold), die Tuiskonia (grün-weiß-rot) und die katholische Silesia (rosa-hellblau-weiß). Von Gesangsvereinen existieren in Halle die Friedrichiana und die Salia, beide farbentragend. Ferner besteht dort der 1862 gestiftete akademisch-landwirtschaftliche Verein Agronomia, die als pharmaceutischer Verein 1864 gegründete Marchia, die farbentragende Verbindung Saxonica, der Verein deutscher Studenten und eine Anzahl wissenschaftlicher und sonstiger Vereinigungen.



Corpshaus der Guesphalia zu Halle.



Haus des Wingolf.

Die
heiligen
Korps-
schützen

Halle erfreut sich seiner glücklichen zentralen Lage wegen großer Beliebtheit bei der deutschen Studentenschaft. Ein Rest alter Romantik liegt noch auf seinem Studentenleben, wenn auch der nivellierende Hauch der neuen Zeit vieles hinweggewischt hat.

Allgemeiner
Charakter von
Stadt und
Universitäts

Das Verhältnis zwischen der Einwohnerschaft und den Musikern beruhte stets auf gegenseitigem Wohlwollen, das sich nicht nur auf bloßes Kreditgeben und -nehmen beschränkte. Ein gutes, fast kordiales Einverständnis herrschte namentlich zwischen den Studenten und der Bruderschaft der Halloren. Der „Schwager“, wie der Hallore allgemein genannt wurde, hielt es für sein gutes Recht, des Abends auf einer Studentenkneipe zu erscheinen und dort seinen Tribut in Gestalt verschiedener Schoppen zu sich zu nehmen. Die hochwobllübliche Polizei läßt den Studenten bei seinen Mensurgeschäften meist ungestört. Gefochten wird in den Lokalen an der Saale, im Weinberg, in Krollwitz und Trotha, und zwar tagtäglich thut dort der Schläger seine Arbeit, denn auch die zahlreichen Leipziger Korporationen, die in Leipzig nicht fochten dürfen, kommen zu ihren Parteen nach Halle. Zur Friedensvorübung für die Mensur steht der Halleischen Studentenschaft ein großartig eingerichteter Paulboden in der alten Moritzburg zur Verfügung.

Die Bierdörfer der Umgegend bieten außer dem Reiz einer tüchtigen Trunkreise wenig Anziehendes. Die gesamte landschaftliche Schönheit konzentriert sich um die Saale. Saalefahrten mit Liedersang und Beyerklang bilden denn auch den natürlichen Bestandteil aller studentischen Festlichkeiten. Und wenn von den felsigen Ufern die bunten Feuer in den reichen Sommerabend leuchten und die leise plätschernden Wellen vergolden, dann geht dem Fuchstein das Herz über, er preist sein Schicksal, das ihn nach Halle verschlagen hat, und aus überzeugter Brust klingt sein Lied über das stille Wasser:

In Halle angekommen
Als Fuchstein angenommen,
Da geht es gleich an ein stotres Kommersieren,
Denn studieren
Darf ein krasser Fuchs noch nicht.





1734

N. Sie haben mich veran't, mein Herr
 „Das ist mir Wurt“, erregnet N.
 Und kann sich: einen Dammern
 Dem Herrn N. aufzubringen.
 Göttinger Kontostiermethode.

Göttingen ist ein besonders augenfälliger Beweis für die Erscheinung, daß der Charakter einer Universität im wesentlichen bestimmt wird durch den Geist, in dem die Universität geschaffen wurde, und daß sich dieser Charakter durch den Wechsel der Zeiten hindurch unter den mannigfachsten Schicksalen fast unverändert behauptet.

Als Georg August, der im Jahre 1727 als König Georg II. die Regierung Großbritanniens und der kurbraunschweigischen Lande übernahm, den Plan faßte, gleich anderen deutschen Fürsten eine eigene Landesuniversität zu gründen, ging seine Absicht von vornherein dahin, ein Institut zu schaffen, das den blühendsten unter den schon bestehenden älteren Universitäten in jeder Weise gleich stände. Von dem Räte seines umsichtigen und thatkräftigen Ministers, des Freiherrn von Münchhausen, unterstützt, stattete er die Universität mit gelehrten Hilfsmitteln und Anstalten so aus, daß sie in der Hinsicht ihres gleichen wenigstens in Deutschland nicht hatte: die öffentliche Bibliothek, der botanische Garten, das anatomische Theater und die Sternwarte übertrafen nach dem Urteil der Zeitgenossen durch ihre zweckmäßige innere Einrichtung die entsprechenden Institute aller übrigen deutschen Universitäten. Gleich von Anfang an suchte man die bedeutendsten und tüchtigsten Gelehrten heranzuziehen; man gewährte ihnen Lehr- und Zensurfreiheit, setzte die Rangstellung und Besoldung der Professoren höher als anderwärts, um sie einerseits zum Aufgeben selbst günstiger Stellen zu veranlassen, und andererseits ihre Thätigkeit als akademische Lehrer so unabhängig wie möglich zu gestalten. Die Dotierung der Hochschule war mehr als doppelt so reich wie in Halle, sie betrug anfangs über 16 000 Thaler jährlich und später noch mehr. Im übrigen wurde das Vorbild Halles festgehalten, doch trat hier an die Stelle des Pietismus die Richtung auf allgemeine Bildung, und zwar bald im neuhumanistischen Sinne; Lehrfreiheit war der Hauptgrundsatz der Verfassung. Große Bedeutung legte man, dem besonderen Wunsche des Königs entsprechend, auf die „ritterlichen Exercitien“ und richtete auch die dafür bestimmten Anstalten, wie z. B. die Reitbahn, großartiger ein, als sie an irgend einem anderen Orte bestanden. Auch darin zeigte sich der weite Blick des Gründers der Universität, daß man den Besuch von Göttingen weder den Landeskundern als eine Verpflichtung auferlegte, noch ihn auf solche beschränkte. Durch alle diese Einrichtungen und Maßnahmen hoffte man eine große Zahl von Besuchern, namentlich aus den höheren Ständen, zu gewinnen.

Gründung der
Universität.

Reiche
Dotierung.

Anfangs freilich standen die Erfolge in keinem rechten Verhältnis zu diesen Bemühungen. Die Hoffnung, von den preussischen Universitäten eine Reihe bedeutender Männer nach Göttingen zu ziehen, wurde durch das strenge Verbot des Königs Friedrich Wilhelm, daß kein Professor seines Staates eine Visitation nach Göttingen annehmen dürfe, vereitelt. Ueberdies mochte auf manchen Lehrern sowohl wie Hörern das damalige Göttingen, das nach außen hin das Bild einer wehrhaften Festung mit hohen Wällen und Mauertürmen darbot, innerlich aber mit seinen Scheunen und zum Teil nicht fahrbaren Wegen und grasbewachsenen Straßen einem ärmlichen Dorfe gleich, wenig Anziehungskraft ausüben. Doch sollten sich diese Verhältnisse dank der Fürsorge der Regierung und dem fast sprichwörtlichen Fleiße der neuen Professoren bald bessern.

Nachdem bereits am 15. Januar 1735 die erforderlichen kaiserlichen Privilegien erteilt waren, wurden am 1. November 1734 die ersten Hörlinge der neuen



Solimanen zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Nach einem Kupferstich

Zusammen-
setzung der
Studenten-
schaft

Umzahl, 148 an der Zahl, inskribiert. Die damalige studentische Bevölkerung ward als eine bergelaufene, aus wenig günstigen Elementen zusammengesetzte, zuchtlose Schar geschildert, mit der Konflikte nur schwer zu vermeiden waren. Der königliche Kommissar Gebauer sah sich genötigt, seine Vorlesungen zu schließen, weil die Studierenden seinem Verlangen, sie sollten, dem damals auf manchen Universitäten herrschenden Brauche entgegen, im Kolleg die Hüte ablegen, nicht nachgeben wollten. Ueberhaupt gefielen sich die Studenten jener Zeit noch in der Befolgung der rauhen Sitten, wie sie das soldatische Leben des dreißigjährigen Krieges mit sich gebracht hatte: Lärmen und Toben, Privat- und Persatrufen, Fensterwürfen und Schwerterwecken störten die nächtliche Ruhe des Göttingers Philister, der ohnehin die Einrichtung der Universität als eine unbequeme Neuerung empfand. Aber der große Ruf, den sich die neue Hochschule schon in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens erwarb, zog sehr bald auch bessere Elemente nach Göttingen. Die vornehme Jugend Deutschlands, besonders der hohe und niedere norddeutsche Adel begann Göttingen vor anderen Universitäten zu bevorzugen; auch die Ausländer, welche deutsche Verhältnisse kennen lernen wollten, kamen mit Vorliebe nach Göttingen, das durch die Vo-

ziehung zu England internationalen Charakter trug. In den neuen staatswissenschaftlichen, politischen und historischen Disziplinen lehrten hier gefeierte Männer wie Pütter, Achenwall, Gatterer, Schöler, Spittler und Heeren, in Mathematik und Naturwissenschaften Haller, Tob. Mayer, Kästner, Lichtenberg und Blumenbach. Weniger wollten Theologie und Philosophie in Göttingen gedeihen; als Theologe war u. a. Mosheim († 1755) kurze Zeit thätig. Großen Aufschwung nahmen dagegen die Altertumswissenschaften an der neuen Hochschule durch das bahnbrechende Wirken J. M. Gesners und Heynes. Auch die orientalischen Sprachen fanden hervorragende Pflege durch J. D. Michaelis.

Die
ersten Lehrer

Bei solcher geistigen Bedeutung ihrer Lehrer konnte es nicht fehlen, daß die Georgia-Augusta in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben Halle und Leipzig die Führung im deutschen Universitätsleben übernahm, und daß sich ihre Frequenz von Jahr zu Jahr steigerte. Mit der Zunahme der Zahl der Studierenden und ihrer veränderten Zusammensetzung, sowie durch die Einquartierung französischer Offiziere während des siebenjährigen Krieges kam ein feinerer Ton auf der später charakteristisch geblieben ist. Mancher mochte hierin einen Vorzug sehen, so rühmt der Verfasser des Buches „Der Göttinger Student“ (Göttingen 1815), ihm keine der gute Ton in Göttingen so fest eingewurzelt zu sein, daß er selbst auf die Anblikmlinge anderer Universitäten vorteilhaft einwirkte. Doch konnten viele der von älteren Hochschulen kommenden Studenten an dem steifen und vornehmen Gethue keinen Gefallen finden. Kaufhard schreibt in seinen Erlebnissen, ihm habe ein gewisser Sturm erzählt, daß es in Göttingen mit dem Comment „schöfel, sehr schöfel“ aussähe. „Die Kerls wissen dir den Teufel, was Comment ist, halten ihre Kommerse in Wein und Punsch, saufen ihren Schnaps aus Manergläsern, lassen sich alle Tage frisieren, schmieren sich mit wohlriechender Pomade und Eau de Lavende ein, ziehen seidene Strümpfe an, geben fleißig ins Konzert zum Professor Gatterer, küssen den Menschen die Pfoten, kurz, Bruderberg, der Comment ist hier schöfel. Es giebt noch derbe Kerls, aber die stehen wenig in Ansehen, man hält sie für liederlich, und deswegen müssen sie für sich leben und mit einander ihre Sache allein treiben.“

Fortsetzung des
Studenten
[177]

Ein Comment, wie ihn Kaufhards Freund vermuthete, existierte in Göttingen erst seit 1809. Der Allgemeine Comment der Göttinger Varsityenschaft hier gleichbedeutend mit Studentenschaft — unterscheidet sich nicht wesentlich von dem jenaischen, weist aber doch einige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten auf. Dabm gehort vor allem die Bestimmung über das Gessen- oder Gassenrecht, das im damaligen Göttinger Studentenleben eine große Rolle spielt. Der Comment erzählt vor, um das Ausweichen auf den oft sehr schmalen Trottoirs zu regeln, daß der, welcher die Gasse zur Rechten hätte, dem Begegnernden ausweichen mußte. Natürlich hat dies Gassenrecht die heuacumste Gelegenheits zu Kontrabagen, die sich alle in ähnlicher Weise abspielen mochten, wie sie Felix Schnabel in Göttingen erlebte. Dieser, unbekümmert um die geheiligte Institution des Gassenrechts, verlegt einem ihm entgegenkommenden Grafen, der ihm schon vorher wegen seines geizigen Worens mißfallen hatte einen nicht gerade saunten Rippenstoß. „Der Graf kam durch den wohlapplizierten Stoß fast aus seiner schönen Haltung; dies genügte dem angreifenden Teil nicht, er drehte sich um und herrschte barsch: „Herr, Sie haben mich gerannt!“ Anfangs machte der bepurzte Gegner ein rechtcs Schafsgesicht, dann aber, als der Gegenüberstehende ihn mit verächtlich lächelndem Blick vom Scheitel bis zur Sohle maß, auch einige Vorübergehende die Szene zu bemerken schienen, ermannete er sich und sagte mit zweifelhafter Stimme: „Mein Gott, ich habe ja das Gassenrecht!“ — „Das ist nur Wurs!“ entgegnete der grobe Bürgerliche und verpörrte so dem Erschreckten den letzten Ausweg. Mit Resignation fragte dieser endlich nach dem Namen und der Wohnung des Beleidigers und entfernte sich in sehr nachdenklicher Stimmung. Um den hier geschilderten Eventualitäten zu entgehen, empfiehlt der Verfasser der „Interessanten Bemerkungen“ — der sich übrigens zur Gemug: charakterisiert durch

Der Comment
und das
Gassenrecht

den von ihm gegebenen Rat, man solle eine Herausforderung zum Duell vor das akademische Gericht bringen — seinem Leser, keine Notiz zu nehmen „von dem sogenannten Gossenrechte und anderen albernen Gebräuchen, worauf unvernünftige Mufensdöhne so viel halten. Wenn dir ein Student begegnet, so achte nicht, ob er das Gossenrecht habe oder nicht, mache ihm Platz und warte nicht darauf, bis er dir ausweiche.“ Im Gegensatz zum jenaischen Comment schrieb der Göttinger als Waffe den Hieber vor und fügte ausdrücklich hinzu, daß man keiner Einladung auf den Stich zu folgen brauche. Die Abschaffung des Rappiers geht nach Meiners auf das Vorkommen eines Todesfalls bei einer Stofmensur in den sechziger Jahren zurück.

Der Comment empfiehlt angelegentlichst, man solle sich zu seinen Landsleuten halten. Damals existierten fünf Landsmannschaften, die im Comment nicht einzeln namhaft gemacht werden, unter denen aber vermutlich Westfalen, Vandalen, Kuronen



Landesvater der Göttinger Studenten im Kerflingeröder Walde, in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 1790.

(Original im Besitz des Corps Brunsviga.)

Anfänge
der
Landsmann-
schaften.

Hessen, Rheinländer (oder aber Hannoveraner) zu verstehen sind. Die Anfänge landsmannschaftlicher Vereinigungen gehen schon in die erste Zeit nach Gründung der Universität zurück: aus dem Bericht der zur feierlichen Inauguration nach Göttingen abgesandten Helmstädter Professoren vom 30. September 1757 geht hervor, daß die zu ihrer Einholung abgesandten Studenten Kolarden an den Hüten hatten. Mehr Jahre später waren anscheinend die Landsmannschaften durch äußere Abzeichen und gemeinsame Kommerz auf offener Straße so sehr hervorgetreten, daß sich der Senat genötigt sah, ein Edikt gegen den „Nationalismus“ und die „Nationalkolarden“ zu erlassen; wie es scheint mit wenig Erfolg, denn schon vom Juli 1751 datiert ein erneutes Edikt, worin der Senat seinem Mißfallen über das Tragen von Bändern in verschiedenen Farben Ausdruck giebt und an das 1747 erlassene Verbot von

den Orden:

„Brüderschaften, Gesellschaften oder Orden“ erinnert. Die hier als verboten bezeichneten Orden traten späterhin ganz offen auf, wurden auch von der akademischen Behörde so wenig angefochten, daß diese vielmehr beim 50jährigen Stiftungsfest einem der Orden die Anordnung und Leitung des Festes übertrug. Derselbe Orden war nach Meiners der Haupturheber des großen Auszuges nach Kerflingerode im

Juli 1790, der, aus einem unerheblichen Streit zwischen einem Studenten und einem Tischlergesellen hervorgegangen, mit einem großen Triumphe der Studenten endete. Vierzehn Tage lang lagerten sie auf dem Kerflingeröder Felde, bis sie sich mit der akademischen Behörde über die zu erhaltende Genugthuung geeinigt hatten, und kehrten dann, von einem Deputierten der Bürgerschaft und einem Mitgliede der Akademie eingeholt, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen nach Göttingen zurück.

Auszug nach Kerflingerode.

Ähnliche Auszüge der Göttinger Studentenschaft wiederholten sich noch mehrfach, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolge. Im Januar 1806 entstand in Ulrichs Garten ein Streit zwischen Bürgern und Studenten, der dazu führte, daß die durch Übergriffe der akademischen Jägergarde erzürnte Studentenschaft nach Münden auszog. Bei dieser Gelegenheit werden Landsmannschaften erwähnt, nach



Lager der ausgezogenen Göttinger Studenten zu Kerflingeröderfeld vom 26. bis 29. Juli 1790. (Original im Besitze des Corps Brunnoiga.)

denen sich die Ausziehenden organisierten; von Orden, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Landsmannschaften in den Hintergrund gedrängt hatten, ist hingegen um die Zeit nicht mehr die Rede. Als im Jahre 1808 die westphälische Regierung eintrat, wurden die Landsmannschaften mit aller Entschiedenheit verboten, doch bestanden sie im geheimen, wenn schon mit Vorwissen der Univeritätsbehörden, weiter. In den Jahren 1810 bis zu den Freiheitskriegen erfuhren die Landsmannschaften mannigfache Veränderungen: zu den erwähnten fünf, den Dandalen (blutrot mit Gold), Westphalen (grün-schwarz-weiß), Hannoveranern (rot-blau), Kuronen (grün-blau-weiß), Hessen (schwarz-grün-rot), kamen noch die Friesen mit schwarz-rot, ferner die 1812 gegründeten Pommern (hellblau-weiß) und 1815, als sich die Pommern wieder aufgelöst hatten, die Braunschweiger (schwarz-blau-rot) hinzu. Ein aus der Gnesfhalia hervorgegangener Klub Bremensia wurde, da nach dem Comment die Siebenzahl nicht überschritten werden durfte, 1812 nach Auflösung der Curonia unter die Landsmannschaften aufgenommen; noch im selben Jahre vereinigte sich die Bremensia mit der Frisia und nahm die Farben grün-rot und den Namen Friso-Bremensia an. Da sich die Cu-

Die Landsmannschaften vor den Freiheitskriegen.

roma noch 1815 wieder auftrat, existierten beim Beginn der Freiheitskriege sieben Landsmannschaften.

Die Erhebung Preußens übte in Göttingen nicht dieselbe Wirkung aus wie anderwärts; das Studentenleben bewegte sich zunächst in denselben Bahnen weiter, und die Landsmannschaften dominierten nach wie vor. Erst als sich seit dem Wartburgfest 1817 der burschenschaftliche Gedanke auf allen Universitäten verbreitete, kam auch in Göttingen die Burschenschaft auf. Sie umfaßte die Hälfte der Studenten und gelangte bald zu einer führenden Stellung, der sich auch die Landsmannschaften unterwarfen. Unter ihren Mitgliedern wurden keine Duelle angesetzt, doch hatte sie eigene Waffen und gab Auswärtigen Satisfaktion. Im Sommer 1818 trat ein Ereignis ein, das nicht blos das Verbindungsleben, sondern das Studentenleben überhaupt zeitweilig fast ganz unterbrach, nämlich der durch den Streit mit dem Megger Krücke veranlaßte Auszug nach Wippenhausen und der im



Teile aus dem „Göttinger Studentenleben“ im Sommer 1818.
(aus dem Buch von W. Neff, 1880)

Ausfluß daran über Göttingen verhängte Verbot. Die Studentenzahl, die sich auf 1160 belaufen hatte, sank auf 618 und erreichte erst nach Aufhebung des Verbots die alte Höhe. In den zwanziger Jahren sahen sich die Landsmannschaften genötigt um den fortwährenden Verfall zu entgehen, den harmloseren Namen „Clubs“ anzunehmen. Unter dieser Bezeichnung, ihrem Wesen nach indessen unverändert waren im WS 1828/29 gegen 20 zu einem Senioren-Convent vereinigt.

Die Pariser Julitage erregten auch in Göttingen die Gemüter und veranlaßten hier einen Sturm im Wasserglase, die sogenannte Göttinger Revolution. Die Studenten, deren Teilnahme an der Auflehnung gegen die Behörden für anständig zum großen Teil darauf beschränkt hatte, daß sie trotz des Verbots ihre langen Pfeifen auf offener Straße rauchten, wurden nach und nach von dem allgemeinen Tumult ergriffen. Etwa fünfzig Burschenschaftler, die von dem Ausbruch der Revolution herbeikam, als sie gerade auf dem deutschen Haus zum Mittagessen veranlagt waren, nahmen ihre Säbels und eilten auf den Markt, hier wurden sie von einem der Verschwörer zum Heuer der Bildhauer, nachdem Comenius suspenda vereinbart war, gebeten, die Chöre zu bewegen. In weiteren Entfaltungen revolutionären Thatendranges kam es nicht, der Spag war schnell zu Ende, sobald

sich das Militär vor den Thoren der Stadt zeigte. Der Komik der ganzen Sache entspricht die ergötzliche Schilderung, die in Felix Schnabels Erlebnissen von seiner Teilnahme an der Revolution entworfen wird. „An der Seite hing ein Schläger mit Hildesheimer Farben, den rechten Arm bedeckte ein bis über den Ellenbogen reichender, gelblederner Fechthandschuh, in einem als Gürtel um den Leib gewundenen Shawl steckte eine alte, geladene Pistole, die sicher aber nicht losgegangen wäre. Als Anführer von elf Mann erhielt er ein Thor zu bewachen, von welchem Posten aus er erschreckliche Contributionen an Jeden ausschrieb, dessen Keller und Küche berühmt waren“. Für die Studenten hatte das Ereignis die unangenehme Folge, daß sie zum großen Teil die Universität verlassen mußten, und daß die Verbindungen noch strenger überwacht wurden als bisher.



Corpshaus der Hannovera zu Göttingen.

Im nächsten Jahre, unter dem Prorektorate des Kirchenhistorikers Gieseler, wurde der größte Schüler der Georgia-Augusta, Otto von Bismarck, immatrikuliert. Im ersten Semester, wo er eine „Bude“ im Hause Nr. 299 in der Roten Straße bezog, lebte Bismarck als „Wilder“; noch an die strenge Disziplin des „Grauen Klosters“ gewöhnt, belegte er nicht bloß, sondern hörte auch fleißig nicht weniger als fünf Vorlesungen. Seine Tageseinteilung war, nach Meyer, etwa folgende: „Er hörte morgens um sieben Uhr bei Heeren Länder- und Völkerkunde, um acht bei dem Ästhetiker Amadeus Wendt Logik und Metaphysik, dann eine Stunde Pause, wohl für den Fechtboden. Um zehn Uhr Rechtsencyclopädie bei Hugo, um elf Institutionen bei Göfken. Zwölf Uhr war damals in Göttingen Mittagszeit, nachmittags um vier hatte der junge Studiosus nochmals Vorlesung, eine um jene Zeit viel von Juristen besuchte bei Thibaut über reine Mathematik“. Auch im zweiten Semester, als Bismarck bei den Hannoveranern aktiv wurde, hörte er noch täglich drei Stunden; erst im dritten Semester ließen ihm die Verbindungsgeschäfte für die Kollegien weniger Zeit übrig. Am 7. Juli 1832 wurde Bismarck auf dem Corpsconvent der Hannoveraner — später, als sie die „grünen Hannoveraner“ neben sich hatten, zum Unterschied von diesen die „roten“ genannt — als Renonce erwählt und am 15. August recipiert. Über Bismarcks Mensuren, insbesondere über sein erstes

Bismarck
als Student.



Studentenabkondelle
Bismarcks.
(Entnommen im Besitz des Corps
Hannovera.)

Duell, ist viel gefabelt worden. Thatsächlich war seine erste Mensur eine Schlägerpaukerelei auf zwölf Gängen ohne Anschlag mit dem Jungburschen Cramer von den Braunschweigern. Auf seinen späteren Mensuren hat Bismarck stets viel herausgebissen; nur ein einziges Mal wurde er abgeführt: das Paulbuch der Bremensia weist unter dem 2. Februar 1833 den Eintrag auf: „Biedenweg I, Bremenser, gegen v. Bismarck, Hannoveraner. Forderung vierundzwanzig Gänge mit kleinen Mägen. v. Bismarck im ersten Gange abgeführt“. Bismarck selbst pflegte diese Abfuhr stets als inconuenzmäßigen, durch das Abspringen der Klinge seines Gegners verursachten Blutigen zu bezeichnen.

Das Abgangszeugnis, mit dem Bismarck Göttingen verließ, enthält, im Anschluß an den üblichen Vermerk daß er sich Studierens halber in Göttingen aufgehalten habe, ein ziemlich langes Register von Strafen, nämlich: „außer einigen weniger erheblichen Mägen zehn Tage Carcer wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell, sodann neben der bedingten Unterschrift des Consilii Abendi drei Tage Carcer wegen Gegenwart bei einem Duell und viertägigen strengen Carcer wegen Überschreitung des für

die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebenen Regulativs". Das hier genannte Regulativ stammt von dem Professor Hölchen; es gestattete zwar die Verbindungen, unterwarf sie aber bestimmten Beschränkungen und verbot vor allem Abziehen irgend welcher Art, die Bekleidung eines Semorenconvents und den Besitz gemeinamer Waffen. Wegen Verstoßes gegen diese Bestimmungen war die Untersuchung gegen einige Corps, die sich aus Anlaß von Mensurstreitigkeiten in Verfall gesetzt hatten, eingeleitet worden; Bismarck, der zu der Zeit Consequenz der Hannoveraner war, gab sich als Senior an, wohl um dadurch den wirklichen Senior zu entlasten. Von den ihm zudiktirten vier Tagen Carcer wurde ihm gestattet, drei in Berlin, wohn er sich im nächsten Semester begab, abzuschicken.

Ende der dreißiger Jahre vereinigten sich die sogenannten Wilden zu einem Ber. Progreß Verbands, den sie „Progreß“ nannten; sie verwarfen das Duell, brachten Ehrenbandel vor ein Ehrengericht und empfahlen ihren Mitgliedern Fleiß und Sittlichkeit. Doch war die Vereinigung von kurzer Dauer, da sie sich bald in kleinere Gesellschaften auflöste, die sich zum Teil Landsmannschaften nannten, ihre Ansichten über das Duell

änderten und auch sonst in vielen Stücken die äußeren Formen der Corps übernahmen. Sie wurden auch von diesen anerkannt, fochten auf eigene Waffen gegen sie und bildeten mit ihnen einen gemeinsamen Convent, den A.C. Andere behielten ihre progressivsten Tendenzen länger bei, und aus diesen Progreßverbindungen sind die beiden späteren Burschenschaften Brunsviga und Hannovera hervorgegangen.



Bauwerk des Verbindungs, Hölchen

Zu den Landsmannschaften jener Zeit gehörte auch die Frisia (blau-rot-schwarz), die heute als schwarze Verbindung existiert, sie läßt sich mit vollem

Recht auf die schon 1811 bestehende alte Landsmannschaft zurück, denn bei allen späteren Umgestaltungen 1846 Corps, 1848 wiederum Landsmannschaft und 1857 schwarze Verbindung wurde sie jedesmal durch bisherige Mitglieder in veränderter Form fortgesetzt. Die heutige Frisia ist unter den schwarzen Verbindungen deutscher Unversitäten die älteste und unter den studentischen Vereinigungen Göttingens die erste gewesen, die ohne das äußere Mittel des Farbentragens eine streng korporative Organisation mit dem Prinzip der unbedingten Solidarität begründete.

Wie zeitweilig die Frisia, so wandelten sich um dieselbe Zeit auch andere Landsmannschaften in Corps um, so die noch heute bestehende Saxonia dunkelblau-weiß-bellblau, die Hanseatica weiß-rot-weiß und die Brunsviga als Borussia-Brunsviga schwarz-blau-gold. Infolge davon stand der S.C. in den fünfziger Jahren auf seiner Höhe: nicht bloß numerisch bildete er eine große Macht, neben der die wenigen übrig gebliebenen Progreßverbindungen und Landsmannschaften nicht viel zu bedeuten hatten, sondern es gelang ihm auch vermöge seiner trefflichen Organisation und der sicheren Handhabung des Convents, alle studentischen Angelegenheiten zu beherrschen und selbst eine gewisse Gerichtsbarkeit über die gesamte Studentenschaft auszuüben, deren Anerkennung er sich durch Verurteilung u. s. w. zu verschaffen wußte.

Im März 1848 führte ein nächtlicher Konflikt zwischen Corpsstudenten, die vom Abschiedskommers des S. C. heimkehrten, und Landgensdarmen zum Auszug der gesamten Studenten, die sich verabredeten, nur dann heimzukehren, wenn ihre Beschwerden über rücksichtslose Behandlung seitens der Polizeigewalt Gehör gefunden hätten. Da das Recht offenkundig auf Seiten der Studenten war, und Professoren sowohl wie die Bürgerschaft für sie Partei nahmen, gab die Regierung schließlich klein bei, und am 2. Mai 1848 wurde bei dem Wiedereinzug der Studentenschaft ihr zu Ehren ein solenner Festkommers veranstaltet.

Auszug im
März 1848.

Seit 1848 ließ man in Göttingen die Verbindungen unbehelligt gewähren, unter der Voraussetzung, daß sie ihre Statuten und die Namen ihrer Chargierten



Auszug der Studenten aus Göttingen am 17. März 1848 mittags 12 Uhr.

dem akademischen Gerichte vorlegten. Man brachte ihnen damit das Vertrauen entgegen, daß sie vermöge der in ihnen herrschenden Disziplin mit dazu helfen würden, die akademische Ordnung aufrecht zu erhalten und Exzesse zu verhüten. Daß man sich hierin nicht täuschte, zeigen die Vorgänge im Sommer 1866: als nach dem Abzug der hannöverschen Truppen der Pöbel Miene machte zu plündern, halfen alle Verbindungen die Stadt so lange schützen, bis die Preußen einrückten. Einige Jahre vorher, bei Gelegenheit der Feier des 50jährigen Gedenktages der Schlacht bei Leipzig, hatten jedoch noch bedenkliche Ausschreitungen stattgefunden. Streitigkeiten um den Vortritt beim Festzuge veranlaßten die Corps, sich zu separieren, und als am Abend die beiden Festzüge in der Weenderstraße zusammenstießen, kam es zu einem blutigen Kampfe zwischen der nichtfarbentragenden Studentenschaft und dem S. C. Letzterer wurde durch Urteil des akademischen Senats auf ein Semester suspendiert,

eine Maßregel, die der numerischen Stärke des S.C. für lange Zeit Abbruch gethan hat. Seit der Zeit gelangten auch andere Verbände und Korporationen zu gedeihlicher Entwicklung, in erster Linie die Burschenschaft, die durch die beiden schon erwähnten 1848 als Progressverbänden gestifteten Burschenschaften Hannovera grün-weiß-rot und Brunsviga (schwarz-rot-gold) vertreten war. Zu der Frista gestellten sich bis Mitte der sechziger Jahre noch eine Reihe anderer schwarzer Verbindungen: älteste die seit 1859 bestehende Lunaburgia, ferner die Hildesia, Verdenia Holzmina, Göttinga und Mündenia. Von diesen wandelte sich eine Anzahl späterhin in farbentragende Korporationen um: die Mündenia (gegründet 1808 ist heute freischlagende Verbindung mit den Farben schwarz-weiß-rot, die Verdenia (schwarz-weiß-schwarz) und die Göttinga blau-gold-rot, beide im Jahre 1860 gegründet, wurden Landsmannschaften und gehörten dem Coburger L.C. an. Vorübergehend war die Verdenia Corps, mußte aber als solches ebenso wie die zum S.C. übergetretene Hildesia (blau-gold-rot) nach kurzer Frist suspendieren.

Annuit Henr.
zu die Royal
Irish Academ.

Das Jahr 1870 gab der Göttinger Universität Gelegenheit, ihrer Geschichte ein Ruhmesblatt einzuflechten, durch eine That, die sich dem (S. 112 erwähnten) Protest der Göttinger Sieben vom Jahre 1857 würdig anreicht, nämlich die Antwort des Prorektors Dove an die Royal Irish Academy. Diese hatte das Ansehen an die Universität gestellt, sich an einem Proteste der gelehrten Körperschaften gegen die Konsequenzen der Belagerung von Paris anzuschließen. Für die mannhaften Worte, mit denen der Prorektor die Zustimmung zurückwies, wird ihm die akademische Jugend mit dem ganzen deutschen Volke Dank wissen, so lange sie sich ihr heutiges nationales Empfinden bewahrt. „Auch unsere Hochschule“ so konnte der Prorektor mit Stolz betonen, „die ihre ganze Ehre darin findet deutsch zu sein, hat Hunderte von deutschen Jünglingen unter die Waffen gestellt, die Ungleichheit des Einsatzes nicht achtend, wo wir gezwungen sind, gegen afrikanische Halbilde oder gegen das zusammengelaufene Gesindel Garibaldischer Abenteurer zu kämpfen.“ Eine Marmortafel in der Aula bewahrt die Namen der Sohne der Georgia-Augusta, die 1870/71 für Deutschlands Ehre ihr junges Leben auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Bei allen Waffen des Heeres, in den verschiedensten Regimentern nahmen Göttinger Studierende an den gewaltigen Kämpfen Theil, und manche thaten sich so ruhmvoll hervor, daß bei dem allgemeinen Kommerse zu Ehren der aus dem Felde heimgekehrten Kommilitonen am 15. Juli 1871 der Prorektor den gesamten Ausschuß der Studentenschaft aus Mitteln des eisernen Kreuzes zusammensetzen konnte. Das Verbindungsweien war infolge des Krieges völlig in den Hintergrund getreten, da gerade die Mitglieder der Korporationen besonders zahlreich ins Feld gezogen waren, so daß nicht einmal die Chargen völlig besetzt werden konnten. Die Mitgliederzahl der Burschenschaft Brunsviga der Landsmannschaft Verdenia, der christlich-deutschen Burschenschaft Germania und des Wingolf war durch die Beteiligung am Feldzuge stark reduziert; der Turnverein Thersicta suspendierte sich, da seine sämtlichen Mitglieder bis auf eins in den Krieg zogen. Von den Corps waren nur die Saxonia, die sich damals fast ausschließlich aus Angehörigen der russischen Ostsee-provinzen zusammensetzte, und Hildeso-Guestphalia organisiert, von der Bremenia und Hannovera waren nur einzelne Mitglieder zurückgeblieben.

Die Göttinger
Studentenschaft
im Kriege
1870/71

Die Corps
spondieren nach
dem Kriege.

Seit dem Kriege hat das Verbindungsleben im allgemeinen auch in Göttingen noch zugenommen. Die Burschenschaften und Landsmannschaften hatten freilich gegenüber den Corps einen so schweren Stand, daß sie sich zu vorübergehenden Suspensionen oder zum Uebertritt zum S.C. genötigt sahen. Von den Landsmannschaften existiert zur Zeit nur noch die Göttinga, während die Verdenia suspendiert und die Germania schwarz-grün-gold Corps geworden ist; hingegen besteht der D.C. jetzt aus drei Burschenschaften, nämlich außer den Braunschweigern und grünen Hannoveranern noch aus der 1880 gegründeten Alemannia (rot-weiß-rot) zu der 1891 die Mitglieder einer seit 1886 bestehenden nicht farbentragenden burschenschaftlichen Vereinigung Teutonia vollzählig übertraten. Der S.C.

zählt augenblicklich 6 Corps: die oben erwähnte Hercynia, die Bremenja rot-dunkelgrün-schwarz, die Sagonia (dunkelblau-weiß-bellblau), die Hannovera rot-blau-gold, die Brunsviga schwarz-weiß-bellblau und die aus der Landsmannschaft Bildeña hervorgegangene Bildejo-Guesphalia moosgrün-weiß-schwarz.

Zu den historischen, mit der Geschichte der Georgia-Augusta eng verknüpften Korporationen gehören außer der Mündenia und den schon genannten schwarzen Verbindungen Frisia, Holzminde, Lunaburgia auch die christlichen Verbindungen: die 1851 gegründete christlich-deutsche Burschenschaft Germania schwarz-rot-gold und der Wingolf schwarz-weiß-gold. Von den katholischen Studentenverbindungen ist die Winfridia 1870, die Palatia weiß-rosa-moosgrün, 1885 gegründet worden.

Das Interesse an der Pflege des Gesanges und der Turnkunst, die Bestrebungen der Förderung des nationalen Gedankens, sowie der engere Zusammenschluß von Sachgenossen haben auch in Göttingen eine Reihe von Vereinen hervorgerufen, von denen die schon seit 1860 bestehende, jetzt dem V.C. angehörende Eherusia schwarz-weiß-rot und der in demselben Jahre gegründete Studenten-Gesangverein als die ältesten hervorzubeben sind. Neben der Eherusia existiert seit 1887 als zweite, ebenfalls zum V.C. gehörige Turnerschaft die Ghibellinia grün-rot-gold, schwarze Mützen. Die beiden Turnerschaften stehen im Pankverhältnis mit der freisitzenden Verbindung Umbria (blau-weiß-gold), die aus einem 1872 gestifteten pharmaceutischen Verein hervorgegangen ist.

Das heutige Göttingen ist nicht mehr die „triste petite ville“, wie sie der große Schweizer Albrecht von Haller, der als einer der



Auditorium der Universität

ersten Lehrer 1736 nach Göttingen kam, nannte. Die bei Gründung der Universität herrschenden Zustände hatten sich schon gegen Ende des Jahrhunderts mit dem Aufblühen der Hochschule so gebessert, daß in den derzeitigen Schriften über Göttingen die vorzügliche Belichtung und die gute Beschaffenheit der Hauptstraßen mit den zu beiden Seiten angelegten „breiten Stomen“ rühmend hervorgehoben wird. Eine Kleinstadt ist freilich Göttingen auch heute noch, trotzdem es ein gutes Theater, Konzertsaal u. s. w. besitzt. Seine Physiognomie ist die einer „Gelehrtenstadt“: fast in jeder Straße liegt ein Haus, das mit dem einen oder anderen berühmten Namen in Verbindung steht. Welch eine Fülle von Erinnerungen ruft allein ein Gang durch die Weenderstraße wahr! In Nr. 8 wohnte im Winter 1796/97 Carl Friedrich v. Savigny, Nr. 26 von Michaels 1760 bis Ostern 1768 Carl Aug. v. Hardenberg, eins der denkwürdigsten Häuser ist Nr. 30, denn hier wohnten 1775/74 Febr. v. Stein, dessen spätere Wohnung in der Paulinerstraße durch eine Gedenktafel bezeichnet ist. Winter 1789/90 Alexander v. Humboldt und zwei Jahre später der Dichter Ludwig Tieck.

Wismarck wohnte, wie bereits erwähnt ist, in seinem ersten Semester in der Rothomstraße, neben dem Hause, wo Bürger von Ostern 1768 an drei Jahre gewohnt hat. Später bezog er das kleine vor dem Wall unmittelbar an dem Lemsanal belegene turmartige Häuschen, das heute mit einer Gedenktafel geschmückt, zu den Sehenswürdigkeiten Göttingens gehört.

Die nähere Umgebung.



V. S. Müller, Die Göttinger Stadt

V. S. Müller, Die Göttinger Stadt

Gesamtansicht.

Von hier hat auch er ge-
wis sich manches Mal aus der
alten, mit Linden bestandener
Festungswallen ergangen und
seine Augen über das anmalige
Bild, das sich ihm darbot,
schweifen lassen. Heute träte
wünde er erspaunt sein, wenn er
sähe, daß sein ehemaliges Heim
das er sich in jugendlichem Un-
abhängigkeitsdrange fern von
jeder Nachbarschaft, am äußer-
sten Ende der Stadt erkoren
hatte, von einer ausgedehnten
villengeschmückten Vorstadt von
allen Seiten eingeschlossen ist.

Auch der alte Hamberg hat dank dem jahrzehntelangen Bemühen des verdienten
Bürgermeisters Merkel ein neues Laubgewand erhalten. Von dort her präsentieren
sich die beiden beliebten Wirtshäuser Robus und Kaiser-Wilhelmspark „Kögel“ ge-
staltlich dem Beschauer, darüber der Bismarkturm und eine kleine Warte, die der
Volkswitz „Capriviturm“ getauft hat. Daneben zeigt sich der hochgelegene Nikolaus-
berg mit seiner alten romanischen, von den Göttingern „Neu-Jerusalem“ genannten
Kirche und weiterhin das anmutige Lemethal, umäumt von bewaldeten Wäldern,
während in der ferne der Blick durch die bläulich schimmernden Wälder der Welter-
berge begrenzt wird.

Dem Spaziergänger bietet schon die nähere Umgebung Göttingens un-
zählige landschaftliche Anziehungspunkte. Weitere Ausflüge führen zu den seit den eiper
Zeiten der Universität als Erholung von den Studenten besuchten Dorfern, nach
Weende, Bovenden und Norteln. Hier hielten vor 1848 die Verbindungen ihre tere
lichen Kommerie ab, hier konnten sie ungestört Vänder und die von der Wachsstock-
balle befreiten Mützen tragen. Daß es in früherer Zeit auf diesen Bierdörfern
nicht immer ganz ehrbar herging, zeigt die Warnung, die der Verfasser der „Interes-
santen Bemerkungen“ vor diesen „Orten der Verführung“ auszusprechen zur jense
heiligste Pflicht halt. „Denn die niedrigsten Wuhlerinnen pflegen sich gewöhnlich da
einzufinden, zu tanzen und durch mancherlei Kumgriffe auch junge unerfahrene Seelen
ins Verderben zu locken.“ Im Sommer ist von Alters her des Sonntagsnachmittags
Marsapring ein beliebter Ausflugsort, wo die Jugend unter dem Schatten alter
Eichen sich nach Herzenslust am Tanze erfreuen kann, während die bedächtigen Alten
von den amphitheatralisch in den
Felsen eingelassenen Sitzplätzen
zuzuhauen.

Schlampen



V. S. Müller, Die Göttinger Stadt

V. S. Müller, Die Göttinger Stadt

Marsapring.

Die geschilderten landschaft-
lichen Reize und sonnigen Vor-
züge Göttingens hindern freilich
nicht, daß es noch immer in dem
Auf steht man könne dort gut
arbeiten aber sich schlecht amü-
sieren. Das hat insofern seine
Veredigung, als Göttingen in
der That alle Erfordernisse einer
Arbeitsuniversität bietet. Die Sa-
kultaten sind mit den ersten Lehr-
kräften besetzt, die Kliniken und
Laboratorien durchweg neu er-

haut, und von der Bibliothek gilt noch immer, was der Verfasser des „Letzten Wortes über Göttingen“ (Leipzig 1791, S. 80) von ihr sagt: „Man glaubt kaum, bey wie Vielen die Bibliothek ein Bewegungsgrund wird, nach G. zu gehen; selbst bey denen, die vorher ein solches Bedürfnis garnicht gefühlt haben, steigt der Gedanke auf, daß sie doch wohl G. wählen müßten, weil doch da eine so vortreflich brauchbare Bibliothek sey.“

Göttingen ist als teuer verschrieen, aber doch wohl mit Unrecht. Richtig ist allerdings, daß kaum irgendwo anders so viel gepumpt wird wie gerade hier, und man kann es schließlich dem Vater, der seinen Sohn mit ausreichendem Wechsel nach G. schickt und hinterher für Dedikations-, Wirtshaus- und andere Schulden tief in den Geldbeutel greifen muß, nicht verübeln, wenn er Göttingen teuer findet und dem *Wirtschaftliche Verhältnisse* *Wirtschaftliche Verhältnisse* einen Klimawechsel vorschlägt. Für den, der hauszuhalten versteht, ist es nicht



Strommühle bei Göttingen

(Nach einem alten Stammbuchblatt).

erheblich teurer als andere Universitätsstädte, auch wohl kaum jemals kostspieliger gewesen; denn wenn auch anfänglich die Kollegien teurer waren als anderwärts, und der ganze Zuschnitt des studentischen Lebens ein etwas vornehmerer war, so galten doch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 400 Rthlr. als ein normaler Jahreswechsel, mit dem man gut auskommen konnte.

Die leidigen Pumpverhältnisse — die sich übrigens neuerdings gebessert haben sollen — gaben schon im vorigen Jahrhundert Anlaß zu lebhaften Klagen, und die Kredit-Edikte, die das Schuldenmachen verhindern sollten, leisteten ihm eher *Der Pump in Göttingen* Vorschub. In dem Gutachten, welches die Regierung im Jahre 1756 über das Kredit-Wesen der Studierenden abgefordert hatte, sagt v. Justi: „Es haben mir einige hiesige Traiteurs und andere hiesige Bürger ihre Rechnungs-Bücher gezeigt, nach welchen sie von Studierenden, welche bereits die Universität verlassen haben, 600, 800, 1000 und mehr Thaler bloß an solchen Schulden zu fordern haben, die nach dem Kredit-Edikt erlaubt sind.“ Die natürliche Folge des weitgehenden Kredits waren Übertreibungen von Seiten der Philister, die sich für das, was sie bei dem

Die ihn
mehr.



einen verloren, bei dem andern
schadlos zu halten suchten. Da-
durch kamen die Göttinger Bürger
in Mißkredit ja, man hob ihren
Charakter zu was doch mit in den
Verhältnissen begründet lag. Im
„Lezten Wort über Göttingen“
versteigt sich der anonyme Ver-
fasser sogar zu der Behauptung,
„der Göttinger Bürger in roch und
tückisch, die Mädchen sind häßlich

und plump. Die Proflerereien, die der Unaufmerksame von Wirten und Aufwärtern
erfahren muß, sind ungeheuer.“ Unger, demzufolge diese Äußerung in dem Exemplar
der Göttinger Bibliothek verschiedentlich mit Randbemerkungen die letzte vom Jahre 1857
versehen ist, bezeichnet sie als abgeschmackt und hebt vielmehr den guten Humor die
Höflichkeit und Genügsamkeit am Göttinger Volkscharakter hervor.

Von der in Göttingen herrschenden Geisteslosigkeit wird in den Schriften des
vorigen Jahrhunderts kein günstiges Bild entworfen. Trotz aller von den Professoren
versuchten Veranstaltungen, Assemblies und Picnicks, behielt es lange den Ruf eines
ungeheiligen Orts, wo sich die Kreise schroff von einander abschlossen. Ein geselliges
Leben fehlte damals ganz, und wer nicht gerade durch Empfehlungen in den

Häusern der Professoren Zutritt
hatte, mochte auch bald auf die
Ehre verzichten, bei Privatkon-
zerten, wie sie beispielsweise Pütter
gab, den Herrn Geheimrath zu
hören“ oder sich auf einer der all-
gemeinen Tanzgesellschaften, die
hauptsächlich auf die reichen und
vernehmen Studenten berechnet
waren, langweilen zu dürfen. Erst
in neuerer Zeit hat sich das ge-
sellige Leben freier gestaltet, und heutzutage wird ihm sogar eine gewisse Swanzlon-
keit nachgerühmt.



Im großen und ganzen trifft Jaak Nelius herbe Kritik, die er in einem
an Anton Vire gerichteten Briefe an Göttingischen Zuständen mit den Worten über:
„Non credo, in toto terrarum orbe esse regionem aeque inhospitalem, aeque
inamoenam, aeque insulsam, ac illa est in qua nunc vivo; adeo destituta est
ab omnibus, quae vel natura, vel ars, vel incolarum ingenium aliis regionibus
tribuere solent“ heute nicht mehr zu, dagegen wird hoffentlich für alle Zeiten
Götting behalten was er rühmend hinzusetzt: Excipio tamen Eruditionem. Vix
enim in tota Germania Academiam inveniri puto, quae tot tantaque illustra
ingenia fovet ac haec nostra.“



Gelehrter Träuberbilder aus den Jahren 1750, 1790, 1850.



1743.

In nicht langer Zeit, um 1700 auch
 zu bestimmen des Donnersamstages.
 Der so, unser Stadt selbst wird haben
 Und bereits an der Waidmühl' unter schonen
 Baum erbaute, u. d. an er Waidmühl' erbautes
 Bestmal schätzte den Konventen verord. hat.
 Was die für-ende Vete nicht von Nürnberg
 Nimm schenke, des alten Vete schenke
 Aus der keine zu uns leibet, nicht
 Einen schenke Geanten der um heitern
 Schenke beide schenke um zu bester schenke
 (Gedr. Nürnberg 1743 Erlanger Unten-Drucke für 1743)

In der südlichen Ecke des alten Nadenzgaues liegt Erlangen Sand und Föhrenwald bilden die landschaftlichen Reize der Gegend. Zu alten Zeiten hausten hier die Sorben, die dann durch das Schwert Karls des Großen und das Wort des heiligen Bonifazius für Deutschland und Christenkirche gewonnen wurden. Dieser Missionsthätigkeit verdankt Erlangen seine Entstehung; auf eine Filialkirche des Martinsstiftes zu Forchheim führt die Stadt ihren Ursprung zurück. Erst zum Bistum Würzburg, dann zu Bamberg gehörig, kam die Stadt schließlich an die Krone Böhmen. König Wenzel verpfandete sie an seinen Schwager Johann III., Burggrafen von Nürnberg. Da er die Stadt aber nie auslösen konnte, so fiel sie gänzlich an das Haus Hohenzollern, zu dessen Besitz sie, dem Unterland des Fürstentums Bayreuth zugezählt, bis zum Tilsiter Frieden gehörte.

Die Universität ist eine Gründung des Bayreuther Hofes, und zwar ist wohl Daniel von Superville, der Leibarzt des Markgrafen Friedrich, ihr intellektueller Urheber. Daniel von Superville, ein Abkömmling eines französischen Réfugiés, war von Friedrich dem Großen seiner Liebingschwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, aufs wärmste empfohlen und hatte sich beim Bayreuther Hofe auch bald dermaßen beliebt gemacht, daß er mit Ehren und Würden überhäuft wurde. Er hat, wohl mit Unterstützung der geistvollen Markgräfin, den Plan zur Universitätsgründung gefaßt und verstand es auch, die Hindernisse, die diesem Gedanken von den fürstlichen Kollegien und dem Konsistorium in den Weg gelegt wurden, hinwegzuräumen. Am 21. März 1742 wurde die Universität im großen Hörsaale des Gymnasiums zu Bayreuth feierlichst eingeweiht und erhielt den Namen *Friedericiana*. Sehr bald aber ergab es sich, daß Bayreuth nicht der geeignete Platz für die Universität war. Die Räumlichkeiten fehlten, das Leben in der Residenzstadt war für die ärmeren Studenten zu kostspielig, auch kam es bei dem rivalisirenden Verhältnis zwischen Studenten und Offizieren zu mancherlei Unzuträglichkeiten. Und wieder war es Superville, der dem Markgrafen die Verlegung der Universität nach Erlangen anriet. So siedelte denn die Universität am 15. April 1745 nach Erlangen über, nachdem die dort seit 1699 bestehende Ritterakademie aufgelöst war. Kaiser Karl VII. stattete die Universität mit den erforderlichen Privilegien und Rechten aus und in

Die Universität Halle ist eine der ältesten in Deutschland, und hat sich durch ihre gelehrten Männer und ihre berühmten Lehrer einen Namen gemacht. Sie ist eine der größten Universitäten in Europa, und hat eine große Anzahl von Studenten.

Die Universität Halle ist eine der größten in Europa, und hat eine große Anzahl von Studenten. Sie ist eine der ältesten in Deutschland, und hat sich durch ihre gelehrten Männer und ihre berühmten Lehrer einen Namen gemacht.



Die Hauptkirche der Universität Halle, erbauet im Jahr 1686.

Die Universität Halle ist eine der größten in Europa, und hat eine große Anzahl von Studenten. Sie ist eine der ältesten in Deutschland, und hat sich durch ihre gelehrten Männer und ihre berühmten Lehrer einen Namen gemacht.

Der Nachfolger des Markgrafen Friedrich Friedrich Christian, that nur wenig für die Universität. Erst nach seinem Tode unter dem Markgrafen Carl Alexander erhielt die Hochschule eine bedeutende Förderung. Der neue Regent, der den Wert der Erlanger Universität wohl erkannte, beehrte sofort die erledigten Professuren und stellte bei allen Fakultäten einige neue ein, erhöhte die Gehälter und ließ sich die Verbesserung der Institute sehr angelegen sein. Um auch die Hörerzahl zu heben, erließ er eine Verordnung, wonach alle Inländer zur Erlangung einer Staatseinkunft einen unentgeltlichen Besuch an der Landes-hochschule nachweisen mußten.

Um die Verdienste dieses Fürsten zu ehren nahm die Universität den Namen Friedrich-Alexanders-Universität an den sie noch heute führt.

Nachdem die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an das preussische Königs-
haus gefallen waren, wurden der Universität Erlangen weitere Zuwendungen ge-
macht, Friedrich Wilhelm II. kultivierte den botanischen Garten vor dem Nürnberger
Thor, und Friedrich Wilhelm III. vergrößerte die Fonds- und die jährlichen Zuschüsse
der Universität um ein bedeutendes.

Erlangen unter
preussischer
Herrschaft

Die Kriegsjahre und die vorübergehende französische Herrschaft erwiesen sich für
die Universität als nicht so schlimm, wie man gefürchtet hatte. Ihre Existenz wurde nicht
ernstlich bedroht wenn sie auch mehrere Jahre hindurch nur ein kümmerliches Dasein
fristete. Bessere Tage und eine Sicherung aller Verhältnisse kamen für Erlangen mit
dem Frieden von Schönbrunn im Jahre 1810, der das Fürstentum Bayreuth der
Krone Baiern zuteilte. Zur Hebung der Erlanger Universität war 1809 die 1781
gegründete, der früheren Reichsstadt Nürnberg gehörige Universität Altdorf aufgelöst
und deren Bibliothek Erlangen zugewiesen worden. Da Erlangen nunmehr die
einzige Hochschule in Baiern war, die eine evangelisch-theologische Fakultät besaß, so
wurden die theolo-
gischen Lehrstellen
vermehrt, und die der
Fakultät angehörenden
Institute neu organi-
siert. Ebenfalls wurde
die juristische Fakultät
bedacht und vor allem
die medizinische durch
Neuanlage und Aus-
bau der Kranken-
häuser und Institute
erweitert. Als in
dieser Zeit, im Jahre
1814, das Schloß
ausbrannte, gab
König Maximilian
Joseph I. es der Universität in Besitz. Nachdem mit nicht zu großen Kosten die Brand-
schäden ausgebessert waren, wurden in dem zweckmäßig neu eingerichteten Bau die
Bibliothek und einige Sammlungen untergebracht.

Die Universität
seit 1810



Die neue Universität.

Im August 1845 feierte die Universität das Jubiläum ihres hundertjährigen
Bestehens, wobei auch unter großen Feierlichkeiten das Denkmal ihres Stifters auf
dem Schloßplatz enthüllt wurde.

Wegen der stets steigende Zahl der Studierenden und Professoren, für den
wachsenden Umfang der Sammlungen und Institute reichten jedoch die Baulichkeiten
nicht mehr aus. In den letzten dreißig Jahren hat die Universität ihre äußere Ge-
stalt vollständig verändert. Vor allem die medizinischen Institute und Kliniken wurden
zum größten Teil neu aufgebaut. Das neue Kollegienhaus entstand in den Jahren
1887-89. Auch auf die nächste Umgebung der Universität erstreckte sich die Für-
sorge der akademischen Behörden. Die öde Sandfläche, die zwischen Schloß und
Springbrunnen lag, wurde im Jahre 1892 in einen üppigen Neujungarten um-
gewandelt, der dem ernten Gehande der Wissenschaft alljährlich einen heiteren,
düstigen Rahmen giebt.

Wie in allen kleinen Universitäten, so wuchs sich auch in Erlangen der
Student als das tonangebende Element der Bevölkerung und im Vollbewußtsein
seines Wertes schritt er sporenstreichend und mit dem Knüttel rasselnd über das
holprige Pflaster des Städtchens. Ein großer Teil mit einer Kofarde vervollständigte
den äußeren Schmuck. Was die sonstige Kleidung anlangt, so zeigte ein Haupt

im 17. Udt

ferl: seine richtige Auffassung von der akademischen Freiheit darin, daß er nie nach Kräften vernachlässigte. Der Rock mußte mehrere Lächer aufweisen, und der Halm, seiner Wäsjde stand im umgekehrten Verhältnis zu seinem flotten Burschentum. Die Erlanger haben den Münchenern allen Anflug als Ausfluß echt süddeutschen Übermutes nach. Der Bursch trat mit dem Degen „parisch in den Tanzboden, um einige hübsche Geschichten zu bereiben“ und prügelte die Knuten und Bürgerknechte, die außerdem noch von der hohen Obrigkeit zu Stockhausstrafen verdonnert wurden, während die Studenten frei ausgingen. Die beliebteste Beschäftigung der Studenten war, die Schnurren zu vexieren. Unter dem Rufe „Schnurren heraus“ wurden die Hüter des Gesetzes nachts aus ihrer Wache herausgelockt, und rasselnd und klappernd lärmend und johlend ging die wilde Jagd durch die nachträulen Straßen bis in irgend einem schmalen Gäßchen die Schnurren über die eigens dazu aufgespannten Schnüre zu Fall gebracht waren. Und fühlten die Musenöhne, daß derartige Späße ihrem Thatendrange nicht genügten so stürzten sie auch wohl halb im Scherz halb im Ernst die Schnurrenbauer auf dem Marktplatz. Aus Kolleggehen dachte man nicht zu häufig, ein Komitat oder eine lustige Ausfahrt, das waren Gelegenheiten, wo ein Bursch sich sehen lassen konnte. Die Wissenschaft mußte durch solches Auftreten ersetzt werden. Die Herren Professoren konnten nicht viel gegen dieses Treiben ausrichten. Sagten sie etwas, so wurden die Studenten aufständig, erklärten es als einen Eingriff in die akademische Freiheit, zogen zum Thor hinaus in die umliegenden Ortschaften und ließen den Professoren ausrichten sie müßten zu ihnen herauskommen, wenn sie Kollegien lesen wollten. Sehr streng waren zeitweilig die Gesetze gegen die Studentennemuren. Ein Duellodikt setzte sogar auf die Tötung im Zweikampf die Strafe des Schwertes und ein uneheliches Begräbniß vor Tagesanbruch für den Gebliebenen. Gefochten wurde — in der oben S. 2157 beschriebenen Manier — sehr viel, öfters wurden auch ganze Sinten gegen die Studenten der benachbarten Universität Altdorf geschlagen, bis sich die Behörden ins Mittel legten und die überhand nehmenden Kämpfe mit scharfen Strafen bedrohten. Daß die Erlanger Studenten nach deutschem Brauch bei ihrem Tagewerk das Trinken nicht vergaßen, versteht sich von selbst. Schon früh kultivierten sie eifrig allerlei sinnige Bierspiele zur Würze des allezeit rühmlichst bekannten Erlanger Bieres. Und als ein Mediziner in seinen Thesen die Behauptung aufstellte: *cerevisia Erlangensis rationi supprimendae optime inservit*, griff ihn sein Opponent aus bestigste an und wies nach, daß das Erlanger Bier sogar zum Teile den Ruf der Universität begründet habe.

Studenten und Bürgerknechte

Was die Stellung der Erlanger Studenten des vorigen Jahrhunderts zur holden Weiblichkeit anbelangt, so ist es bei dem lockeren Lebenswandel der Herren Studiosen sehr erklärlich, daß die besser gestellten Bürger ihre Töchterlein aufs eifrigste vor ihnen hüteten. Als einjmal die Studenten die Erlanger Bürgerstöchter zu einer Schlittenfahrt eingeladen hatten, erhielten sie überall abschlägige Antworten, wofür sich die akademische Jugend in wenig ritterlicher Weise dadurch revandierete, daß sie in jeden Schlitten einen Keibeisen mit Hut und Schleier behangen hincinnete. Für ihr liebwarmeres Herz mußten sich die Studenten deshalb mit den Töchtern des Volkes und des unteren Bürgerstandes begnügen, was natürlich zu steten Reibereien mit den Bürgersöhnen und Handwerksgejellen, den Knuten, führte, und diese Streitigkeiten fanden wiederum ihren natürlichen Ausdruck in gewaltigen Holzereien die in Erlangen an der Tagesordnung waren. So fand alljährlich die Pfingstkirchweibe auf dem altspäther Burgberg, allem Verkommen gemäß ihren formellen Abschluß in einer solennen Keilerei zwischen Studenten und Knuten. Aber auch Holzereien unter der Studentenschaft waren nicht selten. Einmal sogar, als zwei feindliche Parteien sich im Theater trafen, konnten sie selbst dort ihren Haß nicht unterdrücken und schreuten sich nicht, sich vor versammeltem Publikum durchzukläuen. Leider fehlbränkten sich derartige unliebame Vorfälle nicht nur auf die rauhe Zeit des vorigen Jahrhunderts. Auch in diesem Jahrhundert, namentlich zu den Zeiten als die Rivalität

festhalten

zwischen Burschenschaft und Corps ihre äppigsten Mäten treib, finden sich derartige Reminiscenzen an mittelalterliche Umgangformen. Da zwischen beiden kein schlagfertiges Verhältnis bestand, so herrschte der Holzhammer. Gewaltige Schlachten wurden mit Stuhlweimen und Biergläsern geliefert, so 1818 im Einborn und im Wolfischen Garten und viele andere bis in die neueste Zeit hinein.

Allerdings sind dieses nur vereinzelte Auswüchse eines überhäumenden Kraftgefühls der akademischen Jugend. Die studentischen Sitten im allgemeinen milderten sich auch in Erlangen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, namentlich nachdem die Markgräfin Sophie Karoline nach dem Tode ihres Gemahls ihren Wohnsitz in Erlangen genommen hatte. Der artige Ton der Kavaliere des kleinen Hofhaltes und der adeligen Studenten, die zu den Hofarkeleu Zutritt hatten, übte auch eine wohlthunende Rückwirkung auf die übrige Studentenschaft aus. E. W. Martius, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Hofapotheker in Erlangen leitete, urtheilte darüber: „Man darf wohl sagen, daß der Geist an der hiesigen Hochschule das Mittel gehalten hat zwischen einer stillen und abgeschlossenen, fast kosterlichen Haltung, wie man sie damals in den österreichischen Universtitäten fand, und zwischen jener lebhaften, sich oft mit jugendlichem Übermuth äusernden Bewegung, wie sie auf emigen anderen deutschen Universtitäten sich kundgab“

Basko um 1818
einer Feineren
Cons.

Die ersten Formen des studentischen Korporationswesens waren auch in Erlangen die Landsmannschaften und die Orden, jedoch traten beide nicht allzu sehr in den Vordergrund. Die strengen Maßregeln, namentlich des Markgrafen Karl Alexander, mögen wohl die Verbindungen gehindert haben, sich als solche nach außen hin zu zeigen. Als Landsmannschaften werden genannt die Ansbacher, Bayreuther, Mosellaner, Franken und Schwaben. Von den Orden existierten in Erlangen die Harmonisten, Amicisten, Constantisten und Antisten. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts schritten die Regierungen des Reiches gemeinsam gegen die Orden ein, trotz mehrfacher Aufhebung erstanden sie jedoch stets wieder. Der an Zahl stärkste Orden war der Harmonistenorden, gewöhnlich der Orden der „Schwarzen Brüder“ genannt. Aus ihm entstand das Corps Quoldia, das älteste der heute bestehenden Corps. Durch den im Orden herrschenden Despotismus wurde eine Anzahl Mitglieder veranlaßt, am 22 Mai 1798 ihren Austritt zu erklären. Am 28. Mai desselben Jahres konstituirten sich die Ausgeschiedenen als „Ansbachische Gesellschaft“ mit den Farben rotweiß. Die Quoldia war die erste Korporation, die das landsmannschaftliche Prinzip durchbrach, indem sie wohl den Namen einer Landsmannschaft führte, aber sich in Bezug auf die Heimat ihrer Mitglieder nicht an den Ansbacher Bezirk band. Zu jener Zeit bestanden in Erlangen von Landsmannschaften noch die Berliner, Westfalen und Helmianer oder Franken. Zu Anfang dieses Jahrhunderts lösten sich die Franken auf, dagegen that sich im Jahre 1805 eine neue Landsmannschaft auf, die Varuthia. Die Ursprünge der Varuthia gehen bis auf die Gründung der Universtität zurück. Schon als die Universtität noch in Bayreuth ihren Sitz hatte, existierte eine Landsmannschaft der Bayreuther, die nach Erlangen mit überfiedelte. Im Jahre 1798 war die Bayreuther Landsmannschaft eingegangen und am 14 Juli 1805 entstand die neue Varuthia mit den Farben schwarz gold grün. Die Berliner waren unterdessen auch verschwunden, und an Stelle der Westfalen war die von Altdorf herübergekommene Franconia getreten. Bis zum Jahre 1816 blieben die Landsmannschaften ungestört, dann aber wurden sie infolge einiger unthunlicher Vorfälle zwischen den Bayreuthern und Nonnen polizeilich unterdrückt und durften sich nicht allzu sehr in der Öffentlichkeit zeigen. In dieselbe Zeit fällt auch das erste Auftreten der burschenschaftlichen Idee in Erlangen. Sand und Ulrich kamen hierher, um für die Burschenschaft zu werben. Zunächst dachten sie daran, die Landsmannschaften für ihre Pläne zu gewinnen, und traten der Franconia bei. Sie wurden jedoch von den Landsmannschaften in Verneinung gesteckt „wegen ihrer dem bestehenden altberkömmlichen Burschenleben gefahlichen Absichten“. Die Teutonia, die diese Verden mit Geheimnissgenossen in der Nacht

Basirung des
Korporations-
wesens

Orden und
Landsmann-
schaften.

Die
Burschenschaft

ferl" seine richtige Auffassung von der akademischen Freiheit darin, daß er sie nach Kräften vernachlässigte. Der Rock mußte mehrere Löcher aufweisen und der Glanz seiner Waiche stand im umgekehrten Verhältnis zu seinem stotten Burjudentum. Die Erlanger haben den Mäusenähen allen Anfang als Ausfluß eckl. jüdentlichen Übermutes nach. Der Bursch trat mit dem Degen „parisch in den Tanzboden, um einige hübsche Gesichtchen zu besehen“, und prügelte die Knoten und Bürgersöhne, die außerdem noch von der hohen Obrigkeit zu Stockhausstrafen verdonnert wurden während die Studenten frei ausgingen. Die beliebteste Beschäftigung der Studenten war, die Schürren zu vertieren. Unter dem Rufe „Schürren heraus“ wurden die hinter des Geheges nachts aus ihrer Vastei herausgelockt, und rasselnd und klappernd, lärmend und johlend ging die wilde Jagd durch die nachts stillen Straßen, bis in irgend einem schmalen Gäßchen die Schürren über die eigens dazu aufgespannten Schürre zu Fall gebracht waren. Und fühlten die Mäusenähe daß derartige Späße ihrem Thatendrange nicht genügten, so stürmten sie auch wohl halb im Scherz halb im Ernst die Schürrenbastei auf dem Marktplat. Aus Kolloggeben dachte man nicht zu häufig, ein Komitat oder eine lustige Ausfahrt, das waren Gelegenheiten, wo ein Bursch sich leben lassen konnte. Die Wissenschaft mußte durch forisches Auftreten ersetzt werden. Die Herren Professoren konnten nicht viel gegen dieses Treiben ausrichten. Sagten sie etwas, so wurden die Studiosen anräßig, erklärten es als einen Eingriff in die akademische Freiheit, zogen zum Thore hinaus in die umliegenden Ortshäfen und ließen den Professoren ausrichten, sie möchten zu ihnen herauskommen, wenn sie Kollegien lesen wollten. Sehr streng waren zeitweilig die Gesetze gegen die Studentenmensuren. Ein Duellgedikt setzte sogar auf die Tötung im Zweikampf die Strafe des Schwertes und ein uneheliches Begräbnis vor Tagesanbruch für den Gebliebenen. Gefechten wurde — in der oben S. 217. beschriebenen Manier sehr viel, öfters wurden auch ganze Suten gegen die Studenten der benachbarten Universität Wldorf geschlagen, bis sich die Behörden ins Mittel legten und die überhand nehmenden Kämpfe mit scharfen Strafen bedrohten. Daß die Erlanger Studenten nach deutschem Brand bei ihrem Tagewort das Trinken nicht vergaßen, versteht sich von selbst. Schon früh kultivierten sie eifrig allerlei sinnige Werspiele zur Würze ihres Lebens. Bekannt ist die Erlanger Biere. Und als ein Mediziner in seinen Thesen die Behauptung aufstellte: *cerevisia Erlangensis rationi supprimendae optime inservit*, griff ihn sein Opponent an und wies nach, daß das Erlanger Bier sogar zum Teile den Ruf der Universität begründet habe.

Was die Stellung der Erlanger Studenten des vorigen Jahrhunderts zu beiden Weiblichkeit anbelangt, so ist es bei dem lockeren Lebenswandel der Herren Studiosen sehr erklärlich, daß die besser gestellten Bürger ihre Töchterlein aufs eifrigste vor ihnen hüteten. Als einmaldie die Studenten die Erlanger Bürgerstöchter in einer Schützenfahrt eingeladen hatten, erbielten sie überall abfällige Antworten, wofür sich die akademische Jugend in wenig ritterlicher Weise dadurch revanchierte, daß sie in jeden Schlatten einen Keilbesen mit Hut und Schleier behangen hinstellte, für ihr liebewarmes Herz mußten sich die Studenten deshalb mit den Töchterlein des Volkes und des unteren Bürgerstandes begnügen, was natürlich zu steten Keibereien mit den Bürgersöhnen und Handwerksgefelln, den Knoten, führte, und diese Strengkeiten fanden wiederum ihren natürlichen Ausdruck in gewaltigen Holzereien die in Erlangen an der Tagesordnung waren. So fand alljährlich die Pflingstkirchweibe auf dem altstadter Burabera, altem Herkommen gemäß, ihren förmlichen Abichluß in einer solennen Keiberei zwischen Studenten und Knoten. Aber auch Holzereien unter der Studentenschaft waren nicht selten. Einmal sogar, als zwei feindliche Parteien sich im Theater trafen, konnten sie selbst dort ihren Haß nicht unterdrücken und schauten sich nicht, sich vor versammeltem Publikum durchzubläuen. Leider beschränkten sich derartige unliebbare Vorfälle nicht nur auf die rauhe Zeit des vorigen Jahrhunderts. Auch in diesem Jahrhundert, namentlich zu den Zeiten, als die Wvahlheit

Studenten und Bürgerstöchter

Keibereien

zwischen Burschenschaft und Corps ihre äppigsten Blüten trieb, finden sich derartige Reminiszenzen an mittelalterliche Ungangerformen. Da zwischen beiden kein schlagfertiges Verhältnis bestand, so herrschte der Holzcoment Gewaltige Schlachten wurden mit Stuhlhamen und Biergläsern geliefert, so 1815 im Einborn und im Welfischen Garten und viele andere bis in die neueste Zeit hinein.

Allerdings sind dieses nur vereinzelte Auswüchse eines überhandnenden Kraftgefühls der akademischen Jugend. Die studentischen Sitten im allgemeinen milderten sich auch in Erlangen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, namentlich nachdem die Markgräfin Sophie Karoline nach dem Tode ihres Gemahls ihren Wohnsitz in Erlangen genommen hatte. Der artige Ton der Kavaliere des kleinen Hofhaltes und der adeligen Studenten, die zu den Hofzerkeln Zutritt hatten, übte auch eine wohlthunende Rückwirkung auf die übrige Studentenschaft aus. E. W. Martius, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Hofapotheke in Erlangen leitete, urtheilte darüber: „Man darf wohl sagen, daß der Geist an der hiesigen Hochschule das Mittel gehalten hat zwischen einer stillen und abgeschlossenen, fast klösterlichen Haltung, wie man sie damals in den österreichischen Universitäten fand, und zwischen jener lebhaften, sich oft mit jugendlichem Übermuth äußernden Bewegung, wie sie auf einigen anderen deutschen Universitäten sich kundgab“.

Aufnahme eines fremden Corp.

Die ersten Formen des studentischen Korporationswesens waren auch in Erlangen die Landsmannschaften und die Orden, jedoch traten beide nicht allzu sehr in den Vordergrund. Die strengen Maßregeln, namentlich des Markgrafen Karl Alexander, mögen wohl die Verbindungen gehindert haben, sich als solche nach außen hin zu zeigen. Als Landsmannschaften werden genannt die Ausbacher, Bayreuther, Mosellaner, Franken und Schwaben. Von den Orden existierten in Erlangen die Harmonisten, Amicisten, Constantinisten und Anitisten. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts schritten die Regierungen des Reiches gemeinsam gegen die Orden ein, trotz mehrfacher Aufhebung entstanden sie jedoch stets wieder. Der an Zahl stärkste Orden war der Harmonistenorden, gewöhnlich der Orden der „Schwarzen Brüder“ genannt. Aus ihm entstand das Corps Onoldia, das älteste der heute bestehenden Corps. Durch den im Orden herrschenden Despotismus wurde eine Anzahl Mitglieder veranlaßt, am 22. Mai 1798 ihren Austritt zu erklären. Am 28. Mai desselben Jahres konstituirten sich die Ausgeschiedenen als „Ausbachische Gesellschaft“ mit den Farben rotweiß. Die Onoldia war die erste Korporation, die das landsmannschaftliche Prinzip durchbrach, indem sie wohl den Namen einer Landsmannschaft führte, aber sich in Bezug auf die Heimat ihrer Mitglieder nicht an den Ausbacher Bezug band. Zu jener Zeit bestanden in Erlangen von Landsmannschaften noch die Berliner, Westfalen und Holmaner oder Franken. Im Anfang dieses Jahrhunderts lösten sich die Franken auf, dagegen that sich im Jahre 1805 eine neue Landsmannschaft auf, die Baruthia. Die Ursprünge der Baruthia gehen bis auf die Gründung der Universität zurück. Schon als die Universität noch in Bayreuth ihren Sitz hatte, existierte eine Landsmannschaft der Bayreuther, die nach Erlangen mit übersiedelte. Im Jahre 1798 war die Bayreuther Landsmannschaft eingegangen und am 14. Juli 1805 entstand die neue Baruthia mit den Farben schwarz gold-grün. Die Berliner waren unterdessen auch verschwunden, und an Stelle der Westfalen war die von Alldorf herübergekommene Franconia getreten. Bis zum Jahre 1816 blieben die Landsmannschaften ungestört, dann aber wurden sie infolge einiger unliebsamer Vorfälle zwischen den Bayreuthern und Nonnenen zeitweilig unterdrückt und durften sich nicht allzu sehr in der Öffentlichkeit zeigen. In dieselbe Zeit fällt auch das erste Auftreten der burschenschaftlichen Idee in Erlangen, Sand und Mett kamen hierbei, um für die Burschenschaft zu werben. Zunächst dachten sie daran, die Landsmannschaften für ihre Pläne zu gewinnen und traten der Franconia bei. Sie wurden jedoch von den Landsmannschaften in Verruß gesetzt „wegen ihrer dem bestehenden altherkömmlichen Burschenleben gefährlichen Absichten“. Die Tentoma, die diese Beiden mit Gesinnungsgenossen in der Nacht

Anfange des Korporationswesens.

Orden und Landsmannschaften.

Die Fürsten etc.



Die Kaiserin Elisabeth bei der Eröffnung der Kaiserin Elisabeth-Bahn in Wien am 1. September 1858.

Die Kaiserin Elisabeth bei der Eröffnung der Kaiserin Elisabeth-Bahn in Wien am 1. September 1858. Die Kaiserin Elisabeth bei der Eröffnung der Kaiserin Elisabeth-Bahn in Wien am 1. September 1858. Die Kaiserin Elisabeth bei der Eröffnung der Kaiserin Elisabeth-Bahn in Wien am 1. September 1858.

Humor in seinen „Idealen und Irrthümern“ beschreibt. Die Lorbeeren der Studenten liefen die Knoten nicht ruhen, und wie sie sich schon sonst wie Studenten gerierten, ihre Farben trugen und ein Kommerzhaus sich ausgewählt hatten, so ahmten sie auch sofort die Ausfahrt nach und veranstalteten eine Chaisenfahrt nach Bayersdorf. Natürlich ernteten sie bei den Studenten nur Spott und Hohn. Des Abends plagten die erregten Geister auf einander. Die Knoten hielten sich aber nicht lange bei mündlichen Auseinandersetzungen auf, sondern richteten zwei Studenten, die sich in ihr Kommerzhaus gewagt hatten, übel zu. Auf die Kunde davon erhob sich sofort der Ruf: „Burschen heraus!“ und klirrend, die Rappiere auf den Steinen wehend, rannten die Studenten zu Haus und stürmten das Kommerzhaus der Knoten. Am andern Abend wiederholte sich das Schauspiel. Die Wut der Studenten kehrte sich diesmal gegen die Bierwirtschaft zur Fichte am Gaismarkt. Wie wacker sich auch die Knoten mit Bierkrügen wehrten, es half ihnen nichts, sie erlagen elendiglich. Da die Knoten nun aber über jeden vereinzelt Studenten herfielen, so versammelte sich die gesamte Studentenschaft am nächsten Morgen auf dem Markt und zog nach dem Welfischen Garten, um dort das Weitere zu berathschlagen. Es wurde ein gemeinsamer Auszug nach Altdorf beschlossen, selbst die Professoren ließen diesen Beschluß gut und halfen denjenigen, die in der Eile kein Bargeld austreiben konnten, mit ihren Mitteln aus. Gegen Abend zogen die Studenten in corpore nach Altdorf, wo sie von der Bevölkerung mit großem Jubel aufgenommen wurden. Die nächsten Tage vergingen unter allgemeiner Festfreude, während ein Ausschuß mit den Behörden über die Bedingungen verhandelte, unter denen die Studentenschaft sich auf eine Rückkehr in die verödete Mäusenstadt einlassen konnte. Endlich einigte man sich, und für den 5. März wurde die Rückkehr angesetzt. Nachdem die Studenten dem gasplichen Altdorf ihren Dank abgessattet hatten, machten sie sich in 90 Wagen, zwei Vierspännern und viele zu Fuß über Nürnberg auf den Weg nach Erlangen. Fünf Postillone ritten voraus, und unter Hörnerklang von mancher schönen Hand bewillkommnet, hielten sie ihren Einzug in Erlangen. Auf dem Marktplatz schlossen sie einen Kreis, sangen das Handeamus und gingen in ihre Wohnungen zurück. So endete die Erlanger Sezession.

Im Jahre 1825 machte der Selbstmord des Grafen Bodmer, eines Burschenschafters, und die Entdeckung des Jünglingsbundes die Behörden wieder auf die Burschenschaft aufmerksam. Sie wurde aufgelöst, und dasselbe Schicksal traf die Corps. Doch während diese Corps ungeschwächt im geheimen weiter existierten, bildete die Burschenschaft vorläufig nur eine lose Vereinigung, die sogenannte „Allgemeinheit“. 1827 löste sich aus dieser Allgemeinheit wegen Meinungsverschiedenheiten in der Duellfrage und in den politisch-religiösen Tendenzen

Haus, in nach
Rüderf.



Studentenrathhaus.



Alten Rathhaus.

eine Gruppe heraus, die sich als Burschenschaft Germania schwarz-gold-rot konstituierte. Der Rest nahm den Namen Minerva an. 1855 wurden beide Burschenschaften aufgelöst. Dies gab jedoch den Anlaß zu der Gründung der Vubentruthia schwarz-rot, rote Kranzmuken im Mai desselben Jahres, an die sich seitdem alle burschenschaftlichen Elemente angeschlossen, bis es im Jahre 1849 nochmals zu einer Trennung kam und die alte Burschenschaft Germania neu entstand. Eine dritte Burschenschaft die Franconia weiß-schwarz-rot-weiß wurde durch auswärtige Burschenschafter aufgeban

als im Jahre 1884 die Vubentruthia vorübergehend aus dem A.D.C. austrat.

Die heilige
So. po
station.

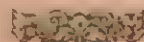
Von den Corps hatten die Onoldia und die Baruthia dauernden Bestand. Durch austretende Mitglieder der Onoldia wurden 1840 die Bavaria hellblau-weiß-dunkelblau und 1875 die Rheinania hellblau-weiß-rot gegründet.

Erlangen ist auch der Geburtsort des Wingolf, dessen Entstehung aus der Altkorpsburschenschaft schwarz-gold-schwarz wir an anderer Stelle (S. 125) verfolgt haben.

Außer den bereits genannten studentischen Korporationen existieren außerdem in Erlangen die zum V.C. gehörige Turnerikhaft Frisia, gestiftet 1887 mit den Farben braun-weiß-blau, und die 1875 gegründete Pharmacia mit den Farben schwarz-weiß-grün. Schwarze Verbindungen mit bedingter Satisfaktion sind der Studentengesangsverein und der A.T.V. Teutonia. Außerdem giebt es zwei farbetragende katholische Verbindungen die beide 1892 entstanden sind: die Rheinania blau-weiß-schwarz und die Gothia braun-gelb-blau, sowie einige andere studentische Vereinigungen.

Allgemeiner
Charakter von
Erlangen

Erlangen wird neuerdings von den Studenten recht gern aufgesucht. Seine Vörozahl ist in den letzten zwanzig Jahren von 400 auf über 1000 angewachsen. Die freundliche Umgebung hat das übrige dazu gethan. Über den Berg führt der Weg zu der berühmten Stempfermühle. Bald ist die tränkliche Schweiz erreicht und bei frohlicher Wanderschaft über Berg und Thal werden Herz und Auge vom Bucherpaub wieder klar gemacht; wer sich dagegen lieber in das Leben der Vorzeit versenkt, der sucht die ehrwürdigen Mauern der alten deutschen Kulturstätten auf, das benachbarte Nürnberg oder Bamberg. Von der Kaiserstadt Erlangen aber und dem Leben und Treiben in ihr gilt wohl noch heute das was ein alter Erlanger in seinen Jüngen und Zuständen aus dem Erlanger Studentenleben zur Säkularkaiserfeier der Universität 1845 sagte: 'Anderer größere Universitäten mögen an Vielseitigkeit in der Belegung der wissenschaftlichen Fächer, an Umfang und Reichthum der Sammlungen und an Glanz und Reizen der äußeren Lebensrichtungen das niedliche Erlangen übertreffen, dafür hat Erlangen in seinem bescheidenen Dasein andere Vorzüge, und wer Anlage, Eifer und Ausdauer mitbringt, der kann auch hier zum thätigen Mann und seiner Zeit genügenden Staatsbürger sich ausbilden.'





1780.

vor ihnen.
 Sag das verheißene Ziel, abgestrichen, was mit dem Landes
 Perle, von Linden umrandet, die hiesige Münster
 (Bamberling, König von Sion.)

In Münster hatten unter dem Domherrn Gottfried von Raesfeld, demselben, der durch sein hochherziges Testament der Begründer der bekannten Paulinischen Bibliothek geworden ist, am Ende des 16. Jahrhunderts die Jesuiten ihren Einzug gehalten. Durch emsigen Fleiß bemächtigten sie sich der gesamten Unterrichtsanstalten, insbesondere der schola Paulina, die sie in das Gymnasium Paulinum umwandelten, und hatten bereits 1629 den Erfolg, daß Papst Urban VIII. ihre philosophisch-theologische Lehranstalt den damaligen Universitäten gleichstellte und ihr auch das Recht erteilte, den Titel eines Baccalaureus, eines Licentiaten und eines Magisters zu verleihen. Im folgenden Jahre bewilligten die Landstände die erforderlichen Mittel *Vorgeschichte.* zur Errichtung einer juristischen und einer medizinischen Fakultät, und Kaiser Ferdinand II. erteilte der Anstalt das Universitätsprivileg. Aber der damals Deutschland verheerende 30jährige Krieg verhinderte die Gründung der geplanten weisfälischen Landesuniversität. Die Jesuiten ließen jedoch den wissenschaftlichen Unterricht nicht zu Grunde gehen; sie unterhielten die philosophisch-theologische Lehranstalt weiter, und im 18. Jahrhundert gelang es ihnen, auch ein Collegium medicum und eine juristische Fakultät ins Leben zu rufen. Außer diesen Schöpfungen, die den Grundstock der späteren Universitäts-Akademie bilden konnten, verdankt diese den Jesuiten insofern ihre Entstehung, als zu ihrer Gründung die Güter des 1773 aufgehobenen Ordens, zu dem sogenannten Studienfonds vereinigt, verwandt wurden.

Das Verdienst, die Universität geschaffen zu haben, gebührt dem damaligen münsterischen Minister, Domherrn und Generalvikar Friedrich Wilhelm Franz Freiherrn von Fürstenberg, der den bekannten Ausdruck gethan hat: „Menschen bilden bleibt alle Zeit die wichtigste Staatsangelegenheit“. Noch in demselben Jahre (1773) wurden die Statuten der neuen Lehranstalt sowohl von Papst Clemens XIV wie von Kaiser Joseph II. bestätigt. Nach



Grundriss.

Photographie A. Bunt, Mainz

Die neue Akademie.

Die
Universität

Beendigung der erforderlichen Vorarbeiten konnte am 16. April 1780 die kaiserliche Einweihung erfolgen. Die Zahl der Schüler war nicht gerade groß, durchschnittlich gegen 500, und unter den Lehrern waren keine hervorragenden Gelehrten. Dennoch aber wirkte die Akademie, seit 1780 in einem neu errichteten, ausreihenden Gebäude, als eine gute Lehranstalt, bis die Stürme der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege über sie dahinströmten und sie ihrem Untergang zuführten. In den handschriftlichen Nachrichten von 1815 heißt es von der Universität Münster, sie sei ein vollkommenes Mittelding zwischen Gymnasium und Universität, aus dem nur katholische Theologen ihre Ausbildung erhalten konnten; es fehle in Münster so ganz an äußeren Kennzeichen der Universität, daß Fremde Jahre lang dort weilen konnten, ohne die Erläuterung einer Universität zu ahnen.

Die
Akademie
unter
Preussischer
Herrschaft.



Panorama

In dem genannten Jahre kam Münster, das bereits 1805 durch den Reichsdeputations-Hauptbeschluss säkularisiert worden war, nach dem Wiener Frieden endgültig an die Krone Preußen. 3 Jahre später wurde die Universität von dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg wegen ihrer „Auslosigkeit“ aufgehoben. Die philosophische und die theologische Fakultät blieben bestehen und bilden seitdem die heutige Akademie Münster. Ihre erst 1855 fertiggestellten Statuten stellen die Akademie in ihren Rechten und auch in ihren wissenschaftlichen Befugnissen weit unter die übrigen Universitäten, auch insofern bildete sich ein gewisser Gegensatz zwischen der preussischen Regierung und der Studienanstalt heraus, als mit ihr der Protestantismus dort einzudringen suchte, dem sich indes die erkatholische Anstalt mit echt westfälischer Hartnäckigkeit widerriecht.

Die beiden Fakultäten der Akademie sind, was die Lehrkräfte anbelangt, gut besetzt, und die Zahl der Studierenden hat durchschnitlich stets gegen 400 und mehr betragen. In den Kriegen von 1806 und 1870/71 hat die Lehranstalt denselben patriotischen

Anteil genommen wie die anderen Universitäten. Bald nach der Gründung des deutschen Reichs begann dann der sogenannte Kulturkampf, der in dem katholischen Westfalen die Gemüter tief erregte, auch die Akademie unterließ nicht, zu wiederholten Malen bei gegebenen Anlässen ihre Sympathie für die katholischen Geistlichen zu zeigen.

Das studentische Leben Münsters steht in dem Zeichen der katholischen Studentenvereine, von denen die am 17. Dezember 1847 gestiftete Sauerlandia blau-weiß-grün der älteste ist. Der Kartellverband der katholischen Studentenverbindungen ist durch die seit 1875 bestehende Saxonia rot-weiß-grün vertreten, während die Germania gegründet am 7. März 1864 ihre Farben rot-weiß-schwarz nicht trägt. Corps und Burschenschaften giebt es bisher in Münster nicht, doch wird das stolische Wappenhandwerk von der Landsmannschaft Wbenantia, der Turnerschaft Franconia und einigen freischlagenden Verbindungen gepflegt. Die Wbenantia rot-weiß-schwarz, weiße Mützen besteht seit 1850, die suspendierte Bueufalia dunkelrot-weiß-schwarz, die vorübergehend dem Goslarer C C angehört hat, ist schon am 19. November 1849 gestiftet worden. Die jetzt zum V C gehörende Turnerschaft Franconia violett-weiß-rot hat seit ihrer Gründung im Jahre 1878 eine wechselvolle Laufbahn durchgemacht: sie ist eine Burschenschaft, Goslarer C C-Ver-

Die Studenten
verbindungen

bindung und freie Land-
mannschaft gewesen. Mit
ihr steht im Pankverhält-
nis die freudlagende
Verbindung Teutonia
(Schwarz weiß grün), die
1887 als Pharmazenten-
verein gestiftet wurde.
Für die Gründung eines
Vereins deutscher Stu-
denten war in Münster
kein rechter Boden, wohl
aber giebt es dort einen
akademischen Gesangsver-
ein, einen Schwimm und
Ruderverein, sowie eine
Anzahl wissenschaftlicher
Vereine. Die meisten der
bestehenden Korporatio-
nen haben sich zum Zwecke

gemeinschaftlichen öffentlichen Auftretens zu einem Vertreter Convent zusammen-
geschlossen. Das Studentenleben Münsters leidet etwas unter der starken Garnison,
und naturgemäß haben es die Angehörigen der ihrem Studium und ihrer Vorbildung
nach etwas bunt zusammengelernten philosophischen Fakultät wie die katholischen
Theologen nicht zu einer besonderen Rolle in der Gesellschaft bringen können.

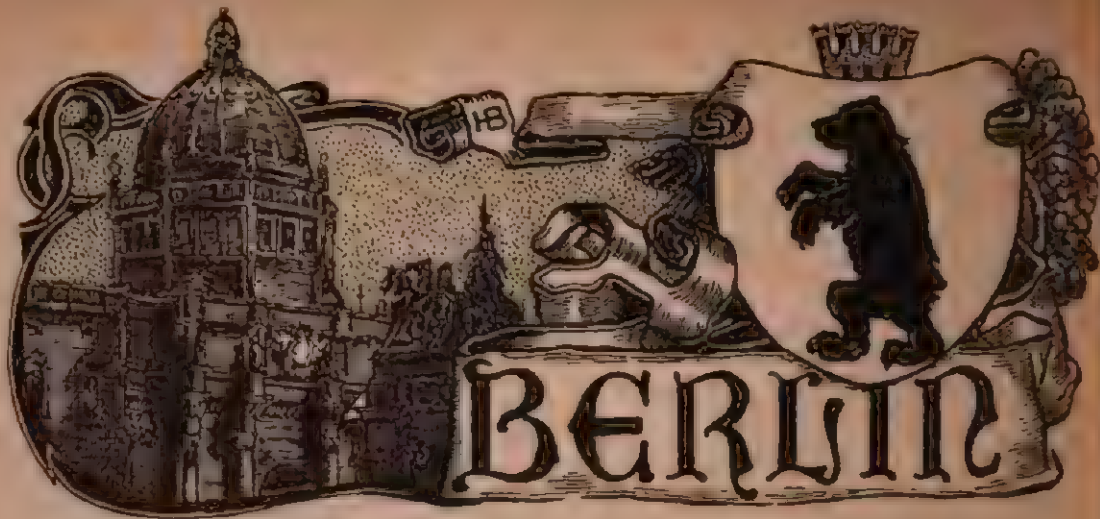
Im übrigen hat Münster, neben seiner Billigkeit noch eine Reihe anderer
Vorzüge aufzuweisen. Die Stadt ist als Hauptstadt der Provinz, obwohl sie von
manchen Städten Weisfalens an Einwohnerzahl und Regiamkeit des gewerblichen
Lebens übertrifft wird, doch der geistige Mittelpunkt des Landes der „roten Erde“.
Der eigenartige Reiz Münsters besteht in der Verbindung seines altertümlichen
Charakters, der sich in vielen herrlichen Bauten wie dem Rathaus, dem Dom u. a.
kundgiebt, mit dem schmucken modernen Gewande das es in den weiten grünen
Plätzen der Anlagen und in den blühenden Gärten der Vorstädte trägt. Die Um-
gebung trägt den Charakter des westfälischen Landes überhaupt. üppige, von weit
ausgedehnten Buchen und Eichenwäldungen umrahmte Kluren wecheln ab mit
langen Strecken westfälischer Heide, deren melancholische Poesie auf empfängliche
Gemüter einen bestrickenden Zauber ausübt.



Totalanblick.

Algenauer
F. arakht
der Blauße





1810.

Nun grüß ich dich, du künftige Stadt,
 Von hohen Schloßern ragt dein Dindem,
 Du hältst umarmt den König und sein Haus,
 In deinen Hallen wohnt des Landes Rat und Thron,
 Der Hände Geseh, der Deutlichkeit Geseh,
 Schwereit über die fern leuchtendes Panier
 Und stärket dir das Herz!

(Clemens Brentano, Kanate auf den 15. Oktober 1811)

Wie seiner Zeit Jena gegründet war zum Ersatz für das verlorene Wittenberg, so wurde die Gründung einer Universität in Berlin in Angriff genommen, nachdem durch die napoleonischen Eroberungen die Universität Halle dem Lande Preußen entrisen war. Der Plan ging von Hallenser Professoren, insbesondere Schmalz, aus und wurde von der Regierung lebhaft aufgenommen und gefördert, nicht zum mindesten von König Friedrich Wilhelm III. der auf den ihm darüber 1807 in Memel gehaltenen Vortrag erwiderte: „Das ist recht, das ist brav! Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“ Trotz dieses königlichen Wortes stieß die Gründung der Universität zunächst, wie es bei dem damals aufs tiefste gedemüthigten Staate erklärlich war, auf mancherlei Schwierigkeiten; die Einwohnerzahl Preußens war durch den Tilsiter Frieden auf etwa fünf Millionen herabgesunken, und seine Finanzen waren durch den überstandenen unglücklichen Krieg und die ihm auferlegte Kriegskostenentschädigung aufs heftigste erschüttert. Erst als im Jahre 1808 Wilhelm von Humboldt zum Chef der Gründung der Universität. Sektion für das Unterrichtswesen ernannt wurde, kam es zu einer thatkräftigen Förderung der Vorarbeiten, so daß schon am 16. August 1809 die Stiftungsurkunde der Universität in Königsberg Allerhöchst vollzogen werden konnte. Der Universität wurde das gegenüber dem nachmaligen Palais Kaiser Wilhelms I. und dem Opernhaus gelegene Schloß des Prinzen Heinrich und ein jährlicher Zuschuß von 57 000 Thlrn. zugewiesen.

Obwohl die offizielle Einweihung erst am 10. Oktober des folgenden Jahres stattfand, begannen die Vorlesungen sofort, und die Universität trat in ihr erstes Semester (W.-S. 1809/10) mit einem Lehrkörper von 54 Dozenten und 5 Sprachlehrern und mit 458 immatriculierten Studierenden.

Daß die Universität derartig schnell ihre Wirksamkeit entfalten konnte, lag daran, daß wissenschaftliches Streben in Berlin nicht erst aus dem Boden gestampft zu werden brauchte. Von den an der Universität und neben ihr heute bestehenden wissenschaftlichen Instituten fanden sich bei der Gründung bereits eine Anzahl vor; so die 1661 vom Großen Kurfürsten gestiftete, aus kleinen Anfängen schon damals

zu großer Bedeutung gelangte Königliche Bibliothek, der ihre an das Palais
 Kaiser Wilhelms I. anstoßenden Räumlichkeiten jetzt zu eng werden; ferner das 1710
 von Friedrich I. gegründete und 1785 erweiterte Charité-Krankenhaus, mit dem
 heute zahlreiche für die Ausbildung der älteren Mediziner wichtige Polikliniken in
 Verbindung stehen.

Berlins größte
 Bedeutung um
 1810.

Von Friedrich dem Großen war insbesondere die Sternwarte, das
 Chemische Laboratorium und der große Botanische Garten in Schönberg
 geschaffen. Ferner bestanden bereits das Anatomische und Zootomische Museum,
 das Zoologische Museum, die Sammlung von Gipsabgüssen und die von
 verschiedenen kunstreichen Merkwürdigkeiten u. a. m. Vor allem aber war es die
 Königliche Akademie der Künste und Wissenschaften, die Berlin, obwohl es
 bis dahin nicht Unversitätsstadt war, die unbestrittene Führerschaft auf dem Gebiete



Das Uhrenturmbauwerk um 1810
 Nach einer Zeichnung von Peter Zittel.

des geistigen Lebens im preussischen Staate bereits erobert hatte. Geegründet 1710
 auf Anregung von Leibniz durch den praktliebenden König Friedrich I., war sie
 unter dem sparsamen Friedrich Wilhelm I. zu einer société littéraire herabgesunken,
 die ein theatrum anatomicum und das als „Pepinière“ der Militärärzte noch
 heutigen Tages dienende collegium medico-chirurgicum unterhalten mußte, und
 wurde dann von Friedrich dem Großen als Académie Royale des Sciences et des
 belles lettres wiederhergestellt. In ihrem unweit der Universität Unter den Linden
 gelegenen Gebäude waren bereits seit dem siebenjährigen Kriege ständig öffentliche
 Vorlesungen über fast sämtliche wissenschaftlichen Gebiete gehalten worden, hier trug
 in der Zeit kurz vor der Universitätsgründung Hegel seine Wissenschaftslehre vor,
 hier hielt Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“. Naturgemäß waren es
 denn auch neben Hallenser Professoren Mitglieder der Akademie der Wissenschaften,
 mit denen ein großer Teil der Lehrkräfte der neuen Universität besetzt wurde.

Im Herbst 1811 wurde die Universität in Frankfurt a. O. aufgelöst und
 mit der Universität Breslau vereinigt; die Studierenden zogen aber zum weitaus
 überwiegenden Teile nach Berlin, wo sich infolge dessen das studentische Leben zu

nachst ganz entsprechend dem der alten märkischen Landeszuniversity: entwickelte
 Insbesondere sehen wir in Berlin sofort eine Landsmannschaft *Marschra*, wie
 sie mit denselben Farben (orange weiß in Frankfurt a. M. bestanden hatte und auch
 in Breslau entstand. Von anderen Landsmannschaften sind nachgewiesen die 1810
 gegründete Landsmannschaft der Mecklenburger, die *Vandalia*, deren Farben als rot
 gold oder schwarz rot angegeben werden, und die Landsmannschaft *Guelfalia*
 mit den damals überall von ihr getragenen Farben grün-schwarz-weiß, zu deren
 Mitgliedern gehörte der von Leipzig relegierte Theodor Körner.

Die ersten
 Landsmann-
 schaften

Für die etwas rauhen und unmaßenden Seiten der damaligen frankfurter
 Landsmannschaften war aber in Berlin kein rechter Boden und so kam es zu
 mancherlei unangenehmen Konflikten mit den Bürgern, dem Hof und den Juden.
 Auf der anderen Seite hatten die Landsmannschaften mit der in Berlin gerade zu
 jener Zeit entstehenden Burschenschaftsbewegung einen harten Kampf zu bestehen.

Die
 Burschenschaft
 Bruderschaft



Berlin von Tempelhof, 1800 gesehen.
 (Nach einem Bildnis aus dem 19. Jahre)

Nachdem der 1808 in Königsberg gegründete sogenannte „Tugendbund“ aufgelöst
 war gründeten Jahn und Friesen im Jahre 1810 den „deutschen Bund“. Beide
 betrachteten die damals florierenden Landsmannschaften als einen Ausfluß der „Volk-
 leinerei“ und planten, die sämtlichen Studierenden der Hochschule zu einer geschlossenen
 und organisierten Studentenschaft oder, wie sie es verdeutschten, zu einer „Burschen-
 schaft“ zu verbinden. Der von ihnen dem Rektor des Wintersemesters 1811/12
 fahnte, vorgelegte, oben S. 95 ausführlicher charakterisierte Entwurf einer „Ordnung
 und Einrichtung der deutschen Burschenschaften“ stieß aber auf so hartnäckigen Widerstand
 daß weder fahnte noch der 1812 zum Rektor gewählte Friesen der Bewegung Durch-
 bruch und allgemeine Anerkennung zu verschaffen vermochten. Doch hat sie zweifellos
 starke Wirkung gehabt, und die von ihr begeisterten Berliner Vandalen und nicht
 nur die Vorläufer, sondern auch, wie wir S. 95 gesehen haben zusammen mit den
 Jenseiter Vandalen die eigentlichen Begründer der Burschenschaft im späteren Sinne
 des Wortes gewesen. In Berlin kam es jedoch damals zu einer tatsächlichen Be-
 gründung einer solchen studentischen Allgemeinheit nicht und zwar infolge des Aus-
 bruchs der Befreiungskriege, der andererseits auch die sämtlichen Landsmannschaften
 zur Auflösung veranlaßte.

Glänzend bewährte sich damals der Gedanke Wilhelm v Humboldt's, der die zu gründende Universität Berlin zu einer „Bura und Bollwerk und einem Waffenplatz zum Widerstand gegen Napoleon“ bestimmt hatte. Im Februar 1815, als Berlin noch von den Franzosen besetzt war, lagen im Senatszimmer Freiwilligenlisten aus und kurze Zeit darauf strömten Lehrer und Studierende in Scharen ins Feld, insbesondere zum Sittow'schen Jägercorps, und die zurückgebliebenen Professoren ließen sich zu Hause im Landsturm ausbilden. Während des Jahres 1815 wurden 15 Vorlesungen gehalten vor einer Gesamtziffer von 28 Studenten, und Ähnliches wiederholte sich nach dem zweiten Aufruf zu den Waffen im Jahre 1817.

Die Berliner
Studentenliste
11. Jan. 1815.
Hilf-Listen.

Als nach Beendigung der Befreiungskriege die in ihrer Wirksamkeit so jäh unterbrochene junge Universität ihre Thätigkeit wieder aufnahm, war die Zahl der Studierenden zunächst stark gesunken, außer den 45 für das Vaterland auf dem Felde der Ehre Gebliebenen fehlte naturgemäß die große Anzahl derer, die ihren für fast drei Jahre unterbrochenen Studiengang nicht wieder aufnehmen konnten oder wollten. Aber schon 1817 wies die Universität bereits wieder 55 Dozenten auf und 942 Studierende. Wenn sich auch sofort nach den beiden Kriegen, 1814 wie 1816, die Landsmannschaften, insbesondere die Marchia wieder rekonstituiert hatten, so griffen doch die burschenschaftlichen Ideen weiter um sich und führten 1818 thatsächlich zur Organisation einer allgemeinen Studentenverbundung in dem „Burschenverein“, der sich allerdings, weil er nach Provinzen Landsmannschaften gliedert stimmte, von der „Allgemeinen Burschenschaft“ nicht unwesentlich unterschied, jedoch mit dieser in Verbindung stand und insbesondere auch auf dem jenaischen Burschentag vom 1. April 1818 vertreten war. Schon 1819 thaten sich indes die Landsmannschaften wieder auf, und die Burschenschaft nahm nunmehr die Stelle einer neben ihnen bestehenden ihnen im allgemeinen gleichartigen und gleichwertigen Korporation ein. Bald nachher, nach der Ermordung Kopebuus durch Sand, erfolgte die Auflösung der Burschenschaft sowie in Berlin von 1821 an - die Unterdrückung sämtlicher studentischen Korporationen. Dieser Zustand, die Zeit der sogenannten Demagogenverfolgungen, wahrte, da die burschenschaftliche Bewegung weiter gahrte und bei gegebenen Anlässen, insbesondere beim Ausbruch der Juli-revolution in Paris 1850 und gelegentlich des Hambacher Festes 1832 immer wieder hervortrat, bis zum Ende der dreißiger Jahre. Von Berlin wo Kampf, Tischbein und Dambach wirkten, gingen die Verfolgungen aus, und durch sie hat die Berliner Hausvoigtei, auf der auch Krug Rente lag eine traurige Verühmtheit erworben.

Die
Burschenschaft
von 1817.

Auflösung der
Korporationen.

Inzwischen war Berlin, das 1850 einen Lehrkörper von 121 Dozenten und eine Studentenschaft von etwa 1100 Höreern zählte, die bevölkerteste Universität Deutschlands geworden, es hatte München und Leipzig ja sogar Wien überflügelt. Sofort nach Beendigung des Krieges war der Ausbau der Universität, sowohl ihrer Verwaltung und Verwaltung wie ihrer Lehrthätigkeit eifrig gefördert worden, und fortgesetzt wurden indem die hervorragenden Gelehrten auf die Lehrstühle der Universität berufen. In welcher Blüte die Wissenschaften in Berlin gediehen waren, zeigen die Namen Schleiermacher und Marheineke in der theologischen, Kante, A. W. und Friedr. Schlegel, Fr. Aug. Wolf, Voß, Bopp, Sachmann, Karl Ritter in der philosophischen, Eichhorn, Niebuhr, Savigny in der juristischen Fakultät. In großartigem Maßstabe erfolgte die Erweiterung und Vermehrung der wissenschaftlichen Institute u. a. auch die Gründung der Universitätsbibliothek im Jahre 1829. Die Regierung Friedrichs Wilhelms IV. brachte eine weitere Förderung der Lehrmittel und Anstalten. Nachdem Eichhorn die Leitung des Unterrichtsvereins übernommen hatte, erfolgte die Berufung der Gebrüder Grimm, der Juristen Puchta, Gneist, Weiler, der Mediziner Langenbeck, Virchow, Graf v. Du Bois-Reymond, der Instruktor Konke Treitschke und Mommsen.

Blüte der
Berliner
Universität.

Das Jahr 1848 brachte mit seinen Stürmen über die Universität hinweg und rief eine gewaltige Erregung in der Studentenschaft hervor. Die Studenten

Das deren (schnell von etwa 400 bis auf 700 Mitglieder anwachsendes, von dem Professor
 Jahr 1847. Hecker befehligtes Corps einen Bestandteil der ins Leben gerufenen bewaffneten
 Bürgerwehr bildete, traten bei den Barrikadenkämpfen am 18. März im allgemeinen
 nicht gerade übermäßig hervor, insbesondere verlangte sich ihre im Grunde
 monarchische Stimmung auch damals nicht. Am 21. März überbrachte der Minister
 Graf Schwerin die an das Studentencorps gerichtete Einladung in die Universität
 aula, ihn bei dem für den Nachmittag geplanten Umritt durch die Straßen der Stadt
 zu begleiten. Mit Enthusiasmus wurde der Einladung Folge geleistet. Damit war
 jedoch das Fraternisieren zwischen den Studenten und den Arbeitern sowie den
 polnischen Gefangenen noch keineswegs beendet. Als am nächsten Tage die März-
 gefallenen begraben wurden, folgte in dem feierlichen Leichenzuge auch die Studenten-
 schaft in Wichs und die Professoren in Amtstracht. Allmählich jedoch gelangte
 Vernunft und Ruhe zum Siege, und bei den letzten Ausläufen der revolutionären



Die Universität um die Mitte des 19. Jhdts.

Bewegung waren bis auf wenige Wähler die Studenten nicht nur nicht beteiligt,
 sondern traten sogar für die Person des Königs ein. Sie schloßen insbesondere das
 vom Pöbel angegriffene Zeughaus und das für „National Eigentum“ erklärte Schloß
 des damaligen Prinzen Wilhelm.

Schon im W. S. 1848/49 verschwanden die bewaffneten Studenten, die
 früheren Zustände lehrten zurück, und die durch die unheilvollen Ereignisse des Jahres
 aufgelösten Korporationen schloßen sich wieder zusammen. Im Jahre 1850 war es
 der Marschia „orange weiß-gold“ die während der langen Verfolgungsjahre als
 Bielefeldtum Eichenbain vegetiert hatte, gelungen, sich zu dauerndem Bestehen zu
 rekonstituieren, und in demselben Jahre entstand die Neoborussia schwarz-weiß-rot.
 1842 wurde die Landsmannschaft Normannia (hellblau-silber-schwarz) gegründet,
 die noch heute als „Lebenslandsmannschaft“ und als eine der angesehensten unter der
 Berliner schlagenden Korporationen besteht. Von ihr hat sich 1855 das Corps
 Normannia dunkelblau-silber-schwarz abgezweigt, das seitdem ebenfalls ohne Unter-
 brechung fortbestanden hat. Nach 1848 finden wir außer der genannten Neoborussia
 die für kurze Zeit suspendiert gewesene Marschia, ferner die 1845 gestiftete Gueypatria
 jetzt grün-weiß-schwarz, die Vandalia gestiftet 1851 mit den Farben dunkelrot-

weiß-grün in wechselnder Stärke, mit ihnen fortgesetzt und zwar meist auf Säbel fectend die Landsmannschaft Normannia, ferner den seit 1845 bestehenden Wingolf (schwarz-weiß-gold). Eine 1848 gegründete Burschenschaft Teutonia bestand mit ziemlich schwacher Mitgliederzahl nur bis 1855, auch eine bald danach gegründete Arminia erfreute sich keiner Dauer. 1859 wurde die Brandenburgia gegründet mit den alten Burschenschaftsfarben schwarz-rot-gold, sie hat ihren Namen vielfach geändert und bestand noch bis vor kurzem in der



Die königliche Volkshochschule um 1810.

A. D. C. Burschenschaft Arminia mit den alten Farben nennt sich aber jetzt Palast Teutonia und trägt rot-weiß-schwarz. Die bisher genannten Korporationen sind die einzigen, die als Teilnehmer an der im Oktober 1860 veranstalteten 30jährigen Jubelfeier der Universität aufgeführt werden. 1862 wurde die Burschenschaft Germania schwarz-rot-silber, schwarze Sammetmützen gegründet, die in den ersten Jahren ihres Bestehens die politische Richtung der Burschenschaft richtig vertrat und daher großen Anhang gewann, denn inzwischen war die sogenannte Konfliktzeit angebrochen, und die Opposition fand in den studentischen Kreisen reichliche Unterstützung. Erst nach dem glorreichen Kriege von 1866 trat hierin ein Umkehrung ein, und als es 1870 zum Kampfe gegen den Erbfeind ging war von einem Oppositionsgeist nichts mehr zu spüren. Damals konnte König Wilhelm mit Bezug auf die Berliner Studentenschaft bewundernd und staunend sagen: „Das ist ja ganz wie 1815.“

Die Zahl der Studierenden war im W. S. 1870/71 auf 2155 gestiegen, die der Dozenten auf 168. Nach einer Abnahme während der Jahre 1872/73 ist die Zahl der Immatrikulierten stetig gewachsen. Sie belief sich im W. S. 1880/81 auf 4107, im W. S. 1896/97 auf 5620, und hat jetzt die stattliche Höhe von 6478 erreicht. Zu den Studierenden kommen noch 500 Angehörige der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen, die 1895 aus der Verschmelzung der medizinisch-chirurgischen Militärakademie mit dem Kgl. Friedrich-Wilhelms-Institut entstand; außerdem mehrere tausend Hörer und etwa 400 Gastzuhörerinnen. Die Zahl der Dozenten beträgt jetzt etwa 550. Ihre Namen geben an Verühmtheit den oben genannten zum Teil nichts nach; so wirkten in den letzten Jahrzehnten und wirken zum Teil noch, um nur einige Namen zu nennen: Curtius, Droyen, Weber, Helmholtz, Schmoller, von Bardeleben, Leyden, von Bergmann, Waldeyer, Rob. Koch; Bruns, Hirschius, Dernburg, Goldschmidt. Die Zahl der Institute und Seminare — von denen das seit 1886 bestehende Orientalische Seminar besonders hervorgehoben zu werden verdient — geht weit über 50 hinaus. Sie liegen meist im Norden der Stadt. Und hier, jenseits der Weidendammer Brücke, liegt denn auch das eigentliche Studenten-

Die Korporationen um 1810.

Frequenz und Lehrkörper.

Das Studenten-viertel.

häufiger wohl in einem der kleineren gemüthlicheren Lokale wo ihm der Trank von der Hand mehr oder weniger schöner Kellnerinnen kredenzirt wird. Als Lokal für den Dämmerkloppeln sind dann die ebenfalls in der Friedrichstraße gelegenen geistigen Musikanten mit Damenbedienung und „Damenkapellen“ beliebt. Theater und Konzerte bieten dem Studierenden erhebliche Preisermäßigungen, und namentlich der junge Student thut gut an Abenden wo er nicht durch Familienverkehr oder seine Verbindung in Anspruch genommen ist. Hiervon recht ausgiebigen Gebrauch zu machen. Denn bei der Vorzüglichkeit des Gebotenen wendet er so seine Musestunden besser an als wenn er sich in den Studel solcher großstädtlichen Vergangungen würgt wie in die Balllokalen, Bars, Grill Rooms und andere Einrichtungen erotischen Charakters bieten, deren Besuch in der Regel einen nicht bloß durch die Leere des Geldbottels veranlaßten „Moralischen“ hinterläßt. Glücklicherweise neigen unsere Studenten im allgemeinen wenig zu diesen Genüssen, die sie neidlos ihren ausländischen „Kommitonen“ überlassen, wer sich zu dem „ewig Weiblichen“ hingezogen ruht und Gelegenheiten, seine Tanztast in den billigeren und harmloseren Lokalen der Vorstadt in Halensee bei Schraamm in Wilmersdorf, bei „Kreideweiß“ auf dem Tempelhofe feld und anderswo zu betheiligen. Ueberhaupt ist das Berliner Univeritätsleben bei dem minimalen Kredit den der Student genießt durchaus nicht etwa teuer, nirgends kann man, wenn man will oder muß sich so billig einrichten und dabei doch vergnügt leben wie in der großen Stadt.

Berlin im Sommersemester ist etwas verdorren wegen der Hitze und des Staubes die dann den Aufenthalt auf dem Berliner Pflaster weniger geeignet machen, aber diese Nachteile werden reichlich aufgewogen durch die nähere und weitere Umgegend Berlins deren Vorzüge draußen im Lande, wo man noch immer von des „heiligen Römischen Reiches Streumandbäcke“ spricht viel zu wenig bekannt sind. Unmittelbar vor dem Brandenburger Thor liegt der bei gutem Wetter von Reitern, Wagen und Spaziergängern wimmelnde Tiergarten, mitten hindurch weht sich die von Radfahrern belebte Charlottenburger Chaussee an der polytechnischen Hochschule und dem Charlottenburger Schloß mit seinem herrlichen Park und dem

berühmten Mauolemn vorbei nach der Jungfernhede und weiter nach Spandau oder Tegel. Das Weiße, Smarcks, der nicht minder prächtige und belebte Kurfürstendamms, führt zu dem beliebtesten Ausflugsort Berlins in den Grunewald; von da aus gelangt man über Schlachtereue und Wannsee durch die mächtigen Waldungen und an den blinkenden Babelstern vorbei bis nach Potsdam. Dadurch seine hebliche Lage und den Reiztina an Sehenswürdigkeiten zu immer neuen Besuchen einlädt. Andere freie Sonntage oder dies academici kommt der Student zu Tages-touren auf der Bahn oder dem Rad um die weitere Umgegend Berlins den Spreewald oder die um das allehrwürdige Kloster Chorin gelegene sogenannte Märkische Schweiz kommen zu lernen.

Aber die hulle edler und minderwertiger Genüsse ist es nicht die das eigentliche Charakteristikum des Berliner akademischen Lebens ausmacht, ebenso wenig, wie es Babelstern war, die Reichshauptstadt etwa als ein modernes Babylon, als ein einziges riesigen lattes Vergnügungs Etablissement zu be-



Die Universität in Berlin

trachten unter welchem Gesichtspunkt es ja freilich mancher Fremde beurteilen mag. Im Gegenteil Berlin ist eine Stadt ernst, unter höchster Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte rastlos verrichteter Arbeit. Keine andere deutsche Stadt zählt so viel gewerblichthätige Personen wie die Metropole und nahezu zahllos sind die verschiedenen Zweige der eisenbarten industriellen Thätigkeit die in dem märkischen Sande mit zäher Kraft Wurzel geschlagen hat. Schon im äußeren Ansehen der Stadt prägt sich dies aus freilich nicht gerade



Das auch d. Weidm. Jnt. 111

in dem vornehmen Villenviertel des Westens oder Unter den Linden und auf der Friedrichstraße wo an jeder Ecke ein Bierpalast steht, wor das arbeitame Berlin leben will muß es in den großen Geschäftszentren am Hansvogelplatz, Melkenmarkt und Alexanderplatz, oder in den Fabrikgegenden des Ostens und Nordens aufsuchen. Hier tritt uns in Wahrheit das rastlose Erwerbsleben Berlins entgegen hier ragen die dampfenden Schornsteine von über 3000 Fabriken empor, und ein Arbeiterheer von mehr als 1000000 Köpfen ist in diesen Werkstätten der Millionenstadt thätig nicht emacredner die Angestellten der zahllosen kaufmännischen Unternehmungen

Natürgemäß konnte diese gewaltige Anspannung aller Kräfte, dieses rastlose Schreien und Schaffen wodurch Berlin sein eigenartiges Gepräge erhält nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung auch des akademischen Lebens bleiben. Überhäumende Jugendfreude, die Bewahrung altüberlieferter akademischer Bräuche und Anschauungen alles das konnte inmitten des häuenden Erwerbslebens der Millionenstadt keinen rechten Boden finden. Auch der Student hat hier etwas von der Physiognomie und dem Wesen der Weltstadt angenommen, sein Leben hat im Grunde einen nüchternen ernsthaften Ansich erhalten. Wei tagaus, tagen im Gemische der Großstadt steht, das Rauschen des beständig waachenden Verkehrs um sich herum hört die Jagd nach Erwerb das sorgenvolle Mühen um das schwer zu erhaltende Brot mit anseht und so einen Einblick erhält in den weitverzweigten Organismus unseres wirtschaftlichen Lebens; der kann an dem Zuge der Zeit nicht gleichgültig vorbeiziehen, er wird viel mehr mit fortgerissen in den Bann rastiger Arbeitanken und angeporent auch seine Kräfte als ein Lernender und Mitwirkender im wissenschaftlichen, politischen und sozialen Leben zu erproben und zu betätigen

Dies alles äußert sich bei dem Berliner Studenten in verschiedener Form. Im allgemeinen Ausnahmen giebt es natürlich auch hier zeigt sich bei ihm ein ernstes zielbewusstes Arbeiten auf seinem wissenschaftlichen Gebiete das schon mit dem ersten Semester einsetzt. Bei allen Vergnügungen die sich der Student selbst verständig auch hier gönnt, wird doch der Hauptzweck des Universitätsbesuchs nicht vergessen und selbst bei den Korporationsstudenten und hier die Fälle selten wo erst einige Semester mehr oder minder um die Ohren geschlagen werden, ehe es an das Studieren geht. Schon der junge Student nicht und findet daher hier Aufnahme in die Seminare, wo er unter persönlicher Anregung des Lehrers selbstständig auf seinem Fachgebiete zu arbeiten lernt. Ein weiteres Anzeichen für dieses ernsthaften Streben und feste Interesse am Studium bilden auch die zahlreichen Fachvereine, in denen sich die Studierenden zusammenschließen um nicht bloß Gevelligkeit zu pflegen sondern sich auch in wissenschaftlicher Beziehung gegenseitig zu

Das Bild
BerlinsDas Bild
Berlins
Lebens

fördern. Aber es bleibt nicht bloß hierbei, das Interesse des Berliner Studenten greift über das enge Gebiet seines Fachs hinaus und umspannt das gesamte wirtschaftliche und politische Leben. Nirgends dürften daher nationalökonomische Vorlesungen stärker bejudet werden als hier, wo die eigentlichen Studierenden der Volkswirtschaft zumißt nur den kleineren Teil der Hörer ausmachen. Das große Interesse gerade an diesen Dingen bezeugt sich auch in der politischen Färbung verschiedener größerer Vereinigungen und in der Gründung sozialwissenschaftlicher Vereine, sowie endlich in dem Besuch öffentlicher Versammlungen, die sich mit sozialpolitischen Fragen befassen.

Die Berliner
Studentenschaft.

Die geschilderten Verhältnisse bringen es mit sich, daß der größte Teil der Studentenschaft den Anschluß an eine Korporation mit ihren vielerlei Anprüchen an Zeit und Mittel des Einzelnen nicht sucht, und daß die Hinkenschaft in Berlin zu ganz besonderer Blüte gelangt ist. In jüngerer Zeit hat sie sich „organisiert“, und zwar in einer Reihe von Abteilungen, die teils nach wissenschaftlichen teils nach Unterhaltungszwecken geschieden sind, teils körperlichen Übungen dienen. Das Bestreben dieser modernen Bewegung geht dahin, jedes korporativ-studentische Leben zu vermindern, indem sie die „Entfaltung eines neuen studentischen Lebens auf individueller Grundlage“ verbunden mit einer „zeitgemäßen Reform des Ehrbegriffes“ als Parole ausgiebt. Die Versuche, eine derartige, die ganze Studentenschaft umschließende Organisation zu bilden scheitern indessen schon an der großen Zahl der Berliner Studentenschaft und an ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung. Selbst die Veranstaltung gemeinsamer Festlichkeiten und Kundgebungen ist stets mit den größten Schwierigkeiten verbunden gewesen, obwohl hier die Bemühungen des 1880 gegründeten Vereins deutscher Studenten, dessen nationale Tendenz an anderer Stelle (S. 150) eingehend gewürdigt ist, vielfach von Erfolg gekrönt gewesen sind und manche schöne patriotische Feier zu Stande gebracht haben. Der früher bestehende mündische Anschluß, in dem die einem wulstigen Studententum abgeneigten Elemente ausschließlich die Leitenden waren, ist vor mehreren Jahren durch die akademischen Behörden aufgelöst worden; auch gegen die Bildung sozialwissenschaftlicher Vereinigungen, die oft nur als bloßer Deckmantel für politische, vor allem sozialdemokratische Tendenzen dienen sollten, ist von seiten der Behörden eingeschritten worden.

Die Korporationen.

Das beste Gegengewicht gegen die Auswüchse unedelscher und unstudentischer Bestrebungen bieten die Korporationen, die, obwohl sie, wie gesagt, in Berlin nicht die Rolle spielen wie in kleinen Universitätsstädten oder wie in Leipzig und München, doch sehr zahlreich und in den verschiedensten Nüancen vertreten sind. Zum S.C. gehört außer den bereits erwähnten Märkern, Normannen, Vandalen und Westfalen noch die 1870 gestiftete Borussia schwarz-weiß. Der D.C. ist abgetrennt von den beiden erwähnten, der Germania und Armenia, vertreten durch die Allemannia (blau-silber-hellrot), die Franconia (schwarz-gold-hellrot), die Hovellia (grün-silber-rot), die 1877 als Verein Preussischer Gymnasialabituirenten gestiftete Primislavia (rot-silber-blau), die früher dem Goslarer C.C. und dann dem Coburger L.C. angehört hatte, und die Saravia (silber-carmoisinrot-grün). Von den Landsmannschaften ist die Normannia als die älteste bereits erwähnt worden, von den übrigen Landsmannschaften gehören jetzt nur noch drei, die Masatia (hellrot-gold-hellblau), die Guelclunia (grün-rot-gold) und die Spandonia (weiß-blau-gold) zum Coburger L.C., während die 1808 gestiftete Thuringia (dunkelblau-gold-rot), die aus dem 1871 gestifteten Verein schlesischer Studierender hervorgegangene Palato-Silezia (orange-silber-rot) und die Brandenburgia (violett-weiß-gold), aus dem L.C. ausgeschieden sind. Turnerschaften im V.C. sind die Borussia (schwarz-weiß-grün), die Obenania (blau-weiß-rot) und die Markomannia (rot-grün-gold). Von sonstigen Korporationen, die alle aufzuzählen zu weit führen würde, seien als die ältesten hervorgehoben die 1859 gestiftete Theresia (dunkelgrün-weiß-weißblau) und die 1872 gegründete Marchia (blau-gold-rot), die beide unbedingte Satisfaktion geben. Schwache Verbindung mit bedingter Satisfaktion ist die akademische Steder

tafel, die schon seit 1856 besteht. Älter noch ist außer dem schon erwähnten Wingolf der im W.S. 1852/53 als katholischer Leseverein gestiftete katholische Studentenverein Ascania, zum Kartellverband der katholisch-deutschen Studentenverbindungen gehört die 1875 gestiftete Suevia (schwarz-gelb-blau).

Obwohl die genannten Verbindungen, von denen die meisten an der Pflege des traditionellen deutschen Studententums festhalten, beim „Antanz“ vor der Universität und Sonntagsmittags Unter den Linden, besonders in der Keilzeit, ein starkes Kontingent buntbemühter Studenten ausbieten, sind sie es doch nicht, die dem Berliner akademischen Leben seine Signatur verleihen. Berlin ist vor allen anderen Hochschulen „Arbeitsuniversität“, und nur durch rastlose Arbeit ist hier die Wissenschaft zu einer Höhe gestiegen, die der deutschen Reichshauptstadt den ersten Platz unter den Universitäten der Welt verschafft hat. Möge sie diese Höhe durch deutschen Fleiß und die sprichwörtlich gewordene deutsche Gründlichkeit bewahren!





1811.

So g'it der d. 11. Febr. 1797. 700.
 Wien oder Stadt ist die Erde 100.
 Ich bin Credit 11. und ich an der 100.
 Du wirst's gewiss nicht recht an.
 Die zu denen Zeiten das. 1800. und
 (Was dem Jubeljahr 1811. 1811.)

In Breslau wurde auf Verlangen der sogenannten Breslauer Humanisten und auf Witten des Rates der Stadt bereits im Jahre 1507 eine Universität gegründet und der Stifnungsbrief am 20. Juli d. J. vom Könige Wladislaus in Wien vollzogen. Erwähnt wird darin die wunderbar glückliche Lage der Stadt, die besondere Schönheit ihrer Häuser und Prachtgebäude und die wohlhabendste Art ihrer Bürger, wodurch sie wohl leicht alle Städte Deutschlands übertriffe. Breslau ist an Einwohnerzahl und Bedeutung die zweitgrößte Stadt Preussens, war schon im

Mittelalter eine der bedeutendsten Städte ganz Deutschlands, es beherrschte den Handel nach Polen und erfreute sich eines außerordentlichen Wohlstandes und, was damit stets verbunden zu sein pflegt, einer großen geistigen Neglamkeit seiner Bürger, unter denen die Juden schon früh einen erheblichen Bepandteil bildeten.

Die damals geplante Universität ist trotz des Wohlwollens der Bürgerschaft niemals in Wirklichkeit getreten, aus Gründen, die bisher nicht erschöpfend aufgeklärt sind. Ein Jahrhundert später nahmen die Jesuiten, die ihre dortige Schule schon im Jahre 1689 auf einen Versuch von 402 Schülern gebracht hatten den Plan der Gründung einer Universität wieder auf, und besonders der Pater Dr. Friedrich Wolf von Eudymhaimen that energische und geschickte Schritte, um die Anstalt zu einer Universität auszubauen. Gleichwohl fand ihm jetzt der hartnäckige Widerstand von Rat und Bürgerschaft entgegen, denn Breslau war eine durchaus lutherische Stadt geworden. Indes dem geschickten Vorwachen Wolfs gegenüber waren die Tumulte der Bürger, die feierlichen Proteste des Rats sowie die Absendung einer Deputation an den Kaiser in Wien erfolglos. Am



Das Rathaus

bevollzogenen napoleonischen Kriege war ihr Bestand im Jahre 1811 auf 126 Studierende gesunken und auf ein Kollegium von 15 Professoren.

Verbindung
mit der
Frankfurter
Universität

Eine gleiche Anzahl von Professoren für ihre sämtlichen vier Fakultäten zusammen hatte damals die Universität Frankfurt a. O. aufzuweisen, was hinreichend ihren damaligen niedrigen Stand kennzeichnet. So war es erklärlich, daß die im Herbst 1811 erfolgte Vereinigung der Diadrina mit der Leopoldina für die letztere

keinen großen materiellen Zuwachs bedeutete, das Vermögen der Frankfurter Universität, das auf die Breslauer übertragen wurde, war sehr gering, und in wissenschaftlicher Hinsicht fand überhaupt keine direkte Bereicherung statt, da von den Frankfurter Professoren keiner nach Breslau überiedelte, und auch die Studierenden nur zum kleinen Teil dahin gingen, zum überwiegenden Teil dagegen die neugegründete Universität Berlin bezogen.

Indirekt und moralisch war indessen die Erweiterung für die Breslauer Universität von der allergrößten Bedeutung. Abgesehen davon, daß in Breslau nimmlich der für unaufrührbar gehaltene Gedanke einer patriotischen Universität verwirklicht wurde, die weder katholisch noch protestantisch war, sondern ohne einen bestimmten geistlichen Charakter zwei theologische Fakultäten aufwies, trat erst nach dieser Verschmelzung, die am 3. August 1811 von König Friedrich Wilhelm III. vollzogen wurde, die Diadrina-Leopoldina oder mit ihrem offiziellen Namen die Universitas literarum Vratislaviensis in die Reihe der universitates im ursprünglichen Sinne des Wortes.

Diesmal wurde die Neugründung der Universität von

den sächsischen Behörden und der Bürgerschaft beifällig aufgenommen und begünstigt. Auch staatlicherseits wurden Mittel zu ihrer Reorganisation angewendet. Die Einkünfte beider Universitäten, die zusammen gegen 70000 Thaler betragen hatten, wurden auf das Doppelte erhöht und fortgesetzt allmählich gesteigert. Noch im ersten Jahre wurden das zoologische Museum und der botanische Garten begründet, sowie die königliche und Universitäts-Bibliothek eingerichtet. Mit einem Lehrkörper von



Die Diadrina Leopoldina 1811.

Die Diadrina Leopoldina 1811.

45 Dozenten und 8 Lektoren und einer Studentenschaft von 298 Immatrikulierten trat die neue Universität die am 19. Oktober 1811 feierlich eröffnet wurde, ins Leben. Die Zahl der Hörer verdoppelte sich in 10 Jahren und erreichte nach weiteren 10 Jahren mit über 1000 Studierenden bis auf weiteres ihre höchste Frequenz.

Auch in Bezug auf das sogenannte akademische Leben trat Breslau erst nach der Vereinigung der beiden Universitäten in die Reihe der anderen. Nach dem Jenenser Comment wird sie seit Michaelis 1811 als heneuzig anerkannt, d. h. ihr Besuch wurde dem Burschen auf sein akademisches Alter angerechnet. Wie nach Berlin, so wurde auch nach Breslau das Verbindungswesen von Frankfurt a. O. her übertragen, und so sehen wir schon im W.S. 1811/12 in Breslau die Kränzchen oder Landsmannschaften der Märker (orange weiß), Schlesier (hellblau-weiß) und Preußen (schwarz-weiß). Die beiden letztgenannten trugen außer ihren Farben noch die (polnische) rosenrote Masche, das gemeinsame Abzeichen aller Breslauer Studenten. Daneben gab es, der Zeitströmung entsprechend, die mit Barock und Schmürrock geschmückten Altdeutschen, die das Turnen zu ihrem Prinzip erhoben.

Durch die Freiheitskriege wurde alles studentische Leben jäh unterbrochen, denn Breslau war zum Mittelpunkt der Ereignisse geworden. Schon Ende Januar 1815 war der Hof hierher verlegt worden, und von hier erging am 12. März der „Ausruf an mein Volk“. Anfang Februar hielt der Professor Steffens eine von glühender Begeisterung erfüllte Rede an die Studierenden, die scharenweise in das Heer, besonders in die Freicorps, eintraten und aus den Hörsälen ins Feld zogen.

Nach Beendigung der Freiheitskriege 1815 schlossen sich zwar die Verbindungen wieder zusammen, aber jetzt von weiteren Anschauungen und besserer Stimmung beherrscht. Die Silesia et Marchia conjuncta bildeten 1815 das Corps Teutonia (schwarz-rot-weiß), das damals allein bestand und von der ganzen Studentenschaft in seiner führenden Rolle anerkannt wurde. Der polnische Teil der Studentenschaft schloß sich an die mit der Teutonia im Kartell stehende Polonia an. Bald machten sich auch hier die Bestrebungen geltend, die damals überall zur Gründung von Burschenschaften führten, das Bestreben der Freien und Nonnen, sich von der Herrschaft der Corps zu emanzipieren und insbesondere deren Waffenmonopol zu brechen. Die Teutonia folgte dem Zuge der Zeit, sie wurde 1817 mit den Farben schwarz-rot-gold in eine Burschenschaft umgewandelt, der jetzt alle Nonnen deutscher Nationalität als vollberechtigte Mitglieder angehörten. Sie blieb indes im wesentlichen die auf landsmannschaftlicher Basis beruhende korporative Organisation der Studentenschaft. Auch die Polonia konnte sich den in der Luft liegenden Ideen nicht entziehen und nannte sich polnische Burschenschaft.

Der Beitritt zu der in Jena im Herbst 1815 gegründeten Allgemeinen Deutschen Burschenschaft wurde abgelehnt. Bald nachher im November 1815 nachdem die Altdeutschen mit ihren auf Mensurverweigerung und auf Bildung eines allgemeinen Ehrengerichts gerichteten Bestrebungen die Oberhand erlangt hatten, erfolgte, wesentlich infolge der eingeleiteten behördlichen Untersuchungen, die Auflösung der Burschenschaft. Aus ihren Trümmern bildete sich auf der einen Seite die Burschenschaft Arminia, die die alten Farben beibehielt, und auf der andern

Die erste
Landsmann-
schaften.

Die Teutonia.



Panorama



Das Nationalmuseum mit dem Turm des Jahres 1811.

1819 und
1820 die
11. vom
der 11. März

eingekerkert wird. Das gemeinsame Unglück trieb die deutschen Elemente zusammen, so daß sie bis 1820 in einer gemeinsamen Kneipverbindung zusammenlebten und gut mit einander auskamen. Schon 1820 schieden sich indes die Parteien wieder in die landsmannschaftlichen Schönäbtlinger und die burschenschaftlichen Blaubauser, die sich 1820 bereits wieder als Silesien und Borussia emporhoben, als Arminen andererseits konstituierten. Danach bestand seit 1822 eine Allgemeine studentische Studiertafel, der ursprünglich die Landsmannschafter und Burschenschafter nebeneinander angehörten, die aber allmählich in einer selbständigen Korporation wurde und heute als Leopoldina mit den Farben blau-weiß-gold und dem Prinzip der unbedingten Saftigkeit besteht.

Bis 1819 galt in Breslau der Stofzkonvent, dann wurde er durch den Diebkonvent ersetzt, und zwar war, wie noch heute, der Glockenschläger die Conventwaffe. Die Mensur dauerte nur 6-7 Gänge. Die Ansprüche der Studenten die man aus Schloßern bezog und vorwiegend den mittleren Bürgerkreisen entstammten, waren bescheiden; ein Monatswechsel von 10-15 Thalern galt als Durchschnitt.

In den dreißiger Jahren folgten neue Unterdrückungen der im geheimen fortpflanzenden Korporationen, die sich wieder gegenseitig in Verrenkungen, einem ziemlich wüsten Ton einreihen ließen und nach dem Glücksspiel trübten. Erst 1837 wurde wieder eine neue Silesia, das noch jetzt existierende Corps, mit weiß-rot-blau-rosa gegründet, sein Verhältnis zu der sehr zahlreichen Burschenschaft Armina, die sich seit 1835 alte Breslauer Burschenschaft der Nazis nannte, war das denkbar schlechteste. Dazu kam ein fortgesetztes Aivalisieren der beiden Corps untereinander, das einem besseren Verhältnis erst reich, als nach vielen Zwischenfällen das Corps Lusatta mit den Farben blau-gold-rot gegründet wurde.

Inzwischen war die Zahl der Dozenten mit dem Ende der vierziger Jahre auf etwa 70 gestiegen, und die Zahl der Studierenden, die vorübergehend auf fast 600 gesunken war, betrug wieder gegen 400.

In der Bewegung von 1848 nahm die Studentenschaft lebhaften Anteil, die Studierenden bildeten innerhalb der organisierten Bürgerwehr ein Freicorps. Als im Frühjahr 1848 die Staatsbehörden ihr machtlos zeigten und der Magistrat zur Aufrechterhaltung der Ordnung einschreiten mußte, gehörte der von ihm eingesetzte Sicherheitskommission neben einem Schneidergesellen auch ein Studierender, Namens Horwitz an. Mit der Zunahme des demokratischen Charakters der Bewegung trat dann allmählich eine Reaktion ein, der Magistrat, am 20. März 1849 an dessen Barrikadenkampf die Studentenschaft ebenfalls beteiligt war, wurde kraftig unterdrückt und die Ruhe kehrte zurück.

Seit das Corps Borussia die Farben des früheren Corps Teutonia (rot-weiß) wiederannahm 1820 entstand das Corps Silesia (weiß-rot-blau) und Silesia Armina (weiß-rot-blau).

Der zwerdten den Corps der Burschenschaft und des Polen entweichende und sehr überaus heutig heftig an Kneipkonvent trieb 1821 zu einer Kabinetts-Ordnung, in der Breslau als Tummelplatz verbotener Verbindungen bezeichnet und die Unterdrückung der Verbindungen

1849

Das jüdentische Leben, insbesondere das der Verbindungen, blieb noch ziemlich lange von einem etwas rauhen Tone beherrscht, bis in die fünfziger Jahre hinein erhielt sich der allgemeine Duzecomment sämtlicher Studierenden. Die Burschenschaft behielt bis in die sechziger Jahre im allgemeinen ihren stark demokratischen Charakter bei, doch gründete sich im Herbst 1848 die Arminia schwarz-rot-gold mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß ihre Mitglieder sich der thätigen Teilnahme am politischen Leben enthalten sollten. Als am 10. November 1859 die Breslauer Studentenschaft den 100jährigen Geburtstag Schillers durch einen großen Kommerzfeiertag, wurde in begeisterten Reden dem Wunsch nach deutscher Einheit, nach einem deutschen Reich Ausdruck gegeben, und der Vorschlag des Sprechers der alten Breslauer Burschenschaft (Rasch) Rudolf von Gottschall, man solle im Kleinen dem deutschen Reich ein Vorbild sein und eine allgemeine große Verbindung bilden, wurde schon am nächsten Tage zur Ausführung gebracht. Sämtliche Breslauer Verbindungs- und Nichtverbindungsstudenten schlossen sich zu der Allgemeinen Studentenverbindung Diadrina zusammen, nur der S. C., der den baldigen Zerfall dieser ideal gedachten Vereinigung voraussehen mochte, schloß sich aus. Thatsächlich löste sich die Diadrina sehr bald wieder auf, aus dem Rest einiger weniger Mitglieder, die noch zusammenblieben ist die heutige Burschenschaft Germania schwarz-rot-gold, weiße Stürmer hervorgegangen. Als vierte Burschenschaft ist 1882 die Eberuscia hinzugekommen, die sich 1876 als schlagende Verbindung mit den Farben blau-silber-braun aufgethan hatte und später die noch heute getragenen Farben der 1879 suspendierten Landsmannschaft Posnonia weiß-rot-schwarz, weiße Mütze annahm.

Die allgemeine
Studenten-
verbindung
Diadrina

Zu den genannten drei alten Corps Borussia, Silesia, Euratia kam 1864 die als Landsmannschaft gestiftete Marsomannia hinzu, sie suspendierte sich später und wurde 1877 aus der Landsmannschaft Macaria rekonstituiert. Die Macaria rot-weiß-grün that sich 1891 wieder auf und geborte bis W. S. 1897/98 dem Coburger L. C. an, der jetzt in Breslau nur durch die 1859 als pharmaceutischer Verein gestiftete Vandalaria (blau-rot-grün) vertreten ist. Freie Landsmannschaften sind die 1865 gestiftete Glacia rot-gold-rot, die ihre Farben nicht trägt, und die Silingia blau-gold-weiß, die keine eigenen Waffen besitzt. Zum V. C. geboren die Turnerschaften Suevia schwarz-weiß-hellblau und Franconia hellgrün-weiß-dunkelblau. Wie diese beiden Turnerschaften sind auch die meisten der übrigen Korporationen mit Ausnahme des schon genannten akademischen Gesangsvereins Leopoldina und der 1856 gearundeten katholischen Studentenverbindung Winfridia (grün-rot-gold erst nach 1870 entstanden: 1871 der Wingolf schwarz-weiß-gold 1875 der A. T. V. zu Breslau, 1880 die schwarze Verbindung Wratistavia, 1892 die freie Verbindung Normannia rot-silber-blau u. a.

Die heutigen
Korporationen

Breslau, das jetzt über 1000 Studenten zählt, ist wohl eine der billigsten, wenn nicht die billigste der deutschen Universitäten; Wohnungen kosten im Durchschnitt 15—20 Mark monatlich und ein Mittagstisch zum Preise von 75 Pf. gehört schon zu den besseren. Dabei bietet es als Großstadt und als Residenz dem Studierenden mancherlei Annehmlichkeiten und Anregungen. Die Umgebung weist viel Schönes auf. Lobnende Ausflüge werden nach der Brauerei und dem Oderflößchen in Scheitling, nach dem Pilsnitzer Eichenwald bei Masselwitz unternommen, mehrtägige Touren nach Schloß Sibyllenort, nach dem herrlichen Trebnitzer Buchenwald, dem Gläser, Waldenburger und dem Wielengebirge sowie nach dem Hohen, wo von 1817—1881 die sogenannten Nehtenkommerle der gesamten Studentenschaft abgehalten wurden.

Allgemeines
Charakter von
Breslau





ISIS.

Nach Bonn blicket, wo die Muren thronen,
 Wie prangt ne lieblich in der Amust Zier'
 Wo deutscher Väter madre Söhne wohnen,
 Dich, Rheinlands edle Perle, grüßen wir,
 Schenkst fröhlich ein den gold'nen Wein,
 Sagt uns dem Datre Rhein und Donna dieses Glas jetzt weihn.
 [Aus dem Calchem-Commissarsbuch für den Bonner Studenten.]

Die Universität Berlin hatte in den Befreiungskriegen die Feuerprobe bestanden und die bei ihrer Gründung ausgesprochenen Erwartungen auf das glänzendste gerechtfertigt. So war es natürlich, daß, nachdem im Jahre 1815 durch den Wiener Kongreß die den Franzosen wieder abgekämpfte Rheinprovinz an Preußen gekommen war, sofort die Gründung einer Universität ins Auge gefaßt wurde, die, nach den Worten eines späteren amtlichen Berichts, „dem Preussischen Staate wie eine positiv wirkende Festung dienen“ sollte.

Gründung der
 Universität

Obwohl die in der Proklamation Friedrich Wilhelms III. vom 8. April 1815 dem Rheinlande versprochene Gründung einer Universität in eine ungleich günstigere Zeit fiel als die der Berliner Universitätsgründung, nämlich in die Periode des allgemeinen Aufblühens, die der endgiltigen Niederwerfung Napoleons folgte, so erging die Kabinettsordre, die die Einrichtung einer Universität in Bonn anordnete, erst am 26. Mai 1818; und am 18. Oktober desselben Jahres wurde die Stiftungs-urkunde vom Könige vollzogen.



3. Rathhaus, Markt und Brunnen.

Markttag mit Rathhaus und Brunnen.

6. Bonn, Bonn.

Außer anderen Städten des Rheinlandes, in denen sich Reste mittelalterlicher Akademien als Fakultäten vorfanden, wie z. B. Duisburg, war es besonders die reiche Handelsstadt Köln, die die rheinische Provinzial-Universität in ihren Mauern zu sehen wünschte. Der lange und unerquickliche Federstreit wurde schließlich zu Gunsten Bonns entschieden, namentlich durch den Ministerialrat Sövern, der durch einen eingehenden Bericht die maßgebenden Persönlichkeiten zu überzeugen

wüßte. Auschlaggebend sowohl für den Staatskanzler Fürsten Hardenberg wie den Kultusminister Freiherrn von Altenstein und von Schückmann, war die herrliche Lage der Stadt am Rhein.

In der That sieht Bonn an landschaftlichen Reizen kaum einer der deutschen Univeritätsstädte nach. Schon das Panorama das sich in der Stadt selbst von der Plattform des Norddenkmals aus dem Reichbauer bietet gewährt einen Vorgeschmack von all dem Schönen, das hier die Natur in verschwenderischer Fülle zusammengetragen hat. Tief unten der stolze Strom, an seinem Ufer stattliche Villen, in das helle Grün prächtige Gärten gebettet, weiterhin der Godesberg, Rolandsöck und im Hintergrund die Höhen der Eifel am jenseitigen Ufer Königswinter der Drachenfels und die prächtige Gruppe des Siebengebirges, zur Linken eine weite freundliche Ebene mit Dörfern reich besetzt und darunter die Höhenzüge des bergischen Landes. Noch weiter und schöner ist die Aussicht von dem in nächster Nähe der Stadt gelegenen Kreuzberg, zu dem man auf der beliebten Promenadenstraße, der Poppelsdorfer Allee, gelangt, von hier kann der Blick den hellblinkenden Rheinstrom in seinen zahlreichen Windungen bis Köln hin verfolgen und bis zum Westerwald hinüberschweifen. Einer der be-

Landschaftliche Lage

liebtesten Spaziergänge in Bonn führt zu dem Kaiser Wilhelm-Park, einem prächtigen Waldgebiet auf dem sogenannten Venusberg im Süd Westen der Stadt, das zu einem von bequemen Promenadenwegen vielfach durchschnittenen Naturpark umgewandelt ist. Wer sich aber fern von der großen Zahl der Spaziergänger im dichten, einsamen Forst verlieren will, der schlägt weiterhin seinen Pfad nach dem Kottenforst ein, wo man stundenlang unter dem grünen Blätterdach aller prächtiger Bäume stillverschwiegene



Das Panorama.

Pfade wandern kann, nur von einem murrenden Waldgerummel, hellem Vogellaut oder durchs Gehölz brachendem Wild bisweilen aufgestört, bis man in dem forstbaue Venn oder Schönwaldhaus eine freundliche Rast findet. Durch diesen Forst führt u. a. der Weg hin zu dem jetzt als Kur und Villenort so bekannt gewordenen Godesberg, das mit Bonn in regstem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verkehr steht. Hier sitzt's sich auf der Burg oder drunten in einem der komfortablen Hotelrestaurants beim kühlen Trunk gar gut, während das Auge sich an dem herrlichen Ausblick auf den Strom und das jenseitige Ufer labt, wo schräg gegenüber am Fuß des Drachenfels Königswinter sich anmutig hülslagert. Weiterhin lockt auf dem links rheinischen Ufer den Wanderer das jagdenberühmte Rolandsöck, von wo Ritter Toggenburg nach der Geliebten im Nonnenkloster drunten auf der Insel schuldlos voll hinabgeklickt haben soll. Auf dem gegenüberliegenden, rechtsrheinischen Ufer ist das Witzchen Venel ein beliebtes Ziel für Ausflüge und von dort aus sieht man das unterhalb gelegene anmutige Dorf Schwarz-Abendort und das hüdnich interessante Gemen mit seinen Römerjunden auf oder wandert in das anmutige Siegthal, namentlich auch der waldige Höhenzug mit dem Kufenberge und dem Euerdt von wo aus sich entzückende Ausblicke in das Rheintal bieten, wird von Venel aus viel besucht. In den schönen Parteen aber gehert eine Wanderung ins Siebengebirge dessen liebteste Punkte der Petersberg mit seiner Kernsicht und das romantische Waldthal sind, wo die berühmte Ruine des Klosters Heisterbach in friedlicher Einsamkeit von ihrer glanzvollen Vergangenheit träumt.



Name Taschenfels.

sich prächtige Partien unternehmen, eine der schönsten ist die romantische Wanderung nach Altwiesler. Auch zur Eifel, deren glänzende Perle der reizende Kurort Gerolstein ist, führt von hier aus die Straße. Wer aber den schwermütigen, bisweilen sogar düsteren Charakter dieses Berglands kennen lernen will, der muß seinen Weg zu den Maaren nehmen, jenen alten Kesselkratern, in deren Grund nicht selten der dunkle Spiegel eines Sees melancholisch in die weltverlorene Einsamkeit starrt. An die ältesten Seiten deutscher Geschichte erinnert auch das von Bonn leicht zu erreichende Andernach, von dessen altersfühllichen Thürmen noch heute einer den Namen Barbarossa trägt.

Kehren wir nach dieser Schilderung der landschaftlichen Vorzüge Bonns und seiner weiteren und engeren Umgebung zu der Geschichte der Universität zurück. In Bonn war bereits ähnlich wie in Breslau, im Jahre 1773 aus den Mitteln des damals vom Papste Clemens XIV. aufgehobenen Jesuitenordens eine Akademie gegründet, die Maximilian Franz der Bruder Kaiser Josephs II., unter den pomphaftesten Proklamationen und den größten Feierlichkeiten 1786 zu einem studium generale, zum Range einer Universität erhob. Aber schon 1794, als die Franzosen das Rheinland besetzten, sah sich die Universität gezwungen, die Vorlesungen zu suspendieren, und im Jahre 1797 fiel sie gleichzeitig mit der Universität in Köln der endgültigen Verheerung anheim.

Bei ihrer Neugründung erhielt die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität nach dem Beispiele Breslaus zwei theologische Fakultäten und wurde mit Lehrkräften



Name Poppelsdorf.

und Lehrmitteln reichlich versehen. Die Bibliothek, verschiedene Sammlungen und Museen und alle Arten von Instituten sind fortgesetzt erweitert und ausgebaut worden. Mit der Universität verbunden ist die in Poppelsdorf befindliche landwirtschaftliche Akademie, deren Besucher immatrikulierte, den übrigen völlig gleichstehende Studenten der Universität sind. In dem prächtig gelegenen Poppelsdorfer Schloß befindet sich ein großes naturhistorisches Museum und der botanische Garten. Von der Lehrthätigkeit

Bergeshöhe
der Universität

Lehrkräfte
und
Lehrmittel
nach der
Hau-
ptstadt.



Bonn vor 50 Jahren.
(Nach einem Stahlstich aus: Teller, Deutschland und das deutsche Volk.)

und dem wissenschaftlichen Geiste, der an der Bonner Universität in der ersten Zeit ihres Bestehens herrschte, legen die Namen: Dahlmann, E. M. Arndt, Niebuhr, A. W. von Schlegel, von Bunsen, von Sybel bereites Zeugnis ab.

Was das Studentenleben anbetrifft, so entwickelte sich dies, der Zeit gemäß, zunächst unter dem Zeichen der Burschenschaft in der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes. Mit den rheinischen Farben weiß-grün-rot wurde 1819 eine Allgemeinheit, etwa 200 Mann stark, gegründet, die eine Organisation der gesamten Bonner Studentenschaft sein sollte. Ohne irgend welche Aufnahmeformalitäten gehörte jeder ehrenhafte Student ihr als Mitglied ipso jure an. Landsmannschaften, die man nach Jahn sich gewöhnt hatte, als Herde partikularistischer Bestrebungen anzusehen, „wurden nicht geduldet“. Die Burschenschaft wuchs im nächsten Jahre auf etwa 300 Mitglieder, zu denen auch Heine gehörte; aber gegen die absolute Gleichstellung der älteren Burschen mit den Jüngeren, gegen den allgemeinen Duzcoment und gegen das allgemeine Ehren- und Schieds-Gericht konnte die Reaktion nicht ausbleiben, die zunächst, im S.S. 1820, in der Gründung der beiden Corps Rhénania (blau-weiß-rot) und Guesphalia (grün-weiß-schwarz) ihren Ausdruck fand. Sie erfreuten sich jedoch in den folgenden Jahren keines ungetrübten Bestehens und mußten verschiedentlich suspendieren. 1827 rekonstituierten sich die Guesphalen gleichzeitig mit dem schon 1823 erwähnten Corps Borussia (schwarz-weiß-schwarz), und 1829 auch die Rhénanen. Wie der S.C., so wurde auch die Burschenschaft zu Anfang der zwanziger Jahre von wechselvollen Geschieden verfolgt. Die Unterdrückungen durch die Behörden führten verschiedentlich zu Auflösungen, doch wurde die Verbindung durch Kneipgesellschaften und andere Organisationen unter wechselnden Namen aufrechterhalten.

Das Verhältnis zwischen Burschenschaft und Corps war durchweg das denkbar schlechteste: meist bestand Verruf; war er einmal aufgehoben, so kamen sofort zahlreiche Duelle zum Austrag, die damals in Erdenich ausgefochten wurden. Nur bei einer Gelegenheit einigte man sich zu gemeinsamem Auftreten, als es sich 1823 darum handelte, energischen Protest gegen das erlassene Verbot des Mitbringens von Hunden ins Kolleg zu erheben, wobei man sogar zu dem alten, aber nicht mehr unkräftigen Mittel der Verhängung des Verrufs über die Universität griff.

Burschen-
schaften und
Corps

1828 konnte sich auch die Burschenschaft, die seither trotz der Unterdrückung eine feste Organisation gehabt und 1824 im S.C. die Rechte einer Landsmannschaft erhalten hatte, rekonstituieren; sie gewann so schnell an Anhang, daß sehr bald die Teilung der Stimmen zwischen ihr und den Corps je zur Hälfte durchgeföhrt werden konnte. In der Burschenschaft überwog weitaus die sogenannte armi-

inische Richtung, es wurden eigentliche Mitglieder (Burschen) unterschieden von den engeren Renoncen (Süßien und den weiteren Renoncen (Verkehrsgäßen). Das ständige Ehrengericht war in ein ständiges, d. h. für jeden einzelnen Fall neu zusammentretendes umgewandelt, und seine Thätigkeit war im wesentlichen nur vermittelnd, nicht entscheidend. Am Politik bekümmerte man sich bedeutend weniger als am Paulboden und Mensur. Kein Wunder daß die Bonner Burschenschaft in dem Verbands deutscher Burschenschaften, dem sie beigetreten war, sich keines besonderen Ruhms erfreute. Im Gegenteil wurde den Bonner Burschenschaftlern stets vorgeworfen, daß sie eigentlich nichts weiter seien als laufende und raufende Corpsstudenten, ohne Ideale.

Der germanischen Partei in der Burschenschaft gelang es erst 1851, eine besondere Organisation zu schaffen in der von einer Anzahl austretender Renoncen gegründeten Populonia. Aber kurz darauf vernichteten die im Anschluß an das



Bonner Burschenschaft.

Hambacher Fest und das Frankfurter Attentat wieder energisch aufgenommenen Demagogieverfolgungen das ganze burschenschaftliche Leben.

Die Markomannia, die sich aus der Burschenschaft bildete, ohne politische Stellungnahme und mit den Anschauungen der Corps, trat zu ihnen als Kneiperverbindung der Ruländer — so genannt nach der Kneipe von Ruland — in nähere Beziehungen und wurde sehr bald unter dem Namen Saxonica-Pommerania Corps; 1856 nahm die Verbindung den Namen Saxonica und die Farben himmelblau-weiß-dunkelblau an.

Obwohl alle Verbindungen verboten waren, und seit 1852 wie auf den anderen preussischen Universitäten, so auch in Bonn jeder Student bei der Immatrikulation durch Unterschreiben eines Reverses sich verpflichten mußte, sich jeder Verbindung fern zu halten, wurde das Verbot doch nur der Burschenschaft gegenüber durchgeführt, das Weiterbestehen der Corps wurde nicht nur geduldet, sondern, da man sie als heiliges Gegengewicht gegen den so gefährdeten burschenschaftlichen Geist betrachtete, sogar gefördert. So entstand aus einer Verbindung der „Kölner“ im Jahre 1858 das Corps Palatia (violett-weißrot) und das Corps Banseatica

rot weiß rot. Letzteres bestand nur einige Jahre und steht in keiner Verbindung mit dem heute noch existierenden Corps Bantea, das 1849 mit den Farben weiß rot weiß ins Leben trat.

Ungefähr 10 Jahre lang hatte der S.C. in Bonn eine unbeschränkt herrschende Stellung inne. Nachdem indes im Jahre 1841 ein zahlreicher Wingolfsbund konstituiert war, erhob auch die burschenschaftliche Bewegung wieder ihr Haupt und reorganisierte 1845 mit Hilfe einiger Kameel-



Die Universität.

Die Universität.

knappen, besonders der Knoricha, und einzelner auswärtiger Burschenschaften die burschenschaftlichen Verbindungen Germania und Fridericia. Der letztere nannten sich die führende Rolle zu, sie war politisch nicht radikal, führte neben wissenschaftlichen Kränzchen auch das allgemeine Ehrengericht wieder ein und trug zunächst verdeckt, die alten Burschenschaftsfarben schwarz-rot-gold.

Das Verbot der Mensur innerhalb des Bundes führte im nächsten Jahr zum Austritt von 21 Rheinländern die die Alemannia gründeten. 1845 zweigte sich von der Fridericia weiter die Franconia ab. Diese vier Burschenschaften bildeten einen A.C. zusammen mit der 1844 gegründeten Landsmannschaft Teutonia, einer erbitterten Feindin der Corps, und der Sapo-Rhenania, zu der sich die beiden, den damals in der Luft liegenden burschenschaftlichen Ideen zuneigenden Corps Saxonica und Rhenania zusammengethan hatten.

Die burschenschaftliche Richtung gewann mehr und mehr Boden, und der A.C. löste sich auf zu Gunsten der „Allgemeinheit“, die aus ungefähr 400 Mitgliedern bestand. Wie überall hielt sich auch in Bonn dies Gebilde nur kurze Zeit. 1847 mußte sich die Fridericia nachdem die Schleswig-Holsteiner Bonn verlassen hatten, auflösen.

Die Alemannia schwarz-rot-gold und die Franconia weiß-rot-gold blieben bestehen als moderne Burschenschaften, und sie bilden zusammen mit der 1854 als Münsteriana gegründeten Marckia (dunkelblau-gold-rot den heutigen Bonner D.C. Die Sapo-Rhenania verschwand ebenfalls, um bald als Saxonica und Rhenania ihren alten Platz im S.C. wieder einzunehmen. Die Teutonia dunkelgrün-rot-gold blieb zunächst Burschenschaft, wurde in den sechziger Jahren aber wieder Landsmannschaft im L.C. und in den siebziger Jahren Corps. Nachdem sie 1894 als Landsmannschaft Palao Teutonia im Coburger L.C. wieder aufgethan war, gehört sie seit dem vorigen Jahre als Corps Teutonia wieder dem S.C. an.

Das Bonner Studentenleben während der ersten 50 Jahre des Bestehens der Universität unterschied sich nicht sehr von dem, wie es um dieselbe Zeit an anderen Hochschulen üblich war. Um 11 Uhr abends war Polizeistunde, auf deren Innehaltung die Pedelle achteten. Die akademischen Behörden erwiesen sich als sehr wohlwollend und die Carcerpraxis stellte keine allzu strenge Freiheitsentziehung dar, vielmehr war das Leben im Carcer äußerst vergnüglich, nur wegen der vielen Besuche etwas kostspielig. Das Verhältnis zwischen Studenten und Bürgern war ausgezeichnet, da der harmlose, jugendfrische und vorzügliche Sinn der Studentenschaft gut zu dem heiteren, lebensfrohen Volkscharakter der leicht zugänglichen Rheinländer paßte. Eine eigentliche Rolle in der Gesellschaft spielten indessen die Studenten und auch die Korporationen nicht, mit Ausnahme der Vorrußen, die sich von vorne herein

Bonner
Studenten
leben.

ausschließlich aus dem begüterten Adel rekrutierten. In dieses Corps trat Prinz Friedrich Karl von Preußen 1846 als Konfucipant ein, und der nachmalige Kaiser Friedrich war während seines von Herbst 1845 bis Frühjahr 1852 dauernden Bonn- Studienaufenthalts öftiger Verkehrsgast der Borussia. Von den nahen Beziehungen in denen unser Kaiser zu dem Corps steht und die er noch heute pflegt ist an anderer Stelle S. 152 bereits die Rede gewesen. 1884 ist war Prinz Friedrich Leopold Bonner Student, und voraussichtlich wird in kurzer Zeit auch der Kronprinz des deutschen Reichs die Hochschule beziehen.

Im August 1868 wurde das 50-jährige Jubiläum der Universität unter dem Prorektorat Heinrich von Sybel im Beisein des Königlich-preussischen Kaisers wie der Kronprinzen von Preußen feierlich begangen. Seitdem hat die Universität in Bezug auf Freigabe wie auch auf Lehrmittel und Lehrkräfte einen stetigen Aufschwung genommen der nur durch die Kriege von 1864 und 1870 und in höherem Grade durch den von 1870/1 unterbrochen wurde.



Bau des Mademischen Jansen-Pavils

Das Corps
schönen
1870

Die nach dem Kriege in den sogenannten Gründerjahren auf allen Universitäten erfolgte Schwächung der Corps, verbunden mit der Stärkung der Burschenschaften, dem Ausblühen der Landsmannschaften und der freischlagenden, sowie schwärzer Verbindungen mit und ohne Satisfaktion und der Gründung von Vereinen mit mehr oder weniger wissenschaftlichen und politischen Betreibungen ist in Bonn besonders in Tage getreten. Außer dem schon erwähnten 1841 gegründeten Wingo! Schwarz-weiß-gold, schwarze Mütze giebt es an konfessionellen Korporationen fünf katholische Verbindungen, von denen die 1844 gestiftete Bavaria dunkelblau weiß hellblau die älteste ist. Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen tritt besonders der Verband philologischer Vereine hervor, sowie der seit dem 1. Februar 1871 bestehende farbentragende Mademische Juristen-Verein gold-rot-gold, der seit 1875 ein eigenes Haus (Wachbleiche 1) besitzt. Wie dieser wissenschaftliche Verein, so geben noch eine Reihe anderer Korporationen unbedingte Satisfaktion sei es auf eigene Waffen, sei es, indem sie Waffen belegen. Dabin gehört die angegebene Nord-deutsche Verbindung schwarz-weiß-rot, hellblaue Mützen mit weißer Perle, die am 1. Dezember 1869 gestiftet wurde und früher dem Gerbner K.C. angehörte. Der V.C. ist durch die Turnerschaft Germania schwarz-weiß-rot vertreten. Von den übrigen farbentragenden und nichtfarbentragenden Korporationen mag hier noch der Verein deutscher Studenten erwähnt werden, von ihm ist die Anregung zu der Ehrung Bismarcks bei seinem 80. Geburtstag sowie zu der geplanten Errichtung der Bismarckschulen ausgegangen. Bis auf die katholischen Studentenvereine bezeichnen alle Studentengruppen die vom akademischen Senat anerkannte Vertreterversammlung der Studentenschaft.





1826.

Kimmst bei uns in Münch'n an
 So wünsch' i dir vor Mün:
 I guate Laun', 'n guaten Durst,
 No word's d'r d'r'n fän g'fall'n
 Tab. Pfanzl'n.

München! Dieses seltsame Gemisch von urwüchsiger stämmiger Vergesraft und leichtflüssiger sprudelnder Künstlerlaune, knorriger starrköpfiger Eigenart und warmblütiger gewinnender Offenherzigkeit, haräugiger wissenschaftlicher Forschung und feuchtsfröhlicher Bierfeligkeit! Das Bier ist es ja, was München für den jungen Fuchs mit einem besonderen Nimbus umgiebt. Schon bei der Einfahrt in den Bahnhof würde auch dem Unkundigen klar, daß er sich der Viermetro-
 pole nähert. In endloser Reihe stehen auf den Geleisen die bekannten weißen Güterwägen der Brauereien mit den weltberühmten Zeichen, dem Löwen, dem Spalten der beiden Hacken und all den andern. Und sobald man aus der Bahnhofshalle tritt, steigt über den Dächern das alte Wahrzeichen Münchens auf, die Thürme Unserer Lieben Frauen, oder wie der Münchener sie profanierend nennt, „die Maßkrüge.“ Die harmlose Fröhlichkeit und Gelassenheit, die das Fuchselein so schnell heimisch werden ließ in der fremden Stadt, hat allerdings in den letzten Jahren einem schärferen Zuge Platz machen müssen. München hat den Großstadtslic bekommen. Die chauffierten Straßen, die im Winter Schnee und Regen, und im Sommer der Sprengwagen in einen zähen Urtschlamm verwandelten, die aber der Münchener nichtsdestoweniger mit dem stolzen Namen „Macadam“ belegte, haben jetzt wirkliches Steinpflaster und elektrisches Licht erhalten. In Stelle der feuchten, winkligen, uralten und so urgemüthlichen Bierkeller sind prunkende Bierpaläste entstanden. Und
 wenn früher ein heimwärts strebender Student, der nächstens eine Gaslaterne ausdachte oder einen Polypen amulte, mit einem oder zwei Thalern Geldbuße davonkam, so haben jetzt gestrenge Richter harte Haft- oder gar Gefängnisstrafen auf die Verübung groben Unfuges gesetzt, da solch loses Treiben unmöglich noch in den Rahmen der werdenden Weltstadt paßt. Dennoch erfreut sich München bei der gesamten Studentenschaft in Nord- und Süddeutschland der gleichen Beliebtheit, namentlich die Jüngeren, die noch Zeit haben und ein oder zwei Semester riskieren können, ziehen in Scharen nach der Harstadt. Des Neuen giebt's genug! Lenkt der eine zuerst seine Schritte nach dem Hofbräuhaus, wo er selbst sein Krügel ausschwenkt und fällen läßt, so hat der andere nicht eher Ruhe, als bis er die zahlreichen Sammlungen, Pinaotheken und Glyptothek durchwandert hat. Sehr reichhaltig gestaltet sich im Winter das Kunstleben. Die Theater, das Residenztheater, das Königl. Schauspielhaus, eine der besten Wagnerbühnen, und das Gärtnertheater stehen den Kunstgenüß-
 Allgemeinen Charakter: München.

Studenten zu ermäßigten Preisen offen, und Künstlerkonzerte finden fast allabendlich statt. Den zweiten Teil des Winters nimmt ein tolles Carnevalstreiben ein, das die ausgelassenste Falschungslaune mit süddeutscher naiver Harmlosigkeit verbindet, dabei aber jedes Kokettieren mit weltstädtischen Raffinertheiten weit von sich weist. Mit dem Dreikönigstage beginnen die Münchener Redenten, denen sich bald die Künstlerbälle und andere Maskenfeste anschließen. Die graue Winterstimmung des Jahres mittwochs hält in München nicht lange vor. Mit dem Anfang März hebt die Salvatorzeit an. Wie zu einem heilbringenden Bräutlein pilgert über zehn Tage hindurch Jung und Alt, Vornehm und Gering zu dem Ursquell im Sacherkeller, um in dem schweren dickflüssigen Trank Pöntenz für manche Winterwunde zu suchen.

Der Sommer hat andere Freuden. Mit wenigen Schritten erreicht man von der Unvorstadt aus den umfangreichen „Englischen Garten“ mit seinen weiten Rasenflächen und seinen hohen Baumkronen, oder man wandert die Isar aufwärts auf freigem Pfade den Abhang hinauf. Unter stillen ernsten Wipfeln führt der Weg, und aus der Tiefe dringt das Brausen und Rauschen des tosenden Bergflusses. Großhesselohe und Pullach sind gewöhnlich das Ziel der Wanderung. In den Sommerabenden nach der fast unerträglichen Hitze des Tages, die der Kalkboden der Stadt erzeugt, sind die kühlen Gärten der Bierkeller an der Bahn oder auf der andern Seite der Isar in Hardhausen die bevorzugten Aufenthaltsorte. Will man etwas mehr Zeit an einen Ausflug wenden, so fährt man nach Süden, dem Gebirge zu, das man an hellen Tagen aus der Ferne herüber blauem sieht. In dreiviertel Stunden ist der Starnberger See erreicht mit seinen klaren Wellen und dem lieblichen Grün seiner Gestade, aus dem verstopften weiße Villen hervorlugen. An der südlichen Schmalseite des Sees aber baut sich die gewaltige Felsenmasse der Alpen auf vom Karwendelgebirge bis zur Zugspitze, greifbar deutlich und doch in sehr ruhrerweckender Ferne. Alpenfahrten sind denn auch bei der Münchener Studentenschaft sehr beliebt; der Sonnabend und Sonntag wird meist dazu benutzt. Schnell trägt das Dampfroß die Ausflügler nach Tegernsee, Tölz, Garmisch oder Partnachkirchen, oder weiter hinein in die imposante Gebirgswelt des Königssees, nach dem nicht allzu fernem Salzburg oder Innsbruck.

Ausflug



Die Geschichte

Gründung der Universität

Die Universität

Kast könnte es scheinen, als seien der Freuden zu viele, um auch das Studium zu seinem Rechte kommen zu lassen. Und doch ist gerade München auch der Ort angestrengter wissenschaftlicher Arbeit. Dafür bürgt schon eine glänzende Reihe hervorragender Namen unter seinen Professoren. Die Unvorstadt führt ihre Gründung auf Herzog Ludwig den Reichen zurück. Dem Beispiele anderer Fürsten folgend hatte der Bayernherzog sich von Papst Pius II die erforderlichen Privilegien erbeten und im März 1472 die Universität zu Ingolstadt eröffnet. In dem Eröffnungspatent bestimmte der Fürst, daß Lehrer und Studenten dieselben Ehren genießen sollten, wie vordem in Athen und dazumal in Wien und Bologna. Die feierliche Einweihung der Universität erfolgte am 26. Juni desselben Jahres, noch heute feiert die Universität München diesen Tag als ihren Stiftungstag. Die neue Universität zählte vier Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und artistische, die man heute die philosophische nennen würde. Bereits im ersten Semester hatten sich 480 Studierende immatrikulieren lassen. Ihre Zahl belief sich auch für die Folge stets auf 400-600.



München vor 50 Jahren.

(Nach einem Stahlstich aus: Tuller, Teutschland und das Teutsche Volk.)

Eine bedeutende Rolle spielte die Universität Ingolstadt nach 40jährigem Bestehen, als der Ingolstädter Professor Johann von Eck in den Kampf gegen Luther eintrat. Ingolstadt blieb fortan eine entschiedene Gegnerin der Reformation. Gegen das Jahr 1550 gelang es den Jesuiten, festen Fuß in Ingolstadt zu fassen, und trotz eines erbitterten dreißigjährigen Kampfes der Fakultäten gegen den Orden bekamen die Jesuiten die Hochschule vollkommen in ihre Macht, was eine schwere Schädigung für die Selbständigkeit der Wissenschaft und einen allgemeinen Niedergang für die Universität bedeutete. Eine lange, trübe Zeit des geistigen Verfalls folgte. Die Jesuiten suchten sich außer der theologischen auch der übrigen Fakultäten zu bemächtigen und ertöteten durch Denunziantentum jede freiere wissenschaftliche Regung. Lange, nachdem sich bereits überall die Wissenschaft von dem mittelalterlichen Wust befreit hatte, war in Ingolstadt von dem neuen Geist noch nichts zu spüren. Eine Wendung zum Besseren trat erst mit dem Jahre 1746 ein, als J. A. Zschädl, der ehemalige Lehrer des Kurfürsten Max Joseph III., zum Direktor und Professor für öffentliches Recht an der Universität zu Ingolstadt bestellt wurde. Zschädl trat erfolgreich in den Kampf gegen das Jesuitentum ein und erstritt schließlich die wissenschaftliche Freiheit. Er war es auch, der zuerst den Gedanken einer Verlegung der Universität von Ingolstadt nach München anregte.

Der Jesuitismus in Ingolstadt.

Nach einem kurzen Rückfall in den alten jesuitischen Geist unter dem Kurfürsten Carl Theodor kam es endlich zu der längst gewünschten Verlegung der Universität aus Ingolstadt. Der Kurfürst Max Joseph gab kurz nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1799 seine Einwilligung zu dem Plan, und als im Jahre 1800 wieder einmal Kriegsgefahr die alte feste Ingolstadt bedrohte, wurde die Universität provisorisch nach Landshut verlegt. Kurz nach ihrer Uebersiedelung im Jahre 1802 nahm die Universität den Namen „Eudwig-Marimilians-Universität“ an.

Verlegung der Universität nach Landshut

Aber auch in Landshut war ihres Bleibens nicht lange. Am 31. Mai 1826 wurde die endgiltige Verlegung nach München beschlossen, und im Herbst desselben Jahres siedelte sie in ihr neues Heim, das ihr in dem Wilhelmischen Gebäude eingerichtet war, über. Am 14. November 1826 eröffnete die Universität mit großer Feierlichkeit ihre Thätigkeit in München. Eine Zeit des raschen Ausblühens folgte. Zahlreiche Neuberechnungen in den Lehrkörper erfolgten, und die Zahl der Studierenden stieg sofort auf 1650. Das stets steigende Wachstum führte zu der Errichtung des neuen Universitätsgebäudes im Jahre 1840. Ihre Blüte und jetzige Höhe verdankt die Universität vor allem der steten eifrigen Fürsorge des Königs Maximilian II. Mit freigebiger Hand verdreifachte der königliche Mäcen die Staatszuschüsse der Hochschule, und seiner lebhaften Anteilnahme an der Wissenschaft gelang es, Männer wie

Eröffnung der Münchener Universität

Siebig, Sybel, Windtkeid, Carrière und viele andere nur die Minuterie der Universität zu gewinnen. Neue Institute entstanden, und die alten wurden vergrößert. Allerdings hat es die Entwicklung Münchens zur Großstadt mit sich gebracht, da während die Universität, die Bibliothek und verschiedene Stifte im Nordosten der Stadt liegen die medizinische Fakultät mit ihren Kliniken im entgegengesetzten Stadtteil, im Südwesten Platz gefunden hat.

Ingenieur-
Studenten-
leben.

Was nun das Studentenleben der Universität in ihren früheren Tagen, zur Zeit ihres Sitzes in Ingolstadt, anbetrifft, so ist darüber nur wenig bekannt. Das lassen die spärlichen Nachrichten darauf schließen, daß die Höglinge der genannten Stadt nicht viel besser waren als die Studenten der anderen Universitäten. Besonders wichtig wird über allerlei nächtlichen Unfug unter Lärmen und Abtreiben von Feuerwerk geklagt. Die Raubhandel nahmen erst einen heftigen Umfang an, konnten aber durch alle Erlasse nicht unterdrückt werden. Auch die Trinkfestigkeiten der Ingolstädter Studenten gaben denen anderer Hochschulen nichts nach. Von einer Kompagnie, die den bezeichnenden Namen zum Brand führte ist aus dem Jahre 1595 berichtet, daß ihrer 10 in einer Nacht zusammen 135 Maß Wein vertilgt haben. Überhaupt scheinen die Ingolstädter Studenten darauf gesehen zu haben, daß gewisse Eigentümlichkeiten ihrer Verbindungen sofort durch den Namen gekennzeichnet wurden. So gab es dort eine „eichene Kompagnie“, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, mit eichenen Knütteln über nächtliche Pössanten herzurallen.

Die Land-
mannschaften
in Landshut
München.

Bestere Gestalt nahm das Verbindungsleben erst in Landshut an. Im Jahre 1805 bildete sich die Suevia schwarzweiß hellblau, und in einem Verichte des Rektors der Universität an den König vom Jahre 1806 werden außer ihr noch eine fränkische und eine bayerische Landsmannschaft schwarzweiß hellblau genannt. Im Jahre 1817 entstanden zwei weitere Landsmannschaften, die pfälzische und die tirolische. Die letztere ging jedoch, ebenso wie schon vorher die fränkische bald darauf ein, und die übrigen drei Landsmannschaften wurden durch energische Maßregelung von seiten der Behörden zurückgedrängt. Sobald die Strenge der Regierung etwas nachließ, erwachte das Korporationsleben wieder. Schwaben und Pfälzer diese mit den Karben schwarz hellblau weiß, bestanden noch, und die Bavaria weiß hellblau weiß that sich von neuem auf. Aus der letzteren trat 1821 eine Anzahl Mitglieder aus und konstituierte sich als neues Corps Maria hellgrün weiß dunkelblau. Die Überwindung der Universität nach München erlöste auch die Corps von den beherrschenden Stiften. Im Jahre 1827 genehmigte König Ludwig I. das Bestehen studentischer Verbindungen. Aber sehr bald kam ein Rückschlag. Die Ideen der Julirevolution

im Jahre 1850 schienen auch einige Verwirrung in den Kopien der Münchener Studentenpartei angerichtet zu haben. Es wurden dem König allerlei Berichte von aufrührerischen Bestrebungen, deren Herd die Studentenverbindung Germania sein sollte, vorgebracht. Und als es in der Weihnachtsnacht des Jahres 1850 zu einem Zusammenstoß zwischen letzteren Studenten und der Gensdarmarie kam, wurden die studentischen Verbindungen unterdrückt.



Die
Landmannschaft
Corps.

Die Universität

ja sogar die Universität wurde vorübergehend geschlossen. In den Corps, die ihre Existenz in dieser Zeit der Verfolgung nicht eingebüßt hatten, trat im Jahre 1850 ein neues Corps, die Franconia mit den Farben dunkelgrün-weiß-dunkelrot. Die tollen Jahre 1847 und 48 brachten neue Aufregungen für die Münchener Studentenschaft. Die bekannte Tänzerin Lola Montez hatte es verstanden, verschiedene Burtschen der Palatia in ihre Netze zu verstricken und sich aus diesen, die von ihrem Corps



Bavaria und Nymphenburg.

dimittiert wurden, eine Art Leibgarde zu schaffen. Die dimittierten Pfälzer konstituierten sich als Corps „Allemannia“, das sich der steten Förderung durch seine einflussreiche Gönnerin erfreuen konnte. In der Studentenschaft genoß das neue Corps allerdings keine große Achtung, der S. C. hielt es in Verachtung, und wo ein Allemann sich zeigte, wurde er von den anderen Studenten mit Hohn empfangen. Sehr erregte Szenen spielten sich im Kolleg und auf der Straße ab, und da Lola Montez jede Demonstration gegen ihre Allemannen auch als persönliche Beleidigung ansah, setzte sie schließlich die Schließung der Universität durch. Am 9. Februar 1848 verkündete der Rektor einen allerhöchsten Befehl, wonach die Universität bis zum nächsten Wintersemester geschlossen werden sollte, und die auswärtigen Studenten innerhalb dreier Tage München zu verlassen hatten. Ungehobener Aufregung hatte sich unterdessen auch der Bürgerschaft bemächtigt. Der Pöbel lärmte und jubelte vor dem Hause der Tänzerin, und die Bürgerschaft wandte sich, um ernstlichen Tumulten vorzubeugen, mit einer Adresse an den König. So gab dieser schließlich seine Einwilligung dazu, daß die Universität den Unterricht sofort wieder aufnehmen sollte, und Lola Montez, die Urheberin des ganzen Skandals, aus der Stadt entfernt werde. Von den Verwünschungen des Volkes verfolgt, verließ sie schließlich den Schauplatz ihres unheilvollen Einflusses, und mit ihr verschwand ihre Leibgarde, das Corps „Allemannia“.

Das Jahr
1848

Die weiteren Ereignisse des Jahres 1848 gingen gleichfalls nicht spurlos an München vorüber. Wenn es auch nicht zu einer Revolution, kaum zu ernstlichen Straßenkämpfen kam, so benutzte man doch die damals so beliebte Phrase, daß „das Vaterland in Gefahr sei“, zur Bildung von allerhand Freicorps. Auch die Studenten konnten diesem Zuge der Zeit nicht widerstehen. Die fünf Corps und die zahlreichen anderen Verbindungen, die der neuen Koalitionstreue ihre Entstehung verdankten, bildeten verschiedene Studentencorps, deren Aufgabe allerdings nur in einem wenig anstrengenden Wahlstudium bestand. Eine ernste



Mariendank.

Verwendung haben diese Studentenfreicorps nie gefunden. Von den identischen Verbindungen, die in jener Zeit auftraten, haben sich nur das jetzige Corps *Macaria* schwarz-weiß-rot und die Burschenschaften *Algodora*, jetzt *Alumina* schwarz-dunkelrot-gold und die *Danubia* weiß-bellgarn-rosa gehalten. Die übrigen verschwanden bald wieder. Unter den heutigen Korporationen der Universität München blieben, soweit sie noch nicht erwähnt sind, nur noch die Landsmannschaft *Ten-tonia* bellgarn-weiß-rosa, die aus dem 1851 gegründeten pharmazeutischen Verein hervorgegangen ist und die katholische Studentenverbindung *Anania* grün-weiß-gold, gestiftet 1851, auf ein längeres Bestehen zurück.

Die meisten
Corps
nahmen

Außer den bereits genannten Korporationen bestehen ausserblüthlich in München zwei weitere Burschenschaften: *Timbria* schwarz-gold-dunkelrot und *Albenania* blau-gold-schwarz, drei Corps: *Brunsviga* violett-weiß-gold, *Ratisbonia* weiß-scharlachrot-himmelblau und *Transbenania* blau-weiß-rot. Die beiden letzteren waren bis zum Jahre 1895 Landsmannschaften.



Die Danubia Haus

verschiedene Turnerschaften, die *Munichia* rot-weiß-schwarz, *Chibellaria* hellblau-weiß-schwarz und *Noris* violett-weiß-rot; zwei Landsmannschaften, die zum L. C. gehörige 1879 gestiftete *Guenphalia* schwarz-weiß-grün und die *Saltingia* violett-weiß-rot und schließlich zwei freischlagende Concur-tren tragende Verbindungen: *Schvria* und *Ebernia*. Satisfaktion geben die schwarzen Verbindungen: *Vabenbergia*, *Bedavia*, *Apollo*, *Eberingia*, *Agria* und

der akademisch-pharmazeutische Verein. Concur-tren tragen auch die konfessionellen Verbindungen, der evangelische *Wingolf* und die katholische *Alania*. Ausserdem giebt es eine große Anzahl sportlicher und wissenschaftlicher Vereinigungen.

Das Verbindungsleben ist überhaupt in München sehr stark entwickelt. Wenn es auch bisher, im Vergleich zu Berlin und Leipzig, nicht sehr viele studentische Vereinigungen gab, in der letzten Zeit ist in diesem Punkte eine Aenderung eingetreten — so waren doch die einzelnen Verbindungen stets sehr stark. Schlagende Korporationen mit einem Bestande von 50 Aktiven sind nichts Seltenes, einige Corps bringen es sogar auf über 40 Aktive, und recht stattlich repräsentirt sich die wagende Menge der farbigen Mägen bei den Promenadenkonzerten vor der Feldherrnballe.

Die Gesamtzahl der in München Studirenden ist in den letzten 25 Jahren verblühend schnell in die Höhe gegangen. Im Jahre 1875 hatte München 1012 Studenten, 1885 bereits 2825, 1888 war es weiter gestiegen auf 5009 und jetzt hat es die 4000 längst überschritten. Eine seltene Vereinigung glücklicher Umstände hat dieses schnelle Wachstum begründet. München gewährt eben alle Vorzüge der Großstadt mit der Einfachheit und Unprätentiosigkeit kleinädtlicher Lebensverhältnisse, die edelsten Kunstgenüsse in dem Rahmen einer großartigen Landschaft, weitere lebenseckende und ernste Wissenschaftlichkeit. Und dann liegt im München wohl auch die beste Gewähr für ein weiteres Blühen und Gedeihen seiner Universität.



1872.

Stoßt an Drinn! Neuschtrassburg feil leben
 Soll wachsen und frohwoh gedeh n
 Als Strasse für geistreiches Streben!
 Als Burg der Weisheit vom Rhein!
 S. Giesel 1872.

In „Wahrheit und Dichtung“ erzählt uns Goethe, daß er sofort nach seiner Ankunft in Straßburg, um das schulischste Verlangen zu befriedigen, zum Münster geeilt sei, und daß dieses allehrwürdige Gebäude auf ihn einen Eindruck ganz eigener Art gemacht habe, den eines ungeheureren Wunderwerkes, daß ihn hätte erschrecken müssen, wenn es ihm nicht zugleich als ein geregeltes faßlich und als ein ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heiteren Sonne zu versäumen, welche ihm das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte, bestieg er eilig das Gebäude.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen anfallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheines folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Weinwachs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Teil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachstum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgestreuten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unüberschliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von teils angebauten, teils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.“

Goethes
 Schilderung der
 Landschaftlichen
 Lage.

In der von diesem „Paradies“ umgebenen Stadt, in der sich von altersher eine deutsche Hochschule befand, ist, nachdem sie mit deutschem Blute dem deutschen Volke zurückgekauft war, die erste und bisher einzige Reichsuniversität gegründet worden, die seit 1872 neben die bestehenden Landesuniversitäten getreten ist, zur Heranbildung deutscher Männer, zur Förderung deutscher Wissenschaft und deutschen Volksgeistes.

In Straßburg war im Jahre 1566 die „als eine Krone aus dem (1538) gegründeten Gymnasium herausgewachsene Akademie“ von Maximilian II. als solche anerkannt worden. Ihre Gründung verdankt sie dem Kreise der Humanisten, insbesondere Wimpfeling und dem ersten Rektor Johann Sturm; sie war gedacht als eine Hochburg des Humanismus und des Protestantismus und erhielt durch ihre Anlehnung an das Stift St. Thomä einen ausgesprochen kirchlichen Charakter. 1621

die Höhle der
alten
Hochschule



Ein Herr Professor kleidet geht
also wie hier vor Augen steht.

(Aus dem Straßburger Trachtenbuche,
Straßburg 1905.)

Straßburg
unter franz.
Herrschaft

erhielt die Anstalt von Kaiser Ferdinand II die sämtlichen Rechte und insbesondere Promotionsbefugnisse, sowie auch den Namen einer Universität was durch ein glänzendes Fest feierlich bezeugt wurde. 1667 wurde zwar auch das erste Jahrhundertsfest mit großem Gepränge gefeiert inzwischen aber hatten die Stürme des 30jährigen Krieges den Glanz der Universität stark beeinträchtigt. Die an Zahl etwa 200 starke Studentenschaft hielt zwar bessere Disziplin als an den meisten anderen Universitäten, was darauf zurückgeführt wurde, daß die Universität keinen besonderen Gerichtsstand besaß, doch waren auch hier seitens der Erlasse gegen das Duell- und Schuldenwesen, zur Einschärfung der Kleiderordnungen und vor allem gegen den in den Nationen organisierten Pennalismus erforderlich, in der Mitte des 17. Jahrhunderts werden als Landmannschaften aufgeführt: die Ulmer, die Rothenburger und die Wormier.

Als 1681 die Stadt Straßburg an Frankreich kam, wurde ihr in den Kapitulationsbedingungen die Aufrechterhaltung des bisherigen Standes der Universität zugesagt und diese Verpflichtung ist von den französischen Königen gewissenhaft gehalten worden: auch auf französischem Boden blieb die Straßburger Hochschule protestantisch und deutsch. Indes nahm ihre Frequenz und darnach auch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit beträchtlich ab. Aus dem Jahre 1716 ist uns überliefert, daß nur sehr wenige Vorlesungen gehalten wurden, und dabei wird ganz besonders über die Professoren Klage geführt, die sich die collegia vorher bezahlen lassen und dann nicht halten! In diesem Jahrhundert hat die Universität indes noch einen berühmten Lehrer und einen noch berühmteren Schüler aufzuweisen: der erstere war Schöpfung, über den letzteren findet sich in den Universitätsbüchern die folgende Eintragung: „(b. 9) 1771 hielt H. Goethe Frankfurtensis ad Moenum seine disputationem juridicam sistentem positiones juris“.

Studenten leben
im 17. Jhd

Das studentische Leben dieser Zeit war kein eigentliches deutsches Studentenleben, dazu war es trotz eines gewissen leichtlebigen Auges zu gestiftet. Es blieb nicht ohne Einfluß, daß die Universität zu der man seit 1770 auch Israeliten zählte, viel von französischen Studenten bezogen wurde. Für den Geist der Universität, der Professoren wie der Studenten bezeichnend ist die 1787 vorgenommene Ehrung der Tochter des großen Hymnikers Schlozer die mit akademischer Feierlichkeit ehrenhalber in die Matrikel eingetragen wurde, und ferner zwei Jahre später die auf Ansuchen der Studierenden von der Universitätsbehörde gebilligte Einrichtung daß die bei der Promotionsfeierlichkeit als Paranymphe verkleideten Knaben durch Mädchen ersetzt wurden.

Der französischen Revolution war vorbehalten, diese Bildungsstätte zu vernichten. Nachdem die Güter eingezogen und die meisten der Professoren eingekerkert waren hörte die Universität, deren Eintragungen bis 1792 fortgesetzt wurden, allmählich von selber auf. Zwar am 1. als die Nahe im Innern wieder hergestellt



Also sieht die Magnificenz
mit dem Peddel an d. Begatz

(Aus dem Straßburger Trachtenbuche.)

war, die französische Regierung daran, in der Hauptstadt Elsas Vorbringens wiederum dem wissenschaftlichen Unterricht eine Stätte zu eröffnen, aber an eine Unrechtserhaltung der historischen Traditionen dachte man damals nicht, in Straßburg die deutsche Hochschule zu neuem Leben zu erwecken lag den französischen Vorgesetzten der damaligen Zeit begrenzenderweise vollständig fern.

Schon im Jahre 1794 wurde eine medizinische Spezialschule und bald darauf auch eine pharmazeutische nach Straßburg gelegt. Ende 1805 wurde eine protestantische Akademie eingerichtet, die seit 1808 den Namen eines séminaire protestant führte, und 1806 kam eine école de droit nach Straßburg. Alle diese Anstalten wurden 1808 mit der Organisation des französischen Unterrichtswesens zu einer Académie erhoben, der auch eine Faculté des lettres et des sciences angegliedert wurde; diese Akademie erhielt schließlich auch den Titel einer Université de France, aber sie verdiente diesen Titel nicht; denn sie blieb eine rein äußerliche lose Verbindung der verschiedenen neben einander bestehenden Lehranstalten. Der Krieg von 1870 machte ihr ein Ende, da bald nach der Annexion der Reichslande ihre Aufhebung verfügt wurde.

Dagegen brachte die Wiedervereinigung Elsas Vorbringens mit dem deutschen Mutterlande diesem eine neue deutsche Hochschule. Dem vormaligen badischen Minister Freiherrn von Roggenbach, der mit den Organisationsarbeiten vertraut war, ist es zu danken, daß bereits am 1. Mai 1872 die neue Universität in Straßburg feierlich

eröffnet werden konnte unter Teilnahme der wissenschaftlichen und Universitätskreise ganz Deutschlands und der Schweiz, die stets in nahen Beziehungen zu der alten Universität gestanden hatte.

Die Hochschule hat 5 Fakultäten: die evangelisch-theologische die rechts- und staatswissenschaftliche, die medizinische, eine philosophische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. Der Schwerpunkt liegt in der medizinischen Fakultät die bei weitem die beachtetste ist, sie ist ausgestattet mit Instituten und Kliniken die denen jeder anderen Universität überbärtig sind. Schon 1874 wurde mit dem Bau der Universitätsgebäude, und zwar zunächst der medizinischen Fakultät begonnen, und nach ihrer Vollendung im Jahre 1884 wurden sie mit großen Feierlichkeiten eingeweiht. Inzwischen war die junge Universität stattlich herangewachsen. Die Fülle, die im ersten Semester nur 212 Studierende betrug, hatte bereits im fünften Semester der Universität die Zahl 600 weit überschritten. 1875 in ihrem zehnten Semester demselben, in dem ihr die Ehre des Kaiserbesuchs und die Verleihung des Namens „Kaiser-Wilhelms-Universität“ zu teil wurde, war sie von über 700 Studierenden besucht, und seit dem Jahre 1882 ist ihre Fülle so ständig gestiegen, daß sie jetzt einen Bestand von über 1000 Studierenden aufweisen kann.

An Studenterverbindungen nahm die neue Universität zwei an der früheren Lehranstalt um

Verzichtung
der Universität
durch die frz.
Revolution.



Was der Pedell fuhr den Ornat
Schaher einer Doctorat.

(Aus dem Straßburger Stadtbuch von 1600.)



Ein Fremder Herr im Doctorat
Alfo seine Begleitung hat

(Aus dem Straßburger Stadtbuch von 1600.)

Corpora-
tionen



Die Universität.

die Mitte der vierziger Jahre gegründet die Wilhelmitana und die Vinzolverbindung Argentina mit herüber. Dazu kamen 1875 bzw. 1882 die katholischen Studentenverbindungen Franzonia und Badenia. Sofort bei der Eröffnung der Universität hatte sich aus auswärtigen Inaktiven des S.C. das Corps Rhodania mit den Farben blau-silber-rot konstituiert, im folgenden Jahre wurde die Palatia gegründet

rot-weiß-violett. Die vorübergehend den Namen Saronia führte, 1878 das Corps Suevia rot-weiß-schwarz, und 1880 trat die bisherige Landsmannschaft Albia-Lotharingia als Corps Albia zum rot-weiß-rot, später Palato Albia mit den Farben gelb-weiß-rot zum S.C. über. Aus dem im Jahre nach der Universitätsgründung ins Leben getretenen pharmaceutischen Verein hat sich die jetzige neue Landsmannschaft Normannia blau-weiß-orangerot gebildet. Der D.C. konstituierte sich 1880 in den beiden Bändchenbänden Germania schwarz-silber-rot und der jetzt hundertsten Germania schwarz-rot-gold. Im folgenden Jahre entstand der A.T.V. Albia-Lotharingia der jetzt als Albia rot-weiß-blau zusammen mit der 1890 gegründeten Saronia schwarz-weiß-blau-weiß den V.C. vertritt. Ein Jahr später folgte die Gründung des Oberanvereins Arion, und 1885 konstituierte sich auch in Straßburg ein Verein deutscher Studenten. Alle angeführten Korporationen, zu denen noch eine Reihe wissenschaftlicher und sonstiger Vereine hinzukommen traten bei dem oben erwähnten Universitätsfest von 1884 zum gemeinsamen Festzug, Fackelzug und Commercium zusammen, und haben vorher wie nachher in verhältnismäßig gutem Einvernehmen gelebt. Das hohe Zeichen dafür ist der Umstand, daß der 1878 gegründete „Ausfluß der Studentenbarr“ trotz seiner verschiedenartigen Zusammensetzung noch immer besteht; ihm gehören außer den Vertretern der Korporationen noch 4 gewählte Vertreter der nichtkorporierten Studenten an.

Mit Lehrkräften ist die Straßburger Universität von Anfang an reichlich ausgestattet gewesen. Bereits in ihrem zweiten Semester wirkten 68 Lehrer an ihr, und die Zahl hat sich inzwischen mehr als verdoppelt. Wenn auch ein Straßburger Lehrstuhl dem Ehrgeizigen unter den Universitätslehrern noch immer nicht als das Endziel seiner Wünsche erscheinen mag, so sind doch unter den Größen der deutschen Wissenschaft viele die für kürzere oder längere Zeit der Reichslandischen Hochschule angehört haben, unter andern — um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen — Darretrapp, Laband, Lenel und Röntgen.

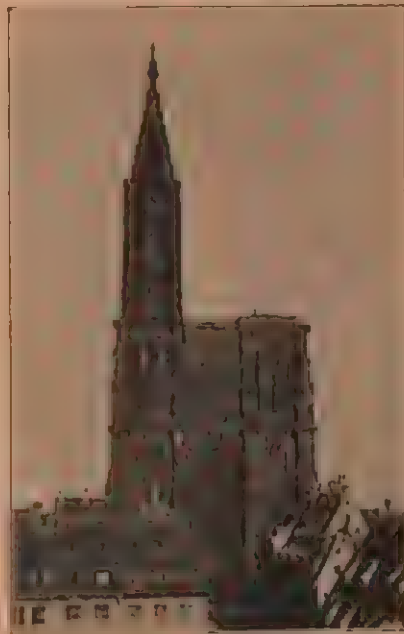
Besonders in der ersten Zeit ihres Bestehens hat die Hochschule den Charakter einer „Arbeitsuniversität“ getragen, und wer in dieser Erwartung nach Straßburg kommt, findet sich auch heute nicht getäuscht. Denn außer den vielen schon erwähnten erstklassigen wissenschaftlichen Instituten kommt den Studierenden vor allem die hervorragende unmittelbar nach America der Reichslande eingerichtete Universität- und Landesbibliothek zu statten, die jetzt schon über 600000 Bände zählt und in Deutschland an Bedeutung nur von den Bibliotheken in München, Berlin und Göttingen übertroffen wird. Alle die genannten vortrefflichen Einrichtungen der Universität machen es erklärlich, daß die Zahl der Studenten nach 25-jährigem Bestehen bereits über 1000 hinausgewachsen ist, hinzu kommt als anziehendes Moment die

Katholische und
Institute

Charakter
der
Hochschule

Billigkeit des Lebensunterhalts und der offene, freundliche und gesellige Charakter der Bürger.

Was die altbewährte Stadt Strasbourg sowie ihre nähere und weitere Umgebung an Anregung dem Studierenden bietet, das ist gewiß nicht geringer geworden seit den Zeiten Goethes der das geistige Leben des damaligen Strasbourg so meisterhaft geschildert hat. Uns aber hat heute der Student vor dem Studiosus Goethe voraus, nämlich das erhebende Bewußtsein, daß seine alma mater auf deutschem Boden steht, und daß das Münster, dieses herrliche Symbol deutscher Art und deutscher Kunst, wieder auf deutsche Lande hinarablickt.





Die technischen Hochschulen.

Extremus castus, nullo impio
 Duxit dei beatus, Teutis, hinc
 Was sie erfindet, das treibt mit vollen Händen
 Der Menschheit sie als große Gabe hin!
 So steht sie da an des Vortrübels Wende
 Verdankt jeder ihren Disziplin.
 T. Witt, Oration, gehalten bei der Jahrfeier der
 Technischen Hochschule Berlin, Charlottenburg.

In der Geschichte der deutschen technischen Hochschulen, deren Entstehung fast
 ausnahmslos in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fällt, zeigen sich
 die verschiedensten Ausgangspunkte, die zuerst instinktiv später bewußt zu
 einem gemeinsamen Ziele hingeführt haben. Die gesamte Entwicklung dieser Hoch-
 schulen ist auf's engste verknüpft mit den mächtigen Wandlungen und dem Aufschwunge
 der deutschen Kultur. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war unser Vater-
 land den Nachbarländern Frankreich und England, nicht minder dem jungen
 amerikanischen Staate auf den Gebieten der Industrie und der Technik unverkennbar
 unterlegen. Nicht zum geringen Teile waren an diesen Zuständen die verheerenden
 Kriege schuld, unter denen Deutschland zu leiden hatte. Als nun im zweiten
 Jahrzehnt friedliche Zustände eintraten, sann man auf Mittel und Wege, den Verkehr
 und die Industrie zu heben. Als ein wesentliches Mittel wurde alsbald die Pflege
 des technischen Unterrichts erkannt. Dies führte zur Gründung höherer Gewerbe-
 schulen und ähnlicher Anstalten, aus denen sich dann später die heutigen technischen
 Hochschulen entwickelten.

Die ersten
 Anfänge

Bereits früher waren Anstalten ins Leben gerufen worden, welche ähnliche
 Ziele verfolgten. So war 1745 in Braunschweig von Herzog Karl I. auf Vorschlag
 des Abtes Jerusalem eine Lehranstalt unter dem Namen Collegium Carolinum ins
 Leben gerufen worden, die als Vorbereitung zum Universitätsstudium, zum Studium
 der Technik und als Bildungsanstalt für sonstige höhere Berufsarten des praktischen
 Lebens dienen sollte. Schon damals, vor anderthalb Jahrhunderten, wurde in dem Ent-
 wurf zu dieser Anstalt mit den denkwürdigen Worten auf die Bedeutung des Technikers
 hingewiesen: „Diejenigen, welche in den größten Welthandeln der Welt nützen, die
 mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der
 Naturalien, Vermehrung des Gewerkes und der Haushaltung, das ist die Land-
 wirtschaft, umgeben, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu
 Lande, über und unter der Erde das gemeinsame Beste suchen, machen einen ebenso
 wichtigen Teil des gemeinen Wesens als die Gelehrten aus.“ Das neu gegründete
 Collegium Carolinum, welches seinen Studierenden in dem Kollegiengebäude auch
 Wohnung und leibliche Verpflegung bot, nahm gleich anfangs einen bedeutenden

Das
 Collegium
 Carolinum
 im 1745

Umkehrung. Als aber dann nach den unglücklichen Kriegen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts das Herzogtum Braunschweig von Napoleon dem Königreiche Westfalen einverleibt worden war, wurde das Collegium Carolinum im November des Jahres 1808 in eine Militärschule umgewandelt. Doch schon 1814 verfügte der Herzog Friedrich Wilhelm, daß „die Stiftung Karls I., das Collegium Carolinum, zu einem ewigen Gedächtnisse seines erlauchten Ahn in einem den gegenwärtigen Bedürfnissen der Zeit und den Anforderungen des Landes angemessenen, so viel als möglich erweiterten Umfange wieder hergestellt werden sollte.“ In demselben Jahre begannen auch wieder die Vorlesungen, doch wurde mit der Lehranstalt ein Pensionat nicht wieder verbunden.

Ähnlichen Zwecken wie das Collegium Carolinum sollte die im Jahre 1799 zu Berlin gegründete Bauakademie dienen. Sie bezweckte „die theoretische und praktische Bildung tüchtiger Feldmesser, Land- und Wasserbaumeister, auch Bauhandwerker, vorzüglich für die Königlichen Staaten.“ Unter den Unterrichtsfächern finden wir Maschinenlehre, Baukonstruktion, Strom- und Deichbaukunst, Schleusen, Hafens-, Brücken- und Wegebaukunst verbunden mit zeichnerischen Übungen. Die Vorbildungen waren geringe: Vollendung des vierzehnten Lebensjahres, Beherrschung der deutschen Sprache, elementare Kenntnis der lateinischen und französischen Sprache und Beherrschung der gewöhnlichen Rechnungsarten. Für die Feldmesser war ein Studium von 1½ Jahren, für die „Baukünstler“ ein solches von 2½ Jahren in Aussicht genommen. Bald jedoch sah man ein, daß der Erfolg des Unterrichts unter der geringen Vorbildung der Besucher zu leiden hatte, und es wurde wenige Jahre nach der Gründung bestimmt, daß die Aufzunehmenden auf einem größeren Gymnasium die dritte Klasse, auf einem gewöhnlichen die zweite Klasse absolviert haben müßten. Außerdem mußte, wer zum eigentlichen Baustudium Zulassung wünschte, im praktischen Feldmessen und Nivellieren geübt sein und ein Elevenjahr bei einem Bauoffizianten oder Feldmesser zurückgelegt haben. Der Unterricht wurde schulmäßig gehandhabt, Repetitionen wurden abgehalten, und Lehrer wie Schüler waren während des Unterrichts der strengsten Kontrolle des Direktoriums unterworfen.

Die beiden bisher genannten Anstalten blieben zunächst die einzigen Bildungsstätten für Techniker, bis sich schließlich doch die Überzeugung allenthalben Bahn brach, daß es bei der zunehmenden Anwendung wissenschaftlicher und technischer Grundsätze auf die Gewerbe und bei der eröffneten Konkurrenz mit anderen Völkern unumgänglich notwendig wäre, Unterrichtsanstalten nicht nur für die Ausbildung der Gewerbetreibenden überhaupt sondern insbesondere auch für die Ausbildung der höheren Techniker zu errichten. Eine höhere technische Bildung sollte auch die Vorurteile gegen den gewerblichen Berufsstand überwinden helfen und von dem übermäßigen Hinderang zum Gelobtenberuf und zum Staatsdienste abbringen. So haben wir denn fast zur selben Zeit verschiedene Schulen mit dem mehr oder weniger ausgeprägten Charakter einer technischen Lehranstalt entstehen, in Berlin 1821, in Karlsruhe 1825, in Darmstadt 1826, in München 1827, in Dresden 1828,



Die Berliner Bauakademie vor 50 Jahren.
(Nach einer Zeichnung von Voeltel.)

Die Berliner
Bauakademie

Grundung
vieler
Gewerbe-
schulen.

in Stuttgart 1829 in Hannover 1851 Die Organisation dieser Anstalten war allerdings noch durchaus verschieden, während einige, wenn auch nur in schwachen Anrissen bereits bei ihrer Gründung die zukünftigen Hochschulen erkennen lassen, verrieten Lehrplan und Unterrichtsmethode der anderen, wie primitiv die Einrichtungen über das Wesen der neu entstehenden Technik waren, welche geringe Grundlage wissenschaftlicher Bildung man für hervorragende Leistungen als zureichend erachtete.

Berlin ging in der Gründung den anderen Städten voran. Hier wurde am 1. November 1821 unter dem Namen „technische Schule“ eine Unterrichtsanstalt eröffnet, welche nach dem von dem damaligen Vorsitzenden der technischen Deputation für Gewerbe Ventb, entworfenen Organisationsplane die Aufgabe haben sollte, dem angehenden Fabrikanten und Handwerker nicht nur eine allgemeine Bildung und eine Einsicht in Dinge zu geben, welche zu wissen jedem Handwerker not thut, sondern auch gerade so viel Vorkenntnisse, als zum gewöhnlichen Betriebe eines technischen Gewerbes nötig sind. Die aufzunehmenden Schüler durften nicht unter 12 und nicht über 16 Jahre alt sein und brauchten sonst nur geringe Vorbedingungen zu erfüllen. Die „technische Schule“ sollte aus zwei Klassen mit je einjährigem Kursus und mit höchstens je 50 Schülern bestehen. Der Unterricht, der unentgeltlich war und sich von wesentlichen auf Naturwissenschaften, Mathematik, Chemie und technische Zeichen erstreckte, wurde durchaus schulmäßig gehandhabt. Der rege Besuch der Anstalt führte bald zu ihrer Vergrößerung, auch erhielt sie 1827 den Namen „Gewerbeinstitut“. Es wurde ein chemisches Laboratorium eingerichtet und 1834 der Unterricht in den Elementen der Bau- und Maschinenkonstruktion in den Lehrplan aufgenommen. Mit Rücksicht auf die gedehnte Entwicklung, welche inzwischen die Provinzial-Gewerbeschulen nahmen, deren Fortsetzung das Gewerbeinstitut bilden sollte, wurde diesem in den vierziger Jahren die Ausbildung von Technikern zugesetzt, die zur Einrichtung und Leitung von Fabriken befähigt wären. Nachdem dann auch 1848 die Schüler der oberen Klassen die Berechtigung zum Hören der Vorlesungen an der Universität erhalten hatten, brachte das Jahr 1850 dem Gewerbeinstitut eine durchgreifende Reform: jetzt mußten die Aufzunehmenden die Entlassungsprüfung bei einer Provinzial-Gewerbeschule, einer Realschule oder einem Gymnasium bestanden haben, der Unterricht dauerte 5 Jahre, war im ersten Jahre für die Schüler aller Fachrichtungen ein gemeinschaftlicher, später trat eine Trennung nach den Fächern ein. Der Unterricht blieb zunächst noch unentgeltlich, da jedoch der Andrang zum Gewerbeinstitut von Jahr zu Jahr zunahm, so wurde vom Jahre 1850 ab für den Besuch eines vollständigen Jahreskurses ein Honorar von 40 Thalern erhoben.

Das Gewerbeinstitut in Berlin

Die Bauakademie bis 1850



Die Poststation in Charlottenburg.

Inzwischen hatte sich auch die in Berlin befindliche Bauakademie kräftig weiter entwickelt. Im Jahre 1825 wurde sie in zwei Abteilungen geteilt, eine für die höhere Baukunst, die andere für das Technische des Bauwesens. Die erstere war von keinem Besande, während die andere zu rascher Wüchse gelangte. Im Jahre 1851 wurde dann der Name „Bauakademie“ in „Allgemeine Bauakademie“ umgewandelt, auch wurden die Aufnahmebedingungen entsprechend den neu erlassenen Prüfungsordnungen für die Baubeamten Preussens von neuem gesteuert. Das Ende des nächsten Jahres gab der Anstalt ihren

Die technischen Hochschulen.

alten Namen „Bauakademie“ wieder und brachte zugleich eine weitere Verschärfung der Prüfungsvorschriften für die Staatsbaubeamten und somit der Vorbedingungen für die Aufnahme in die Bauakademie, damit aber auch die von den Studierenden lebhaft begehrte Lernfreiheit. Als Vorbildung für das vorbereitende Studium zum Staatsbadienst wurde dann 1855 die Reife des Abganges zur Universität verlangt, im Jahre 1859 erhielten jedoch auch die Abiturienten der neu eingerichteten Realschulen erster Ordnung die Gleichberechtigung hinsichtlich der Zulassung zu den Prüfungen für den Staatsbadienst.

Einen bei weitem anderen Entwicklungsgang als die Berliner Anstalt zeigt die im Jahre 1828 als „Polytechnische Schule“ in Karlsruhe ins Leben gerufene Lehranstalt. Sie ging aus drei Anstalten hervor, aus der Bauschule des Oberbaudirektors Weimbrenner, einer privaten Gewerbeschule in Freiburg und der von Oberst Tulla eingerichteten Lehranstalt für Planzeichnen und andere Zweige des Ingenieurwesens. Die polytechnische Schule wurde gebildet aus zwei allgemeinen Klassen mit dem Eintrittsalter von 15 Jahren und aus zwei mathematischen mit einem solchen von 13 Jahren, einer Handels- und Gewerbellasse mit einer merkantilen und einer technischen Abteilung. Die Unterrichtsgegenstände waren im wesentlichen die einer Realschule, nur einige technische Fächer, wie Technologie, wurden gelehrt, während der höhere Unterricht für Ingenieure und Architekten in einer kurz vorher gegründeten Ingenieurschule und in dem architektonischen Institut von Weimbrenner erteilt wurde. Doch schon 1852 wurden diese höheren Schulen und zugleich eine Vorschule mit der polytechnischen Schule vereinigt. Die bisherigen zwei allgemeinen Klassen erhielten als Vorschule eine etwas losere Verbindung. Diese Neuorganisation, welche zugleich der Anstalt einen in Bezug auf die Professoren akademischen Charakter verlieh, die zum Teil noch sehr jungen Schölinge jedoch einer mehr schulmäßigen Behandlung unterwarf, erwies sich als außerordentlich segensreich und verhalf der Anstalt zu einer raschen Entwicklung. Das Eintrittsalter in die Vorschule wurde im Jahre 1860 auf 14 Jahre erhöht, 5 Jahre später jedoch wurden die Vorschule und die erste mathematische Klasse aufgehoben, da sie durch die in demselben Jahre in Karlsruhe gegründete höhere Bürgerschule überflüssig geworden waren. Das Eintrittsalter in die polytechnische Schule erhöhte sich dadurch auf 17 Jahre.

Gründung der polytechnischen Schule in Karlsruhe.

Weit langsamer entwickelte sich dagegen die 1828 zu Dresden ins Leben gerufene technische Bildungsanstalt, bei welcher übrigens im Beginn einzig und allein die Rücksicht auf den Zustand der sächsischen Industrie maßgebend war, und bei deren Gründung man ausschließlich die mechanische Technik als Lehrgegenstand im Auge hatte. Man beabsichtigte hier eine zugleich praktische und wissenschaftliche Vorbildung für den Maschinenbau und glaubte das Ziel durch eine enge Verbindung mit einer mechanischen Werkstatt erreichen zu können, in der die Schüler während eines großen Teils ihrer Unterrichtszeit zu arbeiten hatten. Nach einigen Jahren teilte man die Anstalt in eine untere und eine obere Abteilung, von denen die erstere mit den übrigen Gewerbeschulen gleichmäßig organisiert wurde, während die obere einer höheren technischen Ausbildung dienen sollte und so zugleich die Grundlage zu einer weiteren Entwicklung bildete. Gegen Ende des dritten Jahrzehnts wurde denn auch „die vollständige Ausbildung wissenschaftlicher Techniker vom Fach“ als Aufgabe der Anstalt bezeichnet. Noch immer aber konnte man sich nicht zu einer freieren Organisation entschließen, die allem in ihrem Verfolge zur Bildung von technischen Hochschulen führen konnte und die bereits andere technische Schulen Deutschlands angenommen hatten. Erst im Jahre 1851 als die Lehrstätte in eine „polytechnische Schule“ verwandelt wurde, bereitete man die untere Klasse und teilte die obere in drei Abteilungen ein, eine für Maschinenbau, eine zweite für Baumingenieurwissenschaften und eine solche für Chemie. Nach einem bald darauf durchgeführten weiteren Organisationsplane bet die Schule die Mittel zur Erwerbung einer umfassenden wissenschaftlichen Ausbildung für Techniker. Die Vortrage wurden fortan akademischer

Die höhere Gewerbeschule zu Dresden.

gestaltet an dem obligatorischen Besuch derselben aber streng festgehalten, obgleich man im Jahre 1803 das Maturitätsprinzip bei der Aufnahme einführte.

Mit noch größeren Schwierigkeiten als die bisher besprochenen Schulen hatten die Lehranstalten in Stuttgart und Darmstadt zu kämpfen, welche in ihren Anfängen manche Verwickelungen mit einander zeigten. Beide sind hervorgegangen aus einer Verbindung technischer Bildungsanstalten mit Realschulen. Die ersten Ausgangspunkte des Stuttgarter Polytechnikums sind im Jahre 1829 zu suchen, wo man der Stuttgarter Realschule zwei höhere Klassen hinzufügte, mit dieser Anstalt die damalige Kunstschule in Verbindung setzte und so die „Vereingte Kunst-, Real- und Gewerbeschule“ ins Leben rief. Die Begründung eines umfassenden Unterrichts in den wissenschaftlichen und künstlerischen Grundlagen der verschiedenen technischen Berufsarten wurde als Aufgabe dieser Anstalt bezeichnet. Bei der raschen Entwicklung der Industrie und dem steten Fortschreiten der Technik erkannte man jedoch bald das Unzureichende dieser Einrichtung, trennte daher im Jahre 1852 die verschiedenen An-

stalten von einander und errichtete eine selbständige Unterrichtsanstalt für die technischen Fächer unter dem Namen „Gewerbeschule“, deren Schülerzahl sich in wenigen Jahren auf mehrere Hunderte erhöhte. Im Jahre 1849 erhielt die Gewerbeschule den Namen „Polytechnische Schule“, doch waren mit ihr immer noch fremdartige Elemente verbunden, welche der Ausbildung des Instituts zu einer höheren technischen Lehranstalt hinderlich waren. Man



Das Polytechnicum in Dresden

entließ sich denn auch nach einigen Jahren dazu, den unteren Kursus für Knaben von 14 Jahren von der Schule abzutrennen, ebenso für die Bauhandwerker, die das Polytechnicum als sogenannte Winterschüler besuchten, eine Baugewerkschule zu errichten. In der Folgezeit war das Streben darauf gerichtet, neben der Verbesserung und der Vervollständigung des allgemeinen wissenschaftlichen, insbesondere mathematischen Unterrichts den eigentlichen Fachunterricht weiter auszubilden. Dies geschah denn auch von Jahr zu Jahr mehr. Als einen gewissen Abschluß dieser Entwicklung kann man das Statut vom Jahre 1862 betrachten, nach welchem sich die Anstalt in eine untere, mit dem allgemeinen wissenschaftlichen Unterricht sich befassende sogenannte mathematische Abteilung und in die obere auf den eigentlichen Fachunterricht bezugnehmende technische Abteilung gliederte. Letztere bestand aus vier Fachschulen, nämlich für Architektur, Ingenieurwesen, Maschinenbau und chemische Technik. Für die mathematische Abteilung wurde das 16. Jahr, für die technische Abteilung das 18. Jahr als Altersgrenze festgelegt und die Disziplinarbestimmungen für die erstere nach Analogie des Obergymnasiums, für die letztere nach Analogie der Universität eingerichtet.

War für das Stuttgarter Polytechnicum die „Vereingte Kunst-, Real- und Gewerbeschule“ der Ausgangspunkt gewesen, so spielt bei der Gründung des Polytechnikums zu Darmstadt diese Rolle die daselbst 1826 errichtete „Real- und Technische Schule“, die 1856 in eine höhere Gewerbe- und Realschule umgewandelt wurde. Die höhere Gewerbeschule umfaßte zunächst zwei Hauptklassen mit je zwei Semesterkursen, von denen sich die untere unmittelbar an die Realschule angeschlossen, während

Das
Polytechnicum
in Stuttgart.

Das
Darmstädter
Polytechnicum.

sich die obere in zwei Ordnungen, die chemische und die mechanische, teilte, zwischen denen die Schüler freie Wahl hatten. Bereits 1859 wurde eine weitere Klasse errichtet, der von nun ab die Beschäftigung mit den eigentlichen technischen Fächern zufiel, während die beiden unteren Klassen eine gediegene Grundlage in der Mathematik und den Naturwissenschaften geben sollten. Bei einer stetigen ruhigen Entwicklung während der nun folgenden Jahre finden wir die



Die Technische Hochschule in Hannover.

Oberklasse 1849 in drei für sich bestehende Abteilungen gegliedert eine mechanisch-technische, eine chemisch-technische und eine Bauklasse. Daneben bestand noch eine landwirtschaftliche Klasse. Der Anstalt die Einrichtungen einer polytechnischen Schule zu geben, gelang freilich erst im Jahre 1859, von da ab bestand sie aus zwei sogenannten allgemeinen Klassen und fünf Fachabteilungen: einer chemisch-technischen, einer mechanisch-technischen, einer Bauklasse, einer Ingenieurklasse und einer landwirtschaftlichen Klasse. Die beiden allgemeinen Klassen mit je einjährigem Kursus dienten als gemeinsame Vorbereitungsschule. Die Aufnahme in die untere allgemeine Klasse setzte ein Alter von 16 Jahren und das Bestehen einer Aufnahmeprüfung voraus, doch genügte es auch, die Oberschula eines Gymnasiums oder die Prima einer Realschule mit Erfolg besucht zu haben. Trotz dieser Organisation war in den folgenden Jahren ein starker Rückgang in dem Besuche zu verzeichnen, da heßen für die Staatsbaubeamten ausdrücklich ein dreijähriges Universitätsstudium vorschrieb. Ja, es kam sogar so weit, daß im Jahre 1864 die höhere Gewerbeschule zu der sogenannten „Technischen Schule“ umgestaltet und damit für kurze Zeit auf eine niedere Stufe herabgedrückt wurde.

Eine durchaus stenge Entwicklung nahm die 1861 in Hannover eröffnete „Höhere Gewerbeschule.“ Bei geringen Vorbedingungen für die Aufnahme sollte der Unterricht alle die Wissenschaften umfassen, welche den Gewerbetreibenden der verschiedensten Klassen, dem Handwerker dem mechanischen Künstler und dem Fabrikanten zu ihrer vollständigen Ausbildung erwünscht sein könnten. Dabei sollte Rücksicht genommen werden auf die Anwendungen, welche für den Betrieb der Landwirtschaft von Bedeutung sind. Auch sollte allen anderen Personen, welche für ihren Beruf des Studiums der reinen und angewandten Mathematik, der Naturwissenschaft oder des Zeichnens bedürfen, reichlich Gelegenheit dazu gegeben werden, insbesondere sollte die Schule geeignet sein zur Ausbildung in allen Zweigen der Bauwissenschaft, zur Belehrung des angehenden Forstmannes, praktischen Geometers, Pharmazeuten und Kaufmanns. Der Unterrichtskursus war je nach dem Grade der erstrebten Ausbildung ein zweijähriger oder ein dreijähriger. Der Unterricht wurde nicht Klassenweise sondern nach einzelnen, in sich abgeschlossenen Fächern erteilt, in deren Wahl den Schülern Freiheit gelassen wurde. Die fortschreitende Entwicklung der Anstalt veranlaßte 1845 die Aufnahme der Mechanik, der Baukunst, des Maschinenbaues, des Straßen- und Brückenbaues in den Lehrplan der Anstalt, welche 1847 zur „Polytechnischen Schule“ erhoben wurde. In Anfang der fünfziger Jahre wurde auch ein Vortrag über technische Chemie eingerichtet, und in der Folgezeit wurde der Unterricht im Bauingenieurwesen und im Maschinenbau erweitert und vertieft.

Die höhere Gewerbeschule in Hannover.

Während sich so die neu gegründeten technischen Bildungsanstalten weiter entwickelten hatte auch das 1745 zu Braunschweig gegründete Collegium Caro-

1890
Carolinum
und
polytechnische
Schule

linum weitere Fortschritte zu verzeichnen. Im Jahre 1876 wurde es unter
bedeutender Erweiterung seines Lehrplans in drei Abteilungen, eine Bauabteilung,
eine technische und eine merkantile, zerlegt. Der Umherziehen der Bau-
sprechend und in richtiger Würdigung der nachstehenden Vorbildung der Bau-
wurde erstlich dahin gebracht, die techn. die Ausbildung immer mehr in den Vorder-
grund treten zu lassen. Unter Aufhebung der Bauabteilung und merkantiler
Abteilungen wurde denn auch 1882 das Carolinum Carolinum in eine polytechnische
Schule umgewandelt.

Entwickelung
der techn.
Bauabteilung
wurden in 2
Jahren

Wenn wir nun einen Blick zurückwerfen auf die Entwicklung der technischen
Bildungsanstalten Deutschlands bis zum Anfang der achtziger Jahre, so erkennen wir
trotz der ganz verschiedenen Wege, welche sie betraten, um ihren Aufgaben gerecht
zu werden, doch überall das Bestreben für die einzelnen Fachrichtungen auch bei beiden
Klassen in gleicher Folge des geographischen Vordringens, dass der technischen
Berufswissenschaften nahmen, hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die
Anstalten sich nur dann zu wirklichen Hochschule entwickeln konnten, wenn die
Unterricht in den einzelnen technischen Fächern zur vollen Geltung kam. Der Grund
dafür, daß trotz einer derartigen Gliederung Darmstadt hinter den anderen Schulen
zurückbleibt, ist in anderen Umständen zu suchen. Einmal trugen hierzu auch die be-
reits erwähnten Vorschriften bei, welche von den Staatsbaubeamten meistens als Ver-
bildung ein dreijähriges Universitätsstudium verlangten, sodann aber sollte es auch
vor allem an den nötigen Geldmitteln zur Veranschaffung genügender Lehrkräfte an
die kräftig emporkommenden Bauingenieurwissenschaften. Der Bau der Eisenbahnen
hatte den Technikern ein großes Arbeitsfeld und die Aussicht auf langjährige Unter-
schante und lebende Verpflegung eröffnet, zudem wurde an der Verbesserung
der Bauweisen kräftig gearbeitet, jedoch ein großer Andrang zu dem Fache der
Bauingenieur hatte sich damit das Bedürfnis ergab, an den technischen
Lehranstalten die Ingenieurwissenschaften mehr als bisher zu pflegen. Da Darmstadt
diesen Anforderungen nicht genigte, so ging die Zahl der Bewerber außerordentlich
zurück, zum Teil auch wohl aus dem Grunde, weil die Gewerkschule mit dem
Namen einer polytechnischen Schule, den die anderen höheren Gewerkschulen Deutsch-
lands bereits trugen, annahm und deshalb vielfach für eine Handwerkerchule ge-
halten wurde. Als ein Mißgriff muß es betrachtet werden, daß man infolge des
Rückgangs der Schule diese zu einer „Technischen Schule“ umgestaltete, annahm die
vorhandenen Lücken auszufüllen und die Anstalt so auf gleiche Stufe mit den anderen
technischen Bildungsanstalten zu stellen. In ihrer neuen Form bot die Schule für die
auf eine höhere Bildung angewiesenen Techniker zu wenig, für die zukünftigen Bau-
gewerksmeister und Bauaufseher dagegen zu viel. Der weitere Rückgang der Schule

Wiederum
Anbau der
Darmstädter
Hochschule
1885



D. Darmstädter Polytechnicum.

führte im Jahre 1885 zu einer
Neuorganisation, wobei es nun
allerdings möglich war die bis-
her bei den übrigen polytech-
nischen Schulen gemachten Er-
fahrungen zu verwerten. Die
Anstalt wurde zu einer poly-
technischen Schule mit dem
Charakter einer Hoch-
schule erhoben, der Universität
gleichgestellt und erhielt sechs
Abteilungen: die allgemeine
Schule, die Bauabteilung, die In-
genieurabteilung, die Maschinen-
bauabteilung, die chemisch-technische
Schule und die landwirtschaft-
liche Schule.

Fast zu derselben Zeit erfolgte die Neuorganisation der Münchener Schule, deren Anfänge in der 1827 gegründeten polytechnischen Centralschule zu suchen sind. Dieselbe wurde 1855 mit der kameralistischen Fakultät der Universität München verbunden. Jedoch schon 1840 wurde diese Verbindung aufgehoben und durch einen Ingenieurlkursus an der polytechnischen Schule ersetzt. Die 1864 ergangene technische Schulordnung, welche sich auch auf die anderen beiden polytechnischen Schulen zu Nürnberg und Augsburg bezog, änderte wenig, erst das Jahr 1868 brachte eine vollständige Neugestaltung, durch die Nürnberg und Augsburg zu Industrieschulen umgewandelt wurden, während München den Charakter einer technischen Hochschule erhielt. Es wurden fünf Abteilungen errichtet: die allgemeine Schule, die Ingenieur- und die Hochbauerschule, die mechanisch-technische und die chemisch-technische Schule.

Umgestaltung
der Münchener
Schule 1868.

Bereits vier Jahre früher als München und Darmstadt war Karlsruhe in seinem Verfassungsstatut vom Jahre 1865 zu einer Hochschule erklärt und dadurch im Range den Universitäten gleichgestellt worden, während Dresden trotz einer Neuorganisation von demselben Jahre, in welcher das Reifezeugnis einer Realschule oder eines Gymnasiums als Aufnahmebedingung festgesetzt wurde, erst durch das Verfassungsstatut vom Jahre 1870 dem Range nach zu einer technischen Hochschule erhoben wurde.

Karlsruhe und
Dresden, techn.
Hochschulen.

Von den preussischen Lehranstalten ist aus den sechziger Jahren zu berichten, daß Hannover vor allem den Unterricht im Bauingenieurwesen bedeutend erweiterte. Im Jahre 1868 wurde es neben der Berliner Bauakademie als Vorbildungsinstitut für die Staatsbaubeamten anerkannt. Das Berliner Gewerkeinstitut erhielt im Jahre 1860 eine neue Verfassung, welche den Studierenden das Recht der Lernfreiheit zuerkannte. Die rein wissenschaftlichen Fächer wurden von denjenigen getrennt, welche die Ausbildung für die einzelnen Zweige der Technik erstreben, und der Unterricht im Schiffbau eingeführt. Da das Gewerkeinstitut in der Folgezeit immer mehr den Charakter einer akademischen Lehranstalt annahm, so erhielt es 1866 den Namen „Gewerkeakademie“ und wurde 1871 bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens für eine „Technische Hochschule“ erklärt.

Entwicklung
der Berliner
Bauakademie
zur techn.
Hochschule
1871.

So sehen wir denn in dem siebenten Jahrzehnt die technischen Lehranstalten Deutschlands zielbewußt Wege betreten, deren Verfolg zu der im Anfang angehabten Bedeutung dieser Bildungsstätten führen mußte. Die zu Beginn der Entwicklung tastenden, unsicheren Schritte wandelten sich in eine feste, energische Vorwärtsbewegung, seitdem man die Aufgaben und die Ziele der technischen Wissenschaften klar erkannt hatte. Da man ferner ein sah, daß die allgemein menschliche Bildung mit einer fruchtbringenden Fachbildung in steter Wechselwirkung stehe, so fing man an, allseitiger und nachhaltiger Gewicht darauf zu legen, daß die Techniker neben einer vollendeten, echt wissenschaftlichen Fachbildung auch eine umfassende allgemeine Bildung besäßen und verstande demgemäß die Bedingungen für die Aufnahme. Um jedoch denen, welche den Aufnahmebedingungen nicht genügten, die Möglichkeit zu einer gründlichen technischen Ausbildung zu lassen, konnten die selben als Hospitanten an den Vorlesungen und Übungen teilnehmen. In der Folgezeit brach sich auch die Überzeugung Bahn, daß die studierende Jugend durchweg von einem Geiste bezeugt war welcher Vertrauen verdiente. Außerdem war man sich dessen bewußt, daß die bloße Organisation der Fachschulen nicht imstande wäre, das ungeheure Gebiet der technischen Wissenschaften genügend einzuteilen, um den vielseitigen Anforderungen technischer Praxis zu genügen und verstand sich so zur Gewährung der Lehr- und Lernfreiheit. Den heutigen Technischen Hochschulen kam man ferner auch schon dadurch näher, daß man fast allgemein ein vierjähriges Studium einführte und für diejenigen, welche sich nicht dem Staatsdienste widmen wollten, Absolutoralprüfungen, zum Teil auch schon Diplomprüfungen zum Anzweck der erlangten wissenschaftlichen Ausbildung einrichtete. Bezeichnend für diesen Zeitabschnitt ist es auch, daß man immer mehr darnach strebte, die unmittelbare Leitung der Anstalten in die Hände ihrer eigenen Organe, der Direktoren und der

Vorstände der einzelnen Abteilungen, zu legen. Eine weitere Fürsorge für die Ausbildung der Wissenschaften ist auch darin zu erblicken, daß man das Institut der Privatdozenten einrichtete und ihre Habilitationen unter Zuwendung der für ihre Kollegen eingehenden Unterrichtsgelder zuließ.

Jahresberichte
den 7. u.
1870

Der in den sechziger Jahren betretene Weg zum weiteren Ausbau der technischen Bildungsanstalten wurde in dem folgenden Jahrzehnt energisch verfolgt und führte auch zu einem gewissen Abschluß der Entwicklung, welcher dadurch zum Ausdruck gebracht wurde, daß zum Schluß der sechziger Jahre fast alle Anstalten die amtliche Bezeichnung „Technische Hochschule“ erhielten. Die allgemeinen Kläpse, die bei einem Teile der Hochschulen noch bestanden und gewissermaßen eine Versäule bildeten, wurden aufgehoben und an ihre Stelle besondere Abteilungen für allgemeine Wissenschaften gesetzt. Der Grund dafür, daß man sich nicht schon früher zu diesem Schritte hatte entschließen können, ist in dem Umstande zu suchen, daß die angerepreussischen Realschulen sich noch nicht so weit entwickelt hatten, um eine genügende Vorbildung für das Studium der technischen Wissenschaften zu geben. Diese



Die Technische Hochschule in Stuttgart.

Aufgabe mußten daher die Hochschulen noch selbst übernehmen und erst nach einer einschneidenden Reform der Realschulen konnte man zur Aushebung der allgemeinen Schule übergehen, die den Hochschulen lange Zeit hindurch den Charakter einer gewisser Zweipältigkeit aufgedrückt hatte. Immer mehr haben wir jetzt das Bestreben in den Vordergrund treten, das Maturitätsprinzip bei der Aufnahme der Studierenden nach Möglichkeit durchzuführen, ein Bestreben, das wesentliche Unterstützung durch die Vorschriften für die Bau-

beamten fast aller Staaten Deutschlands erhielt, nach welchen von ihnen als Vorbedingung das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung gefordert wurde. Dort, wo noch keine Diplomprüfungen eingeführt waren, schuf man solche, wo sie bereits abgehalten wurden, erhöhte man die Anforderungen für die Zulassung zu denselben.

Gründung und
Entstehung
der Aachener
Schule

In all diesen Fortschritten nahm die inzwischen im Jahre 1870 zu Aachen mit dem Charakter einer technischen Hochschule eröffnete polytechnische Schule teil. Ihr kamen von vornherein die Erfahrungen zu gute, welche man an den verwandten Anstalten gemacht hatte, und so blieb ihr der mühselige Weg der Entwicklung erspart, den jene hatten zurücklegen müssen. Zu Anfang war hier der Unterricht der Architekten und Ingenieure zu einer Fachschule vereinigt, bald jedoch schritt man zur Einrichtung besonderer Abteilungen für beide Fachrichtungen. Ebenso trat an die Stelle der allgemeinen Schule eine Abteilung für allgemeine Wissenschaften, insbesondere für Mathematik und Naturwissenschaften. Aberhaupt finden wir eine große Übereinstimmung in dem Ausbau dieser Anstalt mit demjenigen der Hochschulen zu Hannover und zu Berlin. Hier hatten schon seit geraumer Zeit ernste Erwägungen darüber stattgefunden, ob es nicht ratsam wäre, die Bauakademie und die Gewerbeakademie zu einer Anstalt zu vereinigen, da sich beide mit der Zeit in ihrer Organisation, ihren Aufgaben und ihren Zielen immer näher gerückt waren. Zwar waren an der ersteren vornehmlich Architektur und die Baugemeinwissenschaften, an der letzteren Maschinenwissenschaften, Chemie und Hüttenkunde in den Lehrplan aufgenommen, doch bildeten auf beiden die mathematischen und andere allgemeine Wissen-

schaften in gleicher Weise die Grundlage zu den eigentlichen Fachstudien. Eine Vereinigung beider mußte daher unbedingt zu einer Ersparnis an Lehrkräften führen, und die dadurch verfügbaren Mittel konnten zu einer weiteren Ausgestaltung des Unterrichts verwandt werden. Der Plan kam im Jahre 1879 zur Ausführung, indem durch ein provisorisches Verfassungsstatut die Vereinigung der Anstalten ausgesprochen und dem neuen Institut der Name „Technische Hochschule“ gegeben wurde. Im Jahre 1882 wurde das provisorische Statut durch das noch jetzt in Kraft stehende ersetzt wie überhaupt die meisten der heute noch gültigen Verfassungen der Hochschulen aus dem Anfang der achtziger Jahre stammen.

Bemerkenswert ist es, daß sich gerade zu dieser Zeit eine große Abnahme in der Zahl der Studierenden an allen deutschen technischen Hochschulen zeigt. Nach dem riesenhaften Aufschwunge der Bauthätigkeit, insbesondere im Eisenbahnbau, welcher Ende der sechziger Jahre und nach dem französischen Kriege zu verzeichnen war, fand ein sehr starker Andrang zu den technischen Hochschulen und demgemäß eine Überproduktion an Technikern statt. Die Unterbringung derselben in der Praxis machte demnach große Schwierigkeit und es erfolgte nun ein Rückschlag, der den Besuch der technischen Hochschulen wesentlich beeinträchtigte. Dieser Zustand dauerte jedoch nur ganz kurze Zeit, denn der ungeheure Aufschwung der Technik in den beiden letzten Jahrzehnten forderte neue Kräfte, die ihre Vorbildung nur auf den technischen Hochschulen erlangen konnten. Die Zahl der Studierenden der Hochschulen wuchs daher bald wieder und erreichte bei ständigem Wachsen bis zur Jetztzeit eine fast ungeahnte Höhe, sodaß man in Preußen die Gründung einer vierten Hochschule zu Danzig beschloß. Im Winterhalbjahr 1898/99 betrug die Hörerzahl in Berlin nahezu 5500, in Karlsruhe etwa 1100, in Hannover 1200, in Aachen nahezu 500. Die Hochschulen mußten vielfach vergrößert, ihre Unterrichtspläne bedeutend erweitert werden. Die Entwicklung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte trug wesentlich zum Ausbau des Unterrichts im Schiff- und Schiffmaschinenbau bei. Ferner hatte die Elektrotechnik durch die epochemachenden Entdeckungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Elektrizität und der Nützbarmachung des dynamo-elektrischen Prinzips einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die elektrische Beleuchtung und die elektrische Kraftübertragung standen im Vordergrunde des Interesses bei Technikern und Laien. In richtiger Würdigung dieses jüngsten Zweiges technischer Thätigkeit wurden in den achtziger Jahren an allen Hochschulen Vorlesungen aus dem Gebiete der Elektrotechnik eingeführt, deren Vermehrung dann bald zur Einrichtung einer neuen Abteilung führte. Diese war an einzelnen Hochschulen, wie Aachen und Karlsruhe, eine selbstständige, bei den anderen wurde sie in die Abteilung für Maschinenbau eingegliedert. Zugleich wurden auch fast überall elektrotechnische und elektrochemische Laboratorien ins Leben gerufen. Da ferner in der Neuzeit bei dem Unterricht im Maschinenbau das bisher vorherrschende Prinzip der theoretischen zu Gunsten einer praktischen Lehrmethode zurückgedrängt wurde, so schritt man in den letzten Jahren an einzelnen Hochschulen auch zur Einrichtung von Maschinenlaboratorien. Nichts wurde unterlassen, was zur Förderung und Vertiefung der technischen Wissenschaften führen konnte, sodaß sich am Schlusse des Jahrhunderts die Hochschulen ebenbürtig den obersten Bildungsstätten des Landes, den Universitäten, an die Seite stellen konnten.

Als Zweck und Aufgabe der technischen Hochschulen hatte es sich im Laufe der Entwicklung laut ihren Verfassungsstatuten herausgestellt, „für den technischen Beruf im Staats- und Gemeindedienst, wie im industriellen Leben die höhere Ausbildung zu gewähren, sowie die Wissenschaften und Künste zu pflegen welche zu dem technischen Unterrichtsgebiet gehören.“ Die verschiedenen technischen Berufszweige finden in entsprechenden Abteilungen und dem Lehrkörper ihre Vertretung. Gewöhnlich bestehen die Hochschulen aus den Abteilungen für Architektur, für Bauingenieurwesen, für Maschineningenieurwesen, für Chemie und Hüttenkunde und für allgemeine Wissenschaften. Außerdem sind Schif-

Erk. und d. d. m. g.
185. 31.
1898. 10. 11.

Erk. und d. d. m. g.
185. 31.
1898. 10. 11.

und Schiffsmaschinenbau sowie Elektrotechnik in eine der Abteilungen eingegliedert oder bilden für sich je eine besondere Abteilung. Unter den Unterrichtsgegenständen der allgemeinen Abteilung finden wir vor allem Mathematik und Naturwissenschaften, sodann aber auch die neueren Sprachen, Philosophie, Rechtskunde, Verwaltungs- und Staatswissenschaft und Volkswirtschaftslehre. Die letztgenannte Abteilung soll neben der erforderlichen Vorbildung für die Fachstudien eine gediegene allgemeine Bildung verleihen, da ja die Studierenden auch dazu herangebildet werden sollen, später

Anteilnahme

wirksame Räder in dem Triebwerk der leitenden Gesellschaftsschichten zu werden und

für die Förderung der allgemeinen menschlichen, der sozialen und staatlichen Interessen thätig zu sein. Es soll ihnen daher ein Einblick gewährt werden in die technische Ausgestaltung des privatwirtschaftlichen wie des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens und insbesondere in diejenigen Rechtsgebiete und Rechtsnormen, welche für die Weiterentwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von Bedeutung sind. Einige technische Hochschulen dienen neben der Ausbildung in den oben bezeichneten technischen Berufszweigen noch der Ausbildung in anderen Fächern, wie z. B. dem Kameral- und Fortraße, dem Bergfache und der Landwirtschaft, um in den betreffenden Staaten die Errichtung besonderer Fachschulen zu vermeiden, doch sind diese Nebenaufgaben von keiner weiteren Bedeutung für die Hochschulen.



Das Polytechnikum in Braunschweig.

Wie die Universitäten so sind auch die technischen Hochschulen vom Staate unterhalten. Die Inspektoren sind unterstellt überall unmittelbar den obersten Landesbe-

Verwaltung

örden. Sie sind fast durchweg in der ersten Kammer des Landes vertreten, und erfolgte in Preußen im Jahre 1898 die Berufung je eines Mitgliedes der drei technischen Hochschulen als Vertreter der Innalt in das preussische Herrenhaus auf Lebenszeit. Die unmittelbare Leitung der Hochschule liegt in der Hand eines Rektors oder Direktors, dem ein Auschuß aus der Gesamtheit der ordentlichen Professoren, meist Senat genannt, sowie Verwaltungsbeamte zur Seite stehen. Der Rektor wird vom Landesfürsten nach vorangegangener Wahl durch die Professoren auf ein Jahr oder eine bestimmte Zeitperiode ernannt. Als Zeichen seiner Würde trägt er eine goldene Kette mit Medaille, außerdem führt er in Berlin den Titel Rektor magnificus. Ihm liegt die Vertretung der Hochschule ob. Außerdem werden für die einzelnen Abteilungen, welche den Fakultäten an den Universitäten entsprechen, jedoch nicht so stark wie diese von einander getrennt sind, Vorstände gewählt. Diese haben für die Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit des Lehrgangs innerhalb ihrer Abteilungen zu sorgen, auf Lücken und Mängel aufmerksam zu machen, Studienpläne zu entwerfen und andere Verwaltungsgeschäfte zu erledigen. Ferner haben sie Vorschläge zu machen für die Berufung neuer Lehrkräfte. Der Lehrkörper setzt sich aus ordentlichen und außerordentlichen Professoren, Privatdozenten und Assistenten zusammen. Die Dozenten sind, soweit sie etatsmäßige Stellen bekleiden, pensionsberechtigzte Staatsbeamte mit einem festen Gehalt, beziehen aber außerdem noch einen Teil der Kollegienelder, während die Einnahmen der Privatdozenten lediglich aus dem für ihren Unterricht eingehenden Honorar bestehen. Die Aufgabe der Dozenten ist es, die ihnen über-

Der
Lehrkörper

tragenden Vorlesungen abzuhalten, sodann aber auch, Wissenschaft und Kunst unmittelbar, also abgesehen vom Unterricht, zu pflegen, weiter zu entwickeln, die Ergebnisse zu sammeln und zu sichten.

Dem Entwicklungsgang der technischen Hochschulen entsprechend zerfallen die Hörer in Studierende und Hospitanten, doch sind die Aufnahmebedingungen für die Studierenden an den einzelnen Anstalten noch verschieden. Im allgemeinen ist allerdings die Bestimmung getroffen daß

als Studierende und zwar mit der späteren Berechtigung zur Ablegung der Staatsprüfungen im Baufache, nur Schüler mit dem Reifezeugnisse eines Gymnasiums oder Realgymnasiums zugelassen und doch soll auch das Reifezeugnis einer Anstalt mit siebenjährigem Lehrkurse und ebenso der Nachweis des an einer neunjährigen Anstalt zurückgelegten siebenjährigen Kurses (Primarstufe) noch ausnahmsweise bis zur weiteren zur Zulassung als Studierender berechtigen, allerdings nur mit der sogenannten kleinen Matrikel und nur mit der Absicht, nach vollendetem Studium die Diplomprüfungen ablegen zu können. Von den Hospitanten wird der Nachweis genügender Vorbildung, zum mindesten der Besitz des Berechtigungszeugnisses zum einjährig-freiwilligen Militärdienst, verlangt. Die Aufnahme erfolgt durch Erteilung der Matrikel deren Gültigkeit sich auf vier Jahre erstreckt, nach Umständen aber verlängert werden kann. Jeder Studierende hat nach freier Wahl einer bestimmten Abteilung beizutreten. Da nun die Besucher der Hochschulen neben ihren Studien gewöhnlich die Sommerferien zum praktischen Arbeiten in Werkstätten und Fabriken benutzen, so sind die Sommerferien länger als an den Universitäten, die Winterferien dafür aber etwas kürzer.

Der Unterricht besteht aus Kollegien, Übungen im Entwerfen und Konstruieren und aus praktischen Übungen in den Laboratorien. Die Studierenden sind in der Auswahl der Vorlesungen unbeschränkt, doch wird ihnen die Befolgung der für die einzelnen Studienzweige ausgearbeiteten Lehrpläne empfohlen, nach denen im allgemeinen ein vierjähriges Studium vorzuziehen ist. Wie es sich ja nun von selbst versteht, daß der Chemiker seine Ausbildung hauptsächlich im Laboratorium erhält, so ist man in der letzten Zeit dazu gekommen, auch bei den anderen Fachrichtungen ein großes Gewicht auf die praktischen Arbeiten im Laboratorium zu legen, bei denen die Studierenden in kleinen Gruppen Übungen in Untersuchungen und Messungen an Maschinen vornehmen. Das Unterrichtsziel dieser Übungen kann zwar nicht darin liegen, den gesamten Vorrat an tatsächlichen Erfahrungen, von welchem der heutige Maschinenbau Gebrauch macht, oder auch nur einen wesentlichen Teil davon jedem Studierenden von neuem erleben zu lassen, um ihn so von der Zuverlässigkeit früherer Beobachter unabhängig zu machen, es soll vielmehr nur der Sinn für die experimentelle Untersuchung angeregt und insoweit entwickelt werden, daß der künftige Ingenieur spätere Anlässe und Gelegenheiten zur Vornahme belehrender oder geschäftlich notwendiger Experimente richtig erledigen und wissenschaftlich verarbeiten, d. h. für neue Aufgaben nutzbar machen lernt. Professor Wiedler sagt in seiner Rede zum Antritt des Rektorats an der Berliner Hochschule:



Die technische Hochschule in Darmstadt.

Hörer und
Hospitanten
bedingungen

Teil

Der Unterricht

Die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Forschungsarbeit für unsere ganze Thätigkeit hat dazu geführt, daß beispielsweise die Abteilung für Maschineningenieurwesen eine große Erweiterung ihrer Laboratorien erfahren hat. Sie muß, um in der Materialkunde, Maschinenlehre, Wärmemechanik und Elektromechanik überhaupt wissenschaftliches Verständnis zu ermöglichen, durch Laboratoriums-Übungen richtige Beobachtung und Schlussfolgerung und wissenschaftliche Forschung lehren.

Zum Nachweise des Erfolges der Studien können Prüfungen abgelegt werden, welche teils im Auftrage und unter Mitwirkung der Staatsbehörden, teils lediglich von Professoren der Hochschule abgehalten werden. Auf Grund vollständiger Ablegung der Hochschulprüfungen, nämlich einer Vorprüfung in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern, einer akademischen Schlußprüfung in den Fachkenntnissen und einer selbständigen Arbeit, der Diplomarbeit, erteilt die Hochschule Diplome, welche bescheinigen, daß der Inhaber für sein Fach wissenschaftlich und technisch gebildet ist. Leider war es bis noch vor ganz kurzer Zeit trotz oft wiederholter Bemühungen nicht gelungen, einen Titel zu finden, welcher das mit einer solchen Prüfung wohlverdiente Anrecht auf wissenschaftliches Ansehen in erwünschter Weise zum Ausdruck bringt. Die Diplomprüfung wird vielfach in den Abteilungen abgelegt, für die es keine Staatsprüfungen giebt, wie in der chemischen, oder in denen ein großer Teil der Studierenden sich der Privatindustrie zuwendet, wie in der Abteilung für Maschineningenieurwesen. Wei in Berlin die Diplomprüfung innerhalb der Fachgebiete der Abteilungen für Maschineningenieurwesen, Chemie und Kautschuk mit Auszeichnung besteht, kann ein Reisestipendium von 1500 Mark erhalten. An Diplomerte aller Fachgebiete können, sofern sie die Prüfung mit Auszeichnung bestanden haben, silberne Preismedaillen verliehen werden. In Dresden können an solche, die die Diplom- oder erste Staatsprüfung mit vorzüglichem oder sehr gutem Erfolge bestanden haben, Reisestipendien bis zu 1200 Mark verliehen werden. Auch in Stuttgart ist das Versehen einer Diplom- oder ersten Staatsprüfung Voraussetzung zum Genuß eines Reisestipendiums in der Regel nicht unter 1000 Mark.

Eine Lösung der leidigen Titelfrage und zugleich eine hohe Anerkennung für die technischen Hochschulen brachte gelegentlich der Feier des hundertjährigen Stiftungsfestes der Berliner Hochschule im Oktober 1899 der folgende Erlass des Kaisers.

„Auf den Bericht vom 6. d. Mts. will Ich den Technischen Hochschulen in Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung, welche sie in den letzten Jahrzehnten neben der Erfüllung ihrer praktischen Aufgaben erlangt haben, das Recht einräumen: 1. auf Grund der Diplom-Prüfung den Grad eines Diplom-Ingenieurs (abgekürzte Schreibweise, und zwar in deutscher Schrift: Dipl.-Ing.) zu erteilen, 2. Diplom-Ingenieure auf Grund einer weiteren Prüfung zu Doktor-Ingenieuren (abgekürzte Schreibweise, und zwar in deutscher Schrift: Dr.-Ing.) zu promovieren, und 3. die Würde eines Doktor-Ingenieurs auch Ehren halber als seltene Auszeichnung an Männer, die sich um die Förderung der technischen Wissenschaften hervorragende Verdienste erworben haben, nach Maßgabe der in der Promotions-Ordnung festzusetzenden Bedingungen zu verleihen.“

Neues Palais, den 11. Oktober 1899.

gez. Wilhelm R.

geez. Studi.

Außer den erwähnten Diplomprüfungen bilden die Staatsprüfungen den Abschluß der Studien, doch ist für die Zulassung zu diesen das Reifezeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung Vorbedingung. Für Bayern gelten allerdings die Diplomprüfungen in München zugleich als erste Staatsprüfung für das Bau- und Maschinenfach. Die Staatsprüfungen bestehen aus einer Vorprüfung und zwei Hauptprüfungen, die Maschineningenieure müssen außerdem noch die Prüfung als Lokomotivführer ablegen. Ferner ist für

Die Studierenden des Maschinen-, Schiff- und Schiffsmaschinenbau faches die Ablegung eines praktischen Elevenjahres erforderlich. Nach der ersten Hauptprüfung, die frühestens nach Ablauf von vier Studienjahren stattfinden kann, erfolgt die Ernennung zum Regierungs- Bauführer bezw. Kaiserlichen Marine-Bauführer, nach der zweiten Hauptprüfung die Ernennung zum Regierungs- Baumeister bezw. Kaiserlichen Marine-Baumeister. Die Vorprüfung ist ähnlich derjenigen der Diplomprüfungen.



Große Bauerschule in Karlsruhe.

Die Hauptprüfungen erstrecken sich auf Klausurarbeiten und eine mündliche Prüfung, zur zweiten Hauptprüfung gehört außerdem noch als hässliche Probearbeit die Bearbeitung eines größeren Entwurfes nach gegebenem Programme, für welche eine Frist von neun Monaten vorgegeben ist. Seit diesem Jahre haben die Schiff- und Schiffsmaschinenbauauführer vor ihrer Ernennung außerdem den Nachweis der Befähigung zum Leutnant zur See der Reserve des Seeoffiziercorps zu erbringen. Die Prüfungen für den Staatsdienst im Baufache stimmen in den wesentlichsten Punkten für alle deutschen Bundesstaaten überein, Braunschweig und Preußen erkennen sie gegenseitig an. Bei ausgezeichnetem Bestehen der Prüfungen können Reisestipendien und silberne Preismedaillen verliehen werden.

Wenn man bedenkt, daß die meisten Bauführer im Staatsdienste während ihrer zweijährigen bezw. dreijährigen weiteren Ausbildung und während des Baumeistereramentes, das etwa ein Jahr in Anspruch nimmt, noch keine Einkünfte haben, so muß das Studium eines technischen Faches dem Universitätsstudium gegenüber als ein ziemlich teures bezeichnet werden, da für die Studiendauer im Durchschnitt etwa 1000 Mark an Honorar zu zahlen sind. Hierzu kommt noch die Anschaffung von Büchern und von Zeichenutensilien, welche die nicht geringe Ausgabe von etwa 500 Mark erfordert. Allerdings werden die weniger Bemittelten durch verschiedene Benefizien unterstützt, durch Erlaß des Honorars, durch einmalige Geldunterstützungen und durch Stipendien, deren es eine ganze Reihe gibt. Auch die Lösung von Preisaufgaben, die von den meisten technischen Hochschulen ausgeschrieben werden und deren eigentlicher Zweck es ist, zu besonderen Studien anzuregen und aufzumuntern, ermöglicht den Studierenden das Erlangen von Geldmitteln. Ferner sind an allen Hochschulen für die Studierenden Krankenkassen eingerichtet, die ihnen im Falle einer Erkrankung wesentliche Unterstützungen gewähren.

Diese Krankenkassen stehen meist in Verbindung mit den an allen Hochschulen bestehenden Vereinen oder Verbänden der Studierenden, welche durch einen Ausschuss vertreten werden. Die Ausschüsse sind eine Folge des Emporklühens der Vereine und Verbindungen, die nach Gewährung der akademischen Freiheit in großer Zahl an den Hochschulen ins Leben gerufen wurden. So sehen wir denn auch, daß ein Teil dieser Ausschüsse reine Korporationsausschüsse sind, während sie an anderen Hochschulen im allgemeinen, von allen Studierenden besuchten Studentenversammlungen gewählt werden. Ein Verkehr zwischen diesen Ausschüssen hatte schon lange bestanden, doch trat man dem Gedanken der Gründung eines „Verbandes der Studierenden der deutschen technischen Hochschulen“ erst 1897 anlässlich der Jubiläumstagung der deutschen Studentenschaft nach Friedrichsruh zum Fürsten Bismarck näher. Der Plan, welcher in einer Vertreterversammlung am 31. März besprochen wurde, fand allgemeine Zustimmung, und die Hochschulen Darmstadt und Hannover wurden sofort mit der Aus-

Kosten des Studiums.

Benefizien

Der Ausschüsse an den Hochschulen

Verband der Stud.

arbeitung der Verbandsstatuten betraut. Am 13. Juli 1895 versammelten sich die Abgeordneten der einzelnen Hochschulen zu einer ersten Vertreterversammlung in Darmstadt, in der die vorgelegten Statuten endgültig genehmigt wurden. Nach diesen Statuten bezweckte der Verband unter Ausschluß politischer und religiöser Tendenzen einen engen Zusammenschluß sämtlicher deutschen technischen Hochschulen, um in Sachen von gemeinsamem Interesse durch gemeinsames, einigtes Vorgehen schneller und sicherer zum Ziele zu gelangen. Es wurde bestimmt, daß die ordentlichen Versammlungen regelmäßig im Laufe des Sommersemesters in Eisenach stattfinden sollten. Die Vorortwahl wechselte jährlich mit Beginn des Wintersemesters in alphabetischer Reihenfolge der Hochschulen. Als offizielles Organ dienten dem Verbands die in Hannover wöchentlich einmal erscheinenden „Akademischen Mitteilungen“. Die zweite Vertreterversammlung, welche sich mit der Maturitäts- und der Ausländerfrage an den deutschen technischen Hochschulen beschäftigte, fand am 22. August 1896 zu Eisenach statt, die dritte tagte Ende August 1897 und hatte zum Gegenstande der Besprechung abermals die Ausländerfrage. Sodann auch die Titelfrage. Da es sich jedoch herausstellte, daß die Bemühungen des Verbandes von keinem Erfolge gekrönt waren, so trat Berlin im Juli 1898 aus dem Verbands unter Veröffentlichung einer Denkschrift aus, worin es die Mißerfolge des Verbandes als Grund seines Austritts bezeichnete. Doch schon im Oktober 1899 fand gelegentlich der Feier des hundertjährigen Stiftungsfestes der Berliner Hochschule eine Neugründung des Verbandes statt, dieses Mal wurde aber als Zweck des Verbandes nur eine würdige Vertretung und ein enger Zusammenschluß der Hochschulen aufgestellt.

Die
Korporations-
verbände

So finden wir denn, weit mehr als auf den Universitäten, auf den technischen Hochschulen unter den Studierenden das Bestreben ausgebildet, ein gemeinsames Ganzes zu bilden, um nach außen hin als eine große Körperschaft aufzutreten und sich so besser Ansehen und Anerkennung verschaffen zu können. Es ist dies um so höher zu schätzen, als an den Hochschulen die verschiedensten Korporationen mit den verschiedenartigsten Prinzipien bestehen. Wie an den Universitäten, sehen wir auch hier die Korporationen mit gleichen Tendenzen zu größeren Verbänden sich zusammenschließen. So traten am 29. Dezember 1867 die Corps der Hochschulen Karlsruhe, Stuttgart und Hürtel zu einem Bunde zusammen, dem sie den Namen „Allgemeiner Senioren-Convent“ (A. S.-C.) gaben. In den sechziger Jahren traten die Corps der übrigen technischen Hochschulen auch diejenigen der Bergakademien dem Verbands bei, der in der Folgezeit den Namen „Weinheimer Senioren-Convent“ annahm und sich alljährlich zu einer Vertreterversammlung der Corps in Weinheim an der Bergstraße versammelte. Unzufriedenheit einzelner Corps mit der Organisation und der von vielen geboigte Wunsch, einen Verband allein der Corps auf technischen Hochschulen zu bilden, führte im Jahre 1885 zur Auflösung des W. S.-C., doch wurde er bereits im nächsten Jahre von den Corps der Hochschulen Stuttgart, Hannover und Braunschweig wieder ins Leben gerufen. Zur Zeit umfaßt er die Corps sämtlicher Hochschulen mit Ausnahme von München.

Weit jünger als der Verband der Corps ist derjenige der Burschenschaften. Diese gründeten 1859 den Niederwald-Deputierten-Convent, der jedoch schon 1890 wieder aufgelöst wurde. Noch in demselben Jahre traten die Burschenschaften mit männlicher Grundlage zum „Germania-Deputierten-Convent“ zusammen. Der bei der Gründung angenommene Name wurde nachträglich in „Binger Deputierten-Convent“ umgewandelt, da alljährlich in Bingen am Rhein die Vertreter zu einer Versammlung zusammenkommen. Zum B. D.-C. gehören zur Zeit sieben Burschenschaften auf sechs Hochschulen.

Am farbentragenden Verbänden ist sodann noch der 1895 gegründete Auerbacher Landsmannschaft-Senioren-Convent zu nennen, dem fünf Landsmannschaften auf drei Hochschulen angehören. Wie die beiden andern genannten Verbände giebt auch dieser unbedingte Satisfaction und schlägt Bestimmungsmaßnahmen

Das Prinzip der unbedingten Satisfaktion vertritt auch der im Jahre 1885 gegründete Fuldaer Vertreter-Convent, ein Verband von fünf nicht farbentragenden Verbindungen auf 4 Hochschulen.

Neben diesen Verbänden finden wir eine große Anzahl von Vereinen an den technischen Hochschulen, deren Gründung auf einen direkten Einfluß der an den Universitäten bestehenden Verbände zurückzuführen ist. Diese Vereine traten dann den betreffenden Verbänden bei, und so zählten denn z. B. der Kysthäuser-Verband und der Akademische Turn Bund eine ganze Reihe von Vereinen der technischen Hochschulen zu den übrigen. Von besonderer Bedeutung ist der Akademische Turnbund, der durch Vereine fast an allen technischen Hochschulen vertreten ist, für diese dadurch geworden, daß er der erste Verband an den technischen Hochschulen war, welcher das Maturitätsprinzip streng durchführte.

Besonders deutlich zeigt den Einfluß der Korporationen der Universität auf die Bildung ähnlicher an den technischen Hochschulen die Königl. Technische Hochschule in Berlin, wo wir eine ganze Reihe von Korporationen finden, denen sowohl Studierende der Universität als auch der Hochschule angehören. Den größten Einfluß in studentischen Angelegenheiten haben sich hier die beiden nicht farbentragenden akademischen Vereine „Hütte“ und „Motiv“ und der „Akademische Turnbund“ zu Berlin übernehmend, welche neben anderen Korporationen und der Wildenschaft stets je einen Vertreter, häufig sogar deren zwei in den Ausschuß der Studierenden entsenden. Der A.V. Hütte (weiß-blau), der älteste Verein der Hochschule, ist von Euler, „dem Hüttenpater“, 1846 gegründet, verfolgt gesellige und wissenschaftliche Ziele und besitzt ein eigenes Haus. Das hervorragendste vom A.V. Hütte herausgegebene Werk ist das Ingenieurtaschenbuch. Der A.V. Motiv (blau-gold), der ähnliche Bemerkungen hat, ist nicht viel später, nämlich 1847, gegründet worden. Der A.T.B. ist durch vier Vereine, den A.T.V. Berlin, den A.T.V. Arminia, den A.T.V. Kurmark und den A.T.V. Theresia (rot-weiß-orange, 1895) vertreten, von denen die drei ersten, alle mit den Farben schwarz-rot-gold, auch an der Universität betreiben und zusammen den A.T.B. Berlin bilden. Von den farbentragenden Korporationen sind zunächst zu nennen die vier Corps des W.S.C. Rheno-Guestphalia (1866 schwarz-rot-silber), Sagonia (1867 schwarz-grün-gold), Guestphalia (1870 grün-weiß-schwarz) und Pomerania (1872 blau-weiß-gold), sodann die beiden Burschenschaften des B.D.C. Gothia (orange-weiß-schwarz, 1890) und Baltia (hellblau-weiß-dunkelblau, 1894), ferner die Burschenschaft Cimbrica (weiß-schwarz-rot-weiß, 1888), die zum Allgemeinen Deputierten-Convent gehört, die Burschenschaft Dandakia (rot-gold-grün, 1895), Mitglied des Allgemeinen Deutschen Burschenbundes, und der A.T.V. Stauffia (schwarz-weiß-hellblau, 1897). Zu erwähnen sind ferner die F.V.C. Verbindung Berolina (blau-weiß-schwarz, 1880), der Verein deutscher Studenten (schwarz-weiß-rot, 1881), der Akademische Verein Silesia (hellblau-weiß-rosa, 1865) und eine ganze Reihe anderer wissenschaftlicher und geselliger Vereine.

Der in edler Kunstform gehaltene, gewaltige Monumentalbau der in Charlottenburg im Tiergarten zwischen dem Hippodrom und der Berlin-Charlottenburger Chaussee gelegenen Hochschule, ausgeführt nach Entwürfen von Lucas und Hübner, wurde im Jahre 1884 durch Kaiser Wilhelm den Großen eingeweiht. Die Berliner Hochschule ist die bei weitem größte aller technischen Hochschulen Deutschlands und nimmt jetzt nahezu 7500 Studierende in ihren Mauern auf. Ihr Lehrplan weist infolgedessen eine Verschiedenheit mit denjenigen der anderen Hochschulen auf, als hier der Schiff- und Schiffsmaschinenbau eine besondere Abteilung bilden. Da diese über die hervorragendsten Lehrkräfte und die vorzüglichsten Sammlungen verfügt, gewährt sie den Studierenden dieser Fachrichtung anderen Hochschulen gegenüber ganz bedeutende Vorteile. Doch auch alle anderen Abteilungen haben umfangreiche Sammlungen von bedeutendem Werte anzuweisen, und die chemischen Laboratorien, das elektrotechnische und das Ingenieurlaboratorium sind aufs Beste eingerichtet. Außerdem sind mit

der Hochschule verbunden die Prüfungsstation für Heilungs- und Lärtingsermittlungen, die mechanische Werkstatt, die Königl. Prüfungsstation für Baumaterialien und die Königl. Mechanisch-Technische Versuchsanstalt, welche die Aufgabe hat, Versuche im allgemeinen wissenschaftlichen und öffentlichen Interesse auszuführen. Sie besteht aus der mechanisch-technischen Abteilung, einer Abteilung zur Prüfung von Papier und einer solchen zur Prüfung von Schmiermitteln.

Der Weiltner Hochschule reihet sich würdig die Herzogl. Technische Hochschule Carola-Wilhelmina zu Braunschweig an die Seite. Sie feierte im Jahr 1895 ihr hundertjähriges Jubiläum, wobei den zahlreich erschienenen Gästen Gelegenheit gegeben wurde, die Stadt sowie die Hochschule selbst mit ihren Sammlungen und Laboratorien zu besichtigen. Im Innern der Stadt, wo sie ihr interessantes, alld deutsches Bild treu bewahrt hat, bildeten die prächtigen Plätze und Kirchen einen Hauptziehungspunkt, besonders die im Jahre 1172 von Heinrich dem Löwen begründete Domkirche mit den Grabdenkmälern und Wandgemälden und der alten Crypta der Grabstätte für die Mitglieder des Braunschweigischen Fürstenhauses, von denen nicht weniger als neun den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden haben. Interessant war auch die Besichtigung der Kunstschatze des am Steinthor gelegenen, in stattlichen Gebäuden untergebrachten herzoglichen Museums. Vielfach besucht wurde die Hochschule selbst, das mineralogische Kabinet, das physikalische Kabinet mit seinen historischen Schätzen, die Maschinensammlung, der Saal für mechanische Technologie, die Architektursammlung und die Bibliothek.

Als eine eigenartige Einrichtung muß die an der Hochschule bestehende Abteilung für Pharmazie angesehen werden. Die Reichsapothekerprüfungen, die von einer mit der Hochschule verbundenen Prüfungskommission abgehalten werden, haben Gültigkeit für das deutsche Reich. Hier besteht auch die übliche Vorlesung, daß neben den Lösungen der Preisaufgaben die besten selbständigen Arbeiten, die in einem der beiden chemischen Laboratorien und in dem physikalischen und elektrotechnischen Laboratorium im laufenden Studienjahre ausgeführt sind, prämiert werden können.

Entsprechend der geringen Zahl an Studierenden 382 im Sommersemester 1896, finden wir hier weit weniger Korporationen als in Berlin. Der W.S.C. ist durch die beiden Corps Albenania (blau-gold-rot, 1855) und Teutonia (grün-weiß-rot, 1871) vertreten, der B.D.C. durch die Burschenschaft Thuringia (grün-weiß-blau, 1868) und die Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, 1861). Ferner bestehen noch die freie Burschenschaft Alemannia (schwarz-rot-gold, 1875), die F.V.C. Verbindung Brunonia (schwarz-weiß-rot, 1878), die freie Schlagende Verbindung Hercynia (grün-weiß-braun, 1866), der A.T.V. Alania (rot-weiß-blau, 1888), der A.G.V. Brunsvigia (hellblau-gelb-hellblau, 1878), Mitglied des Deutschen Akademischen Bänderbundes, und einige andere, in den neunziger Jahren gegründete wissenschaftliche Vereine.

Die nächstälteste der Technischen Hochschulen ist die 1825 gegründete Großherzoglich Technische Hochschule zu Karlsruhe, der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, die etwa 10 km östlich des Rheins in der Oberrheinischen Ebene am linken Ufer des Hardtwaldes liegt. Der Bauplan der Stadt gleicht einem Fächer, dessen Ausgangspunkt das Schloß bildet, von wo die Straßen radialförmig auslaufen. Neben diesen in den älteren Stadtteilen streng durchgeführten eigenartigen Anlage sind breite gerade Straßen mit zahlreichen architektonisch bemerkenswerten öffentlichen Gebäuden und Privatbauten charakteristisch für das Äußere der Stadt. Zu Spaziergängen bietet der Stadtpark mit dem Stadtgartensee, der Schloßgarten, der Lärchenberg und der Wildpark, zu Erholungen Marau mit den Bädern, Durlach mit dem Turmberg, der Stutensee, ferner der Schwarzwald, der Oberrhein und Heidelberg willkommene Gelegenheiten.

Die Hochschule, deren Hörerschaft im Jahre 1896 eine Höhe von über 800 erreichte, umfaßt neben den Abteilungen für allgemeine Wissenschaften, Architektur,

Die technischen Hochschulen.

Ingenieurwesen, Maschinenwesen und Chemie noch besondere Abteilungen für Elektrotechnik und für forstwesen. Eigenartig für die Hochschule ist es, daß sich die Studierenden außer den Diplomprüfungen für Bau- und für Maschineningenieurwesen, für Architektur, für forstwesen und für Chemie, nach einem Studium von zwei Semestern an der Hochschule auch Fachprüfungen unterziehen können, durch welche sie ein ausführliches Zeugnis über die von ihnen erworbenen Kenntnisse in einer Gruppe von Lehrgegenständen erlangen können. Die Hochschule ist reich an Sammlungen für alle Lehrgegenstände, besitzt außerdem ein mechanisches und ein elektrotechnisches Laboratorium, chemische Laboratorien, ein botanisches und ein zoologisches Institut sowie verschiedene andere Lehrmittel.

Akademische Verbände jeglicher Richtung finden wir an der Hochschule vertreten, so den W.S.C. durch die Corps Franconia grün-weiß-rot, 1859, Bavaria (blau-gold-rot, 1847), Sarmata grün-weiß-schwarz, 1856), Alemannia, weiß-blau-rosa, 1860 und Krizia hellblau-weiß-schwarz, 1860; den A.L.S.C. durch die Landsmannschaften Rhevania (blau-weiß-rot, 1875) und Obotritia (blau-gelb-rot, 1897), den A.T.B. durch den A.T.V. Timbria grün-gold-rot, 1895, den F.V.C. durch die Verbindung Therskia blau-weiß-grün, 1870). Ferner finden wir den Karlsruher D.C., bestehend aus den Burschenschaften Arminia (schwarz-gold-blau, 1876, Germania (schwarz-gold-rot, 1877) und Tuiskonia (gold-weiß-violett, 1877), den Karlsruher V.C., gebildet von den schwarzen Verbindungen Fidelitas (schwarz-weiß-rot, 1856), Palatia (rot-blau-weiß, 1871) und Sinapia (blau-weiß-gelb, 1871); die freie Burschenschaft Teutonia (schwarz-rot-gold, 1845, die Forstverbindung Hubertia grün-gold-schwarz, 1868, die schwarze Verbindung Humpen (blau-weiß-orange, 1862, den Akademischen Architekten-Verein (blau-weiß-gold, 1855) und mehrere andere wissenschaftliche und gesellige Vereine.

Zwei Jahre später als die Technische Hochschule zu Karlsruhe, wurde die Königl. Technische Hochschule zu München gegründet, welche außer den üblichen Abteilungen noch eine landwirtschaftliche besitzt. Sie ist eine der besuchtesten Hochschulen Deutschlands und erreichte im Wintersemester 1897/98 eine Frequenz von ^{München} 1928 Hörern, und zwar verteilten sich dieselben auf die einzelnen Abteilungen folgendermaßen: Die Allgemeine Abteilung hatte 411, die Ingenieur-Abteilung 548, die Hochbau-Abteilung 306, die Mechanisch-Technische Abteilung 679, die Chemisch-Technische Abteilung 145, die Landwirtschaftliche Abteilung 59. Davon waren 1545 Zuhörer aus Baiern, 295 aus dem übrigen Deutschland, die anderen waren Ausländer. Zu erwähnen ist dabei noch, daß im Sommer die Zahl der Nichtbairern eine größere ist als im Winter, weil die Studierenden dann gern das herrlich gelegene München mit den anderen Hochschulen vertauschen. Von den Lehrmitteln sei hier neben den vorzüglichen Sammlungen das mathematische und das geodätische Institut, das physikalische, das elektrotechnische und das mechanisch-technische Laboratorium, das Laboratorium für theoretische Maschinenlehre, das mineralogische, das chemische, das elektrotechnische und das chemisch-technische Laboratorium, sowie dasjenige für Gasanalyse erwähnt.

Neben den schon früher erwähnten Diplomprüfungen, die zugleich für die Kandidaten des Staatsbaurates Geltung haben, werden in München Semesterprüfungen in den einzelnen Lehrgegenständen und auch theoretische Prüfungen im Berg-Bauen und Salinenfache für die Kandidaten im Staatsdienst abgehalten.

Die an der Hochschule bestehenden Corps und Burschenschaften gehören nicht den an den technischen Hochschulen gegründeten Verbänden an, nehmen vielmehr eine Sonderstellung ein. Der S.C. der Münchener Hochschule setzt sich zusammen aus den Corps Titania (dunkelrot-weiß-grün, 1851), Rheuo-Palatia (hellblau-weiß-hellblau, 1855), Vitradia (dunkelblau-weiß-rosa, 1865) und Germania (blau-gold-rot, 1865), der D.C. aus den Burschenschaften Stautia (schwarz-weiß-rot auf goldenem Grunde, 1895) und Gotbia (armutrot-schwarz auf goldenem Grunde, 1896). Der A.T.B. ist durch den A.T.V. Agiloftra (rot-weiß-blau, 1878) vertreten, ferner bestehen noch an

der Hochschule der Ingenieur-Verein, der Maschinen-Ingenieur-Verein, der Architekten-Verein, der Chemiker-Verein, der Politechnische Klub, der Akademische Landwirthschaftliche Verein Agraria und der Katholische Studentenverein Erwinna.

Weit später als die übrigen höheren technischen Lehranstalten Deutschlands erst im Jahre 1890, erhielt die Königl. Technische Hochschule zu Dresden die amtliche Bezeichnung „Technische Hochschule“. Sie bezog im Jahre 1873 das jetzige neue Gebäude am Bismarckplatz, eine Herde der Stadt, die wegen ihrer anmutigen Lage in einer reizenden Thalschleife an beiden Ufern der Elbe und wegen ihrer herrlichen Schätze von Herder das deutsche Florenz genannt worden ist. Auf dem linken Ufer treten die das Thal umfassenden Höhenränder ziemlich weit zurück, während sich auf dem rechten Ufer der Boden unmittelbar hinter der Stadt zu einer waldbedeckten Hochfläche erhebt. Der nach Süden gerichtete Abfall dieses Hochlandes gegen den Strom hin ist oberhalb der Stadt von Koschwitz bis Pillnitz stellenweise zur Weinkultur verwendet, und es bilden die in einer ununterbrochenen Reihe malerisch über die Gebänge zerstreuten Villen mit den Dörfern Koschwitz, Wachwitz, Niederpöritz, Pösterwitz und Pillnitz eine Herde des Elbtals. Auch die unterhalb der Stadt besonders auf dem rechten Elbufer gelegenen Anhöhen wurden früher zum Weinbau benutzt, dienen jetzt aber nach dem Auftreten der Reblaus zum Teil der Erbsen- und Weizenkultur. Welche Gelegenheit zu Erkümmeln bietet sich daher den Studierenden, nahezu 800 im Jahre 1896 an der Zahl, die sich auch hier zu verschiedenen Vereinigungen zusammengeschlossen haben. So ist der W.S.C. durch die Corps Teutonia (schwarz-rot-weiß, 1859), Thuringia (schwarz-bellblau-weiß, 1866) und Marcomannia (karminrot-weiß-gold 1866), der B.D.C. durch die Burschenschaft Eberuscia (schwarz-rot-gold, 1861), der A.T.B. durch den A.T.V. Germania (rot-weiß-grün 1898), der Koffhäuser-Verband durch den Verein Deutscher Studenten (schwarz-weiß-rot 1895), der Akademische Sängerbund durch den A.G.V. Erato (blau-weiß-blau 1861) vertreten. Der Maschinen-Ingenieur-Verein, der Chemiker-Verein, der Ingenieur-Verein und der Architekten-Verein haben sich zu einem Verbandsvereine vereinigt.

Neben den sonst auf technischen Hochschulen eingerichteten Prüfungen werden hier auch Prüfungen für die Kandidaten des höheren Lehramtes der technischen und mathematisch-physikalischen Richtung abgehalten. Von den zur Verfügung stehenden Lehrmitteln mögen hier die Sammlungen und das elektrotechnische und die chemischen Laboratorien Erwähnung finden.

Dem Alter nach folgt die 1829 gegründete Königl. Technische Hochschule zu Stuttgart, der Haupt- und Residenzstadt Württembergs, vom Neesenbach durchflossen, der in der Vorstadt Berg in den Neckar mündet. Die Stadt liegt in einem weiten Thalsattel, von anmutigen Nebenbügeln und waldigen Höhen umgeben. Aus der am Marktplatze gelegenen engen Altstadt mit der ländlichen Eßlinger und der, reichen oberen Vorstadt entwickelte sich im neunzehnten Jahrhundert eine große regelmäßig gebaute, an großartigen Gebäuden reiche Stadt, die an der Entwicklung der italienischen Renaissance durch hervorragende Meister wichtigen Anteil hat. Auch die 1864 erbaute, 1879 erweiterte Hochschule ist im italienischen Renaissancestil aufgeführt. Hier finden neben den Studierenden der technischen Fächer auch die Pharmazeuten und die Kandidaten des höheren Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes ihre Ausbildung. Ferner beruht die Abteilung für Mathematik, Naturwissenschaften und allgemeinbildende Fächer auf die realistischen Lehramtsprüfungen vor. Pharmazeutische Apprehensionsprüfungen werden an der Hochschule abgehalten. Reich an Sammlungen für alle Lehrfächer, besitzt sie außerdem Laboratorien für Physik, allgemeine Chemie, chemische Technologie und Elektrotechnik. Die Kreuzzahl beläuft sich auf etwa 600.

Von den Korporationen der Hochschule gehören die Corps Stauffia (schwarz-gold-schwarz, 1847) und Rheinania (rot-weiß-bellblau 1859) zum W.S.C., die Landmannschaft Saronita (blau-weiß-rot 1865) zum A.L.S.C. und der Akademische Sängerbund (blau-weiß, 1866) zum Akademischen Sängerbunde. Von den weiteren Ver-

Die technischen Hochschulen.

einigungen sind noch zu nennen: das Corps Bavaria (hellblau weiß dunkelblau, 1886), die freie Burschenschaft Memannia (schwarz-gold-rot, 1866), die Landsmannschaft Ghibellinia (blau-rot-gold, 1862), freischlagende Verbindung Minia (schwarz-weiß-schwarz, 1881), Akademische Verbindung Sonderbund (1859, Satzungen nur auf Säbel), freie Akademische Verbindung Gothia (violett-weiß-rot, 1898), Verbindung Mantia (grün-weiß-rot, 1870), sowie die schwarzen Korporationen, Verbindung Gaudeamus (schwarz-gold, 1868), Verbindung Hilaritas (schwarz-rot, 1877), Akademischer Verein Hütte (rot-weiß, 1870), Akademischer Architekten-Verein (schwarz-rot-schwarz, 1869), Akademischer Ingenieur-Verein (schwarz-rot), Mathematisch-Naturwissenschaftlicher Verein (1874), Verkehrs-wissenschaftlicher Verein (1888), Chemische Gesellschaft (schwarz-weiß-rot, 1871) und Akademischer Pharmazeuten-Verein (schwarz-weiß-grün, 1887).

Die zweitälteste der preussischen Technischen Hochschulen ist die 1851 gegründete Königl. Technische Hochschule zu Hannover, der Hauptstadt der Provinz Hannover. Die Stadt liegt in einer ebenen, wohl angebauten Gegend zu beiden Seiten der von hier aus schiffbaren Leine. Vom Nordwesten der Stadt aus führt eine prächtige vierfache Lindenallee durch Gärten hindurch nach dem Schloß Herrenhausen. Links von der Allee befindet sich die Villa Solms und der Georgenpark mit Teichen und Schloß, rechts der Maritall und das großartige fünftürmige Welfenschloß, das seit 1880 Sitz der Hochschule ist und zur Erweiterung derselben im Jahre 1895 auf dem westlichen Flügel des Hauptgebäudes einen umfangreichen Anbau erhielt. Die Technische Hochschule zu Hannover eilte in den sechziger Jahren den meisten anderen in der Entwicklung voran. Sie zählte im Wintersemester 1898/99 1197 Studierende einschließlich 559 Hospitanten und sonstige Hörer und verfügt neben reichen Sammlungen über Laboratorien für Physik, Elektrotechnik, für anorganische und für technische Chemie und Mineralogie. Die Prüfungen entsprechen den in Berlin angeführten, doch stellt Hannover keine Preisaufgaben.

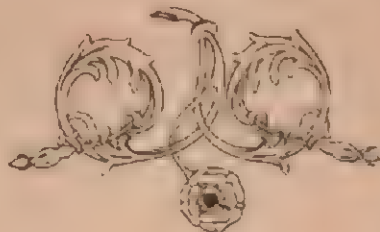
Von den in Hannover bestehenden Korporationen gehören dem W.S.C. an die Corps Saronia grün-weiß-schwarz, 1852, Slesvico-Holsatia blau-weiß-rot, 1852, Visurgia orange-weiß-schwarz, 1861, Memantia grün-rot-gold, 1865 und Ostfalia (blau-weiß-orange, 1869). Ferner sind zu nennen die Burschenschaft Arminia blau-rot-gold, 1898, Burschenschaft Germania (schwarz-rot-gold, 1891), das Corps Neo-Hannovera rot-weiß-schwarz, 1866, die F.V.C.-Verbindungen hannovera rot-weiß-schwarz, 1866 und Armino-Hercynia schwarz-rot-gold, 1875, freie Turnerische Verbindung Macartia blau-weiß-blau, 1888, freie Turnerschaft Tuiseo rosa-weiß-moosgrün, 1892, Politechnischer Gesang-Verein hellblau-weiß-hellblau, 1848, Naturwissenschaftlich-Technischer Verein (schwarz-grün-gelb, 1874), Akademischer Verein Gothia grün-weiß-gold, 1876, Akademischer Reit-Club, 1888, Verein Akademischer Radfahrer grün-weiß-rot, 1886 und Akademischer Verein, 1874.

Die Großherzogl. Technische Hochschule zu Darmstadt rechnet ihr Bestehen von der Gründung der höheren Gewerbeschule im Jahre 1856 in Darmstadt, der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Hessen, die in der Mitte zwischen Rhein und Main gelegen ist dort, wo die Vorhöfen des Odenwaldes und der Bergstraße in die Ebene übergehen. Die Umgebung der Stadt ist sehr waldreich und hat namentlich im Osten und Süden ausgedehnte Laubwäldungen mit schönen Parken und Spaziergängen. Beliebte Ausflugsplätze sind die Ludwigshöhe mit Aussichtsturm, Kasanerie und Einjodel im Wildpark, Traisa und in größerer Nähe der Karlsbof und das heilige Kreuz. An der Hochschule sind wir neben den Abteilungen für die technischen Wissenschaften Lehrstühle für Pharmazeuten und Geometer, es werden daher neben den Staatsprüfungen und den Diplomprüfungen für die Studierenden der technischen Fächer auch Staatsprüfungen für Pharmazeuten abgehalten, ferner außerordentliche Prüfungen, durch welche Studierende, welche nicht dem deutschen Reiche angehören ein Zeugnis über die von ihnen erworbenen Kennt-

nisse in einer Gruppe von mindestens drei Lehrgegenständen erlangen können. Neben den Laboratorien für Physik und für alle Zweige der Chemie, für Elektrotechnik für Maschinenmesskunde und mechanisch-technologische Übungen bilden die reichhaltigen Sammlungen der Hochschule, sowie die Bibliothek, die Kunstsammlungen im archäologisch-berzoglichen Museum und der Botanische Garten willkommene Lehr- und Bildungsmittel.

In Darmstadt, das über 1000 Studierende zählt, bestehen folgende Korporationen: Im W.S.C. befinden sich die Corps Hassia grün-weiß-rot (1840), Rhenania violett-weiß-gold (1877) und Franconia schwarz-weiß-grün (1889), dem A.L.S.C. gehören an die Landsmannschaften Hassio-Borussia schwarz-weiß-orange (1898) und Starckenburgia blau-weiß-gelb (1897), dem A.T.B. der A.T.V. Alentaunia blau-gold-rot (1897), den Darmstädter D.C. bilden die Burschenschaften Germania schwarz-dunkelrot-gold (1845-79) und Rheno-Suevophalia weiß-grün-rot (1894), mit denen die freie Burschenschaft Krista schwarz-weiß-blau (1885) im Pankverhältnis steht. Die Akademischen freischlagenden Verbindungen Chantia blau-weiß-rosa (1894) und Teutonia karminrot-weiß-gold (1896) haben sich zum Darmstädter Verbands-Burden-Convent zusammengeschlossen, außerdem bestehen an der Hochschule noch einige in den neunziger Jahren gegründete gesellige und wissenschaftliche Vereine.

Als jüngste reihet sich den anderen Hochschulen die Königl. Technische Hochschule zu Nachen an die Seite, die, im italienischen Renaissancestil erbaut in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser im Oktober 1870 gegründet wurde, während sich jenseits der nahen französischen Grenze kriegerische Ereignisse abspielten. Die Stadt liegt in einem Thalkessel, welcher von der Wurm bewässert und von den Vorhöhen des hohen Venn umgrenzt wird. Sie ist berühmt durch ihre Mineralquellen, Heilquellen ersten Ranges welche schon die Römer benutzt haben. Eigenartig für diese Hochschule ist die Einrichtung von Lehrfächern für Bergbau und seit 1898 auch für Handelswissenschaften. Der Lehrplan für letztere bezweckt in einem zweijährigen Kurse eine Ausbildung der Studierenden entweder nach der rein kaufmännischen oder nach der kaufmännisch-technischen Seite, je nachdem der Studierende sich in reinen Handelsunternehmungen oder in der Leitung gewerblicher Unternehmungen betätigen will. Was Prüfungen und Lehrmittel anbelangt, so gleicht die Nachener Hochschule denen in Berlin und Hannover. Bei einer Kreuzenszahl von etwa 500 im Wintersemester 1898/99 hat sie die geringste Zahl von Korporationen unter den Hochschulen aufzuweisen: Die B.D.C. Burschenschaft Alantia blau-rot-gold (1876), Akademischer Architekten-Verein blau-rosa-blau (1875), Akademischer Verein Delta schwarz-gold-rot (1871), A.T.V. Rheno-Borussia rot-weiß-rot (1871), Akademischer Verein der Ehemaligen Berg- und Hüttenleute grün-weiß-rot (1872), Akademischer Verein der Maschinen-techniker blau-weiß-schwarz (1875), Akademischer Studenten-Verein Hollandia rot-weiß-blau (1885), Katholische Studenten-Verbindung Franconia schwarz-grün-gold (1898) und den Katholischen Studenten-Verein Carolingia silber-blau-gold (1871).



E. hist. Darstellung mit bel. Berücksichtigung d. Menstruierung. III. Teil. Berlin 1898. 8.

Mittelalter

Sarnke, Friedr., Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Charakteristik derselben. Vortr. (einziger) Leipzig 1857. 8.

Paulsen, Friedr., Die Gründung der deutschen Universitäten im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift. Hrg. von H. v. Sybel. Bd. 45. 1881.

Organisation und Lebensordnungen der deutschen Universitäten im Mittelalter. In: Historische Zeitschrift. Hrg. von H. v. Sybel. Bd. 45. 1881.

Denifle, Heinrich, Die Universitäten des Mittelalters bis 1160. Bd. 1. Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1160. Berlin 1885. 8.

Humanismus und Reformation.

De generibus clericorum et christianae civitatis pietate facerarium et urbanitatis plenitudine pulcherrime optimorum scriptorum florulis referat in conclusionibus quodlibet Erhardius anno Christi MDCV. circa a. m. n. n. equitatum in scholasticum more explicata. Nürnberg 1516. 4.

Platter, Thomas, Selbstbiographie. Hrg. u. a. v. H. Dänger in „Collection Spemann“ Bd. 18. Stuttgart 1891. 8.

Muther, Theodor, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Erlangen 1866. 8.

Siebzehntes Jahrhundert

Choluck, A., Vorgeschichte des Rationalismus. T. 1. Das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologische Fakultäten. Abt. 1. 2. Halle 1877. 34. 8.

Veyer, C., Studentenleben im 17. Jahrhundert. Kulturgeschichtl. Bilder Schwelm. M. 1891. 8.

Deposition

Manuale scholarum, qui statim in universitates accedunt, ac postea in eis proficere intendunt. (Benedelberg 1780.) Hrg. von St. Sarnke in: Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig 1857.

Dinkelius, Johannes, De origine, cause, tempore et extenuatione illius usus, qui vulgo in scholis Depositio appellatur, oratio. Accusatum est, pater Reverendi Patris D. Doctoris Martini Lutheri, de hoc ritu. Typis sumptibusque Hieronimo Carovio, Librarii, Antiquari, et Bibliopoli, Wittenbergae, (Hrpdorffiae) 1579. 8.

Quaestio status de jure et natura Beneficiorum. [o. M.] 1772. 4.

Weber, Wilh., Ausrührliche Erzählung, wie es nur zu Altdorf in der Deposition ergangen ist. Altdorf den 21. Juni Nürnberg 1687. 4.

Ritus depositionis. Argentorati 1662. 8.

Hoffmann, Valentinus, Litis depositionis ritus. Jena 1627. 4. n. öfter.

Fabricius, Wilhelm, Die Akademische De-

position (Depositio) (Lithogr.) Frankfurt a. M. 1847. 8.

Pennalismus

Quistorpinus, Johannes, Oratio de Penna, in qua Scholae, Altra, in qua auctoritas collegii, seu nationalis societatis. Helmstedt. Rostochii 1627. 4. n. öfter.

Meyjart, Johann Matthaeus, Christliche Erinnerung von der auf den Evangelisten hohen Schulen in Teutschlandt an vranthem entwickelten ordnungen und erbaren Sitten. o. M. 1676. 4.

Schroeder, Joach, hellklingende Freudenposaune, D. 1. Eine Christeyfrige Vermahnung zum Friede. gehalten in Respoel (1679) Nördl. 1680. 1.

Pennalismus prescriptus protogonistae ab Academia Jenensi. Jena 1701. 2.

Schöllgen, Christian, Historie des ehemals auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennwesens. Dresden u. Leipzig 1747. 8.

Fridericianisches Zeitalter

Frederic's Teutsche Schauspiele, bestehend in dem Akademischen Schelendrian u. Veron. Frey u. Hamb. 1726. 8.

Kaufhard, J. C., Leben und Schicksal von ihm selbst beschrieben. Ein Vortrag u. Charakteristik d. Universitäten in Teutschland. T. 1. 5. Halle [T. 3 ff. Leipzig] 1742. 1802.

Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Halle 1797. 8.

Graf Guido von Tautkirch, oder Darstellung des zu Jena aufgehobenen Mediciner- oder Arzneyen Ordens. Weisenthal u. Leipzig 1799. 8.

Kaufhard, Friedr. Chr., Der Mediciner- oder Arzneyen Orden nach seiner Entwicklung, inneren Verfassung und Verbreitung auf den deutschen Universitäten dargestellt u. zu Zurechtweisung der Schrift: Graf Guido von Tautkirch. Halle 1798. 8.

Fabricius Wilh, Die Studentenorden des 16. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landmannschaften. Jena 1871. 8.

Wiederanfrichtung des deutschen Reichs

(Stark,) Über den Geist des deutschen Studentenlebens, insbesondere zu Jena. Jena 1866. 8.

Schwarzlauer, de. Memoria sua Jena ad de l. A.lemagne. Paris 1873. 8.

Antike Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft aus den Untersuchungs-Acten gezogen und zunächst zu Verwarnung für alle Studierende auf den Königl. Preussischen Universitäten bestimmt. Halle 1871. 8.

Der deutsche Student. 6. Beitrag. Simon Gedächtnis d. 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. (Auch in d. Tit. Selb. Schnabels Universitätsjahre.) Stuttgart 1875. 8.

Pabst, C. W., Theod. Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Marau 1861. 8.

Keil, Rob. u. Rich. Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena. Jena 1865. 2. Aufl. Nach 1883. 8.

Vademecum für den deutschen Corpsstudenten. Leipzig (später: Jena) 1870 ff. 8^o.

Köfener V. C. Kalender, Taschenbuch für den deutschen Corpsstudenten München (später: Leipzig) 1880 ff. 8^o.

Handbuch für den deutschen Burschenschaftler. Hrsg. von G. H. Schneider. 2. Ausg. Berlin 1897. 8^o.

Coburger V. C. Taschenbuch Taschenbuch für den deutschen Landsmannschafter des Cob. V. C. Jena 1866. 8^o.

Vademecum für den deutschen V. C. Stu-

dent. 6. Aufl. W. S. 1896/97. Leipzig-Neuditz. 8^o.

Taschenbuch für die Mitglieder des Kyffhäuser-Verbandes der Vereine deutscher Studenten. 2. Aufl. Berlin 1897. 8^o.

Petersdorff, Herm. v., Die Vereine deutscher Studenten. Zwölf Jahre akad. Kämpfe. 2. verm. Aufl. Leipzig 1896. 8^o.

Stemering, Die Wuldigungstakt der deutschen Studenten zum künftigen Bismarck am 1. April 1897. Berlin 1897. 4^o.

Waig, H., Geschichte des Wingolfsbundes. Darmstadt 1876. 8^o.

Kußmaul, A., Jugenderinnerungen eines alten Arztes. Stuttgart 1899. 8^o.

Die Universität und ihre Einrichtungen.

Stein, Die akademische Gerichtsbarkeit in Deutschland. Leipzig 1891. 8^o.

Die deutschen Universitäten für die Universitätsansstellung in Chicago 1893 unter Mitw. zahlreicher Universitätslehrer. Hrsg. von W. Keris. Bd. 1. 2. Berlin 1893. 4^o.

Ueber Studentenschulden. Halle 1879.

Baumgart, M., Die Stipendien und Stiftungen (Conducte, Freistriche u. s. w.) Berlin 1885. 8^o.

Die Stipendien an den deutschen Universitäten. 5. Handbuch f. Stud. Nach amtlichen Quellen bearb. u. Hrsg. v. e. Univ.-Beamten

1. Aufl. v.: „Wie bewirbt man sich um Stipendien“ Leipzig (1897?) 8^o.

Horn, E., Die Disputationen u. Promotionen an den deutschen Universitäten vornehmlich seit dem 16. Jahrhundert. Leipzig 1845. 8^o.

Baumgart, M., Grundsätze und Bedingungen zur Erlangung der Doktorwürde bei allen Fakultäten der Universitäten des deutschen Reichs. 2. Aufl. Berlin 1898. 8^o.

Horn, E., Kolleg und honorar. 5. Beitr. z. Verfassungsgech. d. deutschen Universitäten München 1897. 8^o.

Studentische Sitten und Gebräuche.

Justi potant, oder Deutsches Jech-Recht. Commentbuch des Mittelalters. Nach dem Original von 1406 mit Einleitung neu Hrsg. v. Max Oberbreyer. Heilbronn (1877). 2. Aufl. 1880. 8^o.

Schlus, Martialis, Dissertatio de norma actionum studiosorum seu von dem Burschen-Comment. o. W. 1726.

Vier-Comment des Leipziger V. C. W. S. 1887/88. Leipzig 8^o.

Revidirter Allgemeiner Berliner V. C. Vier-Comment. Offizielle Ausg. Neu revid. u. angenommen W. S. 1886/87. 2. Aufl. Berlin (1894). 8^o.

Carmina Latina. Lat. u. deutsche

Lieder u. Gedichte e. Hs. d. XIII. Jhs. aus Benediktinen auf d. P. Bibliothek zu München. Hrsg. v. J. A. Schmeller. 3. unveränd. Aufl. Breslau 1894. 8^o.

K (ind. leben), C. W., Studententheater. Aus den hinterlassenen Papieren eines englischen Philosophen Florido genannt. Halle 1781. 8^o.

Keil, Rob. u. Rich., Deutsche Studententheater des sechzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1850. 8^o.

Kopp, A., deutsches Volks- und Studenten-Lied. Berlin 1899. 8^o.

Klinge, Fr., Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895. 8^o.

Das Fechten und die Mensur.

(Kochhammer, Hans.) Der Mann Fechter antientliche Kunst. Frankfurt am Main (1726). 1^o.

Meyer, Joachim, Gründliche Beschreibung der freyen Nitterlichen rind Adlichen Kunst des fechtens, in allerley abtreuchlichen Wehren. Straßburg 1720. 4^o.

Derolimus, Theodorus, Der künstliche fechter oder Klare Beschreibung der freyen, nitterlichen und adelichen Kunst des fechtens im Rappier, Dinsacken und Schwerdt. Würzburg 1720. 2^o.

Heumann, Ehr. Aug., Historia de gradu academico. In: J. A. Volckmar, Beyträge zu. Tractatus de privatis et publicis studiis in Jena 1741. 4^o.

Neuf. Anweisung zum Diebfechten. Jena 1840. 8^o.

Deutsches Paußbuch. Jena 1878. 2^o.

Scheidler, Nachmalige Erörterung der Frage „Lieb oder Stoß?“ Jena 1846. 8^o.

Castle, J. Gordon, Schools and masters of fenc. from the middle ages to the present century. London 1885. 4^o.

Fix, L. crime dans les universités allemandes d'après Ludwig Casar Rögel, Lehrer Schulze, W. Fehn etc. Paris 1890. 8^o.

Die Jenerer Stoßmensur. In: Burschenschaftl. Wärtter. Jg. 2. 1888. S. 702.

Die studentische Mensur. In: Jg. 7. 1900. S. 277.

Auf Mensur vor 50 Jahren. In: *Mad. Monatshefte*. Jg. II. 1892. S. 7.

Drey, E. Über die Entwickelungsgeschichte der Bestimmungsmensur in der Burschenschaft. In: *Burschenschaftl. Blätter*. Jg. I. S. 5. 1892. S. 37.

Dien, E. Merkswürdigen Verros. In: *Burschenschaftl. Blätter*. Jg. II. W. S. 1897. S. 120.

Kirchhoff, Paul. Das Gelehrte sonst u. jetzt. Reform oder nicht Reform. In: *Landmannschaftl. Korrespondenz*. Jg. I. S. 12.

Die einzelnen Hochschulen.

Heidelberg.

Baum, Joh. Friedr., Geschichte der Universität Heidelberg. Nach handschriftl. Quellen nebst den wichtigsten Urkunden. Bd. 1. 2. Mannheim 1892. 64 S.

Ruperto-Carola. Nekrolog, festl. Chronik der V. Säcularfeier der Universität Heidelberg. (Hrsg. v. K. Varnh. Heidelberg 1886.) 2 S.

Palatinus, Theodor, Heidelberg und seine Universität. Freiburg i. B. 1886. 7 S.

Rey, Ed., Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen u. Akten. Heidelberg 1886. 8 S.

Das Corpsleben in Heidelberg während des neunzehnten Jahrhunderts. Heidelberg 1887. 8 S.

Drey, Ed., Die deutsche Burschenschaft in Heidelberg. 3. Heft 3 Kulturgesch. deutscher Universitäten. Heidelberg 1893. 8 S.

Leipzig.

Sarncke, Friedr., Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 100 Jahren. (Leipzig 1857.) 87 S.

Krenshler, Heinr. Gottlieb, Geschichte der Universität Leipzig von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten. Dessau 1810. 4 S.

Brasch, Moriz, Geschichte der Universität Leipzig. München 1819. 47 S.

Friedberg, Emil, Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1894. 8 S.

Greiffel, E. E. C., Leipzig und seine Umgebungen. Leipzig (1874.) 8 S.

Winkmann, Gustav, Leipzig durch drei Jahrhunderte. 3. Atlas 3. Gesch. d. Leipz. Stadtbildes, im 16., 17. u. 18. Jahrh. Leipzig 1891. 2 S.

Sarncke, Friedr., Aufsätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte. Leipzig 1818. 4 S.

Fisch, Paul, Studentisches Leben in Leipzig zur Zeit des Kurfürsten August (1557-1586). C. 1. 2. In: *Satzschrift für Kulturgeschichte*. Bd. 1. 2. S. 1 u. 2. 1891.

Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Wendend. aus d. Wanderungen und Kreuzzügen durch e. Teil Deutschlands von Anselmus Habrosus d. Jüngeren. Leipzig 1897. 8 S. (Leipziger Neudrucke. Bd. 11.)

Günther, Otto, Zur Geschichte des Leipziger Mühlentrages im Jahre 1708. Leipzig 1893. 8 S.

Andree, Oswald, Geschichte des Corps *Arctura* in Leipzig 1807-1815. Leipzig 1875. 8 S.

Melzer, Moriz, Verzeichniss der Stipendien und Benefizien, welche ausschließlich oder doch wenigstens für Studierende an der Universität Leipzig ausbezahlt sind. 2. Aufl. Leipzig 1886. 8 S.

Köln.

Die Matrikel der Universität Köln. Hrsg. v. Adolph Hofmeister. I-III. Köln 1889-90. 3 Bde.

Krabbe, Otto, Die Universität Köln im 16. u. 17. Jahrh. C. 1. 2. Köln u. Schwerin 1874. 8 S.

Krause, K. E. V., Zur Geschichte der ersten Jahre der Universität Köln. Progr. Köln 1875. 4 S.

Greifswald.

Rosegarten, Joh. Gottfr. Ludw., Geschichte der Universität Greifswald mit urkundl. Beilagen. C. 1. 2. Greifswald 1870-77. 2 Bde.

Haefler, B., Zur Geschichte der medicinischen Fakultät Greifswald. Breslau 1871. 8 S.

Schlegel, Gottl., Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der U. Universität zu Greifswald. Berlin u. Stralsund 1798. 2 S.

Baumstark, E., Die Universität Greifswald vor hundert und vor fünfzig Jahren. Mad. Festchr. Greifswald 1890. 4 S.

Siegler, J., Geschichte der Stadt Greifswald. Greifswald 1817. 4 S.

Hesterding, Konr., Stipendien, Stipendien und Benefizien für Studierende an der Universität Greifswald. Greifswald 1897. 8 S.

Freiburg.

Schreiber, B., Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau. C. 2: Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg. Neue Ausg. C. 1-5. Freiburg 1898. 6 Bde.

Die Universität Freiburg seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich von Baden 1802-81. Freiburg i. B. u. Tübingen 1881. 4 S.

(Mayer, Hermann,) Geschichte der Universität Freiburg im Breisgau in der ersten Hälfte d. XIX. Jahrh. C. 1. 3. Bonn 1892. 94 S.

Die Urkunden über die der Universität Freiburg i. B. zugehörigen Stiftungen (von 1497-1877) nebst den auf das Stipendienwesen bezüglichen Verfügungen. Freiburg i. B. 1875. 8 S.

Tübingen.

Wölfl, Aug. Friedr., Geschichte der herzoglich Württembergischen Eberhard Karls Universität zu Tübingen im Grundriss. Tübingen 1722. 8 S.

Klüpfel, K., Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen 1811. 4 S.

Die Universität Tübingen in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1877. 4 S.

Mutentrieth, J. H. F. v., Über den Gelehrten der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges auf der Universität Tübingen herrschte. C. akad. Rede. Tübingen 1872. 8 S.

Mohl, Rob. v., Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studirenden während des 16. Jahrh. Tübingen 1840. 3. Aufl. 1851. 8°.

Reich, Rudolf, Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. 1. Aus dem Jahre 159. (Ann. Progr.) Tübingen 1867. 3°.

Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. Festgabe bei der vierten Sakularfeier ihrer Gründung. Tübingen 1871. 8°.

Kualer, Bernhard, Die Jubiläen der Universität Tübingen nach handschriftl. Quellen dargestellt. Festprogr. Tübingen. 1877. 8°.

Geschichte des Corps Franconia. In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 20.

Das Corpsleben Einst und Jetzt in Tübingen. In: Akad. Monatshefte. Jg. 8. 1891. S. 217.

Geschichte der Tübinger Burschenschaft 1817-1852. In: Burschenschaftl. Blätter 7. 1. 1891. S. 203.

Geschichte des Corps Alenania. In: Akad. Monatshefte. Jg. 9. 1892. S. 151.

Tübingen und seine Umgebung. H. 1-3 2. vollst. umgearb. Aufl. Tübingen 1881-91. 8°.

Sintl, K., Tübingen Zürich 1892. 8°.

Marburg.

Justi, Karl Wilhelm, Grundzüge einer Geschichte der Universität zu Marburg. Marburg 1827. 8°.

Sybel, Heinrich v., Die Universität Marburg und das kurfürstliche Unterrichtsweisen. 1. Die Universität. Marburg 1848. 8°.

Heppel, Heinrich, Geschichte der theologischen Fakultät zu Marburg. Marburg 1873. 8°.

Hense, E. F. Th., Die Eröffnung der Universität Marburg. J. 1625. Marburg 1862. 8°.

Wuchenaun, G., Die 300jährige Jubelfeier der Universität Marburg am 30., 31. Juli und 1. Aug. 1877. Marburg 1879. 8°.

Das Corps basso Massovia. In: Akad. Monatshefte. Jg. 7. 1890. S. 73.

Die Marburger Corps Anfang der vierziger Jahre. In: Akad. Monatshefte. Jg. 8. 1891. S. 150.

Marburger Burschenkomment 1855. In: Akad. Monatshefte. Jg. 9. 1892. S. 317.

Die ersten 9 Jahre der Marburger Burschenschaft. In: Burschenschaftl. Blätter. Jg. 6. 1. 1892. S. 109.

Königsberg.

Salmic, Arnoldi, Herrmann, puer. Colubr. Alb. Paris 1839. An. 1841-1842 in corpore sunt erig. nobile Regim. nob. 1794. 1°.

Arnoldi, Dan. Heinr. Ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergischen Universität. Th. 1-2. Königsberg i. Pr. 1746. 8°.

Festzüge in seiner Historie der Königsbergischen Universität nebst einigen Verbesserungen derselben. 1755. 8°.

Goldbeck, J. F., Nachrichten von der K. Universität zu Königsberg i. Pr. und den daselbst befindlichen Lehr-, Schul- und Erziehungs-Anstalten. Leipzig u. Dessau 1782. 8°.

Klenger, Joh. Dan. Über die Universität

zu Königsberg. E. Nachtrag zu Arnoldi u. Goldbeck. Königsberg 1801. 8°.

Stettiner, Paul, Aus der Geschichte der Albertina 1733-1801. Königsberg 1811. 8°.

Prutz, Hans, Die Königl. Alberts-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert. Königsberg 1891. 8°.

Toppen, Maj., Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rektors Georg Sabinus. Königsberg 1871. 8°.

Ämtliche Nachrichten über die Feier des dritten Sakularfestes der Albrechts-Universität zu Königsberg. Königsberg 1814. 8°.

Bonif. Hag., Das Jubelfest des dreihundert-fünfzigjährigen Bestehens der Alberts-Universität am 26. u. 27. Juli 1891. Nach amtl. Mittheilungen. Königsberg 1891. 8°.

Hettler, Christian, Bemerkungen eines Reisenden über einen Teil von Ost- und Westpreußen. In Briefen an seinen Freund Berlin 1777. 8°.

Nachrichten über Leben und Schriften des H. Geheimrathes Dr. Karl Ernst von Baer mitgeteilt von ihm selbst. St. Petersburg 1806. 8°.

Seraphim, A., Kun. Liv. Eslander auf der Universität Königsberg. Riga 1805. 8°.

Jena.

Schwarz, J. E. E., Das erste Jahrzehnd der Universität Jena. Jena 1808. 8°.

Loening, Rich., Über ältere Rechts- und Kulturzustände an der kais. Sachs. Gesamt-Universität Jena. Rede. Jena 1817. 1°.

Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der jenaischen Akademie. Jena 1771. 1°.

Briefe über Jena. Frankfurt u. Leipzig 1793. 8°.

(Kühl Anton) Rechnung der Universität Jena für Jünglinge, welche diese Akademie besuchen wollen. Leipzig 1798. 8°.

Keil, Rich. u. Nob., Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1527-1875). Leipzig 1878. 8°.

(Schneider Gust. Heinr.) Die Burschenschaft Germania zu Jena. Jena 1891. 1°.

Würzburg.

Bönike, Christian, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg. Th. 1. Würzburg 1782-88. 1°.

Wegele, Franz K. von, Geschichte der Universität Würzburg. T. 1 Geschichte T. 2 Hundebuch. Würzburg 1882. 8°.

Kölliker, Albert von, Zur Geschichte der medicinischen Fakultät an der Universität Würzburg. Rede. Würzburg 1871. 1°.

Alma Julia, Mahnworte Chronik ihrer dritten Sakularfeier. Redaktion v. Aug. Schüller. Nr. 1-12. Würzburg 1882. 2°.

Pfiker, Das Kartell zwischen der Würzburger „Germania“ und Heidelberger „Alenania“. In: Akad. Monatshefte. Jg. 11. 1893.

Haupt, Herm., Die alte Würzburger Burschenschaft 1827-1875. 3. Beitr. 3. Universitätsgesch. in d. Reaktionszeit. (S. H. u. d.

„Festschrift z. 70j. Jubelfeier d. Würzb. Versbren-
schaft Minima.) Würzburg 1898. 8°

Gießen.

Die ältesten Privilegien und Statuten der
Universität. Hsg. von H. Wägerschleken.
(Univ. Progr.) Gießen 1881. 1°

Die Matrikel der Universität Gießen
1609-77. Hsg. von Ernst Kleinig und Karl
Ebel (S. N. u. d. Mitterlungen d. Oberhessischen
Gesichtsver. N. F. Bd. 2-11.) Gießen 1898. 8°

Hoffmann, Hermann, Ein Beitrag zur
Geschichte der Hochschule zu Gießen. (Mad. Fest-
rede.) Gießen 1866. 8°

Knuterbeck, Anton, Geschichte der katholisch
theologischen Fakultät zu Gießen. Gießen 1850. 8°

Wolff, Alfred, Aus einer kleinen Univer-
sitätsstadt. Kulturgeschichtl. Bilder 1. Gießen
1899. 8°

Kiel.

Thieß, Joh. Otto, Entstehungsgeschichte der
Universität zu Kiel. Bd. 1. T. 1. 2. Kiel
1800. 3. 8°

Rätzsch, H., Geschichte der Universität zu
Kiel. Kiel 1870. 8°

Volbehr, Friedr., Beiträge zur Geschichte
der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel. Kiel
1870. 8°

Thaulow, Das Christian-Albrecht-Stift an
der Kieler Universität. Kiel 1881. 8°

—, Gustav, Die Feierlichkeiten bei der Ein-
weihung der Kieler Universität 1665. Nach der
Beschreibung des Barons Alexander Corquatus
„französisch in gedrängter Übersicht. 2 verb.
Blatt. Kiel 1870. 8°

Volbehr, Friedr., Die Einweihungsfeier des
neuen Universitätsgebäudes zu Kiel, 21. bis 26. Ok-
tober 1870. 8°

Eckardt, H., Alt-Kiel in Wort und Bild.
Kiel 1891. 8°

(Höppe, Adolf) Chronik der akademischen
Verbindung „Frifa“ 1872-1897. Kiel 1897. 8°

Halle.

Dreihaupt, Joh. Christoph v., Paris
Nelson et Nanzoni oder ansährliche, diplo-
matisch histor. Beschreibung des . . . Saal Creyses,
u. aller darin befindlichen Städte. T. 1. 2. Halle
1749. 8°

Boschauer, Joh. Chr., Geschichte d. Univ.
zu Halle. Halle 1800. 8°

Schrader, Wilhelm, Geschichte der Friedrichs-
Universität zu Halle. T. 1. 2. Berlin 1834. 8°

Herzberg, Gustav, Kurze Übersicht über
die Geschichte der Universität in Halle a. S. bis
zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Halle a. S.
1893. 8°

Herzberg, Jar, Geschichte der Vereinigung
von Wittenberg und Halle. Progr. 3. Jäger d.
1894. Vereinigung. Halle 1897. 1°

Die Universität Halle seit den Befreiungs-
kriegen. Verbindungswesen und Streben nach
einem akademischen Studentenleben daselbst. Saden-
burg-Magdeburg 1845. 8°

König, Aus zwei Jahrhunderten. Ge-
schichte d. Studentenschaft u. d. student. Kor-

porationswesens an d. Univ. Halle. Nach mündl.
Quellen. Halle a. S. 1894. 8°

Göttingen.

Höfler, E. F., Die Gründung der Univer-
sität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe
der Zeitgenossen. Göttingen 1855. 8°

Meiners, Kurze Darstellung und Ent-
wickelung der hohen Schulen des protestantischen
Deutschlands, besonders der hohen Schule zu
Göttingen. Göttingen 1808. 8°

Dore, Richard, Einige Gedenkblätter aus
der Geschichte der Georgia Augusta seit 1637.
Göttingen 1867. 8°

Mackensen, W. F. A., Letztes Wort
über Göttingen und seine Lehrer. Leipzig 1761. 8°

Rintel, Moses, Versuch einer skizzierten Be-
schreibung von Göttingen nach seiner gegen-
wärtigen Beschaffenheit. Göttingen 1794. 2°

Interessante Bemerkungen über Göttingen
als Stadt und Universität betrachtet. Glückstadt
1804. 8°

Der Göttinger Student. Göttingen
1817. 8°

Altenmäßige Darstellung der Vorfälle,
welche im letztverwichenen Sommer auf der Uni-
versität zu Göttingen stattgefunden. Hannover
1818. 8°

Der Studentenstreit oder die neuesten
unruhigen Ereignisse auf der Universität zu
Göttingen im July und August 1818. Wipen-
hausen 1818. 8°

The University of Goettingen at the
beginning of the year 1825. London 1826. 8°

Unger, Göttingen und die Georgia Augusta.
Göttingen 1861. 8°

Mejer, Otto, Kulturgeschichtliche Bilder aus
Göttingen. Linden-Hannover 1881. 8°

Geschichte der Göttinger Freisen von 1811
bis 1897. Göttingen 1897. 8°

(Nömpker), Versuch einer Geschichte der
Vurschenschaft hannoverscher Göttingen. Göttingen
(1817). 8°

Geschichte der Vurschenschaft Vranstriga
Göttingen 1892. 8°

Alte Herren-Zeituna der Verbindung
Cimbria. Jg. 1. 1890 ff. Göttingen. 8°

Erlangen.

Filenscher, Georg Wolfgang Aug., Geschichte
der K. preuss. Universität zu Erlangen von ihrem
Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeiten. (T. 1.)
Leipzig 1745. 8°

Vollständige akademische Gelehrten-
geschichte der K. preuss. Friedrich-Alexander Uni-
versität zu Erlangen von ihrer Stiftung bis zur
gegenwärtigen Zeit. Abt. 1-3. Nürnberg
1806. 8°

(Engelhardt), Die Universität Erlangen
von 1745-1845. Erlangen 1845. 8°

Papst, Joh. Geo., Friedr., Gegenwärtiger
Zustand der Friedrich-Alexanders-Universität zu
Erlangen. Erlangen 1791. 8°

(Wardleben, K. E. H.), Darstellungen aus
der Welt der Erlanger Wissenschaften zur Rück-
erinnerung und Beherzigung. Frankfurt und
Leipzig 1798. 8°

Sätze und Zustände aus dem Erlanger

Studentenleben. M. h. d. Notizen v. e. ehemaligen Erlanger Studenten Nürnberg und Erlangen 1845. *

Kalb, Wilhelm, Die Alte Burschenschaft und ihre Entwicklung in Erlangen in bei. Veräch. d. Alten Germania Erlangen 1842. *

Rügheimer, Karl, Geschichte der Burschenschaft zu Erlangen 1801. 03. München 1890. 8°.

Reuter, Friedrich, Die Erlanger Burschenschaft 1810-1827. 8. Beitr. z. innern Gesch. d. Restaurationzeit. Erlangen 1836. 4°.

Münster

Denkschrift über die Rechte der Akademie zu Münster auf ihre Exaltation. Münster 1840. 4°.

Cibus, Ad., Die Stadt Münster. Ihre Entstehung u. Entwicklung bis auf d. neuere Zeit. Münster 1882. 8°.

Detten, Georg v., Münster i. W., seine Entstehung und das Kulturbild seiner 1000-jährigen Entwicklung. Münster 1887. 8°.

Vahlmann, P., Aus Münsters Vergangenheit. 8. kurze Stadtgeschichte. Münster i. W. 1898. 8°.

Schücking, L. u. f. Kreisgraf, Das malerische u. romanische Westfalen. 1. Auf. Paderborn 1898. 8°.

Berlin

Dande, Die Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Systematische Zusammenstellung der für dieselbe bestehenden und reglementarischen Bestimmungen. Berlin 1887. 8°.

Wagner, Ad., Die Entwicklung der Universität Berlin 1810-1890. Rektoratsrede. Berlin 1890. 4°.

Wöckh, Aug., Rede zur Jubelfeier d. Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1890. 8°.

Die Bewegung der Unabhängigen Studentenschaft zu Berlin. Berlin 1892. 8°.

Breslau

Reinhold, Jos., Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Diadima mit der Leopoldina. Festschrift. Breslau 1861. 4°.

Die Jubelfeier der Universität Breslau vom 1. bis 6. August 1891. Nebst e. Abriss der Geschichte der Universität. Breslau 1891. 8°.

Gründung und Entwicklung der Breslauer Burschenschaft. Festschrift zu ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier am 20. u. 21. Oktober 1897. Breslau 1897. 8°.

Müller, H., Geschichte des Corps Silesia. 8. Febr. 3. 100-jähr. Stiftungsfeste 1897-1897. Breslau 1897. 8°.

Meißner, J., Stipendien und Unterhaltungen in Breslau. Breslau 1889. 8°.

Donn

Sybel, H. v., Die Gründung der Universität Bonn. Festschrift. Bonn 1898. 4°.

Parrentrapp, L., Vorträge zur Geschichte der katholischen Universität Bonn. Bonn 1898. 8°.

Hessel, K. u. P. Siller, Geschichte der

Burschenschaft „Fidelitas“ zu Bonn 1845-47. Berlin 1899. 8° (Veröffentlichungen d. Vereins f. d. deutsche Burschenschaft. Bd. 2.)

München

Prantl, Carl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landsbut München. 3. Festschrift ihres 100-jähr. Bestehens. Bd. 1, 2. München 1872. *

Haushofer, Max, Die Ludwig-Maximilians-Universität zu Ingolstadt, Landsbut und München in Vergangenheit und Gegenwart. München 1899. 4°.

Die 100-jährige Stiftungsfeier der Königl. Ludwig-Maximilians-Universität München München 1872. 4°.

Pristerer, Carl, Erinnerung an Suevias festschriftliche Jubelfeier Augsburg 1895. 8°.

Kurz, Ferd., Der Anteil der Münchener Studentenschaft an den Unruhen der Jahre 1847 und 1848 (Kola Montez Studentenkörpers) München (1897). 8°.

Straßburg

Die Einweihung der Straßburger Universität am 1. Mai 1872. Offizieller Festschrift Straßburg 1872. 8°.

Ericsson, Alfred, Das Straßburger Universitätsfest vom Jahre 1871. Straßburg 1884. 8°.

Heitz, Emil, Zur Geschichte der alten Straßburger Universität. Rede. Straßburg 1887. 8°.

Hausmann, S., Die Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Ihre Entwicklung u. ihre Bauten. Straßburg 1897. 4°.

Hofeuss, Heinrich, Die Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg ihr Recht und ihre Verwaltung. 8. Febr. 3. 1. Mai 1897. Straßburg 1897. 4°.

Enting, J., Beschreibung der Stadt Straßburg und des Münsters. 6. Aufl. Straßburg 1890. 8°.

Die technischen Hochschulen

Baumeister, W., Die technischen Hochschulen. Berlin 1886. 4°.

Vredler, A., Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. 1. Aufl. Berlin 1898. 8°.

Die technischen Hochschulen u. ihre wissenschaftlichen Beziehungen. Rede z. Antritt des Rektorates der Königl. Techn. Hochschule zu Berlin gehalten d. Rektor am 1. Juli 1891. Berlin 1891. 4°.

Die technischen Hochschulen in Preußen. Eine Darstellung ihrer Geschichte und Organisation. Berlin 1891. 8°.

Scheffler, W., Die technischen Hochschulen und Bergakademien in. Ausg. Leipzig 1897. 8°.

Beckhoffer, M., Wie lauten die Examenbestimmungen der technischen Hochschulen Deutschlands und der Schweiz? Karlsruhe 1898. 8°.

Die Stipendien an den technischen Hochschulen. Ein Handbuch f. Studierende. Leipzig 1897. 8°.

Gezieltes Vademecum für die Studierenden der deutschen technischen Hochschulen. Hannover 1899. 8.

Das 100jährige Jubiläum der Herzogl. Technischen Hochschule zu Braunschweig im Juli 1881. Braunschweig 1881. 4.

Festbericht der Herzogl. Technischen Hochschule Carola Wilhelmina, dargebr. d. naturwissenschaftl. Theilnehmern an der 63. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, hrsg. v. Herrn Rektorat. Braunschweig 1887. 8.

Festschrift d. Königl. Technischen Hochschule zu Berlin zur Feier der Einweihung ihres neuen Gebäudes am 2. November 1884. Berlin 1884. 4.

Die Großherzogliche technische Hochschule Karlsruhe. Festschrift zur Einweihung der Neubauten im Mai 1891. (Stuttgart 1891) 8.

Entwicklung der technischen Hochschule in Karlsruhe von der Gründung bis zur Gegenwart 1827—1897. (Karlsruhe 1897) 8.

Kluckhohn, A. Über die Gründung u. bisherige Entwicklung der K. technischen Hochschule zu München. Rede. München 1871. 4.

Festschrift zur Einweihung des neuen 3. Polytechnikums in Dresden am 4. Nov. 1887. Dresden 1887. 4.

Launhardt. Die Königl. Hochschule zu Hannover von 1827—1887. Hannover 1887. 8.

Festschrift zur Jubelweihung des 100jährigen Bestehens der Technischen Hochschule zu Darmstadt. Darmstadt 1886. 4.

Die neuen Gebäude d. Großherzogl. Technischen Hochschule zu Darmstadt. Festschrift zur feierl. Einweihung der Neubauten am 28. Okt. 1897. Darmstadt 1897. 8.





Berichtigungen und Zusätze.

- | | | | | | |
|----|------|--|--|-----|---|
| S. | 78 | Die Unterschrift zu den Siegeln muß lauten: „Siegel der thüringisch-meißnischen und der rosstöckischen Landsmannschaft zu Rostock“. | S. | 29 | Die Landsmannschaft Silesia ist mit dem Beginn des W. S. 1811/1800 reformirt worden. |
| S. | 10 | S. 1 v. u. lies „Nectar“ statt Nektar. | S. | 77. | Die Farben der Germania sind schwarz gold rot v. u., die der Derendinaia rot weiß blau. |
| S. | 123 | S. 17 v. u. lies „Appell“ statt Appel. | S. | 39. | S. 4 v. u. lies 1891 statt 181. |
| S. | 160. | S. 10 v. u. lies „das“ statt daß. | S. | 76. | Das Bild „Kiel im 17. Jhde.“ ist mit Genehmigung des Herrn Verlagsbuchhändlers Eckardt seinem Werke „Mit Kiel in Wort und Bild“ entnommen worden. |
| S. | 201 | Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. Fabricius beruht die Unterschrift zu dem Bilde auf dieser Seite auf einem Irrtum. Das Bild, dessen Original die Unterschrift trägt: „Lanobovis Leichenbegangnis“, stellt einen Studentenulf dar, und zwar handelt es sich, da „Lanobovis“ (= Gräber) in der deutschen Karte dasselbe ist, wie „Dane“ in | der französischen, vermuthlich mit die scherzhaftige Veripottung eines gegen das Kartenspielen gerichteten Verbots | | |





Stanford University Libraries



3 6105 005 024 141

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

7-11-15

W
F. 11. 1951

Stanford University Libraries



3 6105 005 024 143

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

908-1.40

Basement

MAR 23 1946

F MAY 17 1957

SCHNEIDER & ZIEGLER, BUCHBINDEREI, BERLIN S.W.